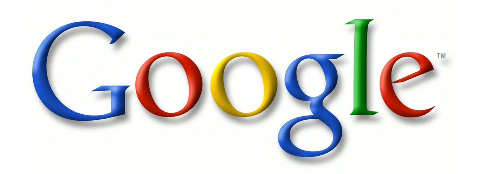
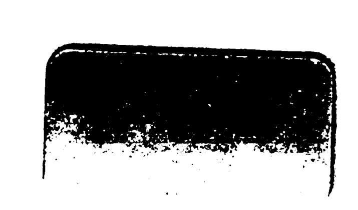




Leben

des

Generals Carl von Clausewitz

und der

Frau Marie von Clausewitz.

Zweiter Band.



Marie v. Clausewitz

Leben

des

Generals Carl von Clausewitz

und der

Frau Marie von Clausewitz

geb. Gräfin von Brühl.

Mit

Briefen, Aufsätzen, Tagebüchern und anderen Schriftstücken.

Von

Karl Schwartz.

Mit zwei Portraits.

Zweiter Band.

Berlin

Ferd. Dümmlers Verlags-Buchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1878.



Inhalt des zweiten Bandes.

X.

Clausewitz kommt mit der Wittgenstein'schen Armee nach Ostpreußen. — Die patriotische Erhebung dieser Provinz. — Clausewitz wirkt in Königsberg mit bei der Organisation der Landesbewaffnung. — Der König verlegt seine Residenz von Berlin nach Breslau. — Der „Aufruf an mein Volk." — Bündniß zu Kalisch mit Rußland. — Kriegserklärung an Frankreich. — Verordnung über die Bildung der Landwehr und des Landsturms. — Stiftung des Ordens vom eisernen Kreuze. — Clausewitz kommt mit der Wittgenstein'schen Armee nach Berlin. — Empfang bei der Prinzessin Wilhelm. — Einzug des York'schen Corps in Berlin. — Clausewitz wird zum Hauptquartier Blücher's abgeordnet. — Seine Reise nach Kalisch, wo er mit Stein und Wallmoden zusammentrifft. — Ankunft bei der Blücher'schen Armee und Wiedervereinigung mit Scharnhorst und Gneisenau. — Clausewitz bei Großgörschen. — Hippel's Unterredung mit Gneisenau und Clausewitz vor der Schlacht bei Bautzen. — Der Rückzug nach Schlesien und der Waffenstillstand von Poischwitz. — Clausewitz's Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande." — Gneisenau's vergebliche Bemühungen für die Zurückberufung Clausewitz's in den preußischen Dienst. — Clausewitz's Stimmung bei der Nachricht von Scharnhorst's Tode. — Die von Gneisenau und Clausewitz verfaßte Todesanzeige. — Frau von Clausewitz in Liebau und Zusammenkunft mit ihrem Gatten daselbst. — Ihr Dankschreiben an Gneisenau. — Clausewitz geht zur russisch-deutschen Legion nach Mecklenburg ab. — Persönliches über den Grafen Wallmoden. — Clausewitz wird von ihm zum Generalquartiermeister seiner Armee ernannt. — Der Krieg an der Niederelbe. — Treffen an der Göhrde. — Clausewitz zum Obersten ernannt. — Fortsetzung des Krieges, Gefecht bei Seestädt und Verwendung der Legion bei der Einschließung von Rendsburg. — Besuche der Frau von Clausewitz bei ihrem Gatten in Mecklenburg und Holstein. — Bekanntschaft mit Charlotte v. Clausewitz auf dem Reventlow'schen Gute Emkendorf. — Briefe von Gneisenau an Clausewitz und seine Frau und von diesem an Gneisenau. — Aufbruch der Legion nach den Niederlanden. — Eindruck Belgiens auf Clausewitz und seine Schilderung des Landes. — Aufenthalt der Frau von Clausewitz bei ihrem Gatten in Alost. — Derselbe wird zum preußischen Obersten ernannt. —

Die Legion wird dem dritten deutschen Armeecorps zugewiesen. — Tagesbefehl des Generals von Kleist über die Legion. — Drei Ukase über Verleihung zweier Orden und eines goldenen Ehrensäbels an Clausewitz wegen ausgezeichneter Leistungen im russischen Dienste.

Nach der Convention von Tauroggen blieb Clausewitz, da die russisch-deutsche Legion, bei welcher er eine Stellung erhalten hatte, noch nicht so vollständig organisirt war, um ins Feld rücken zu können, vorläufig im Hauptquartiere Wittgenstein's, dessen Armee nach dem Niemen marschirte, aber so zögernd, daß es dem Marschall Macdonald möglich wurde, mit den ihm noch übrigen Truppen nach Königsberg zu entkommen und diese zugleich mit anderen französischen Streitkräften, die er hier an sich gezogen, in der Gesammtstärke von 40,000 Mann nach Danzig zu führen. Wittgenstein langte mit 25,000 Mann an den Ufern des Niemen an und am frühen Morgen des 5. Januar 1813 rückten die ersten Kosaken in Königsberg ein, nachdem wenige Stunden vorher die französischen Truppen in entgegengesetzter Richtung die Stadt verlassen hatten. In Wehlau wurde an demselben Tage Wittgenstein mit Jubel aufgenommen und ihm ein glänzender Ball veranstaltet; besonders festlich war sein Empfang in Königsberg, wohin er sich auf Einladung der Stadt begeben hatte.

Am 8. Januar traf York in aller Stille, nur von 50 Husaren begleitet, in Königsberg ein, hatte am folgenden Tage eine Conferenz mit Wittgenstein und übernahm, nachdem er in den nächsten Tagen noch das Dragonerregiment Treskow und die Brigade des Obersten von Below herangezogen hatte, das Gouvernement von Preußen, unter dem freudigsten Enthusiasmus der Bevölkerung, welche, wie in der Convention von Tauroggen den ersten, so in diesem Auftreten York's den zweiten Schritt erkannte, der die Befreiung Preußens und Deutschlands von der Franzosenherrschaft vorbereiten werde. Am Abend des 22. Januar traf auch der Freiherr vom Stein in Königsberg ein und forderte zufolge einer Vollmacht des Kaisers von Rußland, in dessen Dienste er damals stand, zu einer allgemeinen Landesbewaffnung auf. In demselben Monate kam auch Clausewitz nach Königsberg und erwarb sich hier das große Verdienst einer hervorragenden Mitwirkung bei der Organisation der Landwehr

und des Landsturmes, welche bald nachher ins Leben gerufen wurden. Die wenigen Tage, welche er in Königsberg zubrachte, gehörten zu den schönsten seines Lebens und stets bewahrte er eine freudige Erinnerung an die großartige Erhebung, deren Zeuge er in der patriotischen Stadt gewesen war.

Stein wollte anfangs gewissermaßen als russischer Dictator auftreten und die Streitkräfte des Landes, ohne die Genehmigung des Königes abzuwarten, auf Grund seiner russischen Vollmacht organisiren, stieß aber sowohl bei den Vorständen der Civilbehörden als auch namentlich bei York auf energischen Widerstand. Zu einem eigentlichen Zerwürfnisse kam es glücklicherweise nicht; Stein's Vaterlandsliebe und edle Gesinnung siegten über seine leidenschaftliche Heftigkeit, und, durch den Einfluß des Präsidenten von Schön bewogen, entsagte er der ferneren Leitung der Angelegenheit, welche nun in die Hände des Landhofmeisters von Auerswald gelegt wurde. Dieser erließ ein Einberufungsschreiben an die Stände, in welchem dieselben, wegen der mangelnden königlichen Ermächtigung, ausdrücklich nur als „eine Versammlung ständischer Deputirten“ bezeichnet wurden, welche gewissermaßen zur Verstärkung des „permanenten ständischen Comité's“ dienen sollte.

Am 5. Februar wurde diese Versammlung durch die denkwürdige Sitzung eröffnet, in welcher auf Ersuchen der Stände auch York erschien und sich bereit erklärte, die Leitung der Bewaffnungsangelegenheit zu übernehmen. Auf sein Verlangen wurde eine Commission von sieben Mitgliedern, unter ihnen der vormalige Staatsminister Graf Alexander zu Dohna, gewählt; sie berieth sich mit York und bereits am 6. Februar wurde der Plan zur Errichtung von 20,000 Mann Landwehren und 10,000 Mann Reserven festgestellt. Am folgenden Tage erhob die durch eine treffliche Rede des Grafen Dohna begeisterte Versammlung diesen Plan zum Beschlusse, welcher an die ausdrückliche Bedingung geknüpft wurde, daß die Ausführung erst nach erfolgter königlicher Genehmigung erfolgen dürfe.

Dem Plane des Grafen Dohna lag ein Aufsatz*) zum Grunde, welchen Clausewitz schon vor dem Zusammentritte der Stände nieder-

* Abgedruckt im Beiheft für das 1. — 3. Quartal zum „Militärischen Wochenblatte“, Jahrg. 1846, S. 70.

geschrieben und ihm überreicht hatte; im Anschlusse an diesen arbeitete Graf Dohna, nach der von ihm selbst abgegebenen Erklärung, seinen Entwurf aus, welcher nach den Berathungen der Commission und den von dieser sowohl als von York vorgenommenen Abänderungen in die bekannten „Königsberger Festsetzungen“*) überging, so daß also auch für diese letzteren der Aufsatz von Clausewitz die Grundlage bildete, aus welchem namentlich die Bestimmungen über Zweck und Formation der Landwehr fast wörtlich entnommen sind. Stein, dem vor seiner Abreise der Entwurf vorgelegt worden war, hatte denselben bis auf einige ganz geringfügige Abänderungen gebilligt. In der letzten Sitzung vom 9. Februar wurde eine Generalcommission zusammengesetzt, welche die Landwehrerrichtung, wenn der König die Genehmigung ertheilt haben würde, zur Ausführung bringen sollte, und Graf Dohna zum Präsidenten dieser Commission erwählt.

Als die „Königsberger Festsetzungen“ dem Könige, der damals bereits seine Residenz nach Breslau verlegt hatte, zur Genehmigung vorgelegt wurden, hatte Scharnhorst schon einen Plan für die Errichtung der Landesbewaffnung in der ganzen Monarchie vollständig ausgearbeitet, welcher den am 17. März erlassenen königlichen Verordnungen über die Bildung der Landwehr und des Landsturmes zum Grunde gelegt wurde. Scharnhorst suchte zwischen dem Königsberger und seinem eigenen Plane die erforderliche Uebereinstimmung herbeizuführen, und daß dies mit keinen großen Schwierigkeiten verknüpft war, hatte darin seinen Grund, daß der Königsberger Plan sich im Wesentlichen auf den Aufsatz von Clausewitz gründete, dieser sich aber an Scharnhorst's Ideen und Grundsätze, in welche er auf's vollständigste eingeweiht war, gehalten hatte. Scharnhorst konnte sich daher auf Verbesserung einzelner mangelhafter Punkte in den „Festsetzungen“ beschränken, zu welchen besonders die drei Bestimmungen gehörten, daß nur Infanterie errichtet, daß die Land-

*) „Festsetzungen, betr. die Landwehr in den Provinzen Litthauen, Ostpreußen und Westpreußen auf dem rechten Weichselufer“ (nur auf die rechts der Weichsel liegenden Bestandtheile konnten sich die Maßregeln erstrecken, da die Franzosen zur Deckung ihres Rückzuges die Weichsel noch festhielten) abgedr. bei Bräuner, Geschichte der preuß. Landwehr, I. Halbbd. S. 82—90 und im Beihefte zum 1.—3. Quartal des Militärischen Wochenblattes, Jahrg. 1846, S. 73.

wehr nicht außerhalb der Provinz verwendet werden und daß die Stellvertretung gestattet sein sollte.

Ueber das Verhältniß der „Königsberger Festsetzungen“ zu dem Scharnhorst'schen Plane ist bekanntlich in der Folge ein literarischer Streit geführt und dabei besonders die Prioritätsfrage erörtert worden. Wir können diesen Streit hier nicht ausführlich besprechen, glauben ihn jedoch auch nicht gänzlich übergehen zu dürfen, da bei demselben in gleich unverdienter Weise gegen Scharnhorst Angriffe gerichtet und Clausewitz's Verdienste um die Organisation der ostpreußischen Landesbewaffnung geschmälert worden sind.

Daß Scharnhorst bereits einen umfassenden Plan für die Errichtung der Landwehr und des Landsturmes in der ganzen Monarchie ausgearbeitet hatte, als die „Königsberger Festsetzungen“ in Breslau eintrafen, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, und genügt es, für diese Thatsache nur das ganz bestimmte Zeugniß des damaligen Staatsraths und vortragenden Rathes bei dem Staatskanzler, nachmaligen Präsidenten von Hippel, anzuführen:*) „Den Zweifel, wer Urheber der Landwehr und Verfasser der Landwehr-Ordnung mit ihren Beilagen sei, wird dem Herausgeber aufzuklären verstattet sein, wenn er versichert, daß ihm die Arbeit ganz vollendet von dem verewigten Scharnhorst zur letzten Feile und Redaction schon im Februar und noch früher, als die ostpreußischen Vorschläge anlangten, übergeben worden. Der Herausgeber fand jedoch so wenig daran zu ändern und glaubte dem Vertrauen des theuern Verewigten so viel schuldig zu sein, daß er die geringen nothwendigen Verbesserungen nur mit der ausdrücklichen Zustimmung des Verfassers vorzunehmen sich erlaubte.“ Daß die „Königsberger Festsetzungen“ mit einem schon bestehenden Plane in Uebereinstimmung gebracht werden sollten, ergibt sich auch aus einer Mittheilung des um dieselben sehr verdienten Majors Ludwig Grafen zu Dohna an seinen Bruder Alexander aus Breslau vom 2. März: „Nächstens erscheint eine Aufforderung an alle Provinzen, die Landwehr betreffend, und dieser sollte unser Plan angepaßt werden.“

Von großer Bedeutung ist auch das Zeugniß, welches der nachmalige Kriegsminister von Boyen über Scharnhorst's selbstständiges

*) „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III.“ S. 60.

Verdienst um die Errichtung der Landwehr und die in seinem Geiste und nach seinen Ideen von Clausewitz den Königsberger Entwürfen gewidmete Thätigkeit abgelegt hat.*) Der bekannte Geschichtschreiber, Professor Johannes Voigt in Königsberg, hatte in der von ihm verfaßten Biographie des Grafen Dohna über die militärischen Kenntnisse Scharnhorst's und sein Benehmen im Jahre 1813 in Breslau ein tadelndes Urtheil ausgesprochen, zu dessen Abwehr Boyen als Freund und warmer Verehrer Scharnhorst's, mit welchem er von 1808 bis 1812, mit geringen durch Reisen erzeugten Ausnahmen, in einer täglich immer enger werdenden Amtsverbindung gestanden hatte, sich veranlaßt fühlte. Wir gestatten uns, aus der sehr verdienstvollen kleinen Schrift, in welcher Boyen „zu der schönen Schilderung", welche Clausewitz von dem Leben und Charakter Scharnhorst's gegeben hatte, „einige Beiträge liefern wollte" folgende Stellen hier anzuführen: „Eben so veranlaßte Scharnhorst im Jahre 1811 den damaligen Major von Clausewitz, eine Denkschrift auszuarbeiten, in der dieser dem Könige und dem Heere viel zu früh entrissene talentvolle Offizier mit der ihm eigenthümlichen Klarheit die großen Vortheile, welche die Mark Brandenburg durch ihre Terrainbeschaffenheit in mehreren Gegenden zum kleinen Kriege darbietet, deutlich auseinandersetzt und, wie ich es persönlich weiß und mehrere nennen könnte, dadurch auf Männer aus allen Ständen zu dem beabsichtigten Zwecke höchst vortheilhaft einwirkte" (S. 35). Ferner: „Der Oberst von Clausewitz war nicht allein einer der liebsten und talentvollsten Schüler des Generals Scharnhorst, sondern, was in der Biographie zufällig vergessen ist, seit dem Jahre 1809 nicht mehr Adjutant des Prinzen August, sondern von dieser Zeit bis zum Jahre 1812 Adjutant des Generals Scharnhorst und sein erster und vertrauter Arbeiter, besonders in den aus politischen Rücksichten geheim zu haltenden außerordentlichen Bewaffnungsplänen. Die Anhänglichkeit des Oberst

* „Beiträge zur Kenntniß des Generals von Scharnhorst in seiner amtlichen Thätigkeit in den Jahren 1808—1813, mit besonderer Beziehung auf die über ihn in der Biographie des verstorbenen Ministers Grafen Dohna ausgesprochenen Urtheile, von H. von Boyen, Königl. Preußischem Kriegsminister a. D." Berlin 1833. Voigt's Schrift war unter dem Titel: „Das Leben des Grafen v. Dohna-Schlobitten" in demselben Jahre in Leipzig erschienen.

Clausewitz an Scharnhorst und dessen Ansichten war so groß, daß er sich unter keiner Bedingung zur Bearbeitung einer Einrichtung hingegeben hätte, die in directem Widerspruche mit den ihm wohlbekannten Plänen des Generals stand. Ich habe es daher auch als eine Gunst des Schicksals angesehen, daß in dieser wichtigen Epoche ein vorzüglicher Zögling Scharnhorst's sich gerade in Ostpreußen befand.“ (S. 44).

Mit Entschiedenheit weist Boyen den gegen Scharnhorst erhobenen Vorwurf zurück, daß er nur zögernd auf die „Königsberger Festsetzungen“ eingegangen sei und denselben sogar Widerstand entgegengesetzt habe, indem er versichert, daß Scharnhorst im Gegentheil das Unternehmen der ostpreußischen Stände nach seinem vollen Werthe anerkannt habe. Nichts war dem edlen Charakter Scharnhorst's fremder als kleinliche Eifersucht, zu welcher in dem vorliegenden Falle überdies nicht einmal eine Veranlassung vorhanden war, da ihm ja ein auf seine eigenen Ideen gegründetes Werk entgegengebracht wurde. Er hat vielmehr das hochherzige Unternehmen des Grafen Dohna und seiner Mitarbeiter sowie der preußischen Stände mit aufrichtiger Freude begrüßt und vollkommen gewürdigt, dabei ihre Pläne nur mit der allgemeinen Kriegslage in Verbindung gebracht und einzelne Mängel verbessert.

Man kann es nur bedauern, daß eines der erhebendsten Ereignisse in der vaterländischen Geschichte zu einer so ungerechtfertigten und ganz unfruchtbaren Polemik Anlaß bieten konnte. Eine sehr gründliche und eingehende Beleuchtung der ganzen Controverse hat Bräuner gegeben, welcher mit den treffenden Worten schließt:*) „So bleibt denn das erhabene Verdienst des Grafen Dohna ungeschmälert und hat auch in seiner speciellen Beziehung für Ostpreußen neben dem allgemeinen Scharnhorst's für die ganze Monarchie vollen Raum. Letzteres aber zeigt sich vor Allem in der vollkommenen Weise, wie aus der Quelle der historischen Ueberlieferungen geschöpft und die früher vorhandenen Anfänge des Landwehrsystems in einem Umfange und einer Vollendung zur Einführung gebracht wurden, welche die militärische Kraft der Nation zur höchsten Entfaltung führte; dazu in einer Zeit, in der wahrlich ein außergewöhnlich kühner Muth erforderlich war, dem erschöpften

* „Geschichte der preußischen Landwehr“ S. 116.

Lande eine solche großartige Organisation der Wehrkraft zuzumuthen."
Schließlich wollen wir noch eine Aeußerung des Präsidenten v. Schön nicht unerwähnt lassen, der in einem an den berühmten Historiker Schlosser in Heidelberg gerichteten Schreiben*) die Verdienste Clausewitz's um die Organisation der ostpreußischen Landesbewaffnung in ganz ungerechtfertigter Weise herabgesetzt hat: „Nach Stein's Abreise entwickelte Dohna das System der Landwehr und des Landsturms ausführlich. Der damals russische Major**) von Clausewitz machte dabei nur den Concertmeister; er entwarf nämlich den Schematismus für die einzelnen Waffengattungen und die Eintheilung in Compagnien, Bataillone und Brigaden. Scharnhorst in Breslau konnte von alle dem, was in Preußen so schnell nach einander vorging, nichts wissen, und der Graf Dohna und ich, wir nahen Freunde Scharnhorst's, hatten auch Bedenken, ob Scharnhorst auf eine Landesbewaffnung in unserer Art eingehen würde." Offenbar will Schön die Mitwirkung Clausewitz's nur als eine rein technische darstellen, bei welcher ihm die Idee von Anderen eingegeben worden sei, wenn auch die Vergleichung mit einem Concertmeister nicht gerade glücklich gewählt ist, da auch dieser bei Aufführung eines Musikstückes nicht eine bloße mechanische Thätigkeit entfaltet, sondern in den Geist desselben und des Componisten eindringen muß, wenn das Ganze gelingen soll. Die richtige und unbefangene Würdigung der Verdienste Clausewitz's, welche stets volle Anerkennung gefunden haben, ist durch jene Aeußerung Schön's nicht beeinträchtigt worden, und auch Oberst von Cosel, dem wir eine sehr gründliche Darstellung der großartigen ostpreußischen Erhebung verdanken, spricht sich dahin aus, daß an den Entwürfen für die Organisation der Landwehr und des Landsturms in Ostpreußen „unzweifelhaft Clausewitz und Alexander Dohna den hervorragendsten Antheil hatten."***)

* Aus Preußisch-Arnau bei Königsberg, vom 3. März 1849. Vgl. den Aufsatz „Stein und Schön im Frühjahre 1813" in den Preuß. Jahrbüchern von 1872, Bd. 30, Heft 2, S. 213 ff. (Das Schreiben S. 219).

** Oberstlieutenant.

*** Cosel, Geschichte des preuß. Staates 2c., Bd. V, S. 315.

Um unbeirrt durch französischen Einfluß, frei und selbstständig handeln zu können, verlegte der König seine Residenz nach Breslau und reiste am 22. Januar in Begleitung des Kronprinzen, der am Tage vorher zum erstenmal das heilige Abendmahl empfangen hatte, dahin ab. Am 25. traf er in Breslau ein und zwei Tage später folgten ihm die übrigen Mitglieder der königlichen Familie. Am 23. verließ auch der Staatskanzler Berlin und, da der Bruch mit Frankreich damals noch nicht erfolgt war, begab sich auf seine Einladung der französische Gesandte Graf St. Marsan ebenfalls nach Breslau.

Der König berief bald nach seiner Ankunft die ausgezeichnetsten Männer in seine Nähe. Scharnhorst*) wurde von neuem an die Spitze aller militärischen Geschäfte gestellt; Gneisenau, der seit langer Zeit in Petersburg, London und Stockholm für die Befreiung des Vaterlandes gewirkt hatte, war bereits am 25. Februar mit einem schwedischen Schiffe in Kolberg gelandet und, von Hardenberg aufgefordert, so schnell als möglich nach Breslau zu kommen, traf er am 10. März dort ein, wo er von dem Könige mit großer Auszeichnung empfangen und von seinen um denselben versammelten Freunden und Gesinnungsgenossen, Scharnhorst, Blücher, Stein, Grolmann, Boyen mit Freude empfangen wurde.

Der Angabe, daß auch Clausewitz damals in Breslau gewesen sei, müssen wir widersprechen.**) Wohl mochte er von dem Verlangen

* In einigen Briefen, welche er aus Breslau an seine Tochter, die Gräfin Dohna, schrieb, erwähnt er Clausewitz und dessen Frau. Am 3. Januar schrieb er ihr (nach Elbing oder Schlobitten): „Wahrscheinlich werde ich einen Besuch von der Frau v. Clausewitz haben; sie hat mich an das Gespräch erinnert, welches sie mit mir hatte, als ich mit ihr den Abend nach meiner Rückkunft im vorigen November bei Dir suppirte. Ich freue mich, sie zu sehen.“ Am 13. Februar schrieb er ihr: „Empfiehl mich Deinen Hausgenossen innigst und herzlichst; danke Frau v. Clausewitz für den Brief, welchen sie mir geschrieben; sag' ihnen, daß ich sie ewig liebte und verehrte.“ Am 19. März schrieb er ihr nach Königsberg: „Gneisenau versieht meinen Dienst unter meiner Anleitung; wenn er angelernt, soll er ein Corps commandiren. Ich habe einen Versuch gemacht, Clausewitz in Dienst zu ziehen; glückt es, so wird die Sache mit Fritz (sein Schwiegersohn Dohna) denn auch gehen, welches ich so sehr wünsche, weil ich seine Lage bei der Legion nicht vortheilhaft halte.“ Klippel, III., 658, 659 und 693.

** Auch von Cosel (V., 294) wird Clausewitz neben den oben genannten Männern als in Breslau anwesend aufgeführt.

erfüllt sein, die geliebten Freunde, namentlich Scharnhorst und Gneisenau, wiederzusehen; auch hatte er, wie sich aus den unten folgenden Briefen ergibt, einmal die Absicht, über Breslau zu reisen, gab dieselbe aber wieder auf, da er sich von Seiten des Königs, der wegen seines Austrittes aus dem Dienste ungnädig gegen ihn gesinnt war, einen freundlichen Empfang nicht versprechen zu dürfen glaubte.

In Breslau folgten sich nun die wichtigsten Ereignisse, welche die lange gehegten Hoffnungen der Vaterlandsfreunde endlich zur Erfüllung brachten. Am 3. Februar erließ der König einen Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps, dessen Erfolg die kühnsten Erwartungen übertraf; am 25. Februar traf Stein in Breslau ein und brachte in dem Könige den Entschluß, sich von Frankreich zu trennen, zur Reife; am 27. Februar wurde von dem Staatskanzler zu Breslau, am 28. Februar von dem Fürsten Kutusof in Kalisch der Allianzvertrag zwischen Preußen und Rußland unterzeichnet, der von der letztgenannten Stadt den Namen erhielt. Am 15. März hielt Kaiser Alexander, der von Kalisch kam, an der Seite des Königs, der ihm bis Spahlitz entgegengefahren war, seinen feierlichen Einzug in Breslau, welches der französische Gesandte an demselben Tage verließ; am 17. März unterzeichnete der König die Kriegserklärung an Frankreich und erließ an demselben Tage den von dem trefflichen Hippel verfaßten „Aufruf an mein Volk“, ein erhabenes und doch einfaches königliches Wort, wie es schöner und würdevoller nie an ein Volk gerichtet worden ist, und an demselben Tage erschien auch die „Verordnung über die Errichtung der Landwehr und des Landsturms.“ Schon am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, also noch vor der Kriegserklärung an Frankreich, hatte der König den Orden des eisernen Kreuzes gestiftet, der in dem bevorstehenden Befreiungskampfe und nur in diesem für Auszeichnung verliehen werden sollte und gleichmäßig von den Geringsten wie von den Höchsten erworben werden konnte.

Mit dem Frühjahre 1813 begann nun der ewig denkwürdige Befreiungskrieg, in welchem nach hartem und blutigem Kampfe, vorzugsweise durch die Tapferkeit der für die heilige Sache des Vaterlandes begeisterten und von trefflichen Feldherren angeführten

preußischen Heere, die Macht Napoleon's zertrümmert und die Unabhängigkeit Deutschlands errungen wurde. —

Im März rückte die Wittgenstein'sche Armee in Berlin ein, wodurch Clausewitz das Glück zu Theil wurde, die geliebte Gattin, von welcher er fast ein volles Jahr getrennt gewesen war, wiederzusehen.

Am 4. März verließen die französischen Truppen, auf die Nachricht von der Annäherung der Russen, Berlin; an demselben Tage rückte Wittgenstein's Avantgarde unter dem Fürsten Repnin, welcher am 2. März bei Güstebiese die Oder überschritten hatte, von lautem Jubel der Bevölkerung empfangen in Berlin ein, zuerst die Reiterei des Corps und die Kosaken Benkendorf's, einige Stunden später die Infanterie und Artillerie. Das Hauptheer Wittgenstein's, welches noch am 4. März bei Landsberg gestanden und bei Zellin die Oder überschritten hatte, hielt am 11. seinen Einzug in die Hauptstadt, am Königsthore empfangen und begrüßt von dem Prinzen Heinrich, den in Berlin anwesenden preußischen Offizieren, Abordnungen des Magistrats und einer zahllosen Volksmenge, welche ihre Begeisterung durch fortwährendes Hurrah- und Vivatrufen kundgab. Die an diesem und den folgenden Tagen veranstalteten glänzenden Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen, im Theater, auf Bällen, bei Gastmälern bewiesen den russischen Gästen und insbesondere dem General Wittgenstein, dem siegreichen Helden des Feldzuges von 1812, die tiefgefühlte Dankbarkeit der Berliner Bevölkerung für das so glücklich begonnene Werk der Befreiung.

Als Clausewitz im Gefolge Wittgenstein's und der russischen Generale vor der Prinzessin Wilhelm erschien, welche damals die königliche Familie mit der ihr eigenthümlichen Würde und Liebenswürdigkeit repräsentirte, wurde er von der hohen Frau, der treuen Freundin seiner Gattin, welche auch ihm bei seinem Aufenthalte in Königsberg so viele Beweise von Wohlwollen gegeben hatte, mit herzlicher Freundlichkeit empfangen. Mit glühender Begeisterung wurde die Befreiung Deutschlands von dem verhaßten Franzosenjoche besprochen; von der Prinzessin aufgefordert, berichtete Clausewitz ausführlich über den russischen Feldzug, und Dörnberg, der ebenfalls

mit Wittgenstein eingerückt war, mußte seine ganze Lebensgeschichte erzählen. Auf dem Festballe, welchen die Bürger im Schauspielhause gaben, wurde von der Prinzessin neben der Gesundheit der beiden verbündeten Monarchen und Wittgenstein's auch die des tapferen Dörnberg ausgebracht, der schon im Jahre 1809 in seinem hessischen Vaterlande sich an die Spitze einer, wenn auch erfolglosen, Erhebung gegen die Franzosenherrschaft gestellt hatte.

Ein zweites freudiges Ereigniß, von welchem Clausewitz während seines Aufenthalts in Berlin Zeuge war, der Einzug York's an der Spitze seiner Truppen, fand am 17. März statt. Am Königsthore von dem Prinzen Heinrich, dem General Wittgenstein, den russischen und preußischen Offizieren, den in Parade aufgestellten freiwilligen Jägern, den Deputationen der Behörden empfangen, bewegte sich der fast zwei Stunden lange Zug durch die geschmückten, von einer jubelnden Menschenmenge dicht gefüllten Straßen bis zum Schloßplatze, wo York die Truppen vor dem Prinzen Heinrich und den auf dem Balcon versammelten Prinzessinnen defiliren ließ, und gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge, der, wenn auch nicht an äußerem Glanze, doch an warmer patriotischer Begeisterung den Einzug der Wittgenstein'schen Truppen übertraf, da es ja ein preußischer Heerführer und preußische Krieger waren, welchen man diesen feierlichen Empfang bereitete.

Wohl mußten die in Berlin verlebten schönen Tage einen Lichtpunkt in Clausewitz's Leben bilden, denn zu dem persönlichen Glücke, welches ihm die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin brachte, kam noch die Freude über die in den Geschicken des theuern Vaterlandes eingetretene günstige Wendung, über welchem er nach so traurigen Jahren harter und schwerer Prüfungen und Leiden die Morgenröthe einer besseren Zeit emporsteigen sah.

Den nachfolgenden Brief Scharnhorst's an Clausewitz (aus Breslau vom 21. März 1813) schalten wir, da er dieser Zeit gehört, hier ein:

„Mein lieber Clausewitz, ich kann Ihnen nur ein paar Worte schreiben. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, bald mit Ihnen vereinigt zu sein. Ich habe nie Ihren großen Werth verkannt; recht

gefühlt habe ich ihn aber erst in dieser Zeit, wo ich so viel zu thun hatte. Nur mit Ihnen verstehe ich mich, nur unsere Ideen vereinigen sich oder gehen in ruhiger Gemeinschaft neben einander in unveränderter Richtung.

Ich denke in wenigen Tagen von hier abzugehen, und von Blücher auch zum Grafen Wittgenstein, um von ihm zu erfahren, wie die Sache in Zukunft betrieben werden soll; der General Blücher hat mir einen Brief an den Grafen Wittgenstein gegeben, in dem er sich den Befehlen des Grafen unbedingt unterwirft.

Ihr Freund Scharnhorst."

„Sagen Sie, was ich hier geschrieben, vorläufig dem Grafen, wenn Sie es gut finden."*)

Napoleon brachte nach der in Rußland über ihn hereingebrochenen Katastrophe mit großer Schnelligkeit ein neues Heer zusammen, welches freilich größtentheils aus jungen und ungeübten Truppen bestand, und wählte zum Uebungslager desselben das südwestliche Deutschland bis zum Main, um den Abfall der Rheinbundsfürsten zu verhindern. Bei dem Beginne des Kampfes war er seinen Gegnern an Zahl, nicht aber an Beschaffenheit der Truppen überlegen; auch hatte er den Vortheil der einheitlichen Führung vor den Verbündeten voraus, bei welchen die obere Leitung des Krieges bis zum Waffenstillstande gänzlich in den Händen der Russen war. Den Oberbefehl führte Kutusof und nach dessen am 28. April in Bunzlau erfolgtem Tode Wittgenstein.

Die preußische Hauptarmee unter Blücher, welche sich in Breslau gesammelt hatte, sollte den Kampf eröffnen; bei ihr war der am 11. März zum Generallieutenant ernannte Scharnhorst Generalstabschef, Gneisenau, der mit dem Range als Generalmajor wieder in die Armee eingetreten war, Generalquartiermeister. Blücher's Armee war am 16. und 17. März aus Breslau ausmarschirt und nach Sachsen vorgerückt, um hier die Ankunft der russischen Hauptarmee, welche von Kalisch her, wo ihr Hauptquartier war, sich in Bewegung setzen

* „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst" S. 38 f.

sollte, zu erwarten; mit beiden Armeen sollte sich noch jene zweite russisch-preußische Armee unter Wittgenstein und York vereinigen, welche von Berlin herankam.

Bald nach dem Ausmarsche der Blüscher'schen Armee wurde Clausewitz von russischer Seite dem Hauptquartiere derselben als Generalstabsoffizier beigegeben, eine Stellung, welche er schon darum mit Freuden übernahm, weil sie ihn mit seinen Freunden Scharnhorst und Gneisenau wieder in Verbindung brachte, und bis zum Waffenstillstande beibehielt.

Als Clausewitz die Nachricht von seiner neuen Bestimmung erhalten hatte, begab er sich unverzüglich in das russische Hauptquartier nach Kalisch, um seine Papiere in Empfang zu nehmen, und kam am 25. März daselbst an. Hier traf er den Freiherrn vom Stein, der von der Krankheit, welche ihn in Breslau vier Wochen an's Bett gefesselt hatte, völlig hergestellt war, aber noch angegriffen aussah, und machte auch die Bekanntschaft seines späteren Vorgesetzten, des Generals Grafen Wallmoden, der kurz zuvor zum Oberbefehlshaber der russisch-deutschen Legion ernannt worden war. Von Stein erfuhr er, daß seine Abordnung zum Blücher'schen Hauptquartiere von Scharnhorst veranlaßt worden sei und daß derselbe bei erster Gelegenheit seine Wiederanstellung im preußischen Dienste zu beantragen beabsichtige. Er selbst hatte Scharnhorst kurz vorher brieflich seine Wünsche in dieser Beziehung kundgegeben und ihn um seine Mitwirkung gebeten. Man gab ihm einen Offizier bei, der Adjutanten-Dienste bei ihm thun sollte, einen gebornen Russen, der französisch sprach; woraus er erkannte, daß seine Sendung in Blücher's Hauptquartiere von russischer Seite als eine „ganz officielle“ genommen wurde, was ihm viel weniger gefiel, als wenn sie „eine Art freundschaftlichen Abtretens seiner Person an Scharnhorst“ gewesen wäre. Von Kalisch begab er sich unmittelbar zu Blücher, welchen er in Dresden zu finden hoffte. Die Absicht, über Breslau dahin zu reisen, gab er auf, da er „nicht unbemerkt durchkommen könne und gar nicht zu calculiren sei, ob der König ungnädiger sein werde, wenn er keine Notiz von ihm nehme oder sich ihm vorstelle“, überdies auch gerade damals fast nur ihm unfreundlich gesinnte Personen, wie Knesebeck, Ancillon u. A., in der Umgebung des Königs waren.

Dresden wurde am 26. März von den Franzosen geräumt und schon am folgenden Morgen langten die ersten leichten Truppen der Russen dort an; das ganze Corps des Generals v. Wintzingerode hielt seinen Einzug am 29., verließ aber, als die Blücher'sche Armee sich Dresden näherte, die Stadt schon nach kurzer Rast und erreichte am 3. April Leipzig. Die Blücher'sche Armee, bei welcher sich die Prinzen Wilhelm, August, Friedrich, später auch der Kronprinz befanden, hatte von Breslau ihren Weg über Bunzlau genommen, wo sie am 22. und 23. März verweilte, und hielt am 30. ihren Einzug in Dresden.

Clausewitz kam am 31. März in Dresden an, wo er in der Neustadt Wohnung nahm, und begab sich, da Scharnhorst sich auf einer Reise zum General Wittgenstein befand, zu Gneisenau, von welchem er sehr freundschaftlich empfangen wurde. Da der Kaiser Napoleon vier Tage vorher bereits in Gotha angekommen war, so stand die Eröffnung der Feindseligkeiten in naher Aussicht.

Die Blücher'sche Armee verließ Dresden schon am 4. April, um ihren Marsch nach der Mulde fortzusetzen; sie nahm ihren Weg über Freiberg und Chemnitz, wendete sich von da rechts, über Penig nach Altenburg, wo sie am 14. April eintraf, und mußte hier längere Zeit stehen bleiben, weil die russische Armee, mit welcher sie sich vereinigen sollte, noch weit zurück war. Diese, bei welcher sich Kaiser Alexander selbst befand, überschritt an dem letztgenannten Tage bei Steinau die Oder, langte am 18. April in Bunzlau, am 22. in Bautzen an und hielt am 24., die beiden verbündeten Monarchen an ihrer Spitze, ihren feierlichen Einzug in Dresden. Schon am 9. April war der Minister vom Stein dort eingetroffen und hatte seine Thätigkeit mit der Einrichtung des Verwaltungsrathes begonnen.

In Penig hatte Clausewitz am 4. April das Glück, Scharnhorst, der an diesem Tage bei der Armee wieder eintraf, wiederzusehen. In seinen Briefen aus Penig, Rochlitz, Altenburg und Rötha gibt sich die heiterste Stimmung kund und er fühlte sich überaus glücklich. Mit einer vom besten Geiste beseelten Armee, an deren Spitze unter dem jugendlichen Heldengreise Blücher seine Freunde Scharnhorst und Gneisenau, „der in seiner Generalsuniform wie ein Gott repräsentirte", standen, in der schönen Jahreszeit durch ein herrliches Land für

einen solchen Zweck zu ziehen, das galt ihm „so ziemlich als das Ideal einer irdischen Existenz“; er befand sich wieder ganz in den alten Verhältnissen bei seinem alten General, war wieder Chef seiner Büreaux, nur daß die Gegenstände sich verändert und an Wichtigkeit zugenommen hatten, sah sich von Blücher, Scharnhorst und Gneisenau „mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft behandelt und konnte sich kein schöneres Verhältniß denken.“ In so glücklicher Stimmung konnte er es bald verschmerzen, daß Scharnhorst's auf seine Wiederanstellung im preußischen Dienste gerichteter Antrag vom Könige abgelehnt worden war.

Als zu Ende April Napoleon gegen Leipzig vorrückte, wurde er von den Verbündeten unter Wittgenstein, der nach Kutusof's Tode den Oberbefehl über die russische Hauptarmee erhalten hatte, und Blücher am 2. Mai bei Großgörschen, südlich von Lützen, unerwartet auf der rechten Seite und fast im Rücken angegriffen, und ungeachtet aller Tapferkeit und Ausdauer der preußischen Truppen, welche den Kampf mit den an Zahl weit überlegenen Franzosen vorzugsweise zu bestehen hatten, blieb den letzteren, obgleich auf ihrer Seite der größere Verlust war, der Sieg.

Da die Leitung des Kampfes in russischen Händen war, so blieb auch den höchsten preußischen Offizieren nichts übrig als mit dem Säbel in der Faust zu wirken und sie sowohl als die Prinzen Wilhelm und August sowie der Prinz Carl von Mecklenburg bewiesen eine glänzende Tapferkeit. Blücher war im dichtesten Handgemenge und erhielt eine Contusion, Gneisenau hieb auf dem linken Flügel an der Spitze der Cavalerie mit ein, Scharnhorst führte mehrmals mit gezogenem Säbel Cavalerie und Infanterie gegen den Feind und begeisterte die Truppen, indem er mit dem Rufe „Es lebe der König“ den Säbel schwang. Gegen sechs Uhr abends erhielt er einen Schuß in das linke Bein, doch galt seine Wunde nicht für gefährlich, und schon nach einigen Tagen konnte er eine Reise nach Wien antreten, um für den Anschluß Oesterreichs an die Verbündeten zu wirken.

Wenige Tage nach der Schlacht schrieb Clausewitz an Scharnhorst: „Einliegend sende ich Ihnen, theuerster Herr General, zwei Briefe, die ich erbrochen habe, weil es Operationsgegenstände sein

konnten. Einen dritten, welcher den Rapport über den Brücken- und Schanzenbau enthielt, habe ich an Gneisenau übergeben. Der Geist der preußischen Armee ist wirklich noch bewunderungswürdig gut. Ihre Stärke ist circa zwei Drittel von dem, was sie vor der Schlacht war.

Wie froh bin ich, daß Ihre Wunde nicht gefährlicher ist; wie sehne ich mich, Sie wieder hier zu sehen, und wie sehr thut das Jedermann! Die Meinung von Ihrem Verdienst, das Zutrauen zu Ihnen ist in dieser Schlacht sehr schnell gestiegen. Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken mit der innigsten Verehrung."*)

Clausewitz war bei Großgörschen im heißesten Kampfe und focht mitten in einem feindlichen Bataillon; er blieb unversehrt, obgleich ihm „ein kleiner Franzose mit dem Bajonnete hinter dem rechten Ohre gesessen hatte." Eine so unmittelbare Theilnahme am Kampfe, schrieb er, sei in anderen Fällen für einen Generalstabsoffizier eine Auszeichnung gewesen; bei Großgörschen aber hätten Alle dies oder etwas Aehnliches gethan und man könne durchaus nicht sagen, daß sich einer vor dem anderen hervorgethan habe. Wegen der großen persönlichen Tapferkeit, welche er bewiesen hatte, wurde er sowohl dem Kaiser als dem Könige zur Ordensverleihung vorgeschlagen; der Kaiser genehmigte die übrigen Anträge, strich aber seinen Namen, da er die ihm gebührende Auszeichnung von den russischen Behörden erhalten müsse; das eiserne Kreuz konnte er „als Ausländer" nicht bekommen, aber auch bei Verleihung der übrigen Orden wurde er vom Könige übergangen, blieb also ohne jede äußere Anerkennung, worüber er sich jedoch bei seinen „philosophischen Grundsätzen" leicht zu trösten wußte.

Nach der Schlacht bei Groß-Görschen zogen sich die Verbündeten über Dresden nach der Lausitz zurück, in der Hoffnung, Oesterreich zum Anschlusse zu bewegen; Napoleon aber erschien bald in Dresden und führte den entflohenen König Friedrich August von Sachsen in seine Hauptstadt zurück, welcher ihm die sächsischen Truppen zur Verfügung stellte. Die Verbündeten nahmen, um das weitere Vordringen der Franzosen gegen Schlesien zu verhindern, Stellung bei Bautzen an der Spree, zögerten aber mit dem Angriffe, bis Napoleon seine Streitkräfte concentrirt hatte.

* Klippel, Thl. III, S. 733 f.

Wenige Tage vor der Schlacht bei Bautzen nahm Clausewitz an der wichtigen Unterredung Theil, welche der Staatsrath Hippel im Auftrage Hardenberg's mit Gneisenau hatte. Hippel berichtet über dieselbe Folgendes:*)

„Ungefähr sechs Tage vor der Schlacht bei Bautzen, etwa am 14. oder 15. Mai, gab der Staatskanzler dem Herausgeber den Auftrag, mit einer genauen Uebersicht aller österreichischen Streitkräfte und ihrer künftigen Aufstellung sich zu Blücher und Gneisenau zu begeben und beiden die feste Zusicherung von dem unfehlbaren nahen Bunde mit Oesterreich zu bringen, die Papiere jedoch nicht in Blücher's, sondern nur in Gneisenau's Händen zu lassen. Dieser allein, nicht Blücher, weil ihm bei seiner Kampfbegier nicht immer ein richtiges, ruhiges Urtheil und Verschwiegenheit genug zugetraut ward, sollte auch über die moralische Stimmung des Heeres und besonders darüber befragt werden:

ob dies fähig sei, noch eine Schlacht zu versuchen, ohne eine Niederlage befürchten zu dürfen.

Oesterreich, wo Napoleon fortwährend intriguirte, scheine an der Kampffähigkeit des verbündeten Heeres, vornehmlich des preußischen, zu zweifeln; es sei daher von großer politischer Wichtigkeit, Europa noch einmal zu zeigen, bevor man nach Schlesien zurückgehe, daß Preußen nicht überwunden sei.

Diese Frage ward in Gneisenau's Dachstube eines Bauernhauses von ihm und Clausewitz bei verschlossenen Thüren in Gegenwart des Herausgebers sehr ausführlich erörtert, und er mit dem Beschlusse versehen, daß eine zweite Schlacht in jeder Beziehung möglich und nützlich sei."

Auf diese wichtige Unterredung folgte am 16. noch zur Besprechung des Näheren eine Zusammenkunft zwischen dem Staatskanzler und Gneisenau und am 20. Mai wurde die Schlacht bei Bautzen geliefert, in welcher Napoleon abermals mit größerem eigenen Verluste den Sieg gewann, den er am folgenden Tage nach dem Uebergange über die Spree bei Wurschen vollendete. Auch an dieser zweitägigen Schlacht nahm Clausewitz Theil, bemerkt jedoch, daß Niemand in

* „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III., von Theodor Gottlieb von Hippel", S. 82.

ihr Gelegenheit gefunden habe, sich auszuzeichnen, da sie nicht ganz zum Ausbruche gekommen sei.

Die Verbündeten gaben ihrem Rückzuge nicht die Richtung auf Berlin, sondern wandten sich nach Schlesien, um die Verbindung mit Oesterreich zu erhalten; ihre Nachhut leistete am 22. Mai in dem Gefechte bei Reichenbach hartnäckigen Widerstand und am 26. brachten sie den Franzosen durch den Ueberfall bei Hainau, wo Blücher die feindliche Vorhut zersprengte, einen empfindlichen Verlust bei; Oberst von Dolffs starb hier den Heldentod. Mit dem 27. verließ die Armee auf ihrem ferneren Rückzuge die Richtung nach der Oder und wendete sich südlich auf Schweidnitz; die Colonne Blücher's erreichte am 31. das zur Aufnahme der Armee bestimmte Lager bei Pilzen, eine Meile südöstlich von Schweidnitz, und nahm hier eine sehr feste Stellung.

Der Krieg wurde durch einen Waffenstillstand unterbrochen, welchen Napoleon, um eine Vereinigung der drei Mächte zu verhindern, wünschte, auch die erschöpften Russen verlangten; er wurde zu Poischwitz am 4. Juni abgeschlossen und sollte bis zum 26. Juli dauern, wurde aber noch bis zum 16. August verlängert.

Der Abschluß dieses Waffenstillstandes wurde bei der im Volke herrschenden kriegerischen Begeisterung von vielen patriotischen Männern mißbilligt, welche fürchteten, daß derselbe die Brücke zu einem schimpflichen Frieden bilden werde. Auf Gneisenau's Wunsch verfaßte daher Clausewitz eine kleine Schrift: „Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande“,*) in welcher er auf die Vortheile hinwies, welche diese Unterbrechung des Krieges den Verbündeten schon darum bringen müßte, weil ihre Streitkräfte sich ansehnlich vermehren würden, was bei Napoleon durchaus nicht in gleichem Grade der Fall sein könne, und durch eine treue Darstellung des seitherigen Kampfes und der obwaltenden Verhältnisse die sichere Hoffnung auf

* Die Schrift erschien 1813 in Glatz, wurde 1814 in Leipzig neu aufgelegt und in den gesammelten Werken (Bd. VII., S. 251 ff.) wieder abgedruckt. Die Angabe, daß keine andere Schrift von Clausewitz außer dieser bei seinen Lebzeiten veröffentlicht worden sei, ist richtig, wenn man von Beiträgen für Zeitschriften absieht, wohin z. B. die im Jahrgang 1807 von Archenholz's „Minerva“ erschienenen „Briefe über den Krieg von 1806“ gehören.

einen glücklichen Ausgang des Krieges zu begründen suchte. Napoleon, behauptet er, habe bisher nur durch seine überlegene Truppenzahl gesiegt, und wer bei Groß-Görschen und Bautzen mitgekämpft, müsse die Ueberzeugung haben, die Verbündeten würden gesiegt haben, wenn sie auch nur von gleicher Stärke mit Napoleon gewesen wären. Die ohne seinen Namen erschienene vortreffliche Schrift, welche großen Beifall fand und von Vielen für ein Werk Gneisenau's gehalten wurde, schließt mit den schönen Worten:

„Die Zeit, wo sich der Kriegsschauplatz wieder eröffnen und der Gang dieser großen Weltbegebenheit sich weiter entwickeln soll, rückt heran. Wer in stumpfer Gedankenlosigkeit die Zeit der Waffenruhe in ihrer tiefen Stille hätte vorüberfluthen lassen, wem nur noch das Getöse der abgerollten Begebenheiten dumpf in den Ohren tönte, wer ohne einen Faden des Urtheils, ohne einen leuchtenden Funken erworbener Einsicht in das Dunkel der Zukunft hinausschauete, wie könnte der mit Muth und Vertrauen vorwärtsschreiten? Die mit der menschlichen Natur verschwisterte Furcht würde ihm mit jedem Schritte Klüfte und Abgründe zeigen. Am unwürdigsten wäre dies eines Kriegers, der für die Sache seines Herzens ficht, der das Vaterland und Alles vertheidigt, was dem menschlichen Dasein Reiz und Wohl geben kann. Seine Seele ist gerichtet auf das Werk der Fürsten und Feldherrn, wie die Seele der Fürsten und Feldherrn selbst. Es ist seine Sache so gut wie die ihrige. Es wird ihm wohl thun, von dem Vergangenen und dem Gegenwärtigen zu wissen, was er seinem Standpunkte nach wissen darf, wodurch ihm die Zukunft erhellt wird und diejenigen Gegenstände vor seinen Blick treten, auf die er sein Vertrauen, seine Hoffnungen, seinen Ehrgeiz richten kann.

Was ich aus eigener schwacher Kraft für diesen Zweck habe thun können, ist hiermit geschehen. Ich weihe diese Zeilen Euch, Kameraden, und hoffe, daß ein Herz voll Vaterlandsliebe und voll edlem Stolz auf Euren Werth diesen kleinen Dienst, wie schwach er sei, dankbar empfinden wird.

Habe ich Eurem Herzen wohl gethan und Euern Verstand befriedigt, so ist mein Zweck erfüllt, und der Sturm der Begebenheiten mag dann diese Blätter verwehen, daß keine Spur von ihnen übrig bleibt.“

Am Tage vor dem Abschlusse des Waffenstillstandes kam Clausewitz mit der Blücher'schen Armee nach Strehlen, doch blieb hier das Hauptquartier nur wenige Tage und wurde nach Reichenbach, von hier bald nachher nach dem Dorfe Peilau verlegt. Hier blieb Clausewitz während des Waffenstillstandes, kam aber oft nach dem eine halbe Meile entfernten Reichenbach, wo er mit Gneisenau und seinen übrigen Freunden verkehrte. Hier, in der reizenden Gegend am Fuße des Eulengebirges, befand sich seit dem 5. Juni das große Hauptquartier der Verbündeten; der Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm hatten in der Nähe von Reichenbach Wohnung genommen, jener in Peterswaldau, dem Schlosse des Grafen von Stolberg-Wernigerode, dieser in Neudorf, auf einem Gute des Grafen Ferdinand Stolberg; Hardenberg, mit welchem Gneisenau vorzugsweise verkehrte, in dem Dorfe Groß-Peilau; in Reichenbach selbst oder ganz in der Nähe wohnten Stein, der russische Gesandte Alopäus, Graf Stadion, Lord Cathcart, Fürst Radziwill, Barclay de Tolly, Wilhelm von Humboldt, Grolmann und viele andere Minister, Gesandte, Diplomaten und Generale. In Reichenbach wurde am 27. Juni zwischen dem Grafen Stadion von österreichischer, Grafen Nesselrode von russischer und Hardenberg von preußischer Seite der wichtige Vertrag abgeschlossen, nach welchem Oesterreich sich verpflichtete, falls Napoleon die von Oesterreich vorgeschlagenen und von Preußen und Rußland genehmigten Bedingungen bis zum 20. Juli nicht angenommen haben würde, sich an dem Kriege gegen Napoleon zu betheiligen. Die Friedensconferenz in Prag, welche am 12. Juli eröffnet wurde, blieb resultatlos und am 12. August erfolgte die Kriegserklärung Oesterreichs an Frankreich.

Zu Anfang Juni wurde Gneisenau zum Generalstabschef des Blücher'schen Heeres und zugleich zum Generalgouverneur von Schlesien, Befehlshaber aller Landwehren und Leiter aller Vertheidigungsanstalten der Provinz ernannt. Zu seinem Gehülfen bei dieser wichtigen Stellung wählte er sich Clausewitz, den er einige Tage vorher

in Ruppersdorf bei Strehlen verlassen hatte und als Chef seines Generalstabes wieder in preußische Dienste zu ziehen hoffte, den Oberstlieutenant Braun von der Artillerie und den Major v. Natzmer, Flügeladjutanten des Königs. Durch eine in Neudorf unterm 8. Juni erlassene Cabinetsordre genehmigte der König Gneisenau's Antrag in Bezug auf Braun und Natzmer, bemerkte aber in Bezug auf Clausewitz: „Den Oberstlieutenant von Clausewitz dagegen kann ich Ihnen nicht zutheilen, da er in Kaiserlich Russischen Diensten steht.“ Als Gneisenau bald nachher in Reichenbach für den ausschließlichen Vortrag in allen seinen Wirkungskreis betreffenden Angelegenheiten bei dem Staatskanzler die Ernennung eines seiner Staatsräthe beantragte, schloß er seinen Antrag mit den Worten: „Wenn Ew. Excellenz erlauben, so erscheine ich mit meinem Gehülfen, dem Oberstlieutenant von Clausewitz, heute an Ihrer Mittagstafel und zwar, wenn anders Ew. Excellenz andere Geschäfte es erlauben, eine Stunde früher als zur Eßstunde. Wenn Ew. Excellenz dies genehmigen, so bitte ich um das einzige Wort: Ja!“*) Ohne Zweifel wollte Gneisenau bei dem Staatskanzler die Berufung Clausewitz's, welche ihm so sehr am Herzen lag, nochmals zur Sprache bringen. Auch an den Obersten von Thile, der damals bei dem Könige den Vortrag in Militärsachen hatte, wandte er sich in derselben Angelegenheit, doch blieb auch dieser Schritt ohne Erfolg.

Während seines Aufenthaltes in Peilau wurde Clausewitz durch den am 28. Juni in Prag erfolgten Tod Scharnhorst's, über dessen Zustand er schon vorher sehr beunruhigende Nachrichten erhalten hatte, in große Trauer versetzt. Die Wunde des Generals hatte sich auf der Reise nach Wien in solchem Grade verschlimmert, daß er dieselbe in Zittau zu unterbrechen genöthigt war. Von hier aus schrieb er am 10. Mai an Gneisenau:**) „Ich habe ein Fieber gehabt, in dem ich 24 Stunden nicht zu mir selbst gekommen bin; ich habe wenig Hoffnung, daß ich für's Erste werde meine Reise fortsetzen können;

* Pertz, III., 16 und 17.
** Cosel, VI., 175; Pertz, II., 601.

daß mich dies unendlich schmerzt, davon werden Ew. Hochwohlgeboren wohl überzeugt sein" und schloß mit den Worten: „Ich ersuche Sie, mein Freund, meine Briefe an sich zu nehmen oder sie Clausewitz zu geben, um sie mir aufzubewahren, sie Niemand, wer er auch sei, mitzutheilen. Grüßen Sie Clausewitz und nehmen Sie sich meiner Söhne an, wenn ihnen ein Unfall begegnen sollte. Gott erhalte Sie. Ihr Freund Scharnhorst." Nachdem sich die Wunde etwas gebessert hatte, setzte er die Reise fort, mußte aber schon von Znaim aus am 22. Mai Gneisenau über seinen Zustand die betrübendsten Nachrichten geben. Sobald dieser es ihm möglich machte, reiste er unter großen Beschwerden weiter, erhielt aber wenige Stationen vor Wien eine geheime Botschaft Metternich's, der ihn dringend bat, sofort umzukehren, um nicht den Argwohn der Franzosen zu erregen, jedoch zu seiner Beruhigung hinzufügte, daß der Beitritt Oesterreichs bereits gewiß sei. Mit großer Anstrengung erreichte er Prag, wo ihn die Verschlimmerung seiner Wunde von neuem aufs Krankenlager warf, welches er lebend nicht mehr verlassen sollte.

Clausewitz wurde durch den Verlust „des theuersten Freundes seines Lebens, den ihm Niemand ersetzen konnte", von unbeschreiblicher Trauer und Wehmuth ergriffen. Außer seiner Gattin, schrieb er an diese, habe es nie einen Menschen gegeben, der ihm so viel Wohlwollen bewiesen und auf das ganze Glück seines Lebens einen solchen Einfluß geübt hätte. Bei dem Tode des unvergeßlichen Mannes gegenwärtig gewesen zu sein, könne er kaum wünschen, weil ihn dieses zu sehr ergriffen haben würde, doch schmerze es ihn, nicht mit unter denen zu sein, welche ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwiesen hätten. Die überaus feierliche Bestattung Scharnhorst's unter der lebhaftesten Theilnahme seiner zahlreichen anwesenden Freunde, der österreichischen Waffengefährten und der Bevölkerung Prag's freute ihn sehr, insbesondere auch das „kleine Zeichen von Gemüthlichkeit", welches der König dadurch gegeben hatte, daß er das Großkreuz des eisernen Kreuzes hinsandte, damit es dem Sarge des Helden vorangetragen werde. Solche Ehrenerweisungen bei Bestattungen möchten, schrieb er, in anderen Fällen gleichgültig sein, hier aber seien sie von großer Bedeutung, „da durch sie ein ganz verkanntes Leben auf eine schöne Art gekrönt werde." Zum Troste

gereiche es ihm, daß Scharnhorst gerade in der glänzendsten Periode abgerufen worden sei und daß das Schicksal selbst seine Feinde nöthige, seinen Verlust zu bedauern.

Gneisenau und Clausewitz verfaßten bald nach dem Hinscheiden ihres Freundes eine Todesanzeige und sandten dieselbe an den Staatskanzler, welcher anfangs, unter dem Einflusse der Staatsräthe Beguelin und Jordan, einige Bedenken gegen ihre officielle Bekanntmachung erhob, nachher aber, auf den Rath des Staatsraths v. Hippel, ihren unveränderten Abdruck in den Zeitungen gestattete. Dieser „Nachruf“ lautet:*)

„Am 28. Juni starb zu Prag, an den Folgen seiner in der Schlacht bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde, der Königlich Preußische General-Lieutenant von Scharnhorst.

Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Ansichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die stolze Gleichgültigkeit gegen äußerliche Auszeichnungen, der Muth, in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch die bloße Stärke des Geistes den größesten Zwecken nachzustreben, jugendlicher Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntniß des Kriegswesens, machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit Anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, zart und edel in der Empfindungsweise, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren.

Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen Wenige oder Viele erkennen; aber es wäre unwürdig, wenn einer davon gleichgültig bliebe bei dem traurigen Todesfalle.

Es müßte keine Wahrheit und keine Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe standen, ihn verehrt und geliebt haben.“

* Klippel, Thl. III., S. 753 f.

Bald nachher erschien auch ein trefflicher Nekrolog,*) dessen schöne Schlußworte hier ebenfalls folgen mögen:

„Das offenste Gemüth, mit unverbrüchlichster Verschwiegenheit, die kindlichste Sanftheit mit unerschütterlichster Festigkeit vereint, höchste Einfachheit des Lebens, gänzlich frei von allem Eigennutze des Geldgeizes oder Ehrgeizes, außer dem, als unerschrockener Krieger geachtet zu sein; bei großen Kenntnissen und größeren Talenten ohne alle Ahnung seines seltenen Werthes. Im engen Kreise der Familie von seiner Tochter, seinem Schwiegersohne, seinen zwei Söhnen, seinen Verwandten umgeben, und wenigen Freunden, war er allein glücklich, desto inniger, je entfernter von allem Prunk, und nichts gewährte ihm größeren Genuß, als wenn Niemand außer diesem Kreise diesen Genuß ahnte; darüber drückte er oft seine Freude aus.

So groß die allgemeine Liebe und Achtung waren, die er erworben, so haben doch sehr Wenige ihn ganz erkannt. Trauern so Viele um ihn, wie zerrissen muß das Herz der Wenigen sein."

Scharnhorst's irdische Reste wurden am 30. Juni in Prag auf dem Militär-Kirchhofe, anfangs in einer Capelle, nachher in einem unterirdischen Gewölbe beigesetzt. Nach Wiederherstellung des Friedens vereinigte sich der General von Minutoli**) mit Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Wilhelm von Humboldt und anderen patriotischen Männern zu dem Plane, dem um das Vaterland hochverdienten Helden an dem Orte, wo er seine letzte Ruhestätte gefunden, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Minutoli erließ am 27. August 1819 durch das „Militär-Wochenblatt" eine Aufforderung zu Beiträgen; Schinkel entwarf eine meisterhafte Zeichnung zu dem Denkmale, und bereits war zur Errichtung desselben die Genehmigung der österreichischen Regierung ertheilt worden, als der König auf den Wunsch der

* Klippel (III., 754, Anm.) spricht die Ueberzeugung aus, daß der Verfasser dieses mit S. unterzeichneten Nekrologs kein anderer sei, als der mit Scharnhorst innigst befreundet gewesene und auch mit Clausewitz genauer bekannte Professor Stützer, und hält die Annahme von Pertz (III., 614), daß vielleicht einer von Scharnhorst's Söhnen oder sein Schwager, der Professor Theodor Schmalz, die Angaben der Familienverhältnisse zu dem Nekrologe geliefert habe, sowohl durch äußere Gründe als auch durch Inhalt und Darstellungsweise des Nekrologs für nicht gerechtfertigt. Die Autorschaft Stützer's hat jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

** Vgl. dessen „Beiträge zu einer Biographie Friedrich Wilhelm's III.," S. 137.

nächsten Verwandten des Verewigten, den Befehl gab, die irdischen Reste desselben in vaterländischer Erde zu bestatten. Die Leiche wurde nun nach Berlin übergeführt und auf dem Invalidenkirchhofe beigesetzt,*) wo dem Helden das von Schinkel's Meisterhand entworfene und von Friedrich Tieck nach einem in der Eisengießerei zu Berlin angefertigten Modelle Rauch's ausgeführte Marmordenkmal mit dem schlafenden Löwen errichtet wurde. Die herrlichen Basreliefs an den Seiten des Sarkophags stellen die wichtigsten Momente aus Scharnhorst's Leben dar. Das Monument wurde am 2. Mai 1834 feierlich enthüllt. Noch bevor dasselbe vollendet war, hatte der König das Andenken des Helden durch das von Rauch aus carrarischem Marmor gefertigte Standbild geehrt, welches vor der Königswache nebem dem Zeughause seine Stelle erhielt.

Aus der meisterhaften Biographie Scharnhorst's, welche später von Clausewitz verfaßt wurde, sind oben mehrere Stellen von uns mitgetheilt worden; wir werden bei der Besprechung seiner Schriften auf sie zurückkommen.

Zu Ende Juni legte Herzog Peter von Oldenburg in Reichenbach, wo er am 25. angekommen war, dem Kaiser die letzten Vorschläge vor, welche zur völligen Organisation der russisch-deutschen Legion noch erforderlich waren, und beantragte zugleich die Abberufung Clausewitz's, der mit einem Gehalte von 2,500 Thlr. zum ersten Generalstabsoffizier der Legion ernannt worden war. Am 3. Juli erhielt Clausewitz die Nachricht von der Genehmigung dieses Antrags und am 6. Juli war er in Reichenbach, um seine Abfertigung zu holen, was er seiner Frau, die sich damals in Prag befand, an demselben Tage durch einen auf dem Zimmer des Herrn vom Stein geschriebenen Brief mittheilte, welcher von diesem durch Einlage besorgt wurde. Gneisenau machte noch einen letzten Versuch, Clausewitz für den preußischen Dienst zu gewinnen; dieser ließ den Schritt des Freundes geschehen, obgleich er von der Erfolglosigkeit desselben überzeugt war, worin er sich auch nicht täuschte.

* Neben ihm ruhen unter Marmorsteinen mit einfacher Inschrift seine Tochter Julie Gräfin Dohna (gest. 20. Februar 1827), sein Sohn August und sein Schwiegersohn, der Feldmarschall Graf Friedrich zu Dohna (gest. 24. Februar 1859).

Im Mai hatte sich Frau von Clausewitz mit ihrer Mutter nach Schlesien begeben, wo sie in Landshut und dem in dessen Nähe an einem Quellflusse des Bober gelegenen Städtchen Liebau einen längeren Aufenthalt nahm und auch einen Besuch von Frau von Gneisenau erhielt. Da nun nach der Schlacht bei Bautzen die verbündeten Heere sich nach Schlesien zurückzogen, so war jener Aufenthalt bedenklich. Clausewitz schrieb daher am 31. Mai, an welchem Tage das Blücher'sche Heer eine Stellung bei Schweidnitz nahm, seiner Frau, daß sie sogleich über die böhmische Gränze gehen und in Theresienstadt oder einem anderen kleinen Orte die weiteren Begebenheiten abwarten oder sich nach Cudowa begeben möge, wo sie, ganz in der Nähe der böhmischen Gränze, bis zum letzten Augenblicke des Krieges sicher sei. Er hoffte, daß seiner Schwiegermutter, die kurz vorher erkrankt war, die Reise bei dem schönen Wetter nicht schaden werde, empfahl ihr aber vor Allem Ruhe, da der Gang des Krieges und die politische Lage zu keiner Besorgniß Veranlassung geben könnten. An demselben Tage schrieb Gneisenau an seine Frau (aus Puschkau bei Striegau): „Frau von Clausewitz und ihrer Mutter tausend Empfehlungen. Ich wünsche, daß Du mit ihr gehest, sei es nach Böhmen oder der Grafschaft Glatz oder Töplitz oder sonst wohin"*). In den ersten Tagen des Juni, nach dem Eintritte des Waffenstillstandes, theilte Gneisenau von Reichenbach aus der Frau von Clausewitz mit, daß er die Wiederanstellung ihres Mannes im preußischen Dienste beantragt habe, und lud sie gleich den Seinigen zum Innehalten ihrer Flucht und Niederlassung in einer schlesischen Stadt ein.**) Der Waffenstillstand, von dessen Abschlusse die Frauen noch vor der Abreise von Liebau Nachricht erhielten, machte dieselbe unnöthig; sie blieben in Liebau und erhielten hier den Besuch von Clausewitz, der in der zweiten Hälfte des Juni von Peilau aus dahin kam und dort einige glückliche Tage verlebte. Frau von Clausewitz sprach ihre dankbare Gesinnung gegen Gneisenau, welcher ihr diese Zusammenkunft mit dem Gatten ermöglicht hatte, in folgendem Briefe (aus Liebau, vom 25. Juni) aus:***)

* Pertz, II, 643.
** Pertz, III, 16.
*** Pertz, III, 44 f.

„Ich hatte Clausewitz gebeten, mich bei Ihnen zu entschuldigen, Herr General, wegen der flüchtigen Zeilen, womit ich neulich mit halb vom Schlafe verschlossenen Augen — da ich Ihren Brief in der Nacht erhielt, und der Bote wegen einer Bestellung in Landshut gleich wieder fort mußte — Ihnen für Ihren so sehr gütigen Brief einen sehr unpassenden Dank sagte. Er gesteht diesen Auftrag vergessen zu haben, und da ich die Wiederholung dieses Vergehens befürchten muß, übernehme ich es lieber selbst, mich bei Ihnen zu entschuldigen, und Ihnen die Versicherung meiner innigsten Dankbarkeit zu wiederholen, sowohl für jenen Brief als auch für die glücklichen Tage, die ich jetzt mit Clausewitz erlebt habe; ich bin sie Ihnen schuldig, da es von Ihnen abhing, ihn zurückzuhalten. Schließen Sie also aus der Größe meiner Freude auf die Wärme meines Dankes.

Clausewitz ist so durchdrungen von der Güte und Freundschaft, womit Sie ihn behandeln, daß ich Ihnen auch deshalb meinen innigsten Dank abstatten müßte, wenn ich nicht fühlte, daß der beste Dank für Freundschaft die herzliche Erwiederung derselben ist, und dieses Dankes sind Sie ja schon längst von uns beiden gewiß.

Es thut mir sehr leid, Herr General, Ihre Nähe zu verlassen, ohne nach so langer Trennung, nach so manchen erlebten Schicksalen, die Freude gehabt zu haben, Sie wiederzusehen. Gern hätte ich Ihnen noch einen Besuch in Ihrer Residenz Peilau gemacht, aber meine Mutter sehnt sich nach Prag, und da sie die Reise schon aus Gefälligkeit für mich um vierzehn Tage aufgeschoben hat, kann ich nicht weiter in sie dringen. Ich verlasse Schlesien mit einer wehmüthigen Empfindung, und es wird mir wirklich schwer, mich von Ihrer Familie zu trennen. Ihre Frau Gemahlin hat mir mit ihrer stillen, anspruchslosen, aber so innigen Güte und Theilnahme in manchem schweren Augenblicke sehr wohl gethan; auch meine Mutter hat eine so herzliche Zuneigung zu ihr gefaßt, daß uns ihr Anblick immer eine recht wohlthätige, tröstliche Erscheinung gewesen ist. Möge der Himmel es ihr vergelten! Auch Ihre lieben Kinder haben mir manche heitere Stunde gemacht, und werden Ihnen gewiß noch viel Freude machen. Meine Mutter empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken; erhalten Sie es mir auch und rechnen Sie stets auf die innige Hochachtung und Anhänglichkeit Ihrer ergebenen Marie Clausewitz.“

Als Clausewitz sich zur Abreise nach seinem künftigen Bestimmungsorte anschickte, war es sein sehnlichster Wunsch, seine Frau, welche sich damals in Prag zum Besuche bei der Gräfin von Westfalen*) befand, noch einmal zu sehen, und er lud sie daher am 12. Juli zu einer Zusammenkunft in Nachod ein, wo er am 18. einzutreffen und, falls der Waffenstillstand verlängert werde, etwa fünf Tage zu bleiben gedachte. Die briefliche Verbindung mit seiner Frau war ihm für die Zeit seiner Stellung bei der russisch-deutschen Legion durch ein freundliches Anerbieten Stein's, welches ihm derselbe in Reichenbach gemacht hatte, sehr erleichtert worden. Frau von Clausewitz sollte ihre Briefe an Frau vom Stein, welche damals in Berlin lebte, abgeben, welche sie an ihren Gemahl senden werde, der die kürzeste Gelegenheit hatte, dieselben an Clausewitz zu befördern; dieser dagegen sollte seine Briefe an den Grafen Wallmoden, Stein's Schwager, abgeben, der sie an Stein befördern werde, durch dessen Frau sie dann an Frau von Clausewitz gelangen würden. Letztere befand sich im Spätsommer 1813 bei ihrer Freundin, der Gräfin Voß, in Giewitz und wurde hier von ihrem Gatten auf der Reise nach Grabow in Mecklenburg-Schwerin, wo damals das Hauptquartier der Legion war, in den ersten Tagen des August nochmals durch einen Besuch erfreut.

Clausewitz kam am 8. August in Grabow an, traf aber Wallmoden nicht anwesend, der gerade nach Stralsund gereist war, um eine Conferenz mit dem Kronprinzen von Schweden und dem General Moreau zu halten. Am 10. August hielt Wallmoden bei Schwerin Revue über die russisch-deutsche Legion, welche von Schwedt, wo sie gelandet war, ihren Marsch durch die Uckermark nach Mecklenburg genommen und hier zunächst in der Gegend von Teterow Kantonirungen bezogen hatte.

Die Legion, zu deren vorzüglichsten Offizieren der vormalige Generaladjutant des Herzogs von Oldenburg, Oberst von Arentschild, der bald nachher zum General befördert wurde, der Oberst von Stülp-

* Sie war eine geborene Gräfin Lisy Thun, Schwester des mit der Gräfin Therese Brühl vermählten Grafen Franz Thun. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, der 1809 in der österreichischen Armee diente, vermählte sie sich mit dessen Bruder, dem späteren Besitzer der Herrschaft Culm, Grafen von Westfalen.

nagel und der Oberstlieutenant von der Goltz*) gehörten, bestand aus zwei Regimentern Infanterie, einem Jäger-Bataillon, zwei Husaren-Regimentern und einer reitenden Batterie, in der ungefähren Stärke von 6000 Mann, welche jedoch allmählich auf 8000 Mann gebracht wurden. Clausewitz stellte sich in Schwerin vor der Revue seinem neuen Vorgesetzten vor, der ihn weder zurückstoßend noch mit Auszeichnung empfing und am 12. August in Grabow mit seiner künftigen Bestimmung bekannt machte.

Ludwig Georg Thedel, Reichsgraf v. Wallmoden-Gimborn, der aus einem alten niedersächsischen Adelsgeschlechte stammte, dessen Stammsitz die Burg Wallmoden unweit Goslar ist, war am 6. Februar 1769 in Wien, wo sein Vater brittischer Gesandter war, geboren und erhielt auf der Karlsschule seine Ausbildung. Seine militärische Laufbahn begann er in der Hannöver'schen Garde, trat später in preußische und 1795 als Rittmeister bei der leichten Cavalerie in österreichische Kriegsdienste, in welchen er sich als Oberst in der Schlacht bei Wagram so sehr auszeichnete, daß er den Maria-Theresienorden erhielt. Nach dem Waffenstillstande von Znaim zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, trat er mit Genehmigung seines Monarchen in den russischen Kriegsdienst und erhielt im Frühjahre 1813 den Oberbefehl über die unter Dörnberg, Tschernitschef und Tettenborn stehenden leichten Truppen, welche sich während des Waffenstillstandes im Juli und August in Mecklenburg zu einem größeren Heerkörper concentrirten, der auch die russisch-deutsche Legion und das Lützow'sche Freicorps umfaßte. Diese Armee, welche die bunteste Zusammensetzung hatte und zuletzt 28,000 Mann und 60 Geschütze zählte, bildete eigentlich einen Bestandtheil der unter dem Kronprinzen von Schweden stehenden Nordarmee, hatte aber die besondere Aufgabe, das bei Hamburg stehende Corps des Marschall Davoust in Schach zu halten und die Niederelbe zu decken. Der

* Diese drei Offiziere hatten sich auch um die Organisation der Legion sehr verdient gemacht, zu deren Befehlshaber anfangs Oberst Chasot, nach dessen am 6. Januar 1813 in Pleskow erfolgtem Tode Gneisenau in Aussicht genommen war, und, als dieser eine andere Bestimmung erhielt, Wallmoden ernannt wurde. Ein wichtiges Material für die Geschichte der Legion liefern die von Chasot, Stülpnagel und von der Goltz an Gneisenau gerichteten inhaltsreichen Briefe. (Abgedruckt bei Pertz II, 380 ff., 384 ff., III, 584 ff.)

Marschall, welcher die letztere und namentlich das neu befestigte Hamburg vertheidigen und die große Unternehmung des Marschalls Oudinot auf Berlin und die Marken unterstützen sollte, hatte, abgesehen von den in Hamburg und Lübeck zurückbleibenden Besatzungen, 27,000 Mann französische Truppen und das 10,000 Mann starke dänische Hülfscorps unter dem Prinzen Friedrich von Hessen, mithin 37,000 Mann zur Verfügung, war also der Armee Wallmoden's überlegen. Letzterer war daher im Ganzen mehr auf die Vertheidigung angewiesen und sah sich überdies durch die Weisungen des Kronprinzen von Schweden vielfach gehemmt, der diesem Heerestheile eine lediglich beobachtende Rolle anzuweisen und ihn von jeder offensiven Thätigkeit auszuschließen trachtete.

Wallmoden's Persönlichkeit war eine ausgezeichnete; er vereinigte in sich alle Eigenschaften eines großen Feldherrn und Staatsmannes; seine Unerschrockenheit und Geistesgegenwart in den größten Gefahren war bewundernswürdig, und Clausewitz schrieb über ihn nach einem der ersten Gefechte, welchem er an seiner Seite beiwohnte, daß er kaum je eine größere Bravour gesehen und die stolze Ruhe nie vergessen werde, mit welcher Wallmoden in den Kugelregen hineingesehen habe. Er besaß einen höchst ehrenwerthen Charakter und war bei aller äußeren Kälte im Umgange sehr liebenswürdig; mit dem Minister vom Stein, der seine Schwester Wilhelmine zur Gemahlin hatte, war er durch die innigste Freundschaft verbunden.

Varnhagen*) sagt von ihm: „Am 17. April traf der General-Lieutenant Graf von Wallmoden in Hamburg ein, der die Bestimmung erhalten hatte, einen Heertheil des Nordheeres zu befehligen, der aus verschiedenen Bundestruppen zusammengesetzt werden sollte. Der Ruf seiner Auszeichnung in früheren Feldzügen, seines hellen Blickes in den Staatsverhältnissen, seiner tapferen Entschlossenheit vor dem Feinde und der edlen Eigenschaften seines Gemüthes war ihm vorausgegangen und vielmals wurde sein Name in Deutschland mit großen Erwartungen genannt."

Wallmoden ernannte Clausewitz zum General-Quartiermeister seiner nicht unbeträchtlichen Armee und dieser sah sich nun mit der wichtigsten Bestimmung betraut, welche ihm je in seinem Leben zu

* Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. III, 319.

Theil geworden war. In der ersten Zeit war er von einer großen Arbeitslast bedrängt, welche dadurch noch erschwert wurde, daß er sich erst ein Büreau einrichten und die Gehülfen sich auswählen mußte. Sein persönliches Verhältniß zu Wallmoden, der ihm durch seine Befähigung und die trefflichen Eigenschaften seines Charakters große Achtung einflößte, nahm die freundlichste Gestalt an; nur der Krieg selbst, wie er unter den obwaltenden ungünstigen Verhältnissen und bei der Abhängigkeit Wallmoden's von dem Kronprinzen geführt werden mußte, konnte ihn, da er zu größeren Unternehmungen keine Veranlassung bot, wenig befriedigen, besonders im Hinblicke auf die glänzenden Erfolge, welche gleichzeitig auf dem südlichen Kriegsschauplatze gegen Napoleon und seine Feldherren errungen wurden.

Am 17. August überschritt Marschall Davoust in drei Colonnen die Stecknitz, welche während des Waffenstillstandes die beiderseitigen Vorposten in der Linie von Lauenburg nach Lübeck getrennt hatte, und drang links auf Möln, in der Mitte auf Schwarzenbeck, rechts auf Lauenburg vor. An dem letztgenannten Punkte kam es zu einem hartnäckigen Gefechte; 1600 Freiwillige des Lützow'schen Corps mit drei leichten Geschützen vertheidigten die Stadt bis zum Abende des 18. mit großer Tapferkeit und traten erst am 19. in der Frühe auf erhaltenen Befehl den Rückzug an.

Wallmoden wich in den nächsten Tagen vor der französischen Ueberlegenheit zurück; am 24. stand er in der Gegend von Wöbbelin;*) an demselben Tage erreichten die schwedischen Truppen unter General Vegesack Wismar, wichen aber in den nächsten drei Tagen ohne alle Nothwendigkeit bis Rostock zurück, und Wallmoden sah nun durch die störenden Anordnungen des Oberbefehlshabers sein Corps auf eine Entfernung von 12 bis 13 Meilen von einander getrennt und würde mit den geringen Streitkräften, welche er bei Wöbbelin und Warsow bei sich behalten hatte, in eine sehr bedenkliche Lage gekommen sein, wenn sich der Marschall Davoust zu einem kühnen Vorgehen hätte entschließen können. Dieser aber hielt seine Truppen meist hinter

* In einem der vielen kleinen Gefechte, welche in diesen Gegenden stattfanden, fiel am 26. August in der Nähe von Gadebusch der edle Dichter Theodor Körner, Lieutenant im Lützow'schen Freicorps, der begeisterte Sänger der Befreiungskriege. Seine Leiche ruht unter einer Eiche in der Nähe des Dorfes Wöbbelin.

der Stecknitz, Wackenitz und Trave zurück und Wallmoden, ohnehin durch die Weisungen des Kronprinzen gehemmt, konnte nicht daran denken, ihn in seinen gesicherten und theilweise künstlich befestigten Stellungen anzugreifen.

Das bedeutendste Ereigniß dieses Krieges war das Treffen an der Göhrde,*) in welchem Wallmoden über einen Theil des Davoust'schen Corps einen glänzenden Erfolg errang, welchen er, wie er selbst anerkannte, neben der Tapferkeit seiner Truppen, auch den trefflichen Anordnungen seines Generalstabschefs Clausewitz verdankte.

Da Wallmoden aus den Depeschen eines gefangenen Offiziers ersehen hatte, daß Davoust im Begriffe sei, die halbe Division Pecheux auf dem linken Elbufer stromaufwärts, wahrscheinlich nach Magdeburg, zu senden, so ging er in der Nacht zum 15. September mit etwa 13,000 Mann und 28 Geschützen bei Dömitz auf einer Schiffbrücke auf das linke Elbufer, marschirte nach Dannenberg und wartete am 16. morgens in einer verdeckten Aufstellung bei dem Vorwerke Wrechau auf das Hervorbrechen des Feindes aus der Göhrde. Als General Pecheux, durch das Erscheinen von Kosaken vorsichtig gemacht, seinen Marsch nicht fortsetzte, wurde er von Wallmoden angegriffen und erlitt nach hartem und blutigem Kampfe, in welchem die Franzosen mit rühmlichster Tapferkeit sich gegen die Uebermacht vertheidigten, eine vollständige Niederlage. Nur 2000 M., unter ihnen General Pecheux selbst, retteten sich nach Lüneburg, nachher über die Elbe; die Franzosen verloren 500 Todte, 1800 Gefangene, von welchen 800 verwundet waren, 8 Geschütze und 15 Munitionswagen; auch die Sieger erlitten einen Verlust von 50 Offizieren und 500 Mann an Todten und Verwundeten. Schon am folgenden Tage ging Wallmoden, indem er nur Tettenborn's Kosaken, das Lützow'sche Freicorps und ein Bataillon auf dem linken Elbufer zurückließ, mit seiner Hauptmacht bei Dömitz wieder über

* Laubwald auf halbem Wege zwischen Dannenberg und Dalenburg. Denselben Namen führt auch ein in dem Walde liegendes Jagdschloß. Varnhagen v. Ense, der damals Hauptmann und Adjutant des Generals Tettenborn in russischen Diensten war, hat das Treffen an der Göhrde ausführlich beschrieben. (Denkw. und Verm. Schr. III., 433 ff. und in der Schrift: „Gesch. der Kriegszüge des Generals Tettenborn in den Jahren 1813 und 14", S. 63 ff.).

den Strom, da er besorgte, daß Davoust den Abmarsch eines so bedeutenden Theiles seines Corps bemerkt haben und zu einem Angriffe benutzen werde, eine Besorgniß, die sich jedoch als unbegründet erwies. In dem Berichte, welchen Wallmoden über das Treffen an der Göhrde an Lord Bathurst erstattete, fand namentlich der Chef seines Generalstabes, Oberstlieutenant von Clausewitz, die rühmlichste Erwähnung. Am 22. September 1813 erfolgte seine Ernennung zum Obersten bei der russisch-deutschen Legion.

Die nun folgende lange Unthätigkeit wurde nur durch einen zu Anfang October mit Erlaubniß Wallmoden's von Tettenborn zur Wiedereroberung Bremens unternommenen überaus kühnen Zug unterbrochen. Das Unternehmen glückte vollständig und am 15. October capitulirte die Besatzung.

Im December machte Wallmoden den Versuch, der dänischen Armee den Weg von Kiel nach Rendsburg, wo möglich auch nach Schleswig, abzuschneiden; allein da die Division Vegesack, in Folge eines ihr von dem Kronprinzen ertheilten Gegenbefehls, sich verspätete, auch Dörnberg mit der Avantgarde zu entfernt war, um an dem Kampfe, der am 10. December bei dem Dorfe Seestädt stattfand, theilnehmen zu können, so mißglückte der Versuch und es gelang den Dänen, mit einem Verluste von 800 Mann und einer Kanone Rendsburg zu erreichen. Wallmoden verlor in diesem Kampfe gegen einen überlegenen Feind 6—800 Mann und zwei Kanonen und erhielt bald nachher den Befehl über die Einschließungsarmee bei Rendsburg.

Frau von Clausewitz war in Mecklenburg und Holstein wiederholt auf längere Zeit mit ihrem Gatten vereinigt. Sie nahm, um in seiner Nähe sein zu können, ihren Aufenthalt in Giewitz bei ihrer Freundin, der Gräfin Voß, oder in Ludwigslust; im November war sie einige Wochen bei ihm in Dömitz und während der Einschließung von Rendsburg hielt sie sich in Holstein auf, im Januar und Februar 1814, wie sich aus der in den Briefen von Clausewitz an sie vom 8. Januar bis zum 27. Februar vorhandenen Lücke schließen läßt. In diese Zeit fiel auch der Verkehr, welchen Clausewitz und seine Gattin mit dem Grafen Friedrich von Reventlow und dessen Gattin Julie geb. Gräfin Schimmelmann auf dem Gute Emkendorf

bei Rendsburg unterhielten, wo sie, wie wir oben in der Familiengeschichte (Bd. I., Abschn. I., S. 12) erwähnten, auch die Bekanntschaft ihrer Verwandten Charlotte von Clausewitz machten.

Den großen Ereignissen auf dem südlichen Kriegsschauplatze folgten Clausewitz und seine Frau mit der gespanntesten Theilnahme, und die Siege bei Großbeeren, an der Katzbach, bei Culm, bei Dennewitz, bei Leipzig erfüllten sie mit begeisterungsvoller Freude. Mit ihrem Freunde Gneisenau blieben sie in brieflicher Verbindung und sprachen ihm ihre Glückwünsche aus zu den großen Erfolgen, an welchen er einen so hervorragenden Antheil hatte. Ueberdies bemühte sich Clausewitz, in Uebereinstimmung mit Wallmoden, durch Gneisenau's Vermittlung die Befreiung der Legion von der Abhängigkeit von dem Kronprinzen von Schweden und ihre Vereinigung mit der schlesischen Armee herbeizuführen, zu welchem Zwecke er eine von ihm auf Wallmoden's Wunsch verfaßte und für den Kaiser Alexander bestimmte Denkschrift an Gneisenau übersandte. Die in dieser ereignißreichen Periode von Gneisenau an Clausewitz und seine Frau und von diesen an Gneisenau geschriebenen Briefe lassen wir hier folgen, wobei wir besonders auf den letzten Brief der Frau von Clausewitz, als auf ein schönes Denkmal ihrer Vaterlandsliebe und edlen Gesinnung, aufmerksam machen.*)

1.

Gneisenau an Clausewitz.

Mein theurer Freund!

Wir haben vorgestern eine schöne Schlacht**) gewonnen; entscheidend, wie die Franzosen noch nie eine Schlacht verloren haben.

Den 19. d. hatten die Feindseligkeiten mit einem heftigen Gefecht bei Löwenberg begonnen, nachdem bereits der General Sacken mehrere Gefechte der zweiten Ordnung gehabt hatte. Am 21. wollte uns der französische Kaiser bei Löwenberg zu einer allgemeinen Schlacht

* Wir haben diese Briefe dem „Leben Gneisenau's" von Pertz entnommen, wo sie Bd. III., 223—230, 413 f., 459 f., 461, 474 f., 480, 482 f., 489, 519 ff., 557 ff., 578 ff., 582 ff. abgedruckt sind.

** An der Katzbach (26. und 27. August).

bringen und uns während derselben über Bunzlau in Flanke und Rücken gehen. Wir wichen aus und zogen mit unserer Arrieregarde, stets fechtend, gegen Lauterseifen zurück. Der Feind folgte uns des anderen Nachmittags, aber kraftlos. Dieses gab uns die Vermuthung, daß er Truppen aus der Armee vor uns weggezogen habe. Wir gingen bis Goldberg, um unsere rechte Flanke, die noch immer bedroht war, zu sichern. Am 23. entspann sich bei Goldberg ein sehr heftiges Gefecht, doch abermals nur mit unseren sämmtlichen Arrieregarden und der Brigade Mecklenburg. Als Graf Langeron in der linken Flanke durch den Verlust des Wolfsberges genommen war, traten wir unseren Rückzug bis hinter Seichau an. York (der . . . . .) wich aber in der Nacht bis eine Meile hinter Jauer zurück. Langeron konnte mit Mühe in seiner vortrefflichen Stellung erhalten werden. Am 25. machten wir einen Entwurf, über die Katzbach zu gehen, und dem Feind zwischen Liegnitz und Goldberg in's Centrum zu gehen. Die Disposition war bereits ausgegeben, die preußischen Truppen nebst Sacken im Marsch; das Hauptquartier um 9 Uhr des Morgens schon in Brechtelshof, als Langeron in seiner festen Stellung hinter dem Dorfe Hennersdorf kanonirt wurde. Wir hielten mit dem Marsch inne, und wollten die Dinge sich näher entwickeln lassen. Bald kam die Meldung von unseren Vorposten, der Feind rücke an gegen uns. Schnell machten wir unsere Anstalten. Hinter sanften Höhen verbargen wir unsere Armee und ließen nur unsere Avantgarde auf der weiten Ebene am rechten Ufer der wüthenden Neiße. Die Punkte für einige Batterien wurden schnell genommen.

Mittlerweile hatte der Feind den Grafen Langeron von Stellung zu Stellung geworfen. Dieser konnte nicht Widerstand thun, indem der . . . . sein sämmtliches Geschütz bis auf 30 Sechspfünder, zwei Meilen weit zurückgeschickt hatte, nur um sich nicht zu schlagen, was er fast stets verweigerte. Seine linke Flanke war ihm bereits von Hermsdorf her genommen, und nun wollte der Feind dessen rechte Flanke umgehen, um ihn vollends aus seiner Stellung an der wüthenden Neiße zu stürzen, wo das ganze Corps aufgelöst worden wäre. Die Flüchtlinge hätten sich dann bei Jauer, sofern wir dort geblieben wären, auf uns geworfen, und wir waren ohne Rettung verloren.

Unser Entwurf zum Angriff und der Umstand, daß wir zeitig marschirt gewesen waren, retteten uns vom Verderben. Wir konnten nun mit Ruhe unsere Dispositionen machen. Der Feind war über die Katzbach herübergekommen und hatte nun das Defilée in seinem Rücken. Er ging nun auf unsere Avantgarde los. Schnell ließen wir die Brigaden aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen und mit dem Bajonette auf den Feind losgehen. Der Regen war unaufhörlich; der Sturm schlug uns in's Gesicht. Die Infanterie zeichnete sich durch hohe Tapferkeit aus. Ein langes, unentschiedenes Cavalerie-Gefecht in einer Linie entspann sich. Wir brachten neue Schwadronen heran. Einige unserer Bataillons-Massen, darunter ein Bataillon Landwehr, vernichteten eine starke, feindliche Infanterie-Masse. Wir brachten mehr Geschütz vor.

Der General Sacken hatte eine Linksschwenkung gemacht; wir preßten den Feind in einen engeren Raum. Er ward an den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach mit seinem Rücken angeklemmt, und schlug sich um seine Rückzugsstraße. Seine Reiterei verschwand; wir dirigirten mehr Infanterie-Massen gegen seine Linie und eine starke Infanterie-Masse, die noch Widerstand thun wollten; und nachdem wir selbige mit einigen Stücken Geschütz kartätscht und mit Tirailleurs geängstigt hatten, ließen wir eine Bataillons-Masse auf sie losgehen und sie vollends den steilen Thalrand hinunterstürzen. Alle Kriegsfuhrwerke flohen in der wildesten Flucht und an dem Rande und dem steilen Abhange lag Alles in der Unordnung des Schreckens. Die Nacht brach ein; von unserer Cavalerie konnte nur wenig gesammelt werden. Sie setzte nicht nach, weil sie ihr Handwerk nicht mehr versteht.

Der Befehl ward ertheilt, daß die Armee um 2 Uhr Nachts dem Feinde folgen sollte. Die Befehlshaber konnten zum Theil nicht gefunden werden, andere hatten nicht Lust. Erst des anderen Morgens gegen Mittag ging die Avantgarde über den Fluß und die Brigade Horn folgte.

Graf Langeron ward gerettet, indem einige Bataillons von unserer Brigade Steinmetz über die wüthende Neiße gingen und den Feind in die linke Flanke nahmen.

Ohngeachtet, daß die Menschen nicht verstehen, einen erfochtenen

Sieg zu benutzen, so sind die Resultate des unsrigen dennoch groß, so viel sie bis jetzt bekannt sind. Etwa 60 Kanonen, 200 Pulverwagen und Feldschmieden (letztere allein 8), 6000 — 7000 Gefangene sind die Früchte des Sieges. Was wir auf unserem Marsche von Eichholtz hierher gesehen haben an Leichnamen, Kriegsfuhrwerken ꝛc. und was wir über die Unordnung und Zusammensetzung der Arrieregarde, die aus allen Flüchtigen mehrerer Regimenter besteht, gehört haben, beweist uns, daß Macdonald's Armee gänzlich aufgelöst ist. Wir sind gestern durch die angeschwollenen Gewässer bis an die Brust gegangen; wir hoffen den Feind am Bober zu finden, und diesem Fluß vielleicht so angeschlossen, daß sie nicht sich retten können. Eine Division hat bereits bei Hirschberg nicht über den Fluß kommen können, und mußte ihren Weg am unfahrbaren rechten Ufer des Bobers nehmen. Nach einem aufgefangenen Briefe des Divisions-Generals haben sich 3/4 derselben bereits in die Wälder verlaufen. Ich lasse die Sturmglocke ziehen, um die Bauern gegen sie aufzubieten.

Der Plan des französischen Kaisers war, uns zu schlagen, dadurch einen Eingang in Böhmen zu gewinnen, und sodann concentrisch in dieses Land einzuziehen im Rücken der großen Armee. Wir haben diesen Plan vereitelt und eine große Armee vernichtet. Wir hatten gegen uns das Corps von Ney, jetzt Souham, Macdonald, Lauriston, Bertrand und das Cavalerie-Corps von Sebastiani. Was von mir abhängt, soll geschehen, um diese Armee vollends zu vernichten. Der Graf von St. Priest soll von Hirschberg über Greiffenberg, Marklissa gegen die Straße von Lauban nach Dresden vorrücken und Neuperg soll sich dort mit ihm vereinigen.

Diese Schlacht ist der Triumph unserer neugeschaffenen Infanterie. Ich habe keine Traineurs derselben im tiefsten Gewühl der Schlacht gesehen. Alle Bataillone standen auf den hervorspringenden Punkten des Terrains in vollen Vierecken.

Ein Landwehrbataillon von Thiele ward von feindlicher Reiterei umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. Es feuerte; nur ein Gewehr ging los; dennoch ergaben die Landwehrmänner sich nicht. Nein! Nein! schrieen sie, und stießen mit den Bajonetten. Einen Augenblick war unsere Cavalerie geschlagen und schon hatte sie eine



halbe Batterie verloren. Alles ward durch Unterstützungen wieder gut gemacht. Die Schlacht hatte ganz das Ansehen einer antiken. Das Feuer während derselben schwieg gegen Ende des Tages ganz, bis wir durch den durchweichten Boden wieder Geschütz herbeirufen konnten. Nur das Geschrei der Streitenden erfüllte die Luft; die blanke Waffe entschied.

York hatte abermals Alles für verloren gehalten. Wir sind verloren! schrie er. Jeder will sich Lorbeeren sammeln. Wir gehen zu Grunde; der Sieg wurde mir aus der Hand gerissen, und solche Reden mehr. Und dennoch stand unsere ganze Infanterie in schönster Ordnung. Der Marsch von hinter Jauer sollte nicht gemacht werden. Man fatiguire die Truppen ohne Zweck, hieß es. So mußten wir diesen Sieg erzwingen, das Glück war uns hold, und die gerechte Sache siegte trotz aller Mißgünstigen.

Empfehlen Sie mich, mein theurer Freund, Ihrer Gemahlin und bleiben Sie gewogen Ihrem überglücklichen Freunde

Goldberg, den 28. August 1813.

N. v. Gneisenau.

Wie schwierig meine Lage ist, können Sie denken. Blücher will immer vorwärts und hält mich für zu behutsam; Langeron und York zerren mich wieder zurück, und halten mich für einen verwegenen Unbesonnenen. Glück! sei mir ferner hold!

2.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Den 4. September 1813.

Sie haben jetzt wohl wichtigere Dinge zu thun, Herr General, als Briefe von weiblicher Hand zu lesen; dennoch kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, Ihnen selbst zu sagen, mit welcher Freude, mit welchem Entzücken uns der glorreiche Sieg erfüllt hat, durch welchen Sie Ihre Katzbach verherrlicht haben. Welch neues Leben hat dieser schöne Tag über uns alle verbreitet! Es ist der erste entscheidende folgenreiche Sieg auf deutschem Boden. Jahre von Schmach und Leiden sind verwischt, und in neuem Glanze stehen

wir da, der großen Vorfahren nicht mehr unwürdig! — Welchen Dank ist Deutschland denen schuldig, die das große Werk leiteten und vollbrachten, und welch herrliches Gefühl muß das Bewußtsein einer solchen That in Ihrem eigenen Herzen erregen!

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr es meine Freude erhöht, daß Ihnen, gerade Ihnen und unserem braven alten Blücher dies schöne Loos zu Theil ward. Sie sind desselben so würdig und werden es so tief empfinden, und es scheint eine besondere unaussprechliche, erfreuliche Gerechtigkeit des Schicksals, gerade denen dies Glück zu verleihen, die so treu und unermüdlich alle ihre Kräfte der guten Sache gewidmet und so viel dafür gekämpft, geduldet und gelitten haben. Nur ein wehmüthiges Gefühl trübt diese Freude, es ist die Erinnerung an unseren theuren und unvergeßlichen Freund,*) der dieses Glückes auch so würdig gewesen wäre; doch wenn er aus einer besseren Welt auf uns herabsieht, muß ja auch er sich freuen, daß seine treuesten Freunde der schöne Siegeskranz schmückt, der ihm auf Erden nicht zu Theil werden sollte.

Clausewitz wird es recht bedauern, diesen großen Moment nicht mit Ihnen erlebt zu haben; ich hätte es ihm auch wohl gegönnt, an dieser Freude unmittelbar Theil zu nehmen, anstatt hier mit Davoust und den Dänen herum zu manövriren. Das Einzige, was mich dabei tröstet, ist, daß er mit seiner neuen Lage nicht unzufrieden und mit dem Grafen Wallmoden außerordentlich zufrieden ist; alle seine Briefe sind voll von seinem Lobe sowohl in Rücksicht seines militärischen Betragens als der persönlichen Verhältnisse, die zwischen ihm und Clausewitz stattfinden, und wenn man hierüber so verwöhnt ist, als er es in der letzten Zeit war, so will dies Lob nicht wenig sagen.

Erlauben Sie mir noch die Bitte, Herr General, Ihrer Frau Gemahlin und der ganzen Familie meinen herzlichen Gruß und Glückwunsch zukommen zu lassen, auch Herrn August, der sich wahrscheinlich durch neue Heldenthaten hervorgethan hat, herzlich zu grüßen. Seine Jugend und Tapferkeit hat bei dem zwölfjährigen Sohne meiner Freundin ein solches Interesse erregt, daß ich oft von ihm erzählen muß, und er recht beneidet wird; auch habe ich dem kleinen Menschen versprechen müssen, seinen Gruß an August zu bestellen.

* Scharnhorst.

Wenn der General Blücher sich noch meiner oder vielmehr meines schwarzen Sammetkleides erinnert, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie ihm auch meinen Glückwunsch abstatten und ihn meiner Verehrung versichern wollten.

Ich schließe mit dem innigsten Wunsche, daß das Schicksal uns nach glorreich geendigtem Kriege alle wieder vereinigen und uns das errungene Glück gemeinschaftlich genießen lassen möge, und mit der wiederholten Versicherung der treuen Freundschaft und Hochachtung, mit der ich immer sein werde, Herr General, Ihre aufrichtige Freundin

Maria Clausewitz.

(Dem Briefe waren noch von der Gräfin Voß geb. von Berg, und ihrer Mutter, Frau von Berg-Häseler, Glückwünsche für Gneisenau und Blücher beigefügt.)

3.

Gneisenau's Antwort an Frau von Clausewitz.

7. October 1813 (Katzbach).*) Wie viele Freude mir, verehrte gnädige Frau, Ihr Schreiben gemacht hat, vermögen Sie nicht zu ermessen. Von allen Glückwünschungschreiben über unsern Sieg an der Katzbach ist mir das Ihrige bei weitem das werthvollste. Es kommt aus der Fülle eines Herzens, das groß und edel ist. Das Lob einer so hochgebildeten Frau, wen sollte es nicht schwindlich machen!

Ich will Ihnen daher gern zugeben und mich dessen gegen Sie — denn selbst gegen meine Frau, die ohnedies die Art meiner Wirksamkeit nicht kennt, habe ich dies nicht geäußert — rühmen, daß ich einen wichtigen Antheil an diesem Siege gehabt habe, sowohl was die Einleitung der Schlacht als deren Durchfechtung angeht; denn sie hat gegen die Unterfeldherrn, Langeron und York, erzwungen werden müssen. Ersterer nämlich war bereits geschlagen, weil er, uns unbewußt, fast seine sämmtliche Artillerie zurückgeschickt hatte. Wir haben ihn gerettet. Letzterer wollte nicht zur Schlacht marschiren, unter dem Vorwande, seine Truppen müßten zweimal vierundzwanzig Stunden Rast haben. Wäre dies geschehen, so war

*) Der hier mitgetheilte erste Theil des Briefes wurde in Düben geschrieben, wo damals das Hauptquartier war.

Schlesien verloren. Noch während der Schlacht gab er Alles für verloren, und brüllend schimpfte er gegen Diejenigen, die sich Lorbeeren erwerben wollten. Ich kehrte mich daran nicht, half wo ich helfen konnte, führte die Truppen, wo es nöthig war, ins Gefecht und endlich stürzten wir den Feind den steilen Thalrand der wüthenden Neiße und der Katzbach hinunter.

Sogleich nach der Schlacht gab ich die Disposition zum Verfolgen des Feindes. Wäre sie befolgt worden, so blieb von Macdonald's Armee Nichts mehr übrig; denn die Gewässer des Himmels waren mit uns im Bunde, hatten sich entladen, und alle Regenbäche waren angeschwollen und die Flüsse ausgetreten. Kein Feind hätte sich retten können. So ward das Verfolgen von den Unterbefehlshabern verschoben, und der Feind entkam großentheils. Wir mußten uns mit 105 eroberten Kanonen und 18,000 Mann Gefangenen begnügen.

Fortsetzung
(geschrieben nach der Schlacht bei Möckern).

Am 16. October schlugen wir, die Schlesische Armee, unsere schöne Schlacht bei Möckern; ich nenne sie schön, weil sich die Tapferkeit unserer Truppen so sehr darin bewährte. Um das Dorf Möckern ward blutig gestritten. Endlich ward solches behauptet und der Feind auf allen Punkten geworfen. Wir eroberten 54 Kanonen. Am selbigen Tage war unsere große Armee angegriffen worden. Sie erlitt Unfälle, verlor Grund und nur mit Mühe wurde am Abend ein Theil der verlorenen Punkte wieder gewonnen, so daß man es eine unentschiedene Schlacht nennen konnte.

Fortsetzung
(geschrieben nach dem Kampfe bei dem Dorfe Gohlis, durch welchen die Franzosen von der schlesischen Armee in die Vorstädte Leipzigs zurückgeworfen wurden).

Wir allein griffen mit einem Theile unserer Cavalerie und reitender Artillerie den vor uns stehenden Feind an und warfen ihn über die Partha hinüber.

(Schluß des Briefes).

Den 19. griff unser Sacken'sches Corps abermals Leipzig an. Der Kampf wurde hartnäckig und für uns sehr blutig. Wir mußten unsere fechtenden Truppen durch andere von unserem Langeron'schen

Corps unterstützen lassen. Auch diese verloren sehr viel. Gewässer deckten die Franzosen. Endlich rückte unser Bülow'sches Corps von der anderen Seite an. Durch die Vortheile der Lage begünstigt, vertheidigten sich die Feinde verzweifelt. Endlich drangen unsere Preußen durch. Wir mit ihnen zu gleicher Zeit. Da der Feldmarschall unweit des bestürmten Thores war, so zogen er und sein Hauptquartier zuerst als Sieger in die eroberte Stadt.

Wie soll ich Ihnen, verehrte Frau, meine Gefühle beschreiben, als wir von dem tobenden Hurrahgeschrei der siegenden Truppen und dem Freudengeschrei der Einwohner empfangen wurden. Lange Colonnen von Kriegsgefangenen wurden uns vorgeführt, an ihrer Spitze zu Fuß die Generale Lauriston, Reynier, Bertrand etc. Eine Stunde später kamen der König und Kaiser Alexander, noch später der Kaiser Franz und die Generale aller Nationen.

Sie kennen die schönen Spaziergänge um Leipzig. Diese waren das Schlachtfeld des 19. Octobers. Dort war Alles mit Todten, Verstümmelten, Trümmern, Geschützen, Munitionswagen und Gewehren bedeckt. Die Erde war mit Blut getränkt.

Das Bewunderungswürdigste war, daß der siegtrunkene Soldat in seinen Reihen geordnet stand, und keine Plünderung vorfiel.

Wir eroberten über 200 Kanonen, 6—700 Munitionswagen, vielleicht 60,000 Gewehre. Mehr als 40,000 Gefangene sind in unseren Händen, darunter 15,000 Gesunde. Es sind dieses Tage gewesen, wie sie die Geschichte nie gesehen hat. Die verbündeten Truppen haben zwischen 40—50,000 Todte und Verwundete. Man kann den Verlust der streitenden Armeen zu 100,000 Mann annehmen an Todten und Verwundeten.

Seitdem haben wir, die schlesische Armee, den Feind verfolgt, ihm etwa 4000 Gefangene abgenommen, 3—4000 gefangene Russen und Oesterreicher befreit, ihm Kanonen abgenommen. Alle Straßen sind mit Munitionswagen bedeckt, zum Theil zerstört. Bei Freiburg ließ der Feind über 400 Munitionswagen stehen oder vernichten.

Wie glücklich ich bin, können Sie ermessen. Es gibt kein beseligenderes Gefühl als Befriedigung einer solchen Nationalrache. Unaufhaltsam schreiten wir jetzt an den Rhein vor, um diesen vaterländischen Strom von seinen Fesseln zu befreien.

An Clausewitz habe ich sogleich in der ersten Verwirrung des Sieges aus Leipzig geschrieben; da dieser Brief aber etwas mehr als jener enthält, so bitte ich Sie, ihm solchen mitzutheilen.

An Ihre Hausgenossen meine herzlichsten Grüße; die frommen vaterländischen Wünsche, womit sie mich begleiteten, haben ihre Wirkung gethan; sie sind erhört. Gott sei mit Ihnen Allen. Beglücken Sie mich ferner mit Ihrem Wohlwollen.

Geschlossen zu
Groß-Neuhausen, unweit Erfurt und Weimar,
den 24. October 1813.

N. v. Gneisenau.

4.

Gneisenau an Clausewitz.

So eben kommt Haxthausen aus dem Großen Hauptquartiere und sagt mir, daß er nach dem Ihrigen abgehe; diese Gelegenheit will ich nicht vorübergehen lassen, um Ihnen meine herzlichen Grüße zu entbieten. Meinen kurzen Bericht von unseren Ereignissen, sogleich nach der Schlacht an der Katzbach geschrieben, werden Sie erhalten haben. Ohnerachtet die Resultate unseres Sieges groß gewesen sind (104 Kanonen und 18,000 Gefangene), so ist solcher doch nicht so benutzt worden, als es hätte geschehen können, wären die Anordnungen, die ich in der Nacht nach der Schlacht dictirte, pünktlich befolgt worden. So aber mischen sich böser Wille und Lässigkeit ins Spiel. Wir müssen nun Diejenigen bekämpfen, die wir damals haben entrinnen lassen.

Hier sind wir an einen Umkreis gekommen, den wir ungestraft nicht überschreiten dürfen. Was jenseits der Elbe vom Feinde steht, dient zur Reserve denen, die uns hier gegenüberstehen. Ueber Bischofswerda hinaus dürfen wir also keinen Angriff machen.

Wir haben nun andere Entwürfe gemacht, und fangen an zur Ausführung zu schreiten, ehe wir die Genehmigung eingeholt haben. Bei der großen Armee nämlich entwirft man stets neue Pläne und kommt nie zur Ausführung, und nach zwei Siegen treibt sich der Kronprinz von Schweden zwischen der Nuthe und der Elbe herum.

Wir also wollen die Scene eröffnen und die Hauptrolle übernehmen, da die Anderen es nicht wollen.

Da wo die schwarze Elster in die Elbe sich ergießt, macht die Elbe einen einspringenden Winkel. Dort denken wir ein verschanztes Lager anzulegen. Weiter oberhalb denken wir über den Fluß zu gehen und von Preußischen Streitkräften an uns zu ziehen, was wir können. Damit wollen wir so nahe als möglich der Französischen Armee verbleiben, und, sofern Uebermacht uns droht, einer Schlacht ausweichen. In letzter Instanz wollen wir eine Schlacht in unserem verschanzten Lager annehmen, und ich hoffe, daß wir sie, nach den Vorbereitungen, die wir zu machen gedenken, dort gewinnen werden.

Graf Tauenzien ist mit uns einverstanden und wird gemeinschaftlich mit uns wirken. Ich hoffe, Bülow wird dieses, selbst aus wohlverstandenem persönlichen Interesse, gleichfalls thun, ohne sich viel um den ihn lähmenden Kronprinzen zu bekümmern. Wenn er auch indessen unserer Einladung nicht Folge leistet, so glauben wir auch ohne ihn dem Unternehmen gewachsen zu sein. Vielleicht daß auch Ihr Armeecorps Vortheil hiervon ziehen kann. Von Ihrer Gemahlin habe ich ein Glückwünschungsschreiben erhalten, das mir von allen mir zugekommenen das liebste ist, so innig und theilnehmend war es geschrieben.

Empfehlen Sie mich auf das herzlichste Ihrem General und erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen.

Gott befohlen!

Bautzen, den 26. September 1813. N. v. Gneisenau.

5.

Gneisenau an Clausewitz*)

Es ist wichtig für die Operationen, daß Sie bald wissen, daß wir heute unseren Uebergang über die Elbe bei Elster erzwungen haben. Das Bertrand'sche Corps und ein Theil des 7. Corps stellten sich uns in der hiesigen ungemein festen Stellung entgegen.

Gestern Abend war ich mit Müffling und Rühle hierher vorausgegangen, um den Brückenbau zu beschleunigen. Unsere Pontonbrücken

*) Geschrieben nach dem Treffen bei Wartenburg (2. October 1813).



hatten wir mitgebracht. Sie wurden in der Nacht noch geschlagen. Des Morgens gingen die Truppen über, das York'sche Corps zuerst. Der Angriff begann bald, das Gefecht ward sehr heftig. Es dauerte fünf Stunden. Der Muth unserer Truppen riß sie an der stärksten Stelle des Feindes fort, und kostete uns demnach sehr viel.

Am Ende wurde die anfangs entworfene Umgehung zu Stande gebracht und der Feind zugleich geschlagen. Die Cavalerie war nicht sogleich zur Hand, um den in Verwirrung fliehenden Feind zu verfolgen. 14 Kanonen und einige und fünfzig Munitionswagen fielen in unsere Hände; die Zahl der Gefangenen können wir noch nicht angeben. Ich umarme Sie. Gott befohlen!

Wartenburg, den 3. October 1813.

N. v. Gneisenau.

6.

Gneisenau an Clausewitz.

Leipzig, den 19. October 1813.

Wir haben gestern die große Schlacht geschlagen und den Sieg erfochten. Auf einem nur engen Raume haben wir den Feind gestern Abend zusammengedrängt gehabt. Gegen Morgen zog er sich theilweise ab, auf der Straße von Lützen. Heute griffen wir wieder an. Wir gingen auf die Stadt Leipzig los. Nach einer blutigen Arbeit erstürmten die Truppen die Stadt. General Blücher zog zuerst ein. 10,000 Gefangene, 20,000 Verwundete, noch mehr Kranke, über 50 Kanonen, 500 Munitionswagen fielen in unsere Hände.

Lauriston, Reynier, Bertrand sind unsere Gefangenen; noch mehr andere Generale. Eine Stunde nach uns kam Kaiser Alexander, Kaiser Franz, unser König, die Prinzen, die Generale aller Nationen.

Gestern Abend bereits hatten wir das Corps von York auf die Straße nach Merseburg fortgeschickt, um dem Feinde den Rückzug zu erschweren. Ein Theil der großen Armee geht sogleich auf den kürzeren Wegen und nach dem Werrathale. Die Baiern gehen nun nach der Schweiz, die sich für uns erklären. In der gestrigen Schlacht kamen 13 sächsische Schwadronen und 2 Regimenter Württemberger

zu uns, nebst 9 Bataillonen Sachsen. Ich habe den größeren Theil des Schlachtfeldes übersehen können, ein Schauspiel ohne Gleichen.

Lassen Sie von diesem Briefe sogleich eine Abschrift dem Grafen Münster in London zukommen und grüßen Sie ihn vielmals. Gott erhalte Sie. Grüßen Sie tausendmal Wallmoden.

Fürst Poniatowsky ist hier ertrunken.

v. Gneisenau.

7.

Gneisenau an Clausewitz.*)

Weißenfels, den 21. October 1813.

Die Angaben meines vorgestrigen Briefes muß ich dahin berichtigen, daß die gemachte Beute weit größer ist, als man in der ersten Verwirrung des Sieges wissen konnte. Wir haben in Leipzig allein über 200 Stück Geschütze erobert, und mehr als 800 Kriegsfahrzeuge. Die schönen Spaziergänge um die innere Stadt Leipzig sind das eigentliche Schlachtfeld des 19. Octobers. Daherum liegen allerwärts Leichen von Menschen und Pferden, Verstümmelte, umgestürzte Geschütze und Fahrzeuge; mehr als 30,000 Gewehre, 40,000 Gefangene sind in unseren Händen, darunter 15,000 Gesunde; eine Menge Generale, darunter viele amputirt. Vier Tage lang haben wir uns geschlagen. Solche Massen auf einem so kleinen Raume versammelt, wird man nur einmal in Tausenden von Jahren zu sehen bekommen. Es war dieses eine Weltschlacht, wie deren die Geschichte nur sehr wenige kennt. Während seines gestrigen Marsches hat der Feind mehrere Munitionswagen in die Luft gesprengt. Dieses thut er noch heute in der jenseitigen Stellung, uns hier in Weißenfels gegenüber, wo er die Brücke abgebrannt und uns etwa 6000 Mann Cavalerie und eben so viel Infanterie entgegengestellt hat. Wir lassen die Brücke wiederherstellen und denken bald an den Feind zu sein.

General York ist schon jenseit von Halle herbeigekommen. Wahrscheinlich muß von den Unsrigen die Brücke am Ufer besetzt sein, weil der Feind hier den Fluß passirt hat.

* Eine andere fast gleichlautende Ausfertigung dieses Briefes erhielt Gneisenau's Frau.

(Fortsetzung.)

Freiburg, den 22. October 1813. Der General York hat gestern den Feind hier in der Nähe ereilt und ihn angegriffen. Er befreite 4000 Oesterreichische und Russische Kriegsgefangene; machte einen General, einige Obersten und etwa 1500 Mann zu Gefangenen; eroberte 18 Kanonen, und nöthigte den Feind, über 400 Munitionswagen zu zerstören. Der Feind nimmt seinen Weg auf Erfurt. Ich hoffe, daß wir ihn bei Eisenach noch erreichen. Die Schlesische Armee ist abermals die vorderste und nächste am Feind.

Wir gehen, wenn der Feind entronnen oder vertilgt ist, auf Cassel, und, wenn man uns freie Hand läßt, an den Niederrhein. Die Kronprinzliche Armee soll die Festungen einschließen. Suchen Sie lieber durch die Operationen Ihres Armeecorps sich uns zu nähern. Viele Empfehlungen an Wallmoden.

8.

Clausewitz an Gneisenau.*)

Diese Begebenheiten der letzteren Tage gehören zu den größten, die die Geschichte verzeichnet hat, sowohl nach der Größe des Zweckes, nach der Menge der Streiter und nach ihren moralischen Folgen betrachtet. Eine viertägige Schlacht kennen die Annalen der Welt noch nicht. Die verbündeten Armeen haben wahrscheinlich 40,000 Todte und Verwundete verloren. Die schlesische Armee allein 12,000. Ueberdies war der Schlacht schon am 14. d. ein großes Cavaleriegefecht vorangegangen, und seitdem sind derselben bereits wieder welche gefolgt.

Zuvörderst meinen Glückwunsch über den großen Sieg, davon wir hier so eben die ersten Nachrichten erhalten, und an welchem, nach unser Aller Voraussetzung, Ihre Armee gewiß den ehrenvollsten Antheil hat. — Sodann soll ich Ihnen auf Graf Wallmoden's Verlangen das einliegende Memoire übersenden, welches eines von den Vielen ist, die ich über unsere Lage habe schreiben müssen.

* (Geschrieben am 22. October 1813 in Melkhof bei Hagenau, dem Hauptquartiere Wallmoden's.)

Wallmoden schickt es heute an den Kronprinzen. Er hofft und glaubt, daß Sie in Folge Ihrer Siege eine bedeutende Stimme in dem Rathe der Heerführer haben, und beschwört Sie, für ihn zu thun, was in Ihren Kräften ist, um uns von diesem unglücklichen Observations-Krieg gegen Holstein zu befreien, und uns so schnell nach Hannover zu bringen, als möglich ist. Vielleicht müssen wir nicht nach Hannover gehen, sondern nach Holland, welches ich dahin gestellt sein lasse. Aber der Weg nach Holland führt über Hannover. Ich empfehle mich, verehrungswürdigster Freund, Ihrem Andenken und Wohlwollen. Ihr treu ergebener Clausewitz.

Auch von Ihrem Siege am 16. haben wir blos die erste unvollständige Nachricht bis jetzt. Man wird gar nicht fertig, Ihnen Glück zu wünschen.

9.

Clausewitz an Gneisenau.

Dömitz, den 1. November 1813.

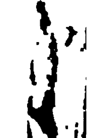
Hochverehrter Freund!

Ich habe richtig geurtheilt, wenn ich Ihrer Armee die Hauptrolle bei den merkwürdigen Ereignissen des 16., 18. u. s. w. ertheilt habe. Die Welt ist voll von Ihrem Ruhm.

Ich habe Ihnen ein paar Mal auf Wallmoden's Veranlassung über unsere Angelegenheiten geschrieben und Ihren Beistand in Anspruch genommen; ich hoffe, daß Sie die Briefe erhalten haben, zweifle aber, daß Sie etwas für uns haben thun können.

Wallmoden ist der Verzweiflung nahe; denn da sich Davoust nicht rückt oder rührt, so wird es immer wahrscheinlicher, daß wir zu seiner Beobachtung eingewurzelt stehen bleiben, während die übrigen Massen sich gegen den Rhein fortwälzen. Alles ist in Bewegung gesetzt, um uns eine Erlösung zu bewirken, Alles vergeblich; und ohne förmlich von unseren Posten zu desertiren, können wir auch mit der größten Dummdreistigkeit nichts thun. Ein schwacher Schimmer von Hoffnung bleibt uns in der Aussicht auf den Abfall der Dänen, die sich jetzt etwas mehr begründet.

In sehr großer Spannung bin ich über die Operationen, wenn man am Rhein angekommen sein wird, denn ich bezweifle nicht, daß Napoleon über diesen Fluß zurückgeht. So schwierig die Operationen jenseit des Rheines unter anderen Umständen sind, so fest ich überzeugt bin, daß man bei übrigens gleichen Umständen in der Defensive stärker ist, als in der Offensive, so halte ich es doch für ganz entschieden, daß man über den Rhein gehen müsse und die Operationen ohne Rast bis zum Frieden fortsetze, gesetzt auch sie führten bis Paris. Seine Armee ist fast vernichtet; denn was wollen 80 bis 100,000 Mann sagen gegen das Doppelte und Dreifache, die man ihm entgegenstellt. Läßt man ihm keine Zeit, neue Armeen zu formiren, so kommt er bis Paris nicht ordentlich zum Stehen. Was zur Landes-Vertheidigung organisirt war, ist größtentheils mit den Kohorten abmarschirt; dem übrigen fehlt es an Artillerie und tausend anderen Dingen. Alles, was man gegen eine Operation nach Frankreich hinein und bis Paris sonst sagen konnte, ist jetzt falsch und unpassend. Eine Verschwörung in Paris, eine Empörung bei der Armee, Rebellion in den Provinzen werden uns auf halbem Wege entgegenkommen, und man wird die beiden Eckſteine eines dauerhaften Friedens unter den Umständen leicht erhalten, die Freiheit Hollands und der Schweiz. Macht man am Rhein förmlich basta, so wird er während des Winters seine Armee erneuern, im Frühjahre wieder zwischen 2 und 300,000 Mann am Rhein stark, und wenn auch die Alliirten ohne Zweifel im Stande sind, dieser Macht das Doppelte entgegenzustellen, so ist von der anderen Seite auch sehr zu fürchten, daß bis dahin die gewöhnliche Zwietracht Zeit gehabt haben wird, arge Spaltungen hervorzubringen. — Dieser Gedanke beschäftigt mich Tag und Nacht, zehnmal mehr als unsere Lage hier, und ich gestehe Ihnen, Herr General, daß ich einzig auf Sie rechne. Sie haben den Stillstand der Operationen an der Elbe gehoben; ohne Sie stände man noch dort; vielleicht bewirken Sie ein Aehnliches am Rhein. Ich verkenne nicht, daß diese Anforderung viel größer ist, allein der Erfolg Ihres Plans an der Elbe muß Ihnen auch einen viel größeren Einfluß zugesichert haben. Ich zweifle fast nicht, daß Sie meiner Ansicht sind, und schreibe dies nur, um Sie wo möglich darin noch zu bestärken. Ich kann mir die Scheinwahrheit denken,



mit welcher man in hundert einzelnen Punkten diese Idee bekämpfen wird. Sie zu widerlegen, müßte man ein Buch schreiben, aber es gehört nichts als der Takt des Urtheils dazu, um in einem Augenblicke das Falsche des ganzen Räsonnements zu erkennen, was man aus Zeiten und Verhältnissen entlehnt, die den jetzigen ganz unähnlich sind. Nun habe ich Ihnen noch von einem anderen nicht unwichtigen Gegenstande zu reden.

Stülpnagel, der sich Ihnen gehorsamst empfehlen läßt, bringt die Idee in Anregung, ob Preußen nicht vielleicht Lust hätte, die Russisch-Deutsche Legion in seinen Dienst zu nehmen. Diese Legion ist jetzt von England besoldet und es geht ihr ganz gut; wie es aber erst werden soll nach dem Frieden, weiß kein Mensch: von allen Preußen, Russen, Sachsen u. s. w., die in der Legion sind, ist keiner für den hannövrischen Dienst besonders geeignet und gestimmt, und noch weniger haben die Leute Lust, über's Meer zu gehen; dagegen, glaube ich, würde man den Preußischen Dienst so ziemlich allgemein gern annehmen. Dies ist ein Grund dafür, ein zweiter, daß Preußen, wenn es viel von seinen ehemaligen Provinzen wiederbekommt, doch viel Cadres zu neuen Einrichtungen braucht und es vielleicht gern sieht, wenn es seine Conscription nicht zu sehr anzustrengen braucht. Ein dritter, daß Besoldungsfuß, Exercitien und Reglement Preußisch sind; ein vierter, daß ein großer Theil der Offiziere Preußen sind. — Der Legion, namentlich diesen Preußen würde dadurch gewiß ein unendlicher Dienst geschehen; ob es aber schwierig ist, die Sache bei Ihnen dort durchzusetzen, lasse ich dahingestellt sein. Diese Legion besteht jetzt aus 7 Bataillonen Infanterie, 2 Regimentern Husaren, 2 reitenden und 1 Fuß-Batterie, Summa Summarum 7000 Mann, die auch ziemlich effectiv unter dem Gewehre sind. — Es sieht freilich aus, als wollte ich mich auf diesem Wege wieder in die Preußische Armee hineinmanövriren; ich kann Ihnen aber betheuern, daß, wenn ich nur an mich dächte, ich gerade aus Stolz diesen Antrag nicht machen würde, daß ich es also nur zum Besten der Anderen und aus Gefälligkeit für sie thue, mich auch gern ausschließen will, wenn's nöthig wäre.

Ich höre so eben, daß ein Courier abgeht und eile zum Schluß. Meine Frau, die in Ludwigslust, 4 Meilen von hier war, hat mich

hier besucht und empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken; ich aber bin mit der gewohnten Verehrung stets

Ihr treu ergebener Clausewitz.

10.

Gneisenau an Clausewitz.

Frankfurt a. M., den 16. November 1813.

Erst gestern habe ich Ihre beiden Briefe, Melkhof, den 22. October und Dömitz, den 1. November, erhalten. Sie thun darin keines meiner an Sie gerichteten Briefe Erwähnung, und doch habe ich an Sie öfter, und namentlich nach unserem Elbübergang aus Wartenburg, sogleich nach der Eroberung von Leipzig, und einige Tage später abermals über die Vorfälle bei Leipzig geschrieben. Diese Briefe habe ich sämmtlich an den Geh. Staatsrath Sack in Berlin gehen lassen, damit er selbige sofort an Sie durch Estaffette gelangen ließe, weil mir der Kriegsoperationen wegen daran gelegen war, daß Sie sofort von unseren Fortschritten unterrichtet würden. Lassen Sie mich daher wissen, ob Sie diese Briefe erhalten haben, damit ich alsbald Nachfrage darüber halten kann. Ihr Memoire habe ich dem Fürsten Wolkonski übergeben. Ich verspreche Ihnen aber keinen Erfolg von meinen Bemühungen, Ihr Corps mit zu unseren Operationen heranzuziehen. Es sind hierbei große Schwierigkeiten; denn man hält sich hier nicht einmal für ermächtigt, das eine russische Corps des Generals Winzingerode heranzuziehen, so nöthig man es auch hat, und man ist darüber erst mit dem Kronprinzen in Unterhandlungen getreten.

Ueber Ihre Ideen, die Fortsetzung des Krieges bis über den Rhein hinüber nicht zu vernachlässigen, nicht erst hier stehen bleiben und Verstärkungen erwarten zu wollen, bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden. Auch war die Schlesische Armee in diesem Sinne dirigirt, und sie hatte sich schon den Rhein hinunter bewegt, um dort den 15. November über diesen Strom zu gehen, während die große Armee dies in hiesiger Gegend, unserer Meinung nach, thun sollte. Unsere Armee war schon am Niederrhein angelangt, als man hier

andere Feldzugspläne faßte, in deren Folge die Schlesische Armee wieder den Rhein herauf ziehen mußte. Sie ist nun vor Cassel angelangt.

Der große, lange Mann, der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. „Das sei ja vorher gar nicht die Absicht gewesen; warum man denn jetzt erst auf diesen aberwitzigen Gedanken komme? Der Rhein sei ja ein Abschnitt; da müsse man stehen bleiben und sich erst wieder etwas herstellen, um dem Feinde den Uebergang zu verwehren. Was uns denn die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch wohl nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen?“ und solches Zeug mehr. Meine Frau hat ihm zwei Stunden lang widersprochen und ihn sehr gut widerlegt. Am Ende hat keiner den andern überzeugt und wir schieden sämmtlich aus einander, ohne zu wissen, was geschehen würde. Eigentlich hindert der lange Mann doch nichts, wenn etwas von den Andern beschlossen wird, aber bekritteln und bespötteln will er Alles.

Mein Feldzugsplan ging darauf hinaus, daß eine große Armee am Mittelrhein operiren, die Schlesische Armee über den Niederrhein gehen und ihre Richtung gegen Mastricht und Antwerpen nehmen, die disponiblen Truppen der Nordarmee der Yssel sich bemächtigen und eine Armee aus der Schweiz durch die Franche-Comté dringen solle. Als ich hierher kam, fand ich die österreichischen Generale meinem Entwurfe sehr geneigt, nur wollten sie die Schweizer-Armee größer als die am Mittelrhein machen, was bei meinem Plane der umgekehrte Fall war. So ward der Plan dem Kaiser Alexander vorgelegt und angenommen. Des anderen Tages kam Herr von Knesebeck und sagte, er habe sich eines Besseren besonnen. Von der Schweiz aus müsse die größte Hauptmacht vordringen (205,000 Mann); die Schlesische Armee müsse dicht an ihr bleiben, und ihr die Flanke und den Rücken, als Observationsarmee am Oberrhein, decken; die Eroberung von Holland müsse man dem Kronprinzen von Schweden übertragen, und wenn er auch nicht kommen wolle, so müsse man auf die Eroberung von Holland kein Gewicht legen, denn dieses Land müsse in Paris erobert werden; dahin müsse man seinen Marsch

richten; die Armee aus Italien müsse ebenfalls nach dem südlichen Frankreich kommen und dort müsse man sich mit Lord Wellington die Hand bieten. Vergebens mache ich auf die Schwierigkeiten und die Länge des Weges (über Genf und Lyon) aufmerksam, auf die moralische Kraft, die man dadurch der französischen Regierung gibt, auf die Freiheit, die dem Feinde dann bleibt, seine festen Plätze im alten Frankreich, in Brabant und Holland nicht zu besetzen, und Armeen aus diesen Besatzungen zu bilden; auf den Reichthum an Hülfsmitteln der belgischen und batavischen Länder, der dem Feinde dann zu Gebote steht; auf den sehr hochwichtigen Umstand, daß dieser Feldzug in sechs Wochen erst am Genfer See seinen Anfang nehmen kann ꝛc. Alles ist umsonst! Der Kaiser und die österreichischen Generale fallen Knesebeck's Meinung bei und mein Plan ward verworfen. Dieser ging von dem Grundsatze aus, daß der Feind nimmermehr im Stande sei, alle seine Festungen auszustatten, daß man selbige also nicht fürchten, sondern sie vielmehr aufsuchen müsse, um eine große Anzahl derselben an gewissen günstigen Punkten zu bedrohen und dadurch den Feind in die Alternative zu bringen, entweder einen großen Theil der Festungen ohne Besatzungen zu lassen oder die neu zu bildenden Armeen alsbald zu zersplittern.

Zu diesem Ende sollte die schlesische Armee in die Gegend von Mastricht, um dort einen großen Theil der feindlichen Festungen zu bedrohen und zu gleicher Zeit die von Holland abzuschneiden. Der Punkt von Coblenz sollte festgehalten werden, um die innere Communication abzuschneiden. Die Rhein-Armee sollte so weit vordringen, daß sie Mainz, Straßburg, Landau, Luxemburg, Metz, Thionville zugleich bedrohte; der Angriff von der Schweiz aus sollte nur ein zweiter Moment sein, den man von den neu zu bildenden Massen verstärken konnte. Dieser mein Plan indeß, als der weniger glänzende, mußte dem Schimmer des von Knesebeck'schen nachstehen, obgleich es gleichfalls in meiner Berechnung lag, bei günstigen Umständen bis nach Paris zu dringen.

Mit dem Kronprinzen von Schweden haben wir die sonderbarsten Verhandlungen gehabt. Als der französische Kaiser nach Düben sich wandte und gegen die Elbe detachirte, wollte jener durchaus wieder über die Elbe zurück und uns sich nachziehen. Wir lehnten ab und

als er uns endlich einen Befehl dazu schickte, verweigerten wir zu gehorchen. Jetzt sagt er, er habe uns abgehalten, über die Elbe zurückzugehen!

Gott erhalte Sie! N. v. Gneisenau.

Sie erwähnen, daß Ihre Gemahlin Sie besucht habe, aber Nichts davon, ob mein an selbige geschriebener Brief angekommen? Halten Sie doch auch hierüber Nachfrage.

11.

Clausewitz an Gneisenau.

Gr. Schirrensee bei Rendsburg,
den 14. December 1813.

Aus Ihrem an Haxthausen gerichteten Schreiben (Höchst vom 4. December) sehe ich, daß fast keiner oder nur wenige meiner vielen und langen Briefe Ihnen zugekommen zu sein scheint; es ist fast, als hätte eine mißtrauische Polizei sie irgendwo aufgefangen. Mir ist dies um so unangenehmer als ich Ihnen von manchen Gegenständen gesprochen habe, die für mich und andere große Wichtigkeit hatten. Dagegen habe ich die Ihrigen, so viel ich glaube, alle erhalten, auch den an meine Frau gerichteten. Ich danke Ihnen nochmals für alle diese Briefe, die ich als einen großen Beweis Ihrer Freundschaft ansehe. Wir haben vor 4 Tagen ein Gefecht mit den Dänen gehabt. Der Kronprinz hat Alles gethan, um den Dänen den Weg zu öffnen. Sie begingen die Thorheit, sich alle in Lübeck zusammenzuziehen, als sie die Stecknitz verließen. Nichts war leichter, nichts natürlicher, als sie dort einzusperren und unterdeß gerade auf Rendsburg zu marschiren; so hatte man Lübeck, die Dänen in Rendsburg, wo nur 1500 Mann waren. Statt dessen macht er mit der ganzen Masse der Truppen eine rasche Bewegung gegen Ratzeburg, verliert 3 Tage, gibt den Dänen Zeit, Lübeck und Olsloh zu verlassen, führt uns 3 Tage bei der Nase herum, ehe er uns vorwärts marschiren läßt, unterstützt uns dann nicht, und gibt der Schwedischen Avantgarde, die den Dänen nach Kiel folgt, Befehl, ja nicht über die Eider zu gehen. Wir marschiren, lassen unsere Division Vegesack, die er festhält, im Stich, gehen durch die fürchterlichsten Wege in forcirten

Märschen auf Rendsburg. Dörnberg forcirt am 9. die Brücke bei Cluvesik und nimmt 7 Kanonen und 400 Gefangene, an demselben Tage, da die Dänen von Kiel abmarschirt waren. Alle Nachrichten sagen, die Dänen gehen auf Eckernförde und Schleswig. Dörnberg stellt sich am 10. auf der Straße von Eckernförde nach Rendsburg auf; wir wollen die Eider passiren, finden aber den Feind mit Anbruch des Tages schon vor Seestädt, ½ Meile von der Brücke. In der Eile wird Seestädt mit einem Bataillon besetzt, die anderen Truppen kommen erst gegen Mittag an. In der Hoffnung, daß Dörnberg von der anderen Seite angreifen, die Schwedische Avantgarde dem Feinde folgen wird und bei dem terreur, der in der Dänischen Armee schon war, schlage ich vor, die wenigen Bataillone, die angekommen sind, über die Eider dem Feinde entgegenzuwerfen. Das Defilé ist eine halbe Meile lang, die Felder alle 1—200 Schritt mit 6—8 Fuß hohen Wällen und Dornenhecken eingefaßt, machen den Gebrauch der Cavalerie und Artillerie unmöglich und erlauben der Infanterie keine rapide Bewegung. Wir ziehen nach und nach 5 Bataillone heran, allein der Feind hat Seestädt genommen und drückt uns mit der Masse seiner Truppen über die alte Eider zurück. Unsere Infanterie schlägt sich schlecht, Dörnberg greift nicht an, die Schweden kommen nicht; und wir müssen die Dänen vorbeiziehen lassen, die uns noch zwei Kanonen und ein paar Hundert Gefangene abnehmen. — Sie können denken, daß mich dieses Gefecht, in dem sich alle Zufälle gegen uns erklärten, nicht in die beste Stimmung versetzt hat. War es möglich, 12 Stunden eher an die Eider zu kommen, so war die dänische Armee vernichtet. — Das sind mit wenig Worten unsere letzten Begebenheiten. Nun schließen wir Rendsburg ein, unterhandeln um Frieden und Waffenstillstand, und stehen einstweilen so in einander aufgehäuft, daß einer den andern drängt und stößt und keiner sich sättigen kann.

Jetzt muß ich Ihnen, verehrter Freund, noch einmal von einer Angelegenheit reden, die außer mir auch Wallmoden sehr interessirt und das Schicksal vieler Menschen in sich schließt. Unsere Russisch-Deutsche Legion kann in ihren Verhältnissen nicht bleiben. Die Engländer würden sie allenfalls zu einer Hannövrischen Formation umschaffen wollen; allein dies ist dem Geiste der meisten Individuen

so entgegen, daß nichts Gutes dabei herauskommen würde; vielleicht ist dies sogar ganz unausführbar; es fragt sich, ob keine der anderen Mächte diese Truppe in Sold nehmen will, oder ob ihr nicht durch ein allgemeines Verhältniß zu Deutschland, als wirklich Deutsche Legion, mit der z. B. die Oesterreichisch-Deutsche Legion verschmolzen würde, die Fortdauer gegeben werden kann. Unter Russischer, unter Oesterreichischer, unter Preußischer Fahne, wie es den Umständen angemessen ist. Dies ist Wallmoden's Lieblingsidee, und unstreitig, wenn sie in einem größeren Maßstabe ausgeführt werden könnte, würde sie etwas werth sein. Bei dem zur Einrichtung der Vertheidigung Deutschlands angeordneten Kriegsrath könnte diese Sache am ersten zur Sprache gebracht werden. Es gibt ja noch manches kleine Ländchen, was in diesem Augenblick keinen Herrn hat und wohl in die Entschädigungsmasse geworfen werden wird; dies könnte die Basis der Legion abgeben. Wenn Sie sich dieser Sache annehmen, so thun Sie ein sehr menschenfreundliches Werk an verwaisten Kindern, die kein Vaterland mehr haben.

Man spricht hier von einem neuen Siege, den Ihre Armee erfochten hat, von einem forcirten Uebergang über den Rhein; wenn das ist, so nehmen Sie meinen verehrungsvollen Glückwunsch dafür an. Ihre Armee kommt mir vor wie die Spitze von Stahl in dem schwerfälligen eisernen Keil, womit man den Koloß spaltet. — Mein sehnlichster Wunsch ist, daß wir zu Ihnen stoßen mögen für den nächsten Feldzug. Den Kronprinzen habe ich satt, und auch auf unsere eigene Hand mag ich keine zweite Campagne machen; wir waren für die verflossene gemacht, aber nicht für jede andere. Brauchen Sie einen Avantgarden-General, der vorsichtig ist und wachsam, der Geist des Arrangements hat, an Alles denkt und die Armee immer sichert, so nehmen Sie sich Wallmoden. Was dem Unternehmungsgeiste fehlt, können Sie durch Nachdruck von hinten leicht ersetzen. — Das sind meine Wünsche für den nächsten Feldzug und ich glaube, Wallmoden hat keine andern. Was das Allgemeine betrifft, so rechne ich auf die Massen, auf das Gewicht des Keils und die stählerne Spitze. Vielleicht werde ich ins Hauptquartier geschickt und bin bald so glücklich, Sie zu sehen und Ihnen meine Verehrung und Anhänglichkeit mündlich auszudrücken. Clausewitz.

12.

Frau von Clausewitz an Gneisenau.

Ludwigslust, den 26. November 1813.

Ihr so sehr gütiger Brief ist erst vor einigen Tagen bis zu mir gelangt, Herr General; er hatte mich umsonst in Giewitz erwartet und mich dann eben so vergeblich in Dömitz aufgesucht, wo ich so glücklich war, einige Wochen bei Clausewitz zuzubringen. — Nur die Bescheidenheit hat mich verhindert, Ihnen schon längst wieder meine innigste Freude auszudrücken über den bedeutenden Antheil, den Sie fortdauernd an dem großen Werke unserer Befreiung gehabt, und den glänzenden Ruhm, den Sie wieder bei so vielen Gelegenheiten eingeerntet haben; aber Ihnen auch meinen Dank, meine Freude zu verschweigen über Ihren so gütigen, freundschaftlichen Brief, nein, so weit geht meine Bescheidenheit nicht. Könnte ich Ihnen nur sagen, wie stolz er mich gemacht hat! Mir war als müßten mich alle Menschen mit einem besonderen Respect ansehen, wenn sie wüßten, daß ich einen solchen Brief von Ihnen erhalten hatte. Leider ist mir der Genuß meiner Freude darüber nur unvollkommen zu Theil geworden; denn fast in demselben Augenblicke ging eine Gelegenheit nach dem Wallmoden'schen Hauptquartier ab und ich war so großmüthig, den Brief mitzuschicken, nachdem ich ihn nur einmal schnell durchgelesen hatte. Ich hoffe, Clausewitz wird nun auch so großmüthig sein, mir ihn bald wiederzuschicken; denn so viel davon ihm wohl eigentlich gehören mag, so bin ich doch gar nicht gesonnen, mein Recht auf das Ganze aufzugeben.

Wie viel herrliche Augenblicke müssen Sie auf Ihrem Triumphzuge durch Deutschland gehabt haben, und wie gönne ich Ihnen alle diese schönen Empfindungen, deren Sie so fähig und so würdig sind! Die Zeitungen sagen uns, Sie wären schon über den Rhein, allein mehrere Privatbriefe widersprechen dieser Nachricht, der ich doch so gern Glauben beimessen möchte. Gott gebe, daß man jetzt nicht durch Zaudern die kostbare Zeit verliere und sich die Früchte der so theuer, aber so glänzend erfochtenen Siege zum Theil wieder aus den Händen nehmen lasse! — Was Sie von dem Kronprinzen sagen, ist höchst merkwürdig, hat mich aber nach allem, was ich schon von



ihm wußte, nicht sehr befremdet. Was haben Sie denn gesagt von seinem Bulletin vom 10. November? Ist das nicht eine merkwürdige pièce? Wann wird man doch die Augen öffnen und ihn mit seinen Schweden ziehen lassen, wohin es ihm gefällt? — Von Clausewitz's Kummer über seine lange Unthätigkeit und über alle Widerwärtigkeiten, womit sein armer General zu kämpfen hat, werden Sie durch ihn selbst wohl hinlänglich unterrichtet sein. Ich wünsche recht sehnlich, sie alle aus dieser Lage befreit zu sehen, in der sie so wenig Freude haben und so viel Undank einernten. Dies ist zwar immer der Welt Lohn, wie das Sprichwort sagt und wie die Erfahrung (leider auch die Ihrige) beweist; allein das stolze Bewußtsein, etwas recht Großes geleistet zu haben, muß, dächte ich, auch für diese Schmerzen unempfindlicher machen und zu diesem Bewußtsein konnte freilich mein armer Mann in seiner bisherigen Lage nicht kommen. Als ich ihn verließ, glaubte man wieder, daß es mit des Kronprinzen Hülfe zu etwas Ernstlichem gegen Davoust kommen könnte, und ich blieb deshalb hier, um den Nachrichten näher zu sein, aber noch scheint Alles beim Alten und der Kronprinz noch mit Ausruhen beschäftigt; doch da ich seit mehreren Tagen keine Briefe von Clausewitz habe, bin ich von Allem, was vorgeht, nur sehr unvollkommen unterrichtet. Gott schütze ihn und leite Alles zum Guten!

Ich habe auch in diesen Tagen einen sehr freundschaftlichen Brief von Ihrer Frau Gemahlin gehabt, die Ihre und Ihres August's Erhaltung und Alles, was uns der Himmel Gutes geschenkt hat, tief zu fühlen scheint. Möge er auch ferner über Sie und die Ihrigen wachen und mir stets Ihre Freundschaft erhalten. Marie Clausewitz.

Mein Bruder schreibt, er habe eine große Freude gehabt über die würdige Vertheilung des Theresiens-Ordens. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu diesem wirklich ehrenvollen Orden.*)

Mitte Februar 1814 wurde Wallmoden aus Holstein abberufen, um in den Niederlanden gegen den Marschall Maison verwendet zu

*) Daß die hier abgedruckten 12 Briefe dem „Leben Gneisenau's von Pertz“ entnommen sind, ist schon oben (S. 35 Anm.) mit den näheren Nachweisungen bemerkt worden.

werden. In den ersten Tagen des März traf er mit der 8000 M. starken russisch-deutschen Legion, dem einzigen Corps, welches damals unter seinen Befehlen stand, in Münster ein, überschritt am 13. März bei Düsseldorf den Rhein und bezog am 17. Kantonirungen in und bei Maseyk, einer kleinen belgischen Stadt am linken Ufer der Maas, von wo die Legion am 23. März nach der Gegend von Antwerpen und Mecheln aufbrach, um zum Corps des Generals Graham zu stoßen. Bedeutendere Kriegsereignisse kamen nicht vor und die Feindseligkeiten hörten in Folge der wichtigen Begebenheiten in Frankreich bald ganz auf, da Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm und Fürst von Schwarzenberg am 31. März ihren Einzug in Paris hielten, Napoleon am 11. April zu Fontainebleau dem Throne entsagte und am 30. Mai der nach Frankreich zurückgekehrte König Ludwig XVIII. den Frieden zu Paris abschloß.

Clausewitz, der zuerst in Maseyk, dann in Hasselt, Sotteghem bei Oudenarde, Lessines bei Ath, in der Gegend von Tournay, zuletzt auf längere Zeit in dem an der Dende in Ostflandern gelegenen Städtchen Alost sein Standquartier hatte, benutzte seinen Aufenthalt in Belgien mit dem ihm eigenen scharfen Beobachtungsgeiste, um Land und Leute kennen zu lernen, besuchte Brüssel, wo längere Zeit das Hauptquartier war, bewunderte das trefflich angebaute Land mit seinen reichbevölkerten Städten und Dörfern, seinen mit majestätischen Alleen eingefaßten schönen Chausseen, seinen stattlichen, von unermeßlichen Parkanlagen umgebenen Schlössern, den prachtvollen gothischen Kirchen und Rathhäusern, unter welchen letzteren er dem zu Löwen vor allen im gothischen Stile aufgeführten herrlichen Gebäuden, die er gesehen, den Vorzug gab.

Da bald nach Mitte April Wallmoden sich in Begleitung von Stülpnagel nach Paris und London begeben, auch Dörnberg, der sich damals wieder bei der Legion befand, nach Paris reisen wollte, so konnte Clausewitz in dieser Zeit einen Urlaub, den er zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit dringend bedurfte, nicht nachsuchen, und er lud daher seine Frau ein, den Aufenthalt in Alost, der voraussichtlich von langer Dauer sein werde, mit ihm zu theilen, in der Hoffnung, daß ihr das Leben an dem stillen Orte, da sie sich schon daran gewöhnt habe, mit ihm in der Einsamkeit zu leben, nicht



unangenehm sein werde. Der aus Aloſt am 17. April geschriebene Brief konnte Ende dieses Monats in ihren Händen sein und Clausewitz sah ihrer Ankunft um die Mitte Mai mit Sehnsucht entgegen.*)

Da mit der Beendigung des Krieges die Auflösung der russisch-deutschen Legion zu erwarten war, so sahen sich die Offiziere derselben von einem unsicheren Schicksale bedroht und schon am 29. December 1813 hatte sich Gneisenau, der an der Legion, zu deren Anführer er einst bestimmt gewesen war, immer den wärmsten Antheil genommen hatte, für jene Offiziere verwendet, indem er in Frankfurt an den bei der Organisation der neu zu schaffenden deutschen Armeen angestellten Oberstlieutenant von Rühle, von welchem er sich gleichzeitig verabschiedete, schrieb: „Die russisch-deutsche Legion steht ihrem Erlöschen und die Offiziere auf jeden Fall am Ende des Krieges einem ungewissen Schicksale entgegen. Könnten Sie nicht für selbige wirken, daß sie vielleicht in den Dienst des neuen Deutschen Reiches träten? Diese Idee kommt nicht von mir, sondern von einem Mitgliede der Legion,**) aber ich theile sie Ihnen mit, ob selbige Sie vielleicht auf einen Entwurf führte, den armen Verwaisten zu helfen."

Zu Anfang April 1814 erfolgte endlich, vorzugsweise auf Stein's und Gneisenau's eifriges Betreiben, der Beschluß, die Legion in die preußische Armee aufzunehmen, doch wurde derselbe vorerst noch nicht offiziell bekannt gemacht und zunächst die zur Ausführung erforderlichen Vorbereitungen getroffen. Clausewitz wurde alsbald von der Sache in Kenntniß gesetzt, und da er aus der Erfolglosigkeit der wiederholten Bemühungen Gneisenau's, seine Wiederanstellung in der preußischen Armee zu bewirken, auf eine unüberwindliche Abneigung des Königs gegen seine Person schließen zu müssen glaubte, so

*) In dem sonst sehr schätzbaren Artikel über Clausewitz in Wagener's Staats- und Gesellschafts-Lexicon (V, 394 ff.) findet sich die Angabe, daß Clausewitz im Februar 1814 in Blüchers Hauptquartier gesandt worden sei und an der Schlacht von Paris und dem Einzuge Theil genommen habe. Diese Angabe, welche sich übrigens auch in neueren Schriften fortgepflanzt hat, ist unrichtig, wie man aus den unten (XI, 43 ff.) mitzutheilenden Briefen erkennt, und scheint der Irrthum aus einer Verwechslung mit dem Jahre 1815 entstanden zu sein.

**) Oberst von Stülpnagel in einem aus dem Hauptquartiere Groß-Wittensee bei Rendsburg am 15. December 1813 an Gneisenau gerichteten Briefe. (Abgedruckt bei Pertz, III, 584 ff.)

widersprach es seinen Gefühlen, sich zugleich mit der Legion in den preußischen Dienst gleichsam einzuschleichen, und er entwarf daher an den König ein Schreiben des Inhalts: er werde, falls ihn der König nicht für würdig halte, in der preußischen Armee zu dienen, den Austritt aus der Legion als ein unvermeidliches Uebel betrachten, welchem er sich lieber unterwerfen als unter den Augen des Königs dienen wolle, ohne wenigstens diejenigen Ansprüche auf dessen Gnade und Wohlwollen zu haben, deren sich jeder andere Offizier erfreue. Dieses Schreiben, dessen Entwurf er am 12. April seiner Frau mittheilte,*) kann, wenn es überhaupt abgesandt wurde, auf die Entschließung des Königs einen Einfluß nicht ausgeübt haben, da das Patent für Clausewitz als preußischer Oberst, welches ihm ohne Zweifel auf Gneisenau's nochmaligen Antrag ertheilt wurde, bereits am 11. April 1814 ausgefertigt worden ist.

Die russisch-deutsche Legion wurde im Juli 1814 dem dritten deutschen Armeecorps, welches unter dem Oberbefehle des Generals von Kleist stand, zugewiesen**) und führte seitdem den Namen „deutsche Legion.“ Sie bezog den 25. Juli Kantonirungen in und bei Bonn, bestand aus einer Infanterie- und einer Cavalerie-Brigade, zwei reitenden und einer Fußbatterie und zählte 5697 M. mit 2197 Pferden. Alle zu ihr gehörenden Baiern, Würtemberger und Holländer hatten bereits ihre Entlassung erhalten, später wurde sie auch denjenigen Mannschaften der Cavalerie und Artillerie ertheilt, welche nicht Sachsen oder Preußen waren.

Den folgenden von dem General Kleist erlassenen Tagesbefehl wollen wir wegen der Anerkennung, welche in demselben dem Betragen und der Tapferkeit der Legion ertheilt wird, hier aufnehmen:

„Tagesbefehl.“

„Hauptquartier Aachen, den 22. Julius 1814.“

„Seine Majestät der König haben nach einem Vertrag mit Ihren Hohen Alliirten bestimmt, daß die russisch-deutsche Legion, so wie sie jetzt besteht, sich an das dritte deutsche Armeecorps anschließen soll.

* S. unten XI., 51.

** Wallmoden kehrte nach dem ersten Pariser Frieden in den österreichischen Dienst zurück, trat 1848 in den Ruhestand und starb am 22. März 1862 in Wien.

Da nun in dieser Legion sich eine Anzahl Preußen und Sachsen befinden, welche ohne Erlaubniß in dieselbe eingetreten sind, so haben durch diese Allerhöchste Bestimmung alle Ansprüche, welche einzelne Regimenter an diese Leute haben könnten, (so lange selbige in der Legion dienen) aufgehört, und kein Vorwurf kann einzelne Individuen wegen ihres Eintretens treffen, indem Seine Majestät durch diese Wiederaufnahme allergnädigst Verzeihung für Diejenigen ausdrücken, welche deren bedürfen. Die Herren Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein haben daher die Herren Offiziere und Soldaten der deutschen Legion als ihre Cameraden aufzunehmen, und sich aller unziemenden Redensarten gegen selbige um so mehr zu enthalten, als ihr Betragen während der letzten Campagne untadelhaft gewesen und sie sich durch Bravour ausgezeichnet haben.“*)

„Kleist von Nollendorf.“

Die von Clausewitz in der russischen Armee geleisteten Dienste, sein ausgezeichneter Muth und die Tapferkeit, welche er im Feuer bewiesen, fanden durch drei kaiserliche Ukase rühmliche Anerkennung, welche, obgleich sie erst nach mehreren Jahren ausgefertigt wurden, hier die passendste Stelle erhalten dürften:

1.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erste,
Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen
Dem aus Unserem Dienste entlassenen Oberstlieutenant von Klausewitz“

„Zur Belohnung des eifrigen und ausgezeichneten Dienstes in dem Kriege gegen die Franzosen im Jahre 1812 und besonders in der Schlacht vom 15. Juli bei der Stadt Witepsk, wo Sie sich bei dem Quartiermeister-Wesen befanden, und im Feuer standen und mit Erfolg Ihre Pflicht erfüllten, haben Wir Sie

* „Beiträge zu der Biographie des Generals Freiherrn v. Thielmann“, von Albrecht Graf v. Holtzendorf, S. 154 und 252 (Beil. 58).

Allergnädigst am 4. October 1812 zum Ritter des Ordens des heil. Wladimir 4. Classe mit der Schleife ernannt. Dieses Patent als ein Zeugniß hierüber zu unterzeichnen, mit dem Ordenssiegel zu bekräftigen und die Ordenszeichen Ihnen zu übersenden, haben Wir durch Unseren Ukas vom 3. Mai 1817 dem Kapitel der Kaiserlich Russischen Orden anbefohlen."

„So geschehen den 28. Februar 1818 zu St. Petersburg."

„In Abwesenheit des Kanzlers:

(L. S.)
Nr. 695. der General der Cavalerie Fürst N. Wolkonsky.

Ordens-Cassier Generalmajor v. Kryschanowsky."

2.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erste rc. rc.

Unserem Major außer Dienste Klausewitz"

„Zur Belohnung des Diensteifers und ausgezeichneten Betragens, welches Sie in der Schlacht wider die französischen Armeen bei dem Dorfe Borodino am 26. August 1812 bewiesen, wo Sie während Ihres Dienstes beim Quartiermeister-Stabe von dem General der Cavalerie Uwarow gebraucht wurden und sowohl in dieser als auch in anderen Schlachten eine ausgezeichnete Fähigkeit und Tapferkeit erscheinen ließen, haben Wir Allergnädigst unter dem 19. December des Jahres 1812 Ihnen einen goldenen Ehrensäbel mit der Inschrift „Für Tapferkeit" verliehen. Durch Unseren Ukas vom 8. December 1817 befahlen Wir dem Kapitel der Kaiserlich Russischen Orden dies Patent in Zeugniß dessen zu unterzeichnen und mit dem Ordenssiegel zu bekräftigen."

„Gegeben zu St. Petersburg, den 10. August 1819."

„In Abwesenheit des Kanzlers:

(L. S.)
Nr. 3056. der General der Cavalerie Fürst N. Wolkonsky.

Ordens-Cassier Generalmajor v. Kryschanowsky."

3.

„Von Gottes Gnaden
Wir Alexander der Erste ꝛc. ꝛc.
an Unseren Obrist-Lieutenant außer Diensten Klauswitz“

„Zur Belohnung Ihres eifrigen Dienstes, durch den Sie sich in dem Feldzuge von 1812 gegen die französischen Kriegsheere ausgezeichnet haben, als in welchem Feldzuge Sie, bei dem Quartierwesen angestellt, während der ganzen Dauer der Verfolgung des Feindes von dem Flecken Tschaschecki an, alle Ihnen ertheilten Aufträge mit besonderer Geschicklichkeit und Eifer vollführten und gleichermaßen in dem Treffen vom 15. November auch im Avantgardendienste mit ausgezeichnetem Muthe und Tapferkeit handelten: haben Wir Sie den 31. Juli 1813 Allergnädigst zum Ritter des St. Annen-Ordens 2. Classe ernannt, und Urkund dessen gegenwärtiges Patent zu unterschreiben, es mit dem Ordenssiegel zu versehen und Ihnen die Ordenszeichen zuzustellen, dem Kapitel der Kaiserlich Russischen Orden durch Unseren Ukas vom 12. October 1821 befohlen.“

„Gegeben zu St. Petersburg, den 30. Juni 1822.“

„Der Kaiserlich Russische Ordenskanzler: Naryschkin.

(L. S.) „ „ „ Ober-Ceremonien-Meister:
Nr. 947. Kologriwoff.

„ „ „ Schatzmeister: Krischanoffsky.“

XI.

Briefe von Clausewitz an seine Frau aus der Zeit vom 26. Januar 1813 (Königsberg) bis zum 19. April 1814 (Alost).

1.

Königsberg, 14./26. Januar 1813.*)

Wir stehen mit unserer Armee an der Weichsel; wahrscheinlich sind wir in vier Wochen an der Oder und in fünf, spätestens sechs Wochen in Berlin. Von der anderen Seite kommt der linke Flügel unserer Armee wahrscheinlich in Verbindung mit Breslau und da wäre es sehr leicht möglich, daß ich einmal einige Tage nach diesem Orte hinkäme. Da nun der Hof dort ist, so wäre eine Reise nach Breslau auch ohnedies nicht ohne Interesse für Dich. Wäre sonst nichts zu berücksichtigen, so würde ich Dich in jedem Falle bitten, nach einem dieser beiden Orte zu gehen, innerhalb vier Wochen vom Datum dieses Briefes ab. Allein ich bin zur deutschen Legion notirt und bereits ist der Befehl ausgefertigt worden, daß ich dahin zurückgehen soll. Dieser Befehl scheint aber entweder zurückgenommen oder verloren gegangen zu sein; kommt er gar nicht an, so bleibe ich vor der Hand bei der Wittgenstein'schen Armee, weiß aber nicht, ob ich nicht etwa hier in Preußen bei der Organisation des Landsturmes gebraucht werde, in welchem Falle ich gleichfalls vor der Hand nicht nach Berlin kommen würde. Immer bleibt die Möglichkeit, daß ich einmal auf ein paar Tage nach Berlin oder nach Breslau geschickt werde. Muß ich zur deutschen Legion abgehen, so komme ich sechs oder acht Wochen später nach Deutschland und dann

* Der Adresse ist beigefügt: „au château de Tetschen en Bohême", wo Frau von Clausewitz damals bei ihrer Cousine Therese Gräfin Thun (geb. Gräfin Brühl) zum Besuche war. In Berlin wohnte sie Behrenstraße 44.

wird freilich nicht mehr Zeit sein, die Seinigen zu besuchen. Aus allen diesen Ungewißheiten magst Du Dir ein Resultat für Dein eigenes Thun und Lassen ziehen. So unaussprechlich süß mir die Vorstellung ist, Dich, wenn auch nur auf zwei oder drei Tage, wiederzusehen, so würde ich es doch für unrecht halten, wenn Du in diesen geldarmen Zeiten der ungewissen Aussicht ein großes Opfer bringen wolltest. Ist es also nicht Deine Absicht, ohnehin bald nach Berlin abzureisen, oder wünschest Du nicht ohnehin, die Königliche Familie in Breslau wiederzusehen, macht Dir der dortige Aufenthalt zu viel Kosten und Schwierigkeit, so bleibe ruhig in Tetschen; wir wollen dann hoffen, daß Gott uns in einem anderen Augenblicke das Glück des Wiedersehens schenken wird.

Ich bin wohl und zufrieden. Dein Freund S. (Stein) ist in diesem Augenblicke hier. G. (Gneisenau) soll auf dem Rückwege*) in Schweden angekommen sein. Ich bin nur auf einige Tage hier und meine Adresse ist: im Hauptquartier des Grafen Wittgenstein. Hast Du in Breslau Jemand, der Dir die Freundschaft erweist, einen Brief mit einer Gelegenheit nach unserer Armee oder am besten nach dem General York abgehen zu lassen, so werde ich ihn sehr schnell erhalten. Seit dem 10. September habe ich nur vom 3. December einen Brief von Dir.

Chasot**) ist leider in Pleskow an einem Gallenfieber gestorben.

2.

Elbing, den 16./28. Januar 1813.***)

Ich bin wohl und schreibe diese Zeilen bloß, um Dir das zu sagen; denn übrigens kann ich von dem Zustande der Spannung,

* Aus England.

** Auf der Reise von Petersburg nach Wilna, welche Stein in Begleitung Arndt's am 5. Januar (1813) in einem auf einen Schlitten gesetzten Wagen antrat, besuchten sie am 6. Januar abends in Pleskow den am Nervenfieber todkranken Grafen Chasot, der von dem Hauptmann Tiedemann verpflegt wurde. Der Kranke lag im Fieberwahnsinn und kannte sie nicht mehr. Stein war sehr traurig, denn er liebte ihn sehr, wie Chasot überhaupt von Allen geliebt wurde, die ihn kannten. S. Stein's Leben von Pertz, Bd. III., S. 262.

*** Dieser Brief ist wieder nach Berlin adressirt.

in welchem ich mich befinde, in beständig abwechselnder Furcht und Hoffnung, von den tausend Vorstellungen, die mich durchkreuzen, von den tausend Wünschen, die mich beschäftigen, so wenig dem Papiere anvertrauen, daß es eine wahre Qual ist, die Feder in die Hand zu nehmen und zu schweigen. Daß wir uns bald wiedersehen, darf ich nicht hoffen, wiewohl mich von der anderen Seite die Möglichkeit viel beschäftigt und oft in süße Träume wiegt; wahrscheinlicher ist es, daß ich bald wieder viel weiter von Dir entfernt sein werde; denn Du kennst aus meinen früheren Briefen meine Wünsche und Rücksichten einer anderen Thätigkeit, und es scheint, als wenn diese jetzt bald erfüllt werden würden. Gott gebe zu Allem seinen Segen! Das wäre die sicherste Gründung unseres gemeinschaftlichen Glückes, theure Marie!

3.

Kalisch, 25. März 1813.

Ich bin heute glücklich hier eingetroffen und habe die angenehme Hoffnung, morgen schon wieder abreisen zu können; da ich aber meine Papiere noch nicht habe, kann leicht ein Aufenthalt entstehen. Herrn vom Stein habe ich gesprochen; er ist hier und völlig hergestellt, sieht aber ziemlich angegriffen aus. Ich gehe von hier aus über Breslau zum General Blücher, den ich hoffentlich in Dresden finden werde.

4.

Kalisch, den 26. März 1813.

Gestern bin ich wirklich nicht weggekommen, hoffe aber, daß es heute geschehen wird. Man hat mir noch einen Offizier mitgegeben, eine Art von Adjutant, der ein Russe von Geburt ist und gut französisch spricht. Du siehst daraus, daß man meine Sendung in's Blücher'sche Hauptquartier ganz officiell nimmt. Das gefällt mir in der Sache am wenigsten, denn ich wollte lieber, es wäre eine Art freundschaftlichen Abtretens meiner Person an Scharnhorst gewesen. Daß dieser die Veranlassung dazu gewesen, leidet keinen Zweifel; zu Herrn vom Stein hat er sogar selbst gesagt, er wollte mich in die



preußische Armee zurück haben. Ob nun gleich mein Brief ihn in dieser Idee bestärkt haben mag, so zweifle ich doch, daß sie zur Ausführung kommt, weil wirklich Schwierigkeiten dabei obwalten; ich bin also in diesem Augenblicke für die Zukunft noch nicht bestimmt; ich werde sehen, wie sich die Sachen gestalten, wenn ich in's Blücher'sche Hauptquartier komme; für den schlimmsten Fall, daß man mir nämlich dort keine meinen Wünschen angemessene Thätigkeit geben kann, bleibt mir die deutsche Legion, welche nach der letzten und endlichen Bestimmung nicht eingeschifft wird, sondern nach Deutschland folgt und den Grafen Wallmoden, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe, zum Chef erhalten hat. — Tettenborn ist wegen der Einnahme von Hamburg General geworden. Seit fünf Monaten ist er vom Major zum General gekommen, ich denke: ohne Mühe; ich beneide ihn um sein Glück, freue mich aber, daß er General ist, weil er natürlich als solcher mehr wirken kann. Ich will vorwärts kommen wie Tettenborn, so gut wie irgend einer, aber ich weiß, daß es auf andere Art sein muß, daß ich es auf mühsame Art erringen muß; ich werde es erringen.

In Rußland, habe ich Dir geschrieben, konnte ich mich nicht auszeichnen, in Deutschland muß ich es thun. Durch Breslau werde ich nun nicht reisen, und zwar aus dem Grunde, daß ich nicht unbemerkt durchkommen kann, und nun gar nicht zu calculiren ist, ob der König ungnädiger ist, wenn ich keine Notiz von ihm nehme, oder mich ihm vorstelle. Außerdem ist Niemand von meinen Freunden um den König. Knesebeck, der die Geschäfte beim Könige übernommen hat, ist mein und Scharnhorst's erklärter Feind. Hoffentlich wird Alles von einem großen Geiste fortgeweht, der außer dem preußischen Cabinet weht; sonst könnte das Kleeblatt: Knesebeck, Jagow und Ancillon uns zittern machen. Ancillon hat nicht den Muth gehabt, Herrn vom Stein, der fast vier Wochen in Breslau war, ein einziges Mal zu besuchen; ein ärgeres Geständniß seiner Erbärmlichkeit hätte er nicht thun können. Knesebeck, der sich hier in Kalisch im höchsten Grade abgeschmackt und einfältig benommen, hat Stein so gegen sich aufgebracht, daß er ihm die ärgsten Sachen in's Gesicht gesagt hat. Als Knesebeck gehen wollte, reichte er dem Minister die Hand. Herr vom Stein sagte: „Hören Sie einmal, Herr von Knesebeck, meine

Hand ist nur für meine Freunde, nicht für Jedermann." Du kannst denken, was das für einen Eindruck machte. Er verbeugte sich indessen stumm und verließ das Zimmer. Dies gehört zur Zeitgeschichte und wird in der Folge vielleicht ein oder das andere aufklären. Ueberlaß Dich daher keinen schwermüthigen Gedanken; diese kleinen Sperräder werden eine Maschine nicht hemmen, in die der Weltgeist seinen Hauch bläst. Die Aussichten scheinen vielmehr mit jedem Tage besser zu werden. Gute Nachrichten aus Frankreich stimmen allgemein darin überein, daß der Erfolg der Rüstungen gar noch nicht so außerordentlich ist, daß an Cavalerie und Artillerie namentlich in den ersten fünf Monaten nicht zu denken ist. Oesterreich scheint sich immer mehr zum Guten zu neigen. Schweden wird mit großer Macht landen, und der Kaiser fährt fort, sich äußerst zweckmäßig zu benehmen. Stein wird an der Spitze einer Commission die Angelegenheiten der in Norddeutschland frei gemachten Länder besorgen d. h. die Art angeben, wie sie mitwirken sollen; denn übrigens hat der Kaiser vor der Hand erklärt, daß die sämmtlichen ehemaligen Fürsten in ihre alten Rechte eintreten sollten. Die Commission soll bestehen aus dem Kaiserl. Minister Grafen Kotschubei, Herrn von Schön, Herrn von Rediger, die Stein selbst gewählt hat. Mit diesen Wahlen bin ich nicht sehr einverstanden. Du weißt, Stein ist kein großer Menschenkenner.

5.

Dresden, den 1. April 1813.

Ich bin gestern hier angekommen, nicht ohne die leise Hoffnung, Dich hier zu finden, welches freilich nur unter mancherlei Bedingungen möglich gewesen wäre. Da wir morgen wieder weitergehen werden, so kann ich Dich auch nicht einladen, hierher zu kommen, was ohnedem, da der Weg hierher mit russischen Truppen besetzt ist, Schwierigkeiten haben würde. Bis jetzt habe ich Fr. von Bischoffswerder noch nicht gesehen, hoffe ihr aber heute noch vor Tische eine Visite zu machen. Ich habe den General S. (Scharnhorst) hier nicht gefunden, weil er zum Grafen Wittgenstein gereist war. Dagegen habe ich Gneisenau gefunden, der mich sehr freundschaftlich empfangen hat, und Dich herzlich grüßen läßt. S. (Scharnhorst) hat den König

gebeten, mich wieder in den Dienst zu nehmen; er hat sich nicht abgeneigt erklärt, wenn er hörte, daß ich bei der russischen Armee gut gedient hätte. Was eigentlich daraus werden wird, weiß ich indessen doch noch nicht. Außer Gneisenau habe ich hier noch Niemand gesprochen.

Der Kaiser Napoleon ist vor vier Tagen in Gotha angekommen. Er wird also wahrscheinlich mit einer Armee von 30--40,000 Mann, ohne das, was jetzt an der Elbe steht, gegen diesen Fluß vorrücken. Zwischen diesen und den vereinigten Preußen und Russen wird es also nicht sehr weit von der Elbe, entweder auf dem rechten oder linken Ufer dieses Flusses, zu einer Schlacht kommen. Da diese Schlacht von beiden Theilen nicht mit der ganzen vorhandenen Macht geliefert werden wird, so wird sie auch nicht in letzter Instanz entscheiden, welches ein Vortheil in unserer Lage ist. Sie wird ferner uns, im Falle des Verlustes, weniger entscheidende Nachtheile bringen als dem Kaiser Napoleon. Ueberhaupt dürfen wir für den Erfolg des Krieges im Großen eigentlich gar nicht besorgt sein; denn mit Oesterreich scheint es immer besser zu gehen; Baiern und Würtemberg unterhandeln, wie es scheint, schon jetzt mit Oesterreich; Schweden hat schon mit 10,000 Mann gelandet; Dänemark ist gleichfalls auf dem Wege, sich zu erklären; für die Russen sind bedeutende Verstärkungen im Anmarsch — wenn wir unter diesen Umständen selbst nach einem bedeutenden Verluste die Sache aufgeben, den Muth verlieren wollten, so verdienten wir alle die Ruthe. Was die nächste Schlacht selbst betrifft, so ist nachtheilig für uns die strategische Lage, unter der sie geliefert werden wird, nämlich entweder jenseit der Elbe, an welcher der Feind drei Uebergangspunkte besetzt hat, Magdeburg, Wittenberg und Torgau, während wir keinen einzigen solid gesicherten Uebergangspunkt haben, oder zwischen der Elbe und Oder, an welchem letzteren Strom der Feind gleichfalls drei Festungen hat, während wir auf unseren Uebergang bei Güstebiese nicht rechnen können. Vortheilhaft für uns ist, daß wir dem Feinde in der Zahl vielleicht überlegen sein werden, in jedem Falle sehr überlegen an Cavalerie und in dem moralischen Gehalte des Heeres. Das Beste ist, daß in der Blücher'schen Armee alle Stellen sehr gut besetzt sind, daß die beste Einigkeit zwischen beiden Armeen zu erwarten ist, und daß in

beiden Hauptquartieren, so viel ich sie kenne, nicht der kleinste Keim zur Intrigue und keine Spur bösen Willens vorhanden ist. Alle diese Leute haben ein Herz für die Sache und Edelmuth genug, um jede Nebenabsicht zu entfernen. S. (Scharnhorst) ist im Hauptquartiere des Kaisers von Jedermann geschätzt und geliebt; er hat den Alexanderorden erhalten, was in Rußland sehr viel sagen will; eben so zufrieden ist man im Wittgenstein'schen Hauptquartiere mit ihm; nur in Breslau ist es natürlich ganz anders . . .

Ich habe versucht, Dich mit wenigen Worten über den gegenwärtigen Augenblick zu unterrichten, indem ich Dir Alles mitgetheilt habe, was sich mittheilen läßt. Du bist ja nicht allein meine Geliebte, sondern auch meine Freundin und verdienst also, daß ich, so viel es mir meine Pflicht erlaubt, offen über die ernsten Verhältnisse des Lebens mit Dir rede.

Ich wohne in der Neustadt und habe, weil der Umweg über die Schiffbrücke ziemlich groß ist, bis jetzt die Altstadt noch gar nicht gesehen. Die schöne Brücke, die schönste, die ich je gesehen, ist denn wirklich durch Bergmannsschüsse (nicht Kanonenschüsse) so gesprengt, daß von zwei Bogen und einem Pfeiler keine Spur mehr vorhanden ist.

Bei meinen Sachen wirst Du die Situationskarte von Sachsen, gezeichnet vom Hauptmann F. H. Backenberg in neun Blatt finden; ich bitte Dich, sie mir hierher zu schicken.

Deine Briefe adressire von nun an in das Hauptquartier des Generals Blücher. Therese*) ist hier, doch habe ich sie nicht zu Hause getroffen. Ich tröste mich jetzt mit der Hoffnung, Dich, wenn auch nur auf einen einzigen Tag, hier zu sehen.

6.

Penig, den 4. April 1813.

Daß ich wohl bin und glückliche Tage verlebe, ist jetzt die Hauptsache von dem, was ich Dir zu berichten habe. Mit einer allerliebsten kleinen Armee, an deren Spitze meine Freunde stehen, durch ein herrliches Land zu ziehen für einen solchen Zweck, in der schönen Jahreszeit, ist so ziemlich das Ideal einer irdischen Existenz (nämlich als vorübergehend und zu anderen Existenzen führend gedacht). Mein

*) Therese Gräfin Thun, geb. Gräfin Brühl (Cousine der Frau v. Clausewitz).

Freund G. (Gneisenau) repräsentirt wie ein Gott in seiner Generalsuniform. Die Truppen sind heiter und singen „Auf, auf, Kameraden!“ und ähnliche Lieder, andere jodeln in der Perfection. Ich selbst sehe mich umgeben von Bekannten und lebe in dem Elemente meiner Muttersprache wieder auf. Selbst Schüler von mir wiederzufinden, hat mir nie so viel Vergnügen gemacht als unter diesen Umständen. General Scharnhorst wird heute Abend erwartet; ich freue mich unendlich, ihn wiederzusehen. Er hat den König gebeten, mich wieder in die Armee zu nehmen. Se. Majestät haben gesagt: „Clausewitz — hm! — ja; ich will mich erkundigen, ob er bei den Russen gut gedient hat.“ Was daraus werden wird, weiß ich nicht recht. Uebrigens mußt Du Dich in diesem Falle darauf gefaßt machen, mich als Major wiederzusehen, denn Grolmann, der in unserer Armee, wenn er fortgedient hätte, schon nach der bloßen Anciennetät Oberstlieutenant sein würde, der drei Jahre einen blutigen Krieg in fremden Klimaten mitgemacht, der Gefahr, füsilirt zu werden, bei seiner Ranzionirung sich ausgesetzt hat, hat hier nur wieder Major werden können, ob er gleich in Spanien Oberstlieutenant war; ebenso Oppen; daß ich zu stolz bin auf die Sache, der ich diene, um für den Rang nur ein Wort zu verlieren, kannst Du Dir wohl vorstellen.

Der Kronprinz hat mich mit seiner gewöhnlichen Verlegenheit und ohne irgend ein Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft begrüßt, Prinz Friedrich*) sehr kalt, Prinz Karl**) sehr ceremoniös, Prinz Wilhelm etwas freundlich, aber nicht viel, Prinz August wahrhaft herzlich. Als ich Gneisenau fragte, was alles für Prinzen im Hauptquartiere wären, sagte er: der Sohn des Königs, der Bruder des Königs, der Schwager des Königs, der Onkel***) des Königs, der Neffe des Königs. Nichts hat mir mehr Freude gemacht, als die Achtung, welche Scharnhorst in Kalisch genießt. Der Kaiser hat von ihm an G. (Gneisenau) gesagt, er habe nie einen Menschen gesehen von der Stärke des Raisonnements und den umfassenden Ansichten. Er hat gewünscht, der König möge Scharnhorst an ihn abtreten, welches der letztere jedoch abgelehnt hat.

* Sohn des Prinzen Ludwig von Preußen, Neffe des Königs.
** Von Mecklenburg-Strelitz (Bruder der Königin Luise).
*** Prinz August ist gemeint, obgleich er nicht eigentlich der Onkel des Königs war.

7.

Rochlitz bei Leipzig, 9. April 1813.

Die Einlage zu Deinem Briefe hat mir freilich kein Vergnügen gemacht. Jene Antwort war geschrieben, um meinen Stolz zu demüthigen, meine Eitelkeit zu beleidigen. Anstatt mich zu beleidigen, hat sie mich bloß gekränkt, und anstatt meinen Stolz zu demüthigen, hat sie ihn bloß erhöht; ich werde dem Könige antworten, aber erst nach der nächsten Schlacht. Es ist mein Stolz, dem Vaterlande zu dienen, und mein doppelter Stolz unter demüthigenden Bedingungen; ich werde diese Bedingungen erfüllen, die mir der König stellt, und nur so will ich wieder in die Armee treten. — Uebrigens bin ich sehr heiter; der Augenblick ist fast idealisch schön; ich bin ganz in den alten Verhältnissen, bei meinem alten General, wieder Chef seiner Bureaux, nur daß die Gegenstände etwas gewechselt und an Wichtigkeit zugenommen haben. Blücher, Scharnhorst und Gneisenau behandeln mich mit ausgezeichneter Güte und Freundschaft; ich kann mir kein schöneres Verhältniß denken. Diese Einigkeit, dieses gegenseitige Vertrauen, diese wechselseitige Achtung und Freundschaft wird man lange vergebens suchen. Ueber Dörnberg's Heldenthat*) habe ich mich unaussprechlich gefreut, und wenn mein hiesiges Verhältniß nicht so schön wäre, so würde ich es beweinen, ihm nicht haben folgen zu können und so meinen kleinen Antheil an dieser ersten Begebenheit des neuen Feldzuges zu haben, die wie eine glückliche Verheißung der Wiedergeburt Deutschlands erscheint und von großer Wichtigkeit ist. Auch das glückliche Gefecht der Russen und Preußen bei Leitzkau**) ist gar nicht unwichtig; überhaupt stehen die Sachen

* Gefecht bei Lüneburg am 2. April gegen den General Morand, durch welches der Feldzug von 1813 auf dem linken Elbufer in glänzender Weise eröffnet wurde. Dem pommerschen Füsilierbataillon unter Major v. Borken gebührte, wie auch General v. Dörnberg anerkannte, die Ehre des Tages, ein rühmlicher Antheil auch dem freiwilligen Jägerdetachement desselben. General Morand selbst wurde tödlich verwundet und starb am 5. April in Boitzenburg.

** Gehört zu den für die preußischen Waffen so ruhmvollen Gefechten vom 5. April 1813, welche in der Kriegsgeschichte mit dem Collectivnamen „das Gefecht bei Möckern" bezeichnet werden. Bei dem Dorfe Leitzkau bestand General v. Hünerbein ein blutiges, aber siegreiches Gefecht, bei welchem sich besonders die ostpreußi-

sehr gut, und es ist wenigstens jetzt kein Grund zu bösen Befürchtungen vorhanden. Oesterreich soll sich, wie ich aus sehr guter Quelle weiß, bereits entschlossen haben; es fehlt nur noch die Ausführung, die doch nicht ausbleiben kann. Baiern und Würtemberg scheinen ziemlich paralysirt; die Franzosen sammeln sich in Franken und am Nieder-Main; die Nachrichten lauten sehr verschieden; keine nimmt sie indessen über 100,000, und manche nur 50,000 Mann an; ich schätze sie auf 80,000; 30,000 ziehen von Italien heran, werden aber wohl zur Observation gegen Oesterreich gebraucht werden müssen. Was bei Mageburg steht, schätzt man noch auf 40,000 M. Die Prinzen, Wilhelm und August abgerechnet, und Alles, was sie umgibt, behandeln mich mit ausgezeichneter Kälte. Der Kronprinz hat noch kein Wort mit mir gesprochen. Unter den jetzigen Verhältnissen ist das leicht zu ertragen, aber darum bin ich nicht weniger indignirt.

8.

Altenburg, 18. April 1813.

Die Cabinetsordre des Königs an mich war beim Abgange meines letzten Schreibens noch nicht eingelaufen; ich lege Dir die Abschrift bei. Die Worte „ganz vorzügliche“ waren von des Königs eigener Hand hinzugesetzt, weil es ihm noch nicht bitter genug gewesen war. Ueber das Verlangen, mir eine Bitterkeit zu sagen, hat er übrigens die Antwort auf mein Gesuch um die Erlaubniß zum fremden Dienste ganz vergessen. Die Sache wird vor der Hand auf sich beruhen; ich bin indessen in einer angenehmen Thätigkeit und werde gerade wie ein preußischer Offizier gebraucht; ich habe das völlige Vertrauen von Scharnhorst und Gneisenau und habe nie so viel Dienstthätigkeit und Einfluß gehabt, als ich noch den blauen Rock trug, wie jetzt. Daß die Prinzen mich behandeln wie einen Wildfremden, verdrießt mich so sehr noch nicht, als daß z. B. Leute wie Luck,*) der nebst Gaudi beim Kronprinzen ist, eine Art

schen Grenadiere unter dem Major v. Lobenthal auszeichneten. Als General York und der Oberbefehlshaber General Wittgenstein zur Unterstützung Hünerbein's bei Leitzkau eintrafen, war das Gefecht bereits zu Gunsten der Preußen entschieden.

* Gouverneur des Kronprinzen, wurde 1834 General-Inspecteur des Militär-Unterrichts- und Bildungswesens und Präses der Ober-Examinations-Commission,

von Feindschaft gegen mich affectiren und mir den Rücken drehen. Unsere Angelegenheiten stehen, was die politischen Verhältnisse betrifft, sehr gut. Mit Sachsen scheint man einig zu werden, mit Oesterreich sind wir es schon, Baiern und Würtemberg stellen noch schwache Contingente, sind aber doch sehr lau und zum Abfalle bereit. Ueber unsere militärische Lage verbietet mir die Pflicht zu schreiben. Jetzt scheint der Kaiser Napoleon entweder bei der Armee schon wirklich in Thüringen angekommen zu sein oder doch in den nächsten Tagen eintreffen zu wollen. Dann werden die entscheidenden Begebenheiten nicht mehr fern sein.

9.

Altenburg, 22. April 1813.

. . . Es ist keine Frage, daß der König mich höchstens als Major wieder anstellt und es als eine Strafe betrachtet, mich im Range zurückzusetzen und seine Schadenfreude daran hat. Grolmann, der vor sieben Jahren hier Major wurde, zwei Campagnen mitmachte, sich in Spanien zum Oberstlieutenant emporschwang, Oppen, der in ähnlichen Verhältnissen und Oberst war, sind hier als Majore angestellt worden. Können diese Leute über Rang und Beleidigung erhaben sein, soll ich's nicht auch können? Ich bin zu stolz, um den General noch einmal zu fragen. Wenn ich in den preußischen Dienst zurücktrete, so geschieht es nur, um meinem Vaterlande im Kriege besser zu dienen, und keine Demüthigung soll mich davon abbringen. Aber ich habe keine Lust, im Frieden hinterher die kleinste Demüthigung zu ertragen; ich denke jetzt schon vielmehr daran, wohin ich nach glücklich beendetem Kriege mich wenden soll; dann will ich dem Könige und allen Leuten sagen, für wen ich mich habe kränken und schlecht behandeln lassen, für wen ich mich ausgezeichnet habe: für die Sache des preußischen Vaterlandes, für *ihre eigene Sache*, nicht für das preußische Offizierspatent.

Die Ungeduld, in welcher man in Berlin ist, ist mir sehr erklärlich, aber ich kann versichern, daß, wenn sich bis jetzt nichts Entscheidendes ereignet hat, keine besonderen Umstände dazu die Veranlassung geben, sondern, daß es in der Natur der Sache liegt. Daß wir wissen, was wir thun, ist wohl das Wenigste, was Ihr

von uns erwarten könnt. Wir sind freilich nicht unsere eigenen Herrn, sondern stehen unter Wittgenstein und dann noch unter Kutusow. Von der Stärke unserer Armee (Blücher) habt Ihr sehr falsche Begriffe. — Der Kaiser Napoleon scheint noch nicht angekommen zu sein. Die feindliche Armee sammelt sich bei Erfurt und ist, außer 50,000 Mann bei Magdeburg, 100—110,000 Mann stark. Marschall Ney commandirt sie. Die russische Hauptarmee kommt in diesen Tagen an der Elbe an. — Die Nachricht von der Uebergabe von Thorn*) habt ihr wohl schon.

10.

Altenburg, den 25. April 1813.

Ich will die Zeit der Ruhe noch benutzen, Dir zu schreiben, denn die Operationen scheinen ihrem Anfange sehr nahe zu sein und dann möchte wenig Zeit zum Schreiben sein.

Der Feind sammelt sich jetzt auf den Straßen von Erfurt und Saalfeld und hat die obere Saale schon besetzt. Der Kaiser soll den 16. wirklich nach Mainz gekommen sein; soweit unsere Nachrichten reichen, sind die hintersten Truppen heran; es wird also in einigen Tagen die Scene eröffnet werden und dann ein großer Schlag nicht entfernt sein. Die vorhergegangenen Ereignisse und Umstände machen den Unterschied zwischen 1813 und 1806 doch sehr fühlbar. Die meisten Menschen sehen den Ereignissen mit großer Ruhe entgegen, wie dies einer männlichen Denkungsart ziemt.

Ich bin hier meistens sehr beschäftigt; ich mache nämlich die meisten Arbeiten für den General, obgleich Rühle auch bei ihm ist. Der General und Gneisenau schenken mir das höchste Zutrauen und Du kannst also denken, daß ich mir meinen Verhältnissen nach keine glücklichere Lage wünschen kann; ich bin sehr heiter und zufrieden. Heute ist der General nach Dresden und das gibt mir einige Augenblicke der Geschäftslosigkeit, die ich benutzt habe, um mich hier in ein paar Häusern, bei Hrn. von Thümmel und Hrn. von Trützschler,

* Thorn capitulirte am 16. April 1813, nachdem es seit Februar von einer russischen Abtheilung unter General Barclay de Tolly blokirt und aus Feldgeschützen, nachher aus Belagerungsgeschützen beschossen worden war.

welches die hiesigen Minister sind, einführen zu lassen. In beiden Häusern gibt es gebildete Frauen und Töchter, die mit Antheil von den Weltbegebenheiten sprechen und die Männer beschämen. Ein junges Mädchen sprach mit Thränen in den Augen von dem Jubel und der Freude, mit der wir in Berlin empfangen wären. Ich werde indessen diese Bekanntschaften nicht weiter benutzen können, denn theils sind wir wahrscheinlich in einigen Tagen nicht mehr hier, theils werden unsere Couriere immer des Abends abgefertigt und ich bin gewöhnlich bis 11 Uhr beim General.

Daß Du mich künftig ganz zärtlich Karl nennen willst, freut mich zwar, doch bitte ich Dich, es nur zu thun, wenn es Dir von selbst in die Feder kommt; denn ich bin mit Deinem gewöhnlichen Ausdrucke „lieber Freund“ auch ganz wohl zufrieden. Die arme Charlotte*) dauert mich recht sehr! da ist es doch besser, es zu machen wie wir. Ich bin sehr traurig über die Oede unseres Hauses und muß Dir gestehen, daß ich es täglich mehr werde, aber nicht so sehr, weil mir die Entbehrung dieses Glückes wehe thut, als weil ich mich gar nicht trösten kann, daß von Dir, von der liebenswürdigsten und edelsten Frau, die man weit und breit gesehen hat, keine Abstammung übrig bleiben, keine Fortpflanzung stattfinden soll. Da versteht der Himmel seine Interessen schlecht, denn es ist doch unmöglich, daß Dein Kind von Dir erzogen nicht zum Besten der Welt in die Welt gekommen sein sollte . . . Mein Wunsch, nach Leipzig zu gehen und mich für Dich malen zu lassen, wird schwerlich erfüllt werden können; ich werde also in der nächsten Schlacht meinem Glücke noch einmal vertrauen müssen; nachher soll es aber auch ganz gewiß geschehen.

Du erhältst hierbei das von Dir geführte Journal, welches Du mir geschickt hast, zurück und ich danke Dir aufs herzlichste für die Zeichen treuer Liebe, die ich darin gefunden habe . . . Grüße von Gneisenau, auch von Ritter und Röder, der zuweilen hier ist. Der erstere hat mir einen Liebesbrief, den wir aufgefangen haben, zum Geschenk gemacht, um ihn Dir mitzutheilen; er hätte in Prinzeß Louise's Sammlung gehört und zeichnete sich dadurch aus, daß die

*) Frau v. d. Marwitz, geb. Gräfin Moltke, die zweite Gemahlin des Herrn v. d. Marwitz auf Friedersdorf (s. Bd. I., S. 161). Sie überlebte ihren Gemahl und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft.

junge Person, welche einem polnischen Oberstlieutenant ihre Liebe erklärte, einen alten Kanzleiarbeiter für sich hatte schreiben lassen, der das Herz in einer ganz göttlichen Kanzleisprache mit Fracturschrift sprechen ließ. Merkwürdig ist, daß dieser Brief aus Schilda, dem sächsischen Schöppenstädt, ist. — Der König von Sachsen hat die Annäherung abgelehnt und dem Könige geantwortet, daß er seinen Verbindlichkeiten gegen Frankreich treu bleiben wolle. Die Folge wird sein, daß das Land feindlich behandelt werden wird. Grüße die Prinzessin Louise und alle Fürstlichkeiten, auch recht herzlich die Mama.

11.

Rötha bei Leipzig, den 1. Mai 1813.

Dank für die Backenberg'sche Karte! Wir sind wahrscheinlich am Vorabende einer großen Schlacht; wie wir dies mehrere Tage vergeblich geglaubt haben, doch wird es mit jedem Tage wahrscheinlicher. Halte nur den Muth Deiner Freunde aufrecht, wenn das Schicksal wollte, daß wir sie verlieren sollten; denn es ist damit eigentlich wenig verloren und für den Erfolg in einer Schlacht kann kein Sterblicher einstehen. Standhaftigkeit und Beharrlichkeit im Unglücke sind viel schönere Eigenschaften der Seele als jede Art von Enthusiasmus; das sollten sich alle Männer wenigstens sagen ... S. Majestät der König sind gestern eine Meile von hier eingetroffen und werden heute hier erwartet.

12.

Den 3. Mai 1813 *)

Liebe Marie, ich bin ganz wohl, ob mir gleich ein kleiner Franzose mit dem Bajonette hinter dem rechten Ohre gesessen hat. Man hat sich wüthend geschlagen und bin ich so recht mitten unter dem Feinde gewesen. Da es uns nicht vergönnt war, auf die Führung des Gefechts einen bestimmten Einfluß zu üben, so blieb uns nichts übrig, als mit dem Säbel in der Faust zu wirken. General Blücher hat eine Contusion, General Scharnhorst einen Schuß in's Bein, doch nicht gefährlich; er ist aber zurück. Hedemann **) hat eine

* Am Tage nach der Schlacht bei Großgörschen.

** August von Hedemann war 1838 Divisions-Commandeur und dabei 1840 erster Commandant von Erfurt.

Contusion; vom Garde-Füsilierbataillon sind nur zwei Offiziere nicht todt oder blessirt; Karl Röder ist blessirt, die Anderen sind gesund. Fabian Dohna*) ist blessirt, Prinz Leopold**) ist todt, viele andere unserer Bekannten, die ich nicht alle nennen kann.

Jetzt kommt es darauf an, den Muth nicht zu verlieren. Bis jetzt hat uns der Feind wenig verfolgt; er hat sogar Leipzig wieder verlassen. Die Schlacht war ziemlich unentschieden und es ist noch nicht ausgemacht, ob wir gut gethan haben, uns zurückzuziehen.

Behalte mich lieb, theure Marie! Ich habe im tiefsten Unglücke nur einen Gedanken, das bist Du. Grüße an alle Menschen.

13.

Proschwitz bei Meißen, den 8. Mai 1813.

Ich habe in meinem vorigen Briefe manches Detail, was Dich interessirt haben würde, übergehen müssen. Vor Allem will ich nicht vergessen, zu sagen, daß Wilhelm***), den ich mitten im wüthendsten Gewehrfeuer gesprochen habe, ganz wohl ist. Prinz Karl von Mecklenburg hat sich durch seine Bravour und Brauchbarkeit sehr in Achtung gesetzt. Prinz Wilhelm und Prinz August sind auch sehr brav gewesen. Scharnhorst führte hauptsächlich das Gefecht auf dem rechten Flügel gegen die drei Dörfer.†) Er war mehrmals mit gezogenem Säbel an der Spitze von Cavalerie und Infanterie in den Feind eingedrungen; er encouragirte die Leute und rief: „Es lebe der König", indem er den Säbel schwang. Seine Wunde, die er etwa um 6 Uhr erhielt, ist nicht gefährlich, so daß er schon jetzt eine Reise nach Wien unternehmen kann. Gneisenau befand sich auf dem linken Flügel und hat an der Spitze der Cavalerie mit eingehauen. Daß der alte Blücher auch sehr brav gewesen ist, kannst Du Dir wohl denken. Was blieb auch den Führern Anderes zu thun übrig, da sie die oberste Leitung nicht hatten? Der Erfolg der Schlacht ist eigentlich der gewesen, daß wir unseren Angriff aufgegeben haben, nachdem

* Aelterer Bruder des Grafen Friedrich zu Dohna, kämpfte auch in Spanien.

** Von Hessen-Homburg.

*** Sein Bruder Wilhelm, damals Major.

† Rahna, Klein-Görschen und Caja.

wir die drei Dörfer und ein beträchtliches Terrain schon einmal gewonnen hatten, es aber freilich am Abend um 9 Uhr wieder abtreten mußten. Die Ursache war die Ueberlegenheit des Feindes. Ich schätze, daß seine Armee zwischen Weißenfels und Leipzig, also zu seiner Disposition, 110,000 Mann stark war. Wir waren 80,000, wobei nur 55,000 Mann Infanterie. Kanonen haben wir nicht verloren, sondern noch 3 gewonnen. Gefangene kann der Feind etwa 1000 — 1500 gemacht haben (wir haben 800 gemacht), an Todten und Blessirten 10 — 12,000 Mann verloren haben.*) Nun sind wir hinter die Elbe zurückgegangen, der Feind scheint mit seiner Hauptmacht auf Dresden zu marschiren und von der Niederelbe her ein Corps gegen Berlin vorgehen zu lassen. Was weiter vorgehen wird, darüber kann ich mich jetzt nicht auslassen. Wir hoffen auf eine starke Diversion der Oesterreicher, die sogar in einem Schreiben des Königs an die Armee angekündigt ist. In keinem Falle muß man verzweifeln. Geht Alles ganz schlecht und habe ich meine Pflicht bis auf den letzten Augenblick erfüllt, so eile ich zu Dir und wir suchen in irgend einem Winkel der Erde Ruhe und Glück in unserem gegenseitigen Umgange — nicht wahr? So bist Du mein letzter Trost. Nie kann ich ganz unglücklich sein, wenn ich nicht auf ewig von Dir getrennt bin, die ich bis zur Anbetung liebe.

Ich befinde mich wohl und bin mit Gneisenau. — Scharnhorst vermissen wir alle sehr; er hat sehr in dem Vertrauen der Armee gewonnen, und alle Menschen sehen auf ihn als die Seele des Ganzen, wozu er freilich bei weitem nicht am rechten Flecke steht.

Für Dein ordenssüchtiges Herz muß ich folgende Orden erwähnen: General Blücher hat den St. Georgen-Orden 2. Classe mit einem eigenhändigen Briefe vom Kaiser, wie es wenige gibt, dazu das eiserne Kreuz; Gneisenau den Annen-Orden 1. Classe und auch das eiserne Kreuz, Prinz Wilhelm das Georgenkreuz 3. Classe; Scharnhorst, von dem ich nicht weiß, was er erhalten hat, hat den General Blücher gebeten, mich zu einer Auszeichnung vorzuschlagen. Wahrhaft auszeichnen konnte sich aber hier Niemand; ich bin mit dem Säbel in der Faust mitten in einem feindlichen Bataillone gewesen; das

*) Der Verlust der Franzosen wird von französischen Schriftstellern auf 12,000 M. angegeben, war aber wohl bedeutend größer.

würde in anderen Fällen für einen Generalstabs-Offizier eine Auszeichnung sein; hier haben Alle dies oder etwas Aehnliches gethan. Grolmann unter Andern hat einen Bajonettstich im Kopfe. Unsere Truppen sind unstreitig viel braver als die feindlichen; das siehst Du aus den Beispielen, die nicht auszeichnen. Du siehst, wenn ich mein Versprechen nicht erfüllt habe, so war es nicht meine Schuld. Man kann durchaus sagen, daß sich keiner vor der Armee hervorgethan hat.

Der kleine Gerlach,*) der Jugendfreund Deines Bruders, ist hier im Hauptquartiere mit angestellt und in meinen Augen der drolligste und liebenswürdigste junge Mensch, den ich lange gesehen habe; er ist mir oft eine Recreation.

14.

Gimschitz bei Bautzen, den 18. Mai 1813.

Deine Abreise von Berlin ist mir sehr angenehm; ich wußte nur nicht, wo ich Dich mit meinen Briefen suchen sollte. Ich schreibe heute an Therese**) und lege diesen Brief ein; vielleicht seid Ihr dennoch glücklich in Tetschen angekommen. Ich befinde mich wohl bis auf ziemlich heftige Gichtschmerzen, die mich alle Nacht in meiner Scheune heimsuchen. Seit acht Tagen stehen wir hier und erwarten den Feind, der uns auch seit acht Tagen gegenübersteht, bis jetzt aber noch nicht angegriffen hat. Morgen höchst wahrscheinlich, vielleicht erst übermorgen wird wieder der Tag einer großen Schlacht sein. Unsere Truppen sind voll Muth und haben wir einige, wiewohl nicht bedeutende Verstärkungen erhalten, so daß wir nach dem, was der Feind in der Schlacht verloren und nach der Schlacht detachirt hat, hoffen dürfen, ihm gewachsen zu sein.

Ich bin wegen der vorigen Schlacht dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Preußen zur Auszeichnung vorgeschlagen worden. Der Kaiser hat die übrigen Offiziere genehmigt, mich aber ausgestrichen, weil ich das Meinige von den russischen Behörden bekommen müßte. Du weißt, wie es bei diesen geht, und ich rechne gar nicht

* Leopold v. Gerlach, der 1861 als General-Adjutant Friedrich Wilhelm IV. starb, älterer Bruder des am 18. Februar 1877 in Berlin verstorbenen Präsidenten Ernst Ludwig v. Gerlach.

** Die bereits wiederholt erwähnte Gräfin Therese v. Thun (in Tetschen).

darauf, auf diesem Wege dazu zu gelangen. Die Belohnungen des Königs sind noch nicht heraus. Da ich aber das eiserne Kreuz als Ausländer nicht bekommen kann, so kann es sehr leicht sein, daß ich auch hier übergangen werde. Ich würde von dieser Sache nicht so lange sprechen, wenn ich nicht wüßte, daß Du Werth darauf legst, und ich nicht glaubte, mich vor Dir rechtfertigen zu müssen. Scharnhorst's Abwesenheit macht, daß man sich nicht scheut, mich ganz zu übergehen. Daß mich Prinz Wilhelm seinem Bruder empfohlen hat, habe ich Dir wol schon erzählt. Uebrigens bin ich bei Gneisenau, der mir sein ganzes Vertrauen schenkt und mich mit großer Güte behandelt. General Blücher läßt sich Dir empfehlen; er war verwundert, zu hören, daß ich verheirathet sei, und noch verwunderter, zu hören, daß ich seine Favoritin geheirathet hätte, die ihm im schwarzen Sammtkleide so wohl gefallen hätte. General S. (Scharnhorst) ist in Wien; Blücher ist von seiner Wunde ziemlich geheilt und führt das Commando fort, Hedemann ist wohl, Wilhelm gleichfalls, der jüngste Hülsen ist in der Schlacht schwer verwundet worden. Wilhelm und Eugen Röder sind wohl und beide Major geworden.

15.

Bei Schweidnitz, 28. Mai 1813.

. . . Daß Du meinen Brief vom 8. so traurig gefunden hast, wundert mich, denn ich bin es im Ganzen gar nicht und, so viel ich mich erinnern kann, war ich es selbst in jenen Tagen nicht. Die Begebenheiten, welche geschehen sind, sind durchaus nicht überraschend, vielmehr bin ich zufrieden, daß es nicht schlechter ausgefallen ist. Wir konnten die Franzosen schlagen und mit einem einzigen Siege sie bis an den Rhein zurückwerfen; dies war möglich, aber nicht wahrscheinlich. Wir haben jetzt die ganze östliche Macht Frankreichs gegen uns und bis jetzt noch gar keine Unterstützung bei anderen gefunden. Was war natürlicher, als daß wir vor dieser Uebermacht zurückweichen mußten; wozu hatten wir alle Anstalten im Innern des Landes gemacht, hätten wir nicht auf Rückzug rechnen müssen? Jetzt, wo unsere Hülfen nicht anrücken, wird der entscheidende Zeitpunkt eintreten, nach dessen Wendung man das Ganze beurtheilen

kann. Auf Oesterreichs und Schwedens Hülfe habe ich so früh, wie sie uns zu werden scheint, nicht gerechnet; dagegen scheint auch Alles auszufallen, was von dem Beistande der Völker im Rücken des Feindes erwartet wurde. Dies ist das Einzige, was bis jetzt meinen Erwartungen nicht entsprach, und ich muß gestehen, daß mir diese Betrachtung schon traurige Augenblicke machte. — Wir haben vorgestern ein glückliches Gefecht*) gehabt. Unsere Cavalerie, mit der wir der vordringenden feindlichen Avantgarde einen Hinterhalt gelegt hatten, hat die feindliche Infanterie tüchtig zugerichtet, einige hundert Gefangene gemacht und elf Kanonen genommen, davon neun haben können gerettet werden.

Die Ordensvertheilungen sind herausgekommen; ich bin, was ich voraussah, vom Könige übergangen worden. Du siehst, daß meine philosophischen Grundsätze über diesen Punkt sehr nöthig waren. In der letzten zweitägigen Schlacht bei Bautzen hat Niemand Gelegenheit gehabt, sich auszuzeichnen, da die Schlacht nicht ganz zum Ausbruch kam. Nichtsdestoweniger wird dieser Tag für mich einer der denkwürdigsten meines Lebens bleiben, wovon ich mit Dir einmal später in freundschaftlicher Unterhaltung sprechen will. Ohne Zweifel haben wir binnen heute und acht Tagen wieder eine große Schlacht. Sollte ich blessirt werden, so denke ich nach Böhmen zu gehen. Von den im letzten Gefecht Blessirten interessiren Dich wohl Carl Seslar, nicht schwer blessirt, Schöning, mehrere Hiebe in den Kopf; der zweite Schierstädt, der an Stelle seines bei Lützen gefallenen Bruders Adjutant des Prinzen Carl von Mecklenburg geworden war, todt; noch ein dritter Sohn dieser Familie ist in diesem kurzen Kriege geblieben, zwei Vettern sind schwer verwundet. Oberst Dolffs von der Garde-du-Corps vermißt, wahrscheinlich todt oder auch blessirt und gefangen. — General Scharnhorst, der nach Wien gegangen ist, befand sich am 30. noch in Znaym,**) weil seine Wunde gar nicht gut geht. Er wird indessen jetzt in Wien sein; wir vermissen ihn sehr. Sein ältester Sohn***) hat bei Bautzen einen Streifschuß am Kopfe erhalten.

* Ueberfall bei Hainau am 26. Mai.

** Scharnhorst starb am 28. Juni in Prag. Am 22. Mai hatte er von Znaym aus Gneisenau über seinen Zustand die betrübendsten Nachrichten gegeben.

*** Heinrich Wilhelm Gerhard, damals Hauptmann im Generalstabe.

16.

Bei Schweidnitz, 31. Mai 1813.*)

Die Krankheit Deiner lieben Mutter bekümmert mich. In Landshut könnt Ihr in keinem Falle bleiben, denn wir nehmen heute eine Stellung bei Schweidnitz und liefern in derselben entweder eine Schlacht, so ist der Aufenthalt in Landshut zu gewagt, oder wir gehen in einigen Tagen noch weiter zurück, so wird Landshut ganz entblößt. Außerdem wird die Unruhe und die Zahl der Gerüchte an diesem Orte mit jedem Augenblicke steigen. Mein Rath ist also, entweder sogleich über die böhmische Gränze zu gehen und etwa in Theresienstadt oder in sonst einem kleinen Orte in Böhmen die Antwort aus Prag und die weiteren Begebenheiten abzuwarten, oder nach Cudowa zu gehen, wo Ihr der Gränze so nahe und bis auf den letzten Augenblick des Kriegs ohnehin sicher seid. Die Reise bei so schönem Wetter ist es gewiß nicht, was Deiner Mutter schaden wird, nur empfiehl ihr Ruhe. Es ist gar kein Grund zu dieser Beängstigung vorhanden, denn das Schlimmste, was uns begegnen kann, das Einzige, was ich fürchte, wäre ein schlechtes Friedensarrangement der Fürsten unter einander, und das kann doch kein Gegenstand persönlicher Angst und Noth für Euch werden. Die Armee ist in einer sehr guten Verfassung und wahrscheinlich jetzt schon stärker als der Feind. Die Lage des Feindes ist eine verzweifelte und nur der elende Kleinmuth der Führer könnte die Sache anders sehen. Späterhin wird man dies deutlich erkennen und Jedermann wird indignirt sein. Ich bitte Dich und Mama, ganz ruhig zu sein; wir werden diese Epoche der Sorgen glücklich überstehen, denn es ist keine Möglichkeit, daß uns ein äußerstes Unglück begegnet. Schicke mir, wenn es irgend möglich ist, durch einen Boten eine Nachricht von dem Befinden Deiner Mutter und von Eurem Entschluß nach dem Lager von Schweidnitz und adressire den Brief an Gneisenau. Ohnedem wäre es mir nicht möglich, Dir wieder zu schreiben. Wenn man sich in solchen Augenblicken von der Armee entfernen könnte, so wäre ich selbst nach Landshut gekommen, um Euch zu beruhigen.

*) Der Brief ist nach Landshut adressirt.

Am 26. haben wir ein glückliches Gefecht*) gegen den Feind gehabt, wir haben ihm 9 Kanonen und 3—400 Gefangene abgenommen. Du siehst, wir sind dem Feinde noch furchtbar. Dolffs ist bei der Affaire geblieben. Nochmals bitte ich, meine Damen, seien Sie ruhig. Ich selbst bin es vollkommen und wünsche nichts mehr, als daß man jetzt den Muth fasse, dem Feinde noch eine Schlacht zu liefern; es ist diesmal mehr Aussicht zum Siege vorhanden als früher, und selbst wenn sie ausfiele wie die beiden früheren, so würde sie uns unserem Zwecke näher bringen. Der Feind hat überall Vorposten gegen die Oesterreicher aufgestellt; bei Marklissa hat er sogar ein Corps stehen lassen. Außerdem ist er durch die Schlachten und nicht unbeträchtliche Desertionen geschwächt; der Kaiser Napoleon hat nie ein so verzweifeltes Spiel gespielt. Warum sollen wir denn seine Angst tragen? das wäre wahrhaft kindisch.

17.

Laasan bei Schweidnitz, 2. Juni 1813.

. . . Wir werden vermuthlich nicht lange hier bleiben — heute, morgen und übermorgen habt Ihr wohl in Landshut noch nichts zu fürchten, aber lieb wäre es mir, wenn Ihr übermorgen abreistet und zwar der genommenen Abrede gemäß nach Prag.

Ueber Colomb**) that ich unrecht, mit solcher Gewißheit zu sprechen; er ist wirklich detachirt und wir wissen gar nichts von ihm, hören aber jetzt von einem Flügel-Adjutanten des Königs von Würtemberg, der gefangen wurde, daß bei Schleitz preußische Husaren gestreift hätten. Dies kann Niemand anders als Colomb sein. General Goltz***) hat den an ihn gerichteten Brief auf gut Glück abgehen

* Der Ueberfall bei Hainau, einer der glänzendsten Ehrentage der preußischen Cavalerie. Oberst Dolffs drang an der Spitze des schlesischen Kürassier-Regiments durch das von französischer Infanterie besetzte Dorf Michelsdorf und starb hier den Heldentod.

** Rittmeister v. Colomb, der berühmte Parteigänger, Blüchers Schwager. Er zeichnete sich auch bei Belle-Alliance an der Spitze des von ihm errichteten 8. Husarenregiments aus, war 1848 commandirender General in Posen und starb am 12. November 1854 in Berlin.

*** Carl Heinrich Graf v. d. Goltz (1806 Blücher's Adjutant) war 1813 General-major (gest. 1822).

lassen; an sicherer Gelegenheit fehlt es ganz. — General Blücher, dem Du an's Herz gewachsen bist, läßt Dich grüßen. Gneisenau, Hedemann, Prinz Wilhelm gleichfalls; der letztere hat leider Deinen Brief nicht erhalten, ich habe ihm Deine Commission ausgerichtet.

18.

Rothschloß, 4. Juni 1813.

Wir marschiren so eben auf Strehlen; ich hoffe, wir werden einige Tage dort stehen bleiben. Bis jetzt ist immer noch an einem Waffenstillstande verhandelt worden. Dabei verliert der Feind jetzt täglich mehrere hundert an Gefangenen und Deserteuren. Die alliirte Armee hat sich, seitdem sie in Schlesien angekommen ist, um mehr als 40,000 M. verstärkt,. ohne 20,000 M. Landwehr, die wir gleichfalls gebrauchen können. Wenn wir uns jetzt vor Napoleon fürchten, so verdienen wir die Ruthe. Er muß sich in einer sehr üblen Lage befinden, ob er gleich die Keckheit gehabt hat, Breslau zu besetzen und sich bis dahin auszudehnen.

19.

Reichenbach, 10. Juni 1813.

Es ist sehr glücklich, daß die Nachricht vom Waffenstillstande Euch noch in Liebau getroffen hat; es ist sehr möglich, daß der Frieden demselben unmittelbar folgt; so habt Ihr nicht nöthig, die Reise nach Prag fortzusetzen. Mein Rath ist: vor der Hand in Liebau zu bleiben. In vierzehn Tagen wird die Zukunft sich aufklären; tritt der Friede nicht ein, so geht nach Prag; bis dahin hoffe ich Dich noch einmal zu sehen. In diesem Augenblicke kann ich nicht gut abkommen. — Gneisenau ist zum General-Gouverneur von Schlesien ernannt, sowie zum Befehlshaber der schlesischen Landwehr; er hat den König gebeten, mich dabei zuziehen zu dürfen; die Antwort ist noch nicht zurück. Schlägt es der König ab, so komme ich sogleich nach Liebau; genehmigt es der König, so werde ich im ersten Augenblicke nicht abkommen können, hoffe aber, in der Folge, d. h. in zehn bis zwölf Tagen, durch Gneisenau's Güte einige Tage

abmüßigen zu können. Wir werden wahrscheinlich nicht in Reichenbach bleiben, sondern unser Hauptquartier in Peilau, ½ Meile von hier, nehmen.

20.

Reichenbach, 11. Juni 1813.

. . . Der König hat Gneisenau abgeschlagen, mich bei ihm anzustellen; über die Art und meine Ansichten darüber ein ander Mal; ich weiß noch nicht, was ich thun werde. Bis jetzt bin ich entschlossen, zur Blücher'schen Armee zurückzugehen, Gneisenau hat aber nochmals an Thiele*) geschrieben und bittet mich, zu warten.

21.

Peilau, 30. Juni 1813.

Die letzte Nachricht von Scharnhorst war, daß er im Verscheiden sei. Du wirst also schon die Gewißheit seines Todes haben. Du kannst denken, wie traurig ich bin. Ob er gleich für die Armee, für den Staat und für Europa unersetzlich ist, so kann ich doch an Alles dies kaum denken und ich verliere in diesem Augenblicke nur den theuersten Freund meines Lebens, den mir nie ein anderer ersetzen kann, der mir immer fehlen wird. Ich kann nicht beschreiben, wie tief ich mich von Rührung und Wehmuth und Trauer ergriffen fühle. Es ist ihm gewiß schwer geworden, von der Welt zu scheiden; denn es ist ihm so manche Lieblingsidee unerfüllt zurückgeblieben, und das ist es, was mich so wehmüthig macht. Ob ich gleich kaum wünschen kann, bei seinem Tode gegenwärtig gewesen zu sein, weil es mich zu sehr ergriffen haben würde, so thut es mir doch leid, nicht mit unter denen zu sein, die ihm die letzte Ehre und Anhänglichkeit erwiesen haben; denn von Tausenden, die ihm Dank und Liebe schuldig waren, gibt es keinen Schuldner wie mich. Außer Dir hat es nie einen Menschen gegeben, der mir so viel Wohlwollen bewiesen hätte und der auf das ganze Glück meines Lebens einen solchen Einfluß gehabt hat.

*) Oberst von Thiele (Louis Gustav), damals im Königlichen Hauptquartier, war seit 1812 Director im Kriegsministerium.

22.

Peilau, den 31. Juni 1813.

Meine Bestimmung wird sich von selbst machen, ohne daß ich etwas dazu thue, was mir auch das Liebste ist. Der Herzog von Oldenburg ist in Reichenbach, um dem Kaiser Alexander die letzten Vorschläge, welche zur völligen Organisation der deutschen Legion noch nöthig sind, vorzulegen. Ich stehe noch immer auf der Liste als erster Generalstabsoffizier mit 2500 Thlr. Gehalt. Jetzt legt der Herzog dem Kaiser meine Abberufung zur Legion vor, und da ich in diesem Augenblicke im Grunde ganz disponibel bin, so wird der Kaiser höchst wahrscheinlich nichts dagegen haben, und ich muß also erwarten, in wenig Tagen den Befehl zu erhalten, daß ich mich nach Schwedt verfügen soll, wo die deutsche Legion, 6000 M. stark, angekommen ist. Sie soll unter das Commando von Wallmoden treten und durch das, was dieser schon geworben hat, bis auf 10,000 M. verstärkt werden. Sie wird dann zur Armee des Kronprinzen von Schweden stoßen, die 80,000 M. stark werden soll. So ungern ich Gneisenau verlasse und so groß auch der Unterschied sein wird zwischen ihm und Wallmoden, so ist mir doch am Ende, Alles recht überlegt, jene Anstellung ganz lieb. Bis jetzt ist die Legion noch im russischen Dienste und wird nur von England bezahlt. Tritt sie in den englischen Dienst über, so bleibt es mir immer frei, in den russischen Dienst zurückzutreten, oder auch, wenn ich mich mit der Idee der Auswanderung aus Deutschland durchaus nicht vertragen kann, den Abschied zu nehmen. Ich verliere also gegen meine jetzige Lage durchaus nichts und gewinne in der regelmäßigen Bezahlung eines sehr guten Gehaltes und in dem bestimmten und angemessenen Wirkungskreise, der mir dadurch wird. Mein Wunsch ist also im Ganzen, dieser neuen Bestimmung zu folgen. Ich habe indessen Gneisenau, der gestern erst zurückgekehrt ist, die Sache mitgetheilt und ihm dabei gesagt, daß ich zwar in diesem Augenblicke noch nicht abgeneigt sei, in die preußische Armee zurückzutreten und daß ich mich glücklich fühlen würde, mit und unter ihm dienen zu können, allein ich könnte jenen Befehl, sobald er an mich gelangte, nicht umgehen und überhaupt auch in diesen ungewissen und unbestimmten

Verhältnissen nicht bleiben; es müßte also einerseits dem Könige die Frage gestellt werden, ob er mich behalten wolle oder nicht, und andererseits für den bejahenden Fall die Sache bei den Russen vermittelt werden. Gneisenau hat hierauf den Staatskanzler ersucht, die Sache durchzusetzen. Ich verhalte mich dabei ganz leidend, vermuthe aber, daß Gneisenau seinen Zweck nicht erreichen wird, worauf ich dann in acht bis zehn Tagen von hier nach der Mark*) abgehen werde, mich Gott und meinem Schicksal übergebend.

Wie sehr ich es bedauert habe, die drei Tage, welche ich hier vor Gneisenau angekommen bin, nicht länger in Liebau geblieben zu sein und so das unaussprechliche Glück Deines Umgangs genossen zu haben, kannst Du Dir leicht denken.

23.

Reichenbach, 6. Juli 1813.

Ich schreibe Dir diese wenigen Zeilen im Zimmer des Herrn vom Stein, der die Güte haben will, den Brief einzulegen. Ich bin hier, mir meine Abfertigung zu holen, um zur deutschen Legion abzugehen, welche Bestimmung mir vor drei Tagen officiell zugekommen ist. Ich werde indessen doch erst in fünf bis sechs Tagen diese Gegend verlassen. Gneisenau wird noch einige Versuche machen, mich hier zu behalten, die ich aber für vergeblich halte und bloß geschehen lasse. Mit Vergnügen habe ich erfahren, daß mein Freund**) in Prag mit so vieler Feierlichkeit und so innigem Antheil beerdigt worden ist. Man sagt sogar, der König hätte das Großkreuz des eisernen Kreuzes hingeschickt, welches vorgetragen worden sei; dieses kleine Zeichen von Gemüthlichkeit würde mich einigermaßen aussöhnen. Die feierliche, ehrenvolle Beerdigung aber macht mir viel Vergnügen, weil, so gleichgültig dergleichen in anderen Fällen ist, sie hier eine große Bedeutung hat. Ein ganz verkanntes Leben wird dadurch wirklich auf eine schöne Art gekrönt.

Wie mir in meiner neuen Stelle bei Wallmoden sein wird, weiß ich noch nicht; in jedem Falle muß ich mich jetzt wieder etwas

* Nach Schwedt.

** Scharnhorst.

zusammennehmen, denn so verwöhnt, wie ich in der letzten Zeit war, darf ich nicht bleiben. Das beste Mittel unserer künftigen Correspondenz ist Herr vom Stein. Er erlaubt, daß Du Deine Briefe seiner Frau gibst und er hat die kürzeste Gelegenheit, sie mir zukommen zu lassen. Ebenso werde ich meine Briefe an General Wallmoden geben, der sie an Herrn vom Stein befördern wird, durch dessen Frau Du sie erhältst.

24.

Reichenbach, 12. Juli 1813.*)

Mein sehnlichster Wunsch ist, Dich noch einmal zu sehen, ehe ich diese Gegend verlasse. Dies kann am besten in Nachod geschehen, wo ich am 18. eintreffen werde und wohin ich Dich mit einem Wagen zu kommen bitte; wenn der Waffenstillstand verlängert wird, so werden wir uns etwa fünf Tage sprechen können, wo nicht, auf höchstens 24 Stunden.

Zwei Briefe aus Prag, einen durch Röder, den zweiten durch Herrn vom Stein habe ich erhalten. Was mir bei Scharnhorst's Tode im ersten Augenblicke selbst ein Trost gewesen ist, das ist, daß er in der glänzendsten Periode seines Lebens gestorben ist und daß das Schicksal jetzt selbst seine Feinde zwingt, seinen Verlust zu bedauern. Wie sehr hat es mich gerührt, gerade in diesen Augenblicken von der Dohna*) ein paar Zeilen zu erhalten, daß ich ihr doch Nachricht von ihrem Vater geben möchte!

25.

Grabow, 12. August 1813.

Als ich hier ankam, war Graf Wallmoden gerade nach Stralsund gereist, um dort eine Conferenz mit dem Kronprinzen und dem General Moreau zu halten, und wurde erst in zwei Tagen zurückerwartet. Ich hätte also füglich noch einen Tag länger in Giewitz bleiben und das Glück Deines Umganges und Besitzes einen Tag länger genießen können. Indessen kam am andern Tage die Nachricht,

* Nach Prag in die Wohnung der Gräfin von Westfalen. S. oben S. 29 Anm. 1.
** Scharnhorst's Tochter Julie.

daß er den folgenden Tag, nämlich den 10. bei Schwerin Revue über die deutsche Legion halten würde. Ich mußte also nach Schwerin, wo ich mich noch vor dem Ausrücken dem Grafen präsentirte. Er empfing mich auf seine gewöhnliche Weise, weder mit Auszeichnung noch zurückstoßend. Wir ritten dann zum Exerciren, wo er mir sagte, er werde mich mit meiner Bestimmung in Grabow bekannt machen. Hier in Grabow habe ich ihn gestern wiedergesehen, wo er mir heute eine Stunde zu bestimmen versprach, in der wir das Nöthige mit einander abmachen wollten. Weiter bin ich in vier Tagen noch nicht gekommen, und Du siehst, es ist nicht meine Schuld, wenn der Feind noch nicht geschlagen ist.

26.

Grabow, 14. August 1813.

Seit ich Dir schrieb, habe ich meine Bestimmung erhalten. Graf Wallmoden hat mich zum Generalquartiermeister seiner nicht unbeträchtlichen Armee ernannt. Seitdem bin ich bis über die Ohren in Papieren, weil mir jetzt noch fast alle Gehülfen fehlen und überhaupt die ganze Composition der Armee noch sehr neu ist. Diese Bestimmung ist unstreitig die wichtigste, die mir in meinem Leben geworden ist; dazu kommt, daß ich mit dem persönlichen Benehmen des Grafen gegen mich ganz zufrieden bin. Allein die Stellung dieser Armee und vieles Andere machen den Posten nicht sehr angenehm. Il faut passer par là!

Die Post von Strelitz nach Grabow geht 8 Tage! was nur in Mecklenburg möglich ist. Uebermorgen gehen wir von hier weg. Meine Einnahme beträgt 47 Friedrichsd'or monatlich, von welchen ich 20 für Dich diesem Briefe beilege. Der Ankauf eines Pferdes hat mir 25 gekostet.

27.

Grabow, 15. August 1813.

Ich schrieb gestern nur ganz flüchtig, weil Geschäfte mir weder Zeit noch Muße zu einem ausführlichen Briefe ließen. Auch heute werde ich flüchtig schreiben, indessen machen zwei eilige Briefe einen

vollständigen. Meine Adresse ist künftig: „General-Quartiermeister der Armee des Gr. Wallmoden"; die russisch-deutsche Legion könnte einmal detachirt werden und der Brief dadurch aufgehalten, bemerke daher darauf immer: „im Hauptquartier des Gr. Wallmoden". Von hier gehen wir nach Hagenow; wir sind zur Observationsarmee gegen Marschall Davoust und die Dänen bestimmt, eine Stelle, die weder mir noch meinem General gefällt. Die Begebenheiten im Süden werden sehr interessant. Wie es scheint, ist die ganze russische Armee aus Schlesien nach Böhmen abmarschirt, sogar der Kaiser mit den Garden. Das Hauptquartier wird zuerst Prag sein; ich halte diesen Marsch für sehr gut; wenigstens wird einmal nun nicht das ganz Gewöhnliche geschehen.

28.

Wittenburg, 18. August 1813.

Der Krieg hat angefangen. Marschall Davoust mit einigen 30,000 Dänen und Franzosen ist im Vordringen begriffen. Es ist unmöglich, die Begebenheiten vorauszusagen, da Alles davon abhängt, ob der Feind sich irgendwo eine Blöße gibt.

29.

Wittenburg, 20. August 1813.

Am 18. habe ich Dir mit einer Estafette geschrieben; der Brief war an Herrn von Oertzen in Strelitz adressirt und hier zur Post gegeben; ich hoffe, Du hast ihn erhalten; für den Fall, daß es nicht wäre, wiederhole ich den kurzen Inhalt, daß Marschall Davoust mit einigen 30,000 Dänen und Franzosen bereits am 17. August durch das neutrale Gebiet gegangen ist; den 18. hat er unseren Vorposten bei Lauenburg angegriffen. Die Lützow'sche Infanterie hatte ihn besetzt und hat sich sehr brav in einigen schlechten Schanzen geschlagen. In der Nacht, die sehr regnerisch war, überfiel er (unter uns gesagt) die Lützow'schen ein wenig, machte einen plötzlichen Ueberfall, die Gewehre waren naß — der Posten war verloren. Der Feind kann etwa 50 M. Gefangene gemacht haben. Außerdem haben die Lützow'schen einige hundert Todte und Blessirte. Wir haben den

Posten nicht wieder angegriffen, weil es gar nicht unsere Absicht ist, uns an der Stecknitz zu schlagen, sondern am 18. unsere Truppen versammelt. Am 19. und heute glaubten wir eines weiteren Vordringens des Feindes gewiß zu sein; er hat sich aber nur gegen einen anderen Posten gezeigt und sich begnügt, die Stecknitz zu besetzen. Wir haben übrigens heute einen Courier aufgefangen, welcher der Ueberbringer eines Briefes von Napoleon an Davoust war, worin er ihm befiehlt, vorzudringen und sich nicht durch die wenigen Truppen aufhalten zu lassen, die ihm gegenüber ständen; es wäre de la canaille comme les anséatiques et les troupes de Wallmoden.

Mit Gr. Wallmoden bin ich bis jetzt außerordentlich zufrieden; ich habe sogar seine Persönlichkeit lieb gewonnen; es ist äußerst angenehm, mit ihm zu leben, und unter einer kalten Asche, unter dem Anschein eines völligen Weltüberdrusses glüht ein edles Feuer. Als Offizier kann ich ihn noch gar nicht beurtheilen.

30.

Grabow, 27. August 1813.

Wir bleiben in Folge des glücklichen Gefechtes, welches der Kronprinz gehabt hat, in Mecklenburg und werden wohl vor der Hand in der Gegend von Neustadt oder Schwerin bleiben. Der Marschall Davoust wird seine Operationen schwerlich weiter als bis Wismar fortsetzen; ein Marsch bis an die Schwedisch-Pommer'sche Gränze würde ihn zum Untergange führen. Schon jetzt hat er nur noch die Communication längs der Küste über Lübeck und täglich bringt man Gefangene und Transporte ein. Bis jetzt hat der Feldzug hier in bloßem Manövriren bestanden und wir können mit dem Resultate zufrieden sein, da wir viel schwächer sind und ein entschiedeneres Betragen des Feindes uns jetzt schon hätte nach Berlin bringen müssen. Ueberhaupt scheinen mir die Anordnungen Napoleons in diesem Feldzuge nicht meisterhaft und ich bin voll guter Hoffnung. Ein paar kleine, höchst unbedeutende Gefechte haben wir gehabt. In einem derselben habe ich den General Wallmoden bewundert; ich habe kaum je eine ähnliche Bravour gesehen. Er ritt dreimal die Fronte eines feindlichen Bataillons hinunter, was

auf uns schoß, in einer Entfernung von 80 Schritt, so daß jeder von uns das Bataillon hätte commandiren können. Ich werde die stolze Ruhe, mit der er in den Kugelregen hineinsah, nie vergessen. Auch in allen anderen Stücken bin ich bis jetzt sehr mit ihm zufrieden. Besonders kann ich die Leichtigkeit des Umganges nicht genug loben. Der Feind findet in Mecklenburg viele Spione. Neulich hat man uns 5 mit einem Male eingebracht, die von Schwerin abgeschickt waren, den Stand unserer Truppen zu erforschen. Wir haben den einen davon, welcher seine Absicht sogleich eingestand, auf der ungeheuren Ebene bei den drei Krügen auf einem kleinen Hügel aufhängen lassen, welches Geschäft die vier anderen haben vollziehen müssen.

Mein altes Uebel, die Gicht, hat mich letzter Zeit wieder in hohem Grade incommodirt.

31.

Wöbbelin bei Neustadt (Mecklenburg-Schwerin),
1. September 1813.

Unsere Lage ist hier noch die nämliche und die Sicherheit Mecklenburgs hängt lediglich von dem ab, was in Sachsen geschieht, wo die bisherigen Einleitungen zu gutem Erfolge berechtigen. Wir haben bis jetzt noch kein einziges ordentliches Gefecht gehabt und wir haben sie absichtlich vermieden, da wir die Mittel gefunden haben, den Feind ohnedem zum Stehen zu bringen oder wenigstens seinen Entwürfen ein Bleigewicht anzuhängen. Das Machtverhältniß und andere Umstände machten ein solches Verfahren zur Pflicht, und wenn es Jemand gibt, der uns unthätig oder unentschlossen nennt, und die Ursache davon in dem Charakter des Grafen Wallmoden zu finden glaubt, so darfst Du dreist glauben, daß er kein competenter Richter ist; wenigstens können wir, nach dem, was ich von der Sache verstehe, nicht anders handeln, und was bis jetzt geschehen ist, ist durchaus in meinen Ansichten und größtentheils auf meine Veranlassung geschehen. Wie General Wallmoden bei großen Unternehmungen sein wird, kann ich noch nicht beurtheilen; bis jetzt habe ich nur Ursache mit ihm zufrieden zu sein, und ich kann mir den persönlichen Rücksichten nach kaum ein angenehmeres Verhältniß denken.

Gestern war ich sehr krank; die Gicht quälte mich in einem so

entsetzlichen Grade, daß ich die heftigsten Krämpfe bekam. Ein geschickter Arzt gab mir Opium und Aether, wodurch sich die Krämpfe verloren und die Schmerzen gestillt wurden. Kohlrausch, unser oberster Feldarzt, versicherte mir, daß ich das Mittel ohne Gefahr fortgebrauchen könne, und ich bin recht froh, diese augenblickliche Erleichterung gefunden zu haben. Das alte Hauptübel hat sich nur einen Tag gezeigt. Dohna, der gerade bei mir war und mich gepflegt hat, glaubte, ich würde verscheiden; so schlimm war es aber nicht, wie denn Krämpfe gewöhnlich äußerlich ein schlimmeres Ansehen haben.

Wir haben einen Mecklenburg-Schwerin'schen Beamten, den Amtshauptmann v. St., arretiren lassen; das wird vermuthlich einiges Aufsehen im Lande geben. Er war der Verpflegungscommissar, und nachdem er mich zwei- bis dreimal mit den leichtsinnigsten Berichten über die vorhandenen Vorräthe hintergangen hatte, reiste er sans façon ab und ließ uns ganz in Stich. In Neustadt versicherte er mir am Abend, es wären die von mir geforderten 60,000 Portionen reichlich da, und am andern Morgen waren nicht mehr als 6000 vorhanden. Herr v. St. hatte das Reißaus genommen. Es ist übrigens nur geschehen, um den Mecklenburger Herren zu zeigen, daß wir keinen Spaß verstehen. Hätten wir nicht dringend auf Verpflegungscommissare angetragen, so hätten sie das ganze Land der Plünderung preisgegeben.

32.

Hauptquartier Schwerin, 4. September 1813.

Der Marschall Davoust hat sich retirirt. Vermuthlich geht er über die Elbe, um seinen Marsch nach Sachsen anzutreten und die dortige Armee zu verstärken. Da er überhaupt nur zwei Märsche über die Stecknitz vorgethan hatte, so können wir ihm nichts anhaben. Wir waren eben auf dem Marsch gegen Wismar begriffen, um den General Loison anzugreifen, als wir diese Nachricht bei Criewitz und Sternberg erfuhren. Hätten wir uns noch in unserer alten Stellung bei Neustadt befunden, so hätten wir ihm noch etwas anhaben können; jetzt haben wir keine Zeit zu verlieren, um mit dem Ganzen über die Elbe zu gehen und die Vereinigung Davoust's mit der französischen Hauptarmee zu verhindern. Wenn wir nicht andere Befehle vom

Kronprinzen erhalten, so bekommst Du meinen nächsten Brief von jenseits der Elbe.

Von den letzten Begebenheiten in Sachsen wissen wir noch nichts hier. Ein Courier, der aus dem Hauptquartier Treuenbrietzen am 1. abgegangen war, brachte die guten Nachrichten, daß Blücher siegreich gewesen und schon bis Bautzen vorgedrungen wäre, und daß Napoleon einen vergeblichen Versuch gemacht hätte, aus Dresden hervorzubrechen. Nun finden wir alle feindlichen Zeitungen voll von großen Siegen, die Napoleon am 26. und 27. August gegen die alliirte Armee in Sachsen erfochten haben soll.*) Alle diese Artikel aber haben quelque chose de touche, und es ist nicht möglich, daß der Kronprinz, der am 1. September in Treuenbrietzen war, nicht gewußt haben sollte, was fünf Tage vorher sich fünfzehn Meilen von ihm zugetragen hatte. Außerdem ist der Abmarsch Davoust's ein Zeichen, daß es ihm nicht gut geht. Marschall Davoust und die Dänen sind, wie wir schon mit Sicherheit wissen, 33,000 M. und 100 Kanonen und 3 — 4000 M. Cavalerie stark gewesen. So wie die Umstände waren, konnten wir ihnen anfangs nicht mehr als 14 — 15,000 M. und nur 14 Kanonen entgegenstellen. Marwitz**) ist mit seiner Landwehrbrigade vom Kronprinzen zu uns detachirt worden und wird sich morgen mit uns vereinigen. Die kleine Broschüre, die ich auf Gneisenau's Verlangen in wenigen Tagen in Schlesien schrieb, ist wirklich im Druck erschienen unter dem Titel „Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand;"***) ich habe nur ein Exemplar, sonst hätte ich die Eitelkeit, es Dir zu schicken.

33.

Hauptquartier Dömitz, 9. September 1813.

Im Ganzen sind die großen Angelegenheiten vortrefflich gegangen, allein die Krisis ist noch nicht vorüber. Das Schicksal stellt diese

* An beiden Tagen war die Schlacht bei Dresden, in welcher Napoleon seinen letzten Sieg auf deutschem Boden erfocht.

** Der oft erwähnte Schwager der Frau v. Clausewitz, damals Oberstlieutenant, hatte am 27. August mit Auszeichnung an dem Treffen bei Hagelberg Theil genommen und vereinigte sich am 6. September bei Dömitz mit Wallmoden.

*** Erschien 1813, Glatz, bei Pompejus Erben, neu aufgelegt Leipzig 1814, in den „Hinterlassenen Werken" Bd. VII, S. 251 ff.

Entscheidung so lange hinaus, daß, wenn sie zum Nachtheile Napoleon's ausfällt, auch sein gänzlicher Untergang darin enthalten sein wird — oder vielmehr er selbst, der Teufelskerl, spielt dies verzweifelte Spiel, wo er mit seiner letzten Geldrolle die Bank sprengen will. Nach den letzten Nachrichten ist er von Dresden mit einem großen Theile seiner Truppen gegen Blücher aufgebrochen; ich fürchte sehr, daß die böhmische große Armee indessen müßig bleibt. Marschall Davoust ist eiligst von Schwerin weg, wie wir glaubten, um über die Elbe zu gehen; jetzt steht er mit einem Male wieder fest, und es scheint nicht die Rede von einem Elbübergange. Doch halte ich ihn immer noch für wahrscheinlich. Marwitz, der mit seiner Brigade uns zur Verstärkung geschickt war, ist uns wieder genommen. Der Kronprinz hat ihn nach der letzten Schlacht*) zur Verstärkung abgerufen, was auch ganz vernünftig ist, weil in der Natur unserer Rolle liegt, daß wir nie wichtig werden können; ich habe es für eine Thorheit gehalten, uns Verstärkungen zu schicken. Indessen sind wir durch alle diese Umstände in unsere alte Lage der Unthätigkeit zurückversetzt; ich glaube nicht, daß wir zu etwas kommen, wiewohl der Graf die Sache von neuem versuchen will. Endlich habe ich einmal ein paar Zeilen von Gneisenau selbst, der mich in seinem Siegestaumel doch nicht vergessen hat. Einliegende Proclamation ist von ihm.

34.

Hagenow, 12. September 1813.

Seit zwei Tagen stehen wir wieder auf dem nämlichen Flecke, wo der Feldzug eröffnet wurde, und ungefähr unter den nämlichen Verhältnissen, nur daß die vier an der Elbe gewonnenen Schlachten*) unserem Feinde andere Absichten und Vorsätze eingeben werden, als er damals hatte. Da Marschall Davoust nicht eiligst über die Elbe gegangen ist, um der Armee in Sachsen zu Hülfe zu eilen, so ist sein plötzlicher Rückzug von Schwerin ganz unbegreiflich, und deswegen auch gar nicht zu calculiren, was er ferner thun wird. Wir sind

* Bei Dennewitz (6. September).

** Schlacht bei Groß-Beeren (23. August), Treffen bei Hagelberg (27. August), Schlacht bei Dennewitz (6. September), Gefecht bei Dahme (7. September).

auf alle Fälle gefaßt. Die Begebenheiten an der oberen Elbe müssen übrigens auch hier die Sachen in Gang bringen. Gott gebe nur einen einzigen Sieg über Napoleon selbst! Es ist wahr, das bisherige Benehmen der französischen Truppen und die bedeutenden Erfolge, die man von allen Seiten gehabt hat, berechtigen auch zu dieser Hoffnung; indessen kann man sich nicht enthalten, besorgt zu sein, so lange diese Hoffnung nicht erfüllt und die feindliche Macht von der Elbe vertrieben ist. Die letzte Nachricht, die wir von dieser Armee gehabt, war aus dem Hauptquartier des Kronprinzen vom 8. und diese habt Ihr schon in den Berliner Zeitungen. Neu wird Euch dagegen der Sieg Wellington's sein, den er auf französischem Grund und Boden gegen Suchet erfochten hat. Bonaparte hatte diesem den Oberbefehl über alle dort vorhandenen Streitkräfte gegeben und ihm befohlen, Wellington mit Allem, was er zusammenbringen könnte, anzugreifen. Dies ist geschehen; die Schlacht ist sehr hartnäckig gewesen; die Engländer haben 6000 Mann Todte und Verwundete gehabt, Suchet aber ist total geschlagen worden und sein Verlust wird auf 16,000 Mann geschätzt. General Lyon, der eine unserer Divisionen commandirt, hat gestern diese Nachricht*) aus England erhalten. Mir scheint diese Nachricht von unendlicher Wichtigkeit zu sein, denn die moralische und physische Macht Napoleon's muß dort untergraben werden, und die Schläge, welche in Sachsen geschehen, müssen das Fundament seiner hohlen Macht mit eins durchbrechen. Daß Fritz Arnim, welcher Commandeur vom hanseatischen Cavalerie-Regiment war, bei Lübeck erschossen worden ist durch eine Kanonenkugel, weißt Du wohl schon; er ist in Schöneberg feierlich beerdigt worden. Man hat hier die Geschichte, daß Fritz Moltke, der von den Gensdarmen, welcher mit Rühle und dann Adjutant von Blücher war, zur großen böhmischen Armee geschickt worden wäre und dort es übernommen habe, dem Kronprinzen eine Nachricht

* Die Nachricht war unrichtig, da Wellington damals auf französischem Boden keinen Sieg über Suchet erfochten hat. Letzterer besiegte vielmehr Bentink, der mit einem englisch-spanischen Heere Tarragona belagerte, am 15. August 1813 bei Villafranca, entsetzte den Platz, vereinigte dann seine Armee am Lobregat und siegte über Bentink nochmals am 14. September bei Ordal. Im December vereinigte er sein Corps bei Gerona und behauptete sich in Katalonien bis Ende März 1814.

zu bringen, beim Durchschwimmen der Elbe ertrunken sei. Es sollte mir entsetzlich leid thun; ich hoffe noch, es ist nicht wahr.*)

35.

Dannenberg, 19. September 1813.

Endlich ist es uns nach vielem Hin- und Hermanövriren gelungen, dem Marschall Davoust einen Streich zu spielen. Wir waren durch die Menge der aufgefangenen officiellen Briefe sehr genau unterrichtet von den Absichten des Feindes. Ein Corps von 9—10,000 Mann sollte nach Magdeburg gehen, um die Garnison zu verstärken, zugleich aber balayer la rive gauche des parties ennemies. In drei Tagen war eine Schiffbrücke, stattlich wie der Pont neuf zu Paris, über die Elbe bei Dömitz geschlagen; wir gingen in der Nacht vom 13. zum 14. über und griffen den 15. den General Pecheux bei der Göhrde an.**) Nach einigen Stunden eines sehr heftigen Gefechtes war sein Corps auseinandergesprengt und nach allen Richtungen auf dem Rückzuge begriffen. Es scheint nicht die beabsichtigte Stärke gehabt zu haben, sondern es waren nur 8 Bataillone, 10 Kanonen und 4 Schwadronen. Wir haben 8 Kanonen genommen, 1500 Gefangene gemacht, worunter der Brigadegeneral Milczinski, 1 Oberst, 2 Adjutanten des Generals Pecheux und mehrere Stabsoffiziere. Der Feind hat 2000 Todte und Blessirte. Ich kann mit Ueberzeugung sagen, wie Gneisenau, der sich Dir herzlich empfiehlt, mir von der Schlacht an der Katzbach schreibt: Wären meine Dispositionen ganz angenommen worden, so hätte vom feindlichen Corps nichts, aber auch gar nichts, entkommen müssen. Auch würden wir den Divisionsgeneral Pecheux selbst bekommen und 800—1000 Gefangene mehr gemacht haben, wäre der Graf zu persuadiren gewesen, die Cavalerie noch eine Stunde weiter verfolgen zu lassen; denn es war noch nicht völlig dunkel. Uebrigens erlauben es die allgemeinen Umstände

* Die Hoffnung erfüllte sich, da jene Nachricht sich als unbegründet zeigte.

** Sie gingen in der Nacht zum 15. September bei Dömitz über die Elbe, marschirten nach Dannenberg und warteten am 16. morgens in einer verdeckten Aufstellung beim Vorwerke Wrechau auf das Hervorbrechen der Franzosen aus dem „die Göhrde“ genannten Walde.

durchaus nicht, daß wir jenseit der Elbe Eroberungen machen. Wir haben hierher zurückkehren müssen, wo wir ferner auf der Lauer liegen. Der Graf ist, unter uns gesagt, nicht unternehmend, nicht feurig genug im Gefecht, sonst vortrefflich.

Voß ist, wie sich versteht, wohl, hat aber das Pfeifen und Heulen der Kanonenkugeln und Bomben, was er zum ersten Mal hier gehört hat, doch etwas nervenangreifend gefunden. Unsere kleine Armee war 10,000 Mann stark*) und für diesen Maßstab sind die Trophäen nicht übel, denn wenn Du Alles mit zehn multiplizirst für eine Armee von 100,000 Mann, so wird ein ähnliches Resultat herauskommen wie beim Kronprinzen und Blücher, da wir doch durchaus nicht im Stande waren, unseren Sieg zu benutzen, sondern nur einen kurzen, kräftigen Ausfall wie aus einer Festung thun konnten. Während wir zum Angriffe vorrückten, hörte man bei Boitzenburg, auf dem rechten Ufer kanoniren und wir hörten von den Gefangenen, daß Marschall Davoust uns auf dem rechten Elbufer angreifen würde. Wir hatten nur 200 Mann auf dieser Seite und die ungarnirte halb zerstörte Festung Dömitz. Wir mußten also unsere Absicht eiligst ausführen, um bereit zu sein, schnell in der Nacht noch nach Dömitz zurückzukehren. Heute haben wir erfahren, daß es eine bloße Demonstration war.

.... Der arme Lützow**) ist zwar nicht tödlich, wie ich glaube, aber doch auf eine sehr unangenehme Art blessirt worden, die sich nicht schreiben läßt. Ich habe ihn übrigens heute ganz munter gesehen.

36.

Dömitz, 20. September 1813.

Du hast wohl Recht, daß man nicht ohne Besorgnisse sein kann, wenn man diesen Stillstand aller Begebenheiten in einem Augenblicke sieht, wo die ganze Maschine aufgezogen ist und Alles den Gipfel der Spannung und Anstrengung erreicht hat. Wenn man jetzt nichts

* Sie bestand aus ungefähr 13,000 Mann mit 28 Geschützen.

** Er wurde im Treffen an der Göhrde, als er an der Spitze seiner Reiter auf die feindliche Infanterie heransprengte, durch eine Kugel schwer im Unterleibe verwundet.

thun kann, wann meint man dann etwas zu thun? Alles tastet furchtsam um sich her und thut kleine, ängstliche und ungewisse Schritte oder steht gar still. Wir marschiren über Peterswalde gegen Dresden, hört man von Töplitz aus seit vierzehn Tagen, als ob Peterswalde 50 Meilen von Dresden wäre. Die Armeen kommen mir vor wie Hühnerhunde, die vor einem Volk Hühner stehen. Wenn der Jäger nicht kommt, so können die Hühner ganz ruhig sein und es könnte hier leicht begegnen, was Münchhausen erzählt, daß Hunde und Hühner so lange gestanden und gesessen haben, daß er beide im folgenden Jahre noch als Gerippe gegen einander aufmarschirt fand. Wer soll der Jäger sein? Etwa der spanische Wellington? Der möchte doch zu spät kommen, wenn man ihm nicht entgegengeht. Dieser Krieg muß aber wie die heftigen Schwingungen eines Feuerrades durch einen Stoß von Innen entschieden werden, der die Flammen mit einem Schlage auslöscht. Dieser kann nur kommen, wenn man sich von allen Seiten den Gränzen Frankreichs nähert und den Leuten den Wahn benimmt, daß Bonaparte nächstens in Berlin, Breslau, Königsberg einziehen werde, den sie jenseit des Rheins haben.

37.

Dömitz, 21. September 1813.

Die Franzosen sind von dem Schlage bei der Göhrde so erschrocken, daß sie eiligst das ganze linke Elbufer geräumt haben und hier auf dem rechten es bei einigen furchtsamen Demonstrationen bewenden lassen. Man sagt uns, es wären nur 5 — 600 Mann über die Elbe gekommen. Nach dem gewöhnlichen Maßstabe der Russen würde ich für diese Affaire Oberst werden — was der Graf dabei für mich thun wird, weiß ich nicht; nach seiner Art zu sein und zu denken, vermuthe ich aber nicht viel. Wahrscheinlich speist man mich mit dem Annenorden ab, welches mich sehr ärgern würde. Oberst zu werden, ist ein großer Gegenstand meiner Ambition; vor vier Wochen kann die Sache, welche durch den Herzog von Oldenburg geht, nicht zurück sein. —

Ich hoffe, daß Voßens Anstellung gelingen wird, er hat an den Grafen geschrieben. Der Anblick des Schlachtfeldes bei der Göhrde hat ihm einen solchen Ekel vor dem Kriege beigebracht, daß er meint, dies sei der erste und letzte, den er mitmachen würde. Mich quälte die Gicht wieder furchtbar und ich muß jeden Abend Opium nehmen, was mir Ruhe verschafft; Kohlrausch ist mit Amputiren so beschäftigt, daß man ihn gar nicht zu sehen bekommt . . . .

So eben erhält Graf Wallmoden den großen Schwerterorden 1. Classe für das Gefecht an der Göhrde, mit vielen Complimenten des Kronprinzen. . . Die Sachen scheinen an der Elbe doch im Ganzen gut zu gehen. Napoleon hat den 14. wieder einen Versuch von Dresden aus gegen die große böhmische Armee gemacht und die Vorposten zurückgedrängt, ist aber den folgenden Tag wieder bis auf seine Stellung von Dippoldswalde zurückgeworfen worden. Den 16. sollte Blücher, mit welchem Tauentzien in Verbindung steht, die noch auf dem rechten Elbufer befindliche feindliche Macht angreifen; Bennigsen mit der großen Reservearmee soll wirklich schon an der Katzbach sein. Ganz Sachsen ist jetzt von unseren Parteien durchzogen; die des Kronprinzen und der großen böhmischen Armee stehen in Verbindung . . . Grüße Louise und Frau von Berg.

38.

Dammerow, 16. November 1813.

Die Begebenheiten hier an der Stecknitz sind nicht, wie wir sie geglaubt haben. Die Franzosen haben bis jetzt nur das Lager von Ratzeburg sowie diese Stadt verlassen, sind aber hinter der Stecknitz von Lübeck bis Lauenburg stehen geblieben. Wir haben daher nichts gethan, als die Vorposten unseres rechten Flügels ein wenig vorzuschieben und das Hauptquartier hierher zu verlegen, wo ich mit sechs Offizieren in einem Zimmer liege. Es scheint, daß Marschall Davoust, was ich früher bloß als möglich, aber nicht wahrscheinlich voraussetzte, wirklich zu seinem Plan gemacht hat: Die Stecknitz ohne das Lager von Ratzeburg zu vertheidigen. Graf Wallmoden ist noch nicht zurück. Der Uebergang der schwedischen Truppen über die Elbe ist ein Irrthum, welchem Du dreist widersprechen darfst.

39.

Cammin, 30. November 1813.

Den Brief von Gneisenau schicke ich Dir hiermit zurück; ich habe seitdem einen ziemlich langen Brief von ihm gehabt, worin er mir sagt, daß .... nach wie vor die Leute, die er nicht mag, über die Schulter ansieht und spricht, warum man denn jetzt mit einem Male über den Rhein gehen wolle, da doch vorher nie die Rede davon gewesen sei. Der Rhein sei ja der natürliche Abschnitt; man werde doch nicht die lächerliche Idee haben wollen, nach Paris zu gehen? — Es geht hieraus hervor, daß Gneisenau ungefähr nicht mehr gilt als vorher. Sein Feldzugsplan ist verworfen, der von Knesebeck angenommen. — Indessen will auch dieser, oder vielmehr er hauptsächlich, auf Paris operiren, und von der Schweiz aus, worüber man die Zeit verlieren wird. Unser Oberfeldherr*) ist in Boitzenburg angekommen und seine Armee in der Nähe; noch ist aber die Maus nicht zur Welt, die der Berg gebären wird. — Marschall Davoust hat sich, wie es scheint, vorgenommen, die Stecknitz bis auf's Aeußerste zu vertheidigen; indessen wird er uns doch nicht hindern, sie zu passiren, und dann mit einigen Verlusten abziehen. Was auf die Stecknitz-Campagne folgen wird, weiß ich nicht; vermuthlich nichts als die Einschließung von Hamburg und die Belagerung von Lübeck, wenn der Feind thöricht genug ist, das letztere vertheidigen zu wollen.

40.

Culpin bei Ratzeburg, 4. December 1813.

Wir (Wallmoden) marschiren gegen Olslohe, um die Dänen von der Trave zu vertreiben; diese werden es aber wahrscheinlich nicht abwarten. Wir erwarten jeden Augenblick die Nachricht, daß Lübeck vom Feinde verlassen wird. Endlich kommen wir von der verdammten Stecknitz los; mein Glauben ist, daß wir uns etwa gegen Rendsburg bewegen und dort das Ziel unserer Siege erreichen würden.

* Der Kronprinz von Schweden.

41.

Gr. Schirrensee,*) 13. December 1813.

Wir marschirten von Ratzeburg ab, um den General Vegesack an uns zu ziehen und dann den Dänen so schnell als möglich zu folgen und sie von Rendsburg, wo möglich, abzuschneiden. Wie wir die Stecknitz passirt hatten, ließ uns der Kronprinz einen Tag vergeblich auf die Division Vegesack warten, der er Contreordre gegeben hatte. Wir mußten ohne sie abmarschiren, wenn wir unseren Zweck nicht ganz verfehlen wollten. Wir marschirten Tag und Nacht in den unglaublichsten Wegen gerade auf Rendsburg. Der Prinz von Hessen**) sah, daß er auf diesem Ufer der Eider Rendsburg nicht mehr erreichen könnte, ohne mit uns zu schlagen, und marschirte auf Kiel. Wir wollten ihm den Weg von Kiel nach Rendsburg jenseits der Eider gleichfalls abschneiden und, wo möglich, auch nach Schleswig, so daß er zur Capitulation gezwungen gewesen wäre. Mit unendlicher Anstrengung der Truppen brachten wir es dahin, daß die Avantgarde unter General Dörnberg den 9. die Eider erreichte. Die Brücke bei Cluvensik wurde forcirt, 7 Kanonen genommen und einige hundert Gefangene gemacht. General Dörnberg marschirte den 10. mit Anbruch des Tages nach Wittensee auf die Straße, welche von Eckernförde nach Rendsburg führt, weil ein am Morgen aufgefangener Brief uns sagte, daß die dänische Armee den 9. um 7 Uhr morgens Kiel verlassen habe, um nach Eckernförde zu gehen. Unsere übrigen Truppen waren im Marsch, um die Brücke bei Cluvensik zu passiren. Aber schon morgens 8 Uhr, wie wir erst mit einigen Bataillonen das Dorf Seestädt besetzt hatten, erschien die ganze dänische Armee 8 — 9000 Mann stark — vor Seestädt. Sie hatte sich von Gottorp plötzlich links gewendet nach Rendsburg und war im Begriff, zwischen Dörnberg und uns durchzubrechen. Trotz aller Anstrengungen kamen unsere Truppen zu spät an; der Feind nahm Seestädt, auf dessen Besitz die Entscheidung des Tages beruhte. Ein Defilee von einer Viertelmeile Länge verhinderte uns, die Truppen

* Bei Rendsburg.

** Prinz Friedrich von Hessen, welcher das etwas über 10,000 M. (13 Bataillone und 10 Schwadronen) zählende Dänische Hülfscorps befehligte.

schnell genug heranzubringen; ein Theil kam ohnehin erst gegen Mittag bei der Brücke an, die Division Vegesack, die uns endlich gefolgt war, gar erst am Abend. Nach und nach brachten wir etwa 4 Bataillone und 2 Kanonen in's Feuer, um das Dorf Seestädt wiederzunehmen. Allein es war nicht möglich; die Ueberlegenheit des Feindes entschied in einem Terrain, wo es nicht nur ganz unmöglich war, Cavalerie zu gebrauchen, sondern auch irgend eine schnelle Bewegung mit der Infanterie zu machen; wir mußten das Vorgeschobene wieder bis zur Brücke zurückziehen und dem Feinde Seestädt überlassen. Hierbei verloren wir 2 Kanonen, die zwischen den unendlich vielen Gräben und Hecken nicht fortkonnten. Der Feind marschirte nach Rendsburg. Dörnberg war, wie es scheint, zu entfernt, um Theil am Gefechte zu nehmen; wir hofften in jedem Augenblicke, er werde uns Luft machen, aber vergebens. War es möglich, die Brücke bei Cluvensik mit dem Hauptcorps sechs Stunden früher zu erreichen, so war die dänische Armee vernichtet, denn gleich hinter Seestädt öffnet sich das Terrain zum vortheilhaften Gebrauche für Cavalerie und Artillerie; dort wären wir mit dem Ganzen aufmarschirt und dabei Dörnberg so viel näher gewesen, daß wir mit ihm gemeinschaftlich schlagen konnten. Dann waren wir dem Feinde einigermaßen gewachsen; er hätte vor unseren Augen sich wieder nach Kiel zurückziehen müssen, wo die Schweden schon waren. Ich möchte verzweifeln, wenn ich bedenke, welches brillante Gefecht uns da entgangen ist. Wären nur die Schweden von Kiel uns gefolgt, so hätten wir Hoffnung gehabt, mit dem Wenigen, was wir vorgeschoben hatten, den Feind so lange aufzuhalten, bis er von den Schweden von hinten angefallen worden wäre; darauf mußten wir rechnen, so aber verließ uns Alles, und die Dreistigkeit, mit der wir unseren großen Zweck verfolgten, kostet uns 2 Kanonen und 6 — 800 M. Die dänische Cavalerie (Holstein-Dragoner) hat sehr brav gefochten; sie hat mit einer Schwadron in engem Wege eine brillante Charge mitten durch unsere Infanterie gemacht; eine Schwadron vom 1. Husaren-Regiment der deutschen Legion und eine von den Mecklenburgischen Jägern zu Pferde haben dasselbe gegen die Dänen gethan, so daß der Weg, das einzige Terrain, in dem Cavalerie reiten konnte, mit Menschen und Pferden beider Theile übersät ist und ein

grausenhaftes Ansehen hat. Es ist ein abscheuliches Gefühl, einem so glänzenden Erfolge ganz nahe gewesen zu sein und ihn verfehlt zu haben. Zwar hat uns der Kronprinz mit Lobsprüchen überhäuft, aber was ist das für ein Ersatz! Manches andere unangenehme Gefühl habe ich außerdem noch dabei, wovon ich Dir mündlich erzählen will, so daß ich nicht in der besten Laune jetzt bin. Die Dänen haben 800 Mann und eine Kanone verloren.

Es wird noch immer um Waffenstillstand und Frieden unterhandelt. Der König von Dänemark hat das Stift Drontheim abgetreten und will der Coalition mit 30,000 Mann beitreten. Ich fürchte Alles von dem Egoismus des Kronprinzen, der die Sache noch hinzuhalten scheint. Wenn das Unglück nicht will, daß sich diese Unterhandlungen wieder zerschlagen, so gibt der Waffenstillstand uns Hoffnung zum Wiedersehen entweder hier oder in Hannover, wohin wir vielleicht marschiren, um uns zu verstärken oder neu zu organisiren. Daß wir förmliche Winterquartiere länger als auf einige Wochen beziehen, bezweifle ich.

42.

Nordtorf, 8. Januar 1814.

Graf Wallmoden hat den Befehl über die ganze Einschließungsarmee bei Rendsburg bekommen; dies hat mir gestern viel zu thun gegeben. Die Hoffnung auf Friede scheint immer geringer zu werden, obgleich Graf Woronzow vorgestern ziemlich davon überzeugt war. Der General Vincent, der bekanntlich als österreichischer General im Hauptquartier des Kronprinzen ist, wird neue Instructionen vom Kaiser Franz erhalten und dann selbst mit dem Ultimatum nach Fühnen gehen. Dies ist die letzte Hoffnung. Graf Wallmoden sagt, daß auch er gefunden habe, der König von Dänemark benehme sich höchst zweideutig und gar nicht loyal in der Sache.

43.

Bremen, 27. Februar 1814.

Ich lege Dir zwei Briefe ein, die Dohna mitgebracht hat, davon ich den von Prinzeß Louise erbrochen habe, weil Dohna mir sagte,

daß er Nachrichten über die Verwundung meines ältesten Bruders vor Antwerpen enthielte. In dieser Hinsicht verzeihst Du wohl die Verletzung des Völkerrechts. Es scheint, daß die Wunde von geringer Bedeutung ist und daher bin ich beruhigt. Wallmoden ist krank, aber doch mit dem Herzog von Cambridge nach Hannover gereist. Hier hat man sich seit einigen Tagen, besonders auf Veranlassung des Londoner Artikels in den Zeitungen, mit vielen Besorgnissen über die Angelegenheiten bei den Armeen herumgetragen, die ich aber nicht recht getheilt habe, so daß ich meine Prophezeiung noch nicht zurücknehme. Morgen tritt das Hauptquartier seinen Marsch an. Es ist sehr gelichtet, denn Stülpnagel und Arentschild sind weg und kommen erst später wieder zum Corps; ich werde ziemlich auf mich angewiesen sein.

44.

Münster, 6. März 1814.

Die Nachrichten, welche wir hier von der Armee haben, sind ziemlich negativ; ich fürchte Alles von der Kleinmüthigkeit Schwarzenberg's und der alliirten Häupter, wenn nicht Blücher mit seiner Energie noch einmal siegt. Schon die Schlacht bei Brienne hatte Niemand liefern wollen und es scheint, daß schon damals die Rede von einem Rückzuge gewesen. — Blücher und Gneisenau haben die alliirten Fürsten überredet, die Schlacht zu wagen. Schwarzenberg ist durchaus dagegen gewesen und hat erklärt, er könne die Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen; Alles, was er thun könne, sei, die Corps von Wrede, Giulay und Prinz von Würtemberg zu Blücher's Disposition zu stellen und sich selbst als Reserve aufzustellen. So erklärt sich völlig natürlich, aber auf eine höchst niedrige Art, was ich gutmüthig für hingebende Großmuth gehalten habe. Ich muß jetzt selbst über mich lachen, da ich doch die Erbärmlichkeit der vornehmen Staatsdiener in großen Weltverhältnissen hinreichend kenne, um mir nicht einen so schülerhaften Glauben zu bewahren. So leicht wird Keiner mich auf einem ähnlichen Irrthume ertappen, Du aber wirst nun den schneidenden Zweifel begreiflich finden, womit ich so oft die Handlungen der Menschen zerlege und Deinem Herzen wehe thue. — Nach den letzten Nachrichten sollte sich Alles bei Troyes concentriren,

um von neuem die Offensive zu ergreifen d. h. man wollte mit einem Rückzuge von mehreren Tagemärschen anfangen, um dann nach Paris zu kommen. Viel eher an den Rhein u. s. w., wenn nicht Blücher's und Gneisenau's Energie noch einmal siegen und die Welt retten. — Meine Prophezeiung gebe ich auf, aber hoffnungslos und niedergeschlagen bin ich nicht. Oberstlieutenant Pallavicini ist aus dem Haag zurückgekehrt. Der Prinz von Oranien hat ihm erklärt, daß bei ihm Alles von Offizieren wimmele und an eine Anstellung für einen Fremden nicht zu denken sei. Außerdem behauptet Pallavicini, daß der Prinz sich den Grundsatz gemacht habe, die Offiziere zuerst anzustellen, die gegen ihn gedient haben. Mehrere französische Generale waren bereits angestellt, unter Anderen einer als Chef der Artillerie, ein französischer Oberst als Adjutant des Prinzen. Der Prinz hat erklärt, er wolle vergeben und vergessen und das legt man so aus, daß er den Feinden vergibt und der Freunde vergißt.

45.

Düsseldorf, 15. März 1814.

... Was Du mir von der Art sagst, mit der die letzten Nachrichten in Berlin aufgenommen worden sind, kann ich mir lebhaft denken; denn es fehlt auch hier nicht an Beispielen ähnlichen Kleinmuths und völliger Schwarzseherei. Wahr scheint es zu sein, daß Blüchers Trennung von Schwarzenberg die Wirkung des Zwistes mit seinem ganzen Gefolge ist; was sich militärisch aus dieser höchst unmilitärischen Trennung folgern läßt, ist nicht erfreulich. Nur Blücher's kühner Muth und sein Glück lassen noch einen schwachen Schimmer von Hoffnung. Vielleicht überrascht uns Blücher mit einem glänzenden Siege, wie er es bisher gethan hat.

An dem gänzlichen Sturze Bonaparte's zweifle ich jetzt sehr; das Wahrscheinlichste ist wohl, daß bald ein Friede mit ihm zu Stande kommt. Wir haben vor der Hand die Bestimmung, nach Maseyk in der Gegend von Mastricht zu marschiren, wohin ich morgen abgehe. Graf Wallmoden ist gestern angekommen und bleibt nun bei uns. Der Kaiser Alexander hat gesagt, für die Dauer des Krieges bliebe die Legion in ihren jetzigen Verhältnissen und nach

dem Frieden werde er dafür sorgen, daß sie in die Dienste irgend eines deutschen Fürsten treten könnte. Im Grunde ist dies genug, um sich nicht über das Schicksal der Legion zu beunruhigen; wo die Legion bleibt, kann ich ja auch bleiben.

46.

Maseyk, 17. März 1814.

Ich bin ein sonderbarer Mensch in Beziehung auf die Vergangenheit. Ich hänge mit Liebe an ihr, selbst wenn sie nicht viel taugte. Frankreich, mit dem ich doch wahrlich zur Zeit nicht zufrieden war, noch zu sein Ursache hatte, da ich dasselbe kennen lernte, hat mir gleichwohl immer angenehme Erinnerungen gegeben. Das Fremdartige der Sitten hat im Ganzen, wenn man es als Reisender (nicht als Verbannter) beobachten darf, viel Anziehendes und dies sowie manche kleine Vorzüge sind meinem dankbaren Gedächtnisse geblieben, während die unangenehmen Eindrücke verschwunden sind. Ich komme zu dieser Bemerkung, weil diese Gegenden mich so sehr an manchen Theil von Frankreich erinnern. Roermonde sieht gerade so aus wie das jetzt durch wiederholte blutige Stürme ernst und finster gewordene sonst stille und freundliche Soissons. Dieselben närrischen Häuser, von denen man nicht weiß, was man daraus machen soll, dieselben stillen, reinlichen Straßen, dieselben hôtels en miniature kleiner Edelleute, dann dieselbe Bequemlichkeit im Wohnen, der Betten, die Menge der Schüsseln, die Redseligkeit von Wirth und Wirthin, die ein pudelnärrisches Deutsch und passables Französisch sprechen. So wär es vorzüglich in Roermonde. Hier in Maseyk dagegen sitze ich, was auch echt französisch ist, in einem ungeheuren Zimmer, wo außer einem unendlich großen Bette nur ein paar alte Stühle sind, und ein portativer Ofen es versucht, das Zimmer mit Rauch zu heizen. Dabei ein Diner von 8 Schüsseln aus echter französischer Sudelküche; was süß sein sollte, war sauer, und was keines von beiden sein sollte, war beides zugleich. Ein alter, trockener Mynheer macht den Wirth und hinten in einem Flügel der alten Rummelei schreit unaufhörlich ein Toller, daß man ihn loslassen solle — ein Kind des Hauses, ein junger, kräftiger Mensch von siebzehn Jahren,

der mit einem Zwillingsbruder toll auf die Welt kam, weil die Mutter in der Schwangerschaft über einen großen Diebstahl heftig erschrocken war; der andere Unglückliche starb im siebenten Jahre und dieser ist gesund und stark. Welch eine Aussicht für die Eltern, welch ein Leben!

47.

Maseyk, 22. März 1814.

Nachdem wir hier einige Tage ausgeruht haben, ist uns unsere Bestimmung gegeben. Wir sollen zu Graham stoßen und brechen daher morgen nach der Gegend von Antwerpen und Mecheln auf, wo wir den 28. ankommen. Daß dies nicht sehr nach unserem Geschmacke ist, kannst Du denken, da wir die mehr als wahrscheinliche Aussicht haben, vor Antwerpen stehen zu bleiben, während wir doch so gern dem Blücher geholfen hätten. — Die Angelegenheiten bei der großen Armee stehen, man kann sagen zweifelhaft. Blücher's Sieg am 9.*) hat wieder keine großen Folgen gehabt. Zwar scheint, so lange man ein solches Uebergewicht in dem Erfolge der Gefechte hat, wie dies im Ganzen bei uns der Fall gewesen ist, noch nichts zu befürchten, da der Feind seine Kräfte auch consumirt und trotz der Nähe seiner Hülfsquellen im Ganzen wohl nicht im Stande sein wird, aus den erschöpften Provinzen mehr an Streitkräften heranzubringen als bei uns nachgeschoben wird. Allein Mangel an Lebensmitteln, Uneinigkeit der Generale und Häupter sind zwei Dinge, die ich jeden Augenblick außerordentlich fürchte. Nachdem ich nun schon von mehreren Seiten die Nachricht gehört habe, daß Oesterreich erklärt habe, es werde nicht in die Absetzung Napoleon's willigen, fange ich an, diese unglückliche Schwäche für möglich zu halten, und so wäre denn jede Möglichkeit zur vollständigen Beendigung des Krieges verschwunden. In der Lütticher Zeitung steht darüber aus den englischen Blättern ein großer Artikel, von dem ich indessen noch hoffe, daß er aus den Oppositionsblättern ist. Es wäre wahrlich zu toll, wenn Oesterreich eine solche Erklärung gegeben hätte.

* Bei Laon.

Der Kronprinz von Schweden ist wüthend darüber, daß man ihm die Corps von Wintzingerode und Bülow genommen hat, und hat erklärt, daß, wenn man sie ihm nicht wiedergäbe, er weggehen würde. Ungeachtet nun an ihm und seinen Schweden wenig gelegen ist, so würde es doch auf die öffentliche Meinung, besonders in Frankreich, eine uns sehr nachtheilige Wirkung hervorbringen, weil man es als den ersten Schritt einer gänzlichen Auflösung des Bündnisses betrachten würde. So kann ich Dir nichts als Unannehmlichkeiten schreiben, arme Marie, und mein Brief wird Dir also keine wohlthuende Erholung gewähren. Indessen wäre es thöricht, alle Befürchtungen unseres ängstlichen Verstandes für Gewißheit zu halten. Wie selten kommen die Dinge in der Welt so wie man sie sich vorstellt, und in dem allgemeinen Fortgange, welchen die gute Sache bis jetzt gehabt hat, liegt auch außerdem noch ein reeller Grund guter Hoffnung; denn solche Erfolge sind nicht das Product von bloßen Zufälligkeiten; ein allgemeines Princip, tief in der Natur der Verhältnisse gegründet, hat den allgemeinen Erfolg gegeben und es ist kein Grund, die Wirkungen dieses Princips mit einem Male null zu glauben.

Den 23. März 1814.

Deinen nächsten Brief schreibe poste restante nach Mecheln. Die Briefe an Sack zu schicken, geht wohl an, es wird aber auch nicht viel helfen, da er nicht immer wissen wird, wo Wallmoden's Hauptquartier ist. Du wirst indeß meinen zweiten Brief aus Münster und meinen dritten aus Düsseldorf erhalten haben. Lebe wohl, liebe Marie! Ich umarme Dich im Geiste und sehe Dir in das liebe, freundliche blaue Auge. Grüße die Mutter u. s. w.

48.

Hasselt, den 25. (März 1814).

Die Gichtschmerzen haben mit dem Eintritte des schönen Frühlingswetters mächtig nachgelassen, so daß ich bei Tage gar nicht daran leide und nachts nur wenig, daher ich denn auch jetzt wenig oder gar kein Opium nehme, dem ich aber in dieser letzten Zeit sehr viel verdanke. Du glaubst nicht, wie wohl es mir gethan hat. Bis

jetzt sind wir die traurigsten Haidegegenden durchzogen, nun aber kommen wir in die reichen Niederlande. Die Adresse nach Mecheln poste restante gefällt mir nicht; schicke also Deine Briefe lieber an Prinz Solms nach Düsseldorf; ich werde dem Prinzen schreiben, wohin er mir die Briefe schicken kann. Unsere Nachrichten von der Armee gehen bis zum 18., was Blücher betrifft, bis zum 10. bei Schwarzenberg. Militärisch stehen die Sachen nicht schlecht; heute spricht man wieder von Siegen.

49.

Sottegh em bei Oudenarde, 2. April 1814.

Wir sind seit zwölf Tagen in beständiger Bewegung; denn kaum waren wir in Löwen angekommen, als der General Maison mit 12,000 Mann nach Gent rückte und Brüssel bedrohte. Wir mußten also, ob es gleich nicht unsere Bestimmung war, eiligst über Brüssel gegen Gent vorrücken. Wir haben dadurch oder vielmehr durch das bloße Gerücht von unserer Ankunft Brüssel vor einem feindlichen Besuche bewahrt, welches auch militärisch von der höchsten Wichtigkeit ist. Wir haben uns dabei in unangenehmer Lage befunden; die Hälfte unserer Legion (das einzige Corps, was Wallmoden jetzt hat) befand sich schon vor Antwerpen; mit vier Bataillonen, ein paar Batterieen, und einem Husaren-Regimente sollten wir Brüssel decken; wären wir in den Fall gekommen, uns schlagen zu müssen, und wären von den 12,000 Mann erdrückt worden, so würde es wieder geheißen haben: „Das Wallmoden'sche Armeecorps hat eine Schlacht verloren." Nachdem der Feind nicht gegen Brüssel weiter vorrückte, wurden mehr Truppen versammelt, um ihn in Gent anzugreifen. Der Graf bekam Sachsen, Preußen, Russen und Gott weiß was Alles unter sein Commando (eine echte Reichsarmee der alten Zeit) und marschirte mit diesem Simmel-Sammel-Surium über Oudenarde auf Courtray, wohin der Feind von Gent aus marschirt war. General Thielmann war vor uns mit etwa 6000 M. in Oudenarde gewesen und einen Tag vor uns gegen Courtray marschirt. Er engagirte sich leichtsinniger Weise den 31. mit dem Feinde morgens fünf Uhr, als wir noch vier Meilen von ihm waren. Der Feind rückte gegen ihn, vor und anstatt sich auf uns zurückzuziehen, lieferte er ihm, wahrscheinlich

aus Eitelkeit, nicht unter Wallmoden stehen zu wollen, seine eigene kleine Schlacht. Die Truppen schlugen sich meistens sehr schlecht, er verlor eine Kanone und 12 — 1500 Mann und kam in ziemlicher Auflösung mit uns zugleich nach Oudenarde, so daß wir eben Zeit hatten, unsere Truppen jenseit der Stadt aufzustellen, um seinen Rückzug durch die Stadt zu decken. Zum Glücke verfolgte General Maison nur bis auf halben Weg und wandte sich dann gegen Tournay; sonst hätten wir wieder das Schicksal gehabt, in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt zu werden, weil wir in dem Augenblicke nur 6 Bataillone hatten und der Eindruck einer geschlagenen Truppe schon eine sehr schlechte Einleitung zum Gefechte ist. Noch denselben Abend griff der Feind Tournay an, that mehrere vergebliche Stürme, wobei er viele Leute verloren hat, und zog sich den folgenden Tag wieder nach Lille zurück. Hier hast Du einen nothdürftigen Bericht von dem Anfange unserer neuen Campagne, bei der noch wenig Blut geflossen ist; nur Helvetius Dohna hat sich mit seiner Schwadron tüchtig mit den Franzosen zwischen Gent und Courtray herumgehauen und sie sehr brav aus einem Dorfe hinausgeworfen. Ich theile Dir dies mit, nicht weil ich glaubte, es wäre interessant, sondern weil es mir lieb ist, wenn Du eine einigermaßen klare Vorstellung von unseren Begebenheiten hast, da die Sachen zuweilen von der Art sind, daß eine falsche oder gar lügenhafte Erzählung sie in ein sehr ungünstiges Licht setzen kann. Ich hatte wieder das Unglück, daß der Graf noch abwesend war, als wir in Löwen von dem sächsischen General Gablenz die Aufforderung bekamen, Brüssel zu Hülfe zu eilen. Nun war ein weiterer Vormarsch absolut gegen die früheren Bestimmungen des Generals Graham, unter dem wir eigentlich stehen; ich mußte mich also entschließen, auf eigene Verantwortlichkeit zu handeln. Zum Glücke kam Graf Wallmoden den Tag des Abmarsches an und genehmigte Alles.

Dieser Zug nach den Niederlanden macht mich mit einem neuen, höchst interessanten Lande bekannt. Es gibt wenig Flecke der Erde, die so angebaut sind. Alle drei bis vier Meilen eine Stadt von 20, 40, 60, 80 tausend Seelen, Dörfer von 2—300 Häusern und 2—3000 Seelen. Keine Handbreit des Bodens ist uncultivirt. Dabei die schönsten Chausseen mit majestätischen Alleen eingefaßt. So geht man durch Brabant und Flandern und glaubt in einem unermeßlichen Park zwischen

Schlössern zu lustwandeln. Wie glücklich würde es mich machen, diese Provinzen mit Dir zu durchreisen! Und wie viele schöne Städte, wie viele prachtvolle gothische Kirchen und Rathhäuser hätten wir da zu bewundern! Das Rathhaus in Löwen ist das reichste Gebäude, was ich je im gothischen Stile aufgeführt gesehen habe. Pfuel*) (der Mann der Bölzig), mit dem ich hier wieder zusammengekommen bin, sagte sehr glücklich, es sähe aus, als wäre es von Kanten aufgebaut; so sauber und zierlich ist das Detail. In Brüssel bin ich nur einige sehr unruhige Stunden gewesen, denn ich mußte gleich weiter, obgleich das Hauptquartier dort blieb. Brüssel ist eine der schönsten Städte im Geschmacke der mittleren Zeit, die ich kenne, ein Theil davon aber, nämlich der obere, ist im neuen oder antiken Geschmack, wie Du willst, und meiner Meinung nach das Schönste, was ich je gesehen habe. Mit dem Brüsseler Park läßt sich an prachtvoller und großstädtischer Wirkung nichts vergleichen, wenn ich den jardin des tuileries in Paris ausnehme. Auch von außen ist der Anblick Brüssel's sehr majestätisch.

50.

Lessines bei Ath, 4. April 1814.

Heute haben wir hier die Nachrichten von der Schlacht bei Paris und der Einnahme dieser Hauptstadt. — Obgleich Napoleon jetzt noch allenfalls die Armeen von Soult und Augereau an sich ziehen kann, um damit einen Schlag gegen die Hauptarmee zu thun, ehe der Prinz von Hessen-Homburg**) und Wellington herankommen, so bezweifle ich doch diesen Gang der Begebenheiten, und glaube, daß in vier Wochen spätestens die Sache völlig abgemacht ist und Napoleon nicht mehr existirt. Der Termin unseres Wiedersehens ist also nahe; ich denke nämlich, Du kommst so bald als möglich zu mir. — Mit dem holländischen Dienste ist es nichts; der Prinz von Oranien denkt

* Der hier nach seiner Gemahlin, einer geb. von Bölzig bezeichnete Offizier ist nicht der nachmalige Generallieutenant und Commandeur des 7. Armeecorps (auch Gouverneur v. Neufchatel und Valengin), sondern wahrscheinlich dessen jüngerer Bruder, der 1829 Commandant von Saarlouis, nachher von Spandau war.

** Der tapfere Erbprinz Friedrich von Hessen-Homburg, der Eroberer von Lyon, in welches er am 22. März 1814, nach der Besiegung Augereaus, seinen Einzug hielt.

wirklich so elend, seinen Feinden auf die niedrigste Art zu schmeicheln, indem er sie vor allen Anderen auszeichnet und anstellt und einen Widerwillen zeigt gegen Alles, was antifranzösisch ist. Daher ist das Project mit der Legion in der Geburt erstickt und keine Rede davon. Mit mir ist es natürlich nicht anders, und wäre es anders, ich würde mich wahrhaftig besinnen, einem Fürsten zu dienen, der diese Niedrigkeit der Gesinnung zeigt. Heißt es etwas Anderes, als Jemand, von dem man beraubt, beleidigt, verhöhnt worden ist, durch Kriecherei und Schmeichelei wieder zu gewinnen? Wahrlich, man muß ungeheuer beschränkt von Verstand sein, um nicht zu fühlen, wie unpolitisch diese verachtungswürdige Politik ist! Also kein Wort von Holland mehr!*) — Wie es mit Preußen steht, weißt Du selbst. Die neuesten Nachrichten von Stein sagen, daß Preußen sich wohl entschließen würde, die Legion zu nehmen; dann ist mein Schicksal noch unbestimmt. Denn obgleich ich trotz aller damit verbundenen Unannehmlichkeiten doch gern wieder in den preußischen Dienst zurückträte, so kann ich es doch nicht, ohne dem Könige die freie Wahl meiner Dienste oder meiner Entlassung gestellt zu haben, und darauf kann leicht die letztere erfolgen. So ungewiß das Alles ist, so bin ich doch immer noch nicht wegen meiner Zukunft besorgt; ich weiß nicht, ist das Leichtsinn oder Vernunft, aber es hat das stolze Bewußtsein einigen Antheil daran, daß ich es wohl noch nicht verdient habe, von allen Armeen verstoßen und zurückgewiesen zu werden.

Um auf unsere baldige Wiedervereinigung zurückzukommen, so denke ich, Du wartest das bessere Wetter und bessere Wege ab. In einigen Wochen wird sich beurtheilen lassen, ob der verschlungene Faden sich ganz löst oder ein neuer Knoten sich schürzt. Bis dahin schreibe ich Dir, wohin Du Deine Reise zu richten hast; ich hoffe, nach Frankfurt a. M. und denke Dir dorthin entgegen zu kommen, und dann mit Dir das schöne Rheinthal zu befahren.

* Man muß es bedauern, den Prinzen Wilhelm von Oranien, der persönlich so viele achtungswerthe Eigenschaften besaß, hier in der fraglichen Richtung so ungünstig beurtheilt zu sehen. Wir verweisen übrigens in Bezug auf das Benehmen des Prinzen und seiner Beamten gegen die preußischen Truppen auf das sehr gründliche und zuverlässige Werk von Cosel, „Geschichte des preuß. Staates ꝛc.“, Bd. VII., S. 352.

51.

Bei Tournay, 11. April 1814.

Alle Welt ist erstaunt über den Ausgang der Katastrophe. Bonaparte ist zähe wie ein Jude und ebenso schamlos. Man hat aber im Allgemeinen gewiß Unrecht, ihm persönlich nicht den letzten Stoß gegeben zu haben. Jährlich sechs Millionen Franken geben ihm Mittel, sich in Frankreich eine bedeutende Partei zu erhalten. Alle Marschälle und Generale, ein großer Theil der Armee sind seine Anhänger; es wird dem neuen Könige unmöglich sein, jedermann zu befriedigen; was ist natürlicher, als daß die Partei der Unzufriedenen ihr Augenmerk auf ihn wirft; wie leicht wird es ihm unter diesen Umständen werden, bei einer Spaltung plötzlich an die Spitze einer mächtigen Partei zu treten. Man wird also in einer beständigen Spannung sein und bei jedem inneren Zwiste Frankreichs die Hände im Spiele haben müssen.

Diese Besorgnisse hätte man sich ersparen können, wenn man nicht aus Schwäche eine unzeitige Großmuth geübt hätte und ihn anstatt mit sechs Millionen Francs mit einem Steckbriefe für seine Gräuelthaten belohnt hätte. Doch das Prophezeien ist heutzutage eine mißliche Sache — wer weiß, trifft von diesen Besorgnissen keine einzige ein und begnügt sich Bonaparte, seine sechs Millionen ruhig zu verzehren und zu verschwelgen. Indessen wäre man Europa diese Vorsicht immer schuldig gewesen. — Jetzt sitzt er mutterseelenallein in Fontainebleau, nichts umgibt ihn als eine Wache.

Was die Legion betrifft, so hat Herr vom Stein an Gruner geschrieben, Preußen habe sie übernommen, d. h. es sind die nöthigen Verabredungen getroffen, aber noch nicht offiziell bestimmt. Graf Wallmoden wird in sechs Tagen nach Paris gehen, um die Sache zur völligen Entscheidung zu bringen; ich bleibe bei meinem Entschlusse, obwohl ich nicht weiß, wohin, wenn der König mich wegschickt. Da ich die Entscheidung aus Paris abwarten muß, ehe ich Urlaub nehme, und fünf bis sechs Tage zur Reise brauche, so werde ich vor Mitte Mai nicht in Frankfurt sein können. Ich bitte Dich daher, Deine Reise so einzurichten, daß Du gegen

den 8. oder 10. Mai. in Cassel bei der Prinzeß von Hessen sein kannst. Dorthin schicke ich Dir eine Estafette. Es kann sein, daß Du dort einige Tage verweilen mußt. — Wahrscheinlich werden wir bald nach Brügge marschiren und dort auf unsere Bestimmung warten.

Den 12. April 1814.

Mit diesem Briefe habe ich das Unglück, daß seine Absendung sich immer verzögert. Ich sollte gestern nach Brüssel, es wurde nichts daraus; so ist wieder ein Tag verloren. Die officielle Nachricht von der „Abdication pure et simple de Bonaparte“, die wir hier hatten, ist falsch gewesen. Jetzt sagt man, er sei verschwunden, und man glaubt, er sei, begleitet von den polnischen Lanciers, zu Soult gegangen. Indessen betrachtet man doch in Paris die Sache als beendet und zwar mit Recht. Die Armee wird Kantonnements beziehen von Calais bis Lyon und die französischen Truppen von Rouen bis Lyon. Unsere Verabredung wegen der Reise bleibt. — Ich füge hier die Abschrift des Briefes bei, den ich an den König schreiben werde, wenn die Legion in preußische Dienste tritt:

„Die russisch-deutsche Legion hat das Glück, in den Dienst Ew. Königlichen Majestät aufgenommen zu sein; ich würde mich als Mitglied der Legion berechtigt fühlen, an diesem Glücke Theil zu nehmen, wenn ich nicht, eingedenk der von Ew. Königlichen Majestät mir im vorigen Jahre gewordenen Entscheidung, es für meine Pflicht hielte, in Rücksicht meiner Person Ew. Königliche Majestät um eine besondere Entscheidung zu bitten. Es ist gegen meine Gefühle, mich mit einem ganzen Corps in Ew. Königlichen Majestät Armee einzuschleichen, und bin ich nicht so glücklich, von Ew. Königlichen Majestät würdig gehalten zu werden, in Allerhöchstdero Armee zu dienen, so werde ich den Austritt aus der Legion als ein unvermeidliches Uebel betrachten, dem ich mich lieber unterwerfe, als unter Ew. Königlichen Majestät Augen zu dienen, ohne wenigstens die Ansprüche auf Ew. Königlichen Majestät Gnade und Wohlwollen zu haben, deren sich jeder andere Offizier erfreut.“

52.

Alost,*) 17. April 1814.

Ich hoffe, Du hast meinen Brief erhalten, in dem ich Dich bitte, nach Cassel zu reisen und dort bei der Kurprinzessin zu warten, bis ich Dir eine Estafette von Frankfurt aus schicke. Meine Absicht war, zu eben der Zeit nach Frankfurt zu kommen und mit Dir zusammen die angenehme Reise den Rhein entlang und durch die Niederlande hierher zu machen. Jetzt fürchte ich, dieser schöne Plan wird nicht realisirt werden; denn da der Graf nach Paris und London geht und Stülpnagel den Grafen nothwendig begleiten muß, und General Dörnberg, der jetzt wieder bei uns ist, auch nach Paris gehen wird, so werde ich schwerlich zu dieser Zeit Urlaub erhalten; ich ändere also den Plan dahin ab und bitte Dich, je eher je lieber hierher zu kommen, denn Alost wird unsere Bestimmung auf lange Zeit sein. Dieser Brief kann Ende des Monats in Deinen Händen sein; reisest Du in den ersten Tagen des Mai ab, so kannst Du Mitte des Monats hier sein; ich erwarte Dich mit Sehnsucht!

53.

Alost, 19. April 1814.

Da Alost voraussichtlich auf längere Zeit mein Bestimmungsort bleiben wird, so würde es mich sehr glücklich machen, hier Deinen Besuch zu erhalten. Willst Du in Cassel vorher die Kurprinzessin von Hessen besuchen, so kannst Du von dort aus wegen der unglaublich schlechten Wege und aus Mangel einer Poststraße nicht geradezu nach Düsseldorf oder Köln reisen, sondern mußt Deinen Weg über Coblenz nehmen. Von Berlin ist der Weg über Frankfurt so ziemlich der kürzeste und in jedem Falle der beste. Hast Du also der Kurprinzessin nicht schon geschrieben und keinen besonderen Wunsch, nach Cassel zu reisen, so rathe ich Dir, den Weg über Frankfurt zu nehmen.

* Stadt und Festung in der belgischen Provinz Ostflandern, auch Aalst oder Aelst geschrieben.

Hier in Alost kann ich Dir zwar nicht viel Vergnügen versprechen, denn der Ort ist klein und still, indessen bin ich ja schon gewohnt, daß Du gern die Einsamkeit mit mir theilst, und wenn unser Schicksal erst entschieden ist, so kann mir ein Urlaub auf längere Zeit zu einer Badereise nicht versagt werden. Wenn es irgend möglich ist, werde ich Dir entgegenkommen, wenigstens bis Aachen, wo wir uns bei Sack*) einander ausfragen können.

* War 1814 Generalgouverneur der provisorischen Regierung am Niederrhein, 1815 auch am Mittelrhein.

XII.

Clausewitz Generalstabschef des dritten Armeecorps unter Thielmann für den Feldzug von 1815. — Die Persönlichkeiten des Hauptquartiers und das Leben in demselben vor dem Ausbruche des Krieges. — Hauptmann Karl v. Röder. — Eine Stelle aus seinen Lebenserinnerungen. — Frau v. Clausewitz in Belgien. — Ihre und der Gräfin Dohna Thätigkeit in den Lazarethen zu Düsseldorf. — Die Kämpfe in Belgien. — Das dritte Armeecorps bei Ligny und Wawre. — Das Entkommen des Corps von Grouchy und die Kritik dieses Ereignisses in Reiche's Memoiren. – Bemerkungen über Thielmann und Clausewitz in Bezug auf diese Kritik. — Marsch auf Paris. — Napoleon's Abdankung. — Capitulation von Paris. — Einzug des ersten und dritten Armeecorps. — Rückkehr Ludwig's XVIII. — Ankunft Friedrich Wilhelm's und Alexander's. — Abmarsch des dritten Armeecorps nach Fontainebleau. — Clausewitz im Schlosse daselbst. — Das Hauptquartier Thielmann's kommt auf längere Zeit nach Le Mans. — Frau von Clausewitz theilt den Aufenthalt daselbst und in Paris mit ihrem Gatten. — Clausewitz erhält seine künftige Bestimmung bei'm Generalcommando in Coblenz. — Rückkehr nach Deutschland.

Clausewitz, der, wie oben erwähnt, durch Patent vom 11. April 1814 als Oberst der Infanterie in den preußischen Dienst zurückgetreten war, wurde am 30. März 1815 dem Generalstabe zugewiesen und am 22. April zum Generalstabschef des von dem Generallieutenant von Thielmann befehligten dritten Corps der Armee ernannt, welche im Frühjahre 1815 unter Blücher's Oberbefehle zum Kriege gegen Napoleon zusammengezogen wurde.

Dieser hatte, bevor noch die Verhandlungen des Wiener Congresses zum Abschlusse gelangt waren, die Insel Elba verlassen, war am 1. März in der Nähe von Cannes gelandet und zog am 20. März, nachdem die gegen ihn gesandten Truppen zu ihm übergegangen waren, als Kaiser in die Tuilerieen ein. Allein schon am 13. März erklärten ihn die verbündeten Monarchen als Friedensstörer in die Acht, erneuerten ihre Allianz zu Gunsten Ludwig's XVIII., der

nach Gent entflohen war, und boten vier große Armeen gegen ihn auf, welche an der Ost- und Nordgränze Frankreichs, von der Schweiz bis zur Nordsee, zusammengezogen wurden. Zwei dieser Armeen, eine englisch-niederländisch-deutsche unter Wellington und eine preußische unter Blücher, sammelten sich in Belgien. Letztere bestand aus vier Armeecorps, welche von den Generallieutenants von Zieten, von Pirch I, von Thielmann und dem General der der Infanterie Grafen Bülow von Dennewitz befehligt wurden. Der Generallieutenannt Graf von Gneisenau war Generalstabschef, der Generalmajor von Grolmann Generalquartiermeister der Armee; im Generalstabe befanden sich die Obersten von Pfuel und von Thiele, Major Leo (Leopold) von Lützow und Hauptmann du Vigny; die Generalstabschefs der vier Armeecorps waren Oberstlieutenant von Reiche, Oberst Aster, Oberst von Clausewitz und Generalmajor von Valentini.

Der neue Wirkungskreis, in welchen Clausewitz sich versetzt sah, entsprach in jeder Beziehung seinen Wünschen; er fühlte sich glücklich, wieder mit Blücher, Gneisenau, Grolmann, Stülpnagel, Friedrich Dohna, der aber während des Feldzugs eine Brigade im vierten Armeecorps erhielt, Leo von Lützow und anderen von ihm hoch verehrten und ihm innig befreundeten Männern verbunden zu sein; sein unmittelbarer Vorgesetzter, General von Thielmann, flößte ihm durch seine höchst bedeutende Persönlichkeit, seine geistige Begabung, vielseitige Bildung*) und hohe militärische Befähigung in gleichem Grade Hochachtung ein, wie er ihn durch die Liebenswürdigkeit seines Wesens gewann, und er sah sich von ihm mit entgegenkommender Freundlichkeit behandelt. An geistreicher und erheiternder Unterhaltung fehlte es im Hauptquartiere nicht, wenn er auch in dieser Beziehung dem Wallmoden'schen Hauptquartiere bei weitem den Vorzug geben mußte. Der von Witz und Humor sprudelnde Hauptmann v. Gerlach, „der kleine Gerlach“, belebte vor Allen durch seine unerschöpfliche

* Thielmann, ein Zögling der Fürstenschule St. Afra in Meißen, war für eine wissenschaftliche Laufbahn bestimmt gewesen; er besaß auch ein nicht gewöhnliches musikalisches Talent, obgleich er in letzterer Beziehung Bülow nachstand.

Unterhaltungsgabe den Verkehr und er wurde schmerzlich vermißt, als er das Hauptquartier verließ, um zu seiner Brigade zurückzukehren. Der vortreffliche Feldprediger Schulz, der wegen seiner ausgezeichneten Rednergabe, seiner gediegenen Bildung und seiner edlen persönlichen Eigenschaften in der Armee die größte Verehrung genoß, trug ebenfalls dazu bei, einen lebhaften geistigen Verkehr, bei welchem es auch an philosophischen Erörterungen nicht fehlte, im Thielmann'schen Hauptquartiere zu unterhalten. Besonders aber machte er durch herrliche Reden auf Alle einen tiefen und ergreifenden Eindruck, und als er vor der Eidesabnahme im Hauptquartiere zu den neu eingetretenen Soldaten geredet hatte, sprach Clausewitz sich dahin aus, daß er nie in seinem Leben eine bessere Rede vernommen, niemals die Bürger- und Soldatenpflichten so innig verschmelzen, niemals eine solche Darstellung des Eides gehört habe. Mit Freude erfüllte es ihn, in der jetzigen preußischen Armee alles das verwirklicht zu sehen, was einst Gegenstand seiner Pläne und Wünsche gewesen, und ihre Tüchtigkeit, Jugendlichkeit und Freudigkeit mit dem Zustande der Armee von 1794 zu vergleichen, die ihm so kümmerlich, verdrießlich und abgelebt vorgekommen war. „Ich weiß nicht," schrieb er, „wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das Alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken." Auch billigte er es sehr, als wohlthuend und erhebend, daß regelmäßig Morgen- und Abendgottesdienst im Lager gehalten wurde, und die Aeußerung eines seiner Kriegsgefährten über den letzteren: „Es hat etwas sehr Feierliches, wenn die letzten Töne des Chorals verhallen; sie klingen wie Grüße der Vorangegangenen aus der Heimat" mochte wol auch ihm aus der Seele gesprochen sein.

Zu den jüngeren Freunden, mit welchen Clausewitz durch seine neue Dienststellung wieder zusammengeführt wurde, gehörte auch der Hauptmann Karl von Röder, Generalstabsoffizier der zum dritten Armeecorps gehörenden elften Division, welche Oberst von Luck befehligte. Da der sehr talentvolle und kenntnißreiche, auch durch die edelsten Eigenschaften des Charakters ausgezeichnete Offizier zu Clausewitz und seiner Gattin zeitlebens in nahen Beziehungen stand, welche durch seine Vermählung mit der Gräfin Henriette von Bernstorff, deren Familie mit Jenen eng befreundet war, an Innigkeit

noch gewannen, so lassen wir einige Lebensnachrichten über ihn hier folgen.

Karl von Röder gehörte einer Familie an, welche durch zahlreiche Mitglieder in der Geschichte der preußischen Armee in ehrenvollster Weise vertreten ist, und wurde am 23. Juli 1787 zu Pampitz bei Brieg geboren, wo sein Vater, der nachmalige Generalmajor Heinrich von Röder, damals in Kantonirung stand und seine Mutter zum Besuche des Gatten verweilte. Das erste Lager des Neugebornen war ein Cüraß, und in einem großen Zelte empfing er in Gegenwart der Offiziere des Regiments die Taufe. Wie fast alle seine Brüder widmete er sich dem Militärstande, gehörte zu Scharnhorst's begabtesten und strebsamsten Schülern, nahm an dem Feldzuge von 1806 als Lieutenant Theil und trat 1807 in das v. d. Marwitz'sche Freicorps, in welchem auch Graf Friedrich v. Brühl, der Bruder der Frau von Clausewitz, diente, mit dem er sich auf's engste befreundete. Nach der Auflösung des Corps kehrte er zur Armee zurück und begab sich im Jahre 1809 nach Oesterreich, um hier gegen Napoleon zu fechten; doch wurde ihm dieser Wunsch nicht erfüllt, da bald nach seiner Ankunft der Waffenstillstand eintrat. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschloß er, sich einer wissenschaftlichen Laufbahn zuzuwenden, und widmete sich seit Herbst 1809 auf der Universität Frankfurt a. d. Oder, seit Frühjahr 1811 auf der zu Berlin dem Studium der Rechtswissenschaft, neben welchem auch geschichtliche und philosophische Studien von ihm mit großem Eifer betrieben wurden. Zu den Männern, welche auf seine Bildung großen Einfluß übten, gehörten außer Fichte, Schleiermacher und vielen anderen namentlich auch Niebuhr, der mit dem um elf Jahre jüngeren Manne Freundschaft schloß und diese durch inhaltsreiche und herzliche Briefe bekundete. Im Frühjahr 1812 folgte Karl von Röder einer von Wilhelm von Humboldt, dem damaligen preußischen Gesandten in Wien, an ihn ergangenen Einladung, dessen Sohn auf die Universität Heidelberg zu begleiten, welchen er auch im Jahre 1810 den Eltern auf deren Wunsch von Berlin nach Wien zugeführt hatte. Hier sah er seinen früheren Waffengenossen Fritz Brühl, der in der österreichischen Armee diente und im letzten Kriege sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte, schloß mit Theodor Körner, der ihn ungemein liebgewann, einen

innigen Freundschaftsbund und lernte im Humboldt'schen Hause viele bedeutende Persönlichkeiten kennen. In Heidelberg ließ er sich neben Leitung der Studien seines Zöglings auch seine eigene Weiterbildung eifrig angelegen sein, in welcher er besonders durch den Verkehr mit Johann Heinrich Voß, Schwarz, Dittenberger und anderen gelehrten und geistvollen Männern gefördert wurde. Als im Frühjahre der Ruf des Königs erscholl, eilte er sofort in die Reihen der Krieger zurück und nahm als Adjutant York's an dem ruhmvollen Befreiungskampfe Theil, in welchem er bei Großgörschen verwundet wurde. Der edle Scharnhorst richtete damals von seinem Schmerzenslager an ihn einige mit zitternder Hand geschriebene herzliche Zeilen, in welchen er der Tapferkeit seines geliebten Schülers die freudigste Anerkennung zollte. Im Feldzuge von 1815 focht er mit gleicher Auszeichnung und erwarb in der Schlacht bei Ligny das eiserne Kreuz erster Classe. In derselben blieb sein geliebter Freund, der Graf Christian von Stolberg, der bei dem 12. Brandenburgischen Infanterie-Regimente eingetreten war, des Dichters Friedrich Leopold hoffnungsvoller Sohn, dessen Herz so warm wie das des Freundes für Deutschlands Ehre und Unabhängigkeit begeistert war. Drei treffliche Brüder Karl von Röder's waren den Tod für's Vaterland gestorben: Heinrich, der am 2. Juli 1807 einer schweren Wunde erlag, welche er am Tage vorher als Hauptmann bei der heldenmüthigen Vertheidigung von Colberg erhalten hatte; Ferdinand, ein an Geist und Herz reichbegabter Jüngling, der im russischen Feldzuge den Orden pour le mérite erwarb,*) am 26. August 1813 als Premierlieutenant und Adjutant des Majors von Jagow schwer verwundet wurde und am 23. September verschied, bevor er noch das zwanzigste Lebensjahr vollendet; Wilhelm, der am 30. August 1813 als Major und Adjutant des General von Kleist in der Schlacht bei Kulm den Heldentod starb. Wir haben seiner in dieser Schrift wiederholt zu

* Ferdinand v. Röder, der Clausewitz's Vorträge in Berlin gehört hatte, spricht in seinen im Familienbesitze befindlichen Aufzeichnungen wiederholt mit begeisterungsvoller Verehrung von seinem ehemaligen Lehrer, und sagt insbesondere, nur dem bei Clausewitz genossenen Unterrichte verdanke er es, daß er bei dem russischen Feldzuge schon als ganz junger Offizier mit voller Sicherheit und Selbstständigkeit habe handeln können.

gedenken Veranlassung gehabt, da er und seine durch Geistesbildung und edle Gesinnung ausgezeichnete Gattin Philippine geb. von Kahle (von den Familiengliedern „Pinette“ genannt) zu dem engeren Freundeskreise Clausewitz's und seiner Frau gehörten.

Karl von Röder hinterließ „Lebenserinnerungen,“ welche nur für seine Kinder als Manuscript gedruckt worden sind und durch sehr werthvolle Nachrichten über Leben und Charakter bedeutender Persönlichkeiten sowie durch Mittheilung von Briefen, Aufzeichnungen und Tagebüchern eine ergiebige Quelle für die Zeitgeschichte darbieten, zugleich aber auch von dem gebildeten, strebsamen Geiste, der edlen patriotischen Gesinnung, der Gemüthstiefe und feinen Beobachtungsgabe des Verfassers ein rühmliches Zeugniß ablegen.

In diesen „Lebenserinnerungen“*) werden Clausewitz und seine Gattin an mehreren Stellen erwähnt, von welchen wir die nachfolgende, die sich auf den Aufenthalt Karl von Röder's im Thielmann'schen Hauptquartiere bezieht, hier aufnehmen:

„Ich meldete mich noch Vormittag (den 29. April 1815) bei General Thielmann und aß bei demselben zu Mittag. Er war bekanntlich ein sehr lebendiger, geistreicher Mann und liebenswürdiger Gesellschafter; er war mir ein angenehmer und gütiger Vorgesetzter. Chef des Generalstabes war Clausewitz; seine ausgezeichneten Eigenschaften sind bekannt; es war mir sehr angenehm, unter ihm zu stehen; er blieb mir immer gütig und freundlich gesonnen bis zu seinem Tode. Er unterstützte mich später in Berlin mit seinem Rathe bei meiner militärischen Ausbildung, er beurtheilte Arbeiten, die ich ihm gab. Ich habe noch solche, sehr ausführliche, interessante Beurtheilungen über strategische Aufgaben.**) Er nahm auch als Freund

---

* „Für Euch, meine Kinder“ S. 306. — Karl von Röder war später Oberst im Generalstabe, Adjutant des Kronprinzen, General à la suite Friedrich Wilhelm's IV, trat 1842 in den Ruhestand, erhielt 1848 den Charakter als Generallieutenant und starb am 19. Juli 1856 als Erbherr auf (dem in Schlesien auf dem Leuthener Schlachtfelde gelegenen) Golau.

** Dahin gehörten Aufgaben über mögliche Operationen gegen Oesterreich, welche Müffling im Jahre 1827 als Chef des Generalstabes seinen Offizieren gestellt hatte. Karl von Röder, damals Major im Generalstabe, schickte eine dieser Auf-

des Bernstorff'schen Hauses später sehr liebreich und innig Theil an meiner Neigung für, und Verbindung mit meiner geliebten Henriette."

Frau von Clausewitz nahm, um bei ihrem Gatten oder in dessen Nähe zu sein, ihren Aufenthalt ebenfalls in Belgien und blieb hier bis zum Ausbruche des Krieges. Am 23. April befand sie sich in Lüttich, wo damals das Hauptquartier Blücher's war, und Karl v. Röder berichtet von einem angenehmen Abende, welchen er und andere Offiziere bei Clausewitz und seiner Frau verlebten. Letztere folgte ihrem Gatten auch nach Dickirch im Luxemburgischen, wo das Hauptquartier des dritten Armeecorps war, und verließ ihn, wie Röder angibt, erst vor Eröffnung der Feindseligkeiten. Da Clausewitz's erster aus Belgien an sie gerichteter Brief am 14. Mai geschrieben ist, so dürfte bald nach den ersten Tagen dieses Monats ihre Abreise erfolgt sein. Sie begab sich zunächst nach Düsseldorf zu ihrer Freundin, der Gräfin Dohna, und widmete gemeinschaftlich mit derselben den dort eingerichteten Lazarethen eine eifrige und aufopfernde Thätigkeit. Helmina von Chezy, welche am 14. Juni ihre zum Besuche der Lazarethe in Belgien und am Niederrhein unternommene Reise antrat, berichtet:*) „Ich besuchte auch die Frau von Clausewitz und ihre Freundin, die Gräfin Dohna, Scharnhorst's Tochter, Beide feurige Wohlthäterinnen der Verwundeten und Kranken. Auch Hofrath Dr. Bischoff lernte ich kennen. Nie werde ich das geliebte Düsseldorf vergessen."

Napoleon entschied sich für den Angriffskrieg in Belgien, bevor die Verbündeten vom Mittel- und Oberrheine anrücken konnten, und suchte zunächst die Vereinigung der Heere Wellington's und Blücher's zu verhindern, weil er jedem einzelnen derselben überlegen war. Durch plötzlichen Angriff warf er am 15. Juni Zieten bei Charleroi zurück und besiegte am folgenden Tage das Heer Blücher's, mit

gaben mit zwei von ihm versuchten Lösungen an Clausewitz und erbat sich dessen Urtheil. Clausewitz entsprach dieser Bitte durch einen Brief an Röder, welcher besonders deshalb merkwürdig ist, weil er in demselben die Grundgedanken seiner erst nach seinem Tode veröffentlichten Werke mit größter Klarheit und Präcision ausspricht. Oberst von Meerheimb hat diesen Brief in seinem „Vortrage" über Clausewitz (Berlin 1875) im Auszuge mitgetheilt (S. 28 ff.).

*) „Unvergessenes. Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Helmina v. Chezy. Von ihr selbst erzählt." Thl. II., S. 127.

welchem sich das etwa 30,000 Mann starke Armeecorps Bülow's noch nicht vereinigt hatte, in der blutigen Schlacht bei Ligny und St. Amand, während an demselben Tage Ney mit dem linken Flügel nördlich bis Quatrebras vorrückte und hier von einem zur Unterstützung der Preußen anrückenden Theile der Armee Wellington's, nach hartnäckigem Kampfe, in welchem der ritterliche Herzog Wilhelm von Braunschweig fiel, zurückgedrängt wurde.

Clausewitz hat über die Schlacht bei Ligny und das Treffen bei Wawre, sowie über den Marsch des dritten Armeecorps bis vor Paris, seiner Frau, da diese ihm vorgeworfen hatte, daß seine Briefe sich über Militärisches zu wenig verbreiteten, sehr ausführlich berichtet, ihr auch ein genaues Tagebuch mitgetheilt. Wir können uns daher, indem wir auf die beiden unten folgenden reichhaltigen Briefe*) Bezug nehmen, auf eine ganz kurze Darstellung dieser Begebenheiten beschränken.

In der Schlacht bei Ligny, welche gegen drei Uhr nachmittags begann und bis zehn Uhr abends dauerte, war dem dritten Armeecorps seine Stellung auf den Höhen zwischen Sombref und Tongrines angewiesen und es hatte an dem Kampfe nur einen unbedeutenden Antheil. Noch am späten Abende hatte es ein unglückliches Cavaleriegefecht, bei welchem Clausewitz nur mit Mühe den französischen Cürassieren entkam.

Der greise Feldmarschall Blücher hatte sich, um noch zuletzt eine günstige Wendung des Kampfes gegen den überlegenen Feind zu erringen, an der Spitze einiger Regimenter, der französischen Reiterei entgegengeworfen und gerieth in die größte Gefahr, aus welcher er nur durch die Geistesgegenwart und die Aufopferung seines Adjutanten, des Grafen Nostitz, gerettet wurde. Sein arabischer Schimmelhengst, ein Geschenk des Prinz-Regenten von England, brach, von einer Kugel tödtlich getroffen, unter ihm zusammen und er lag, der Besinnung einige Zeit völlig beraubt, unter der Wucht des sterbenden Pferdes. Nostitz stieg vom Pferde und stellte sich mit gezogenem Degen vor seinen Feldherrn, um ihn in dieser höchsten Noth zu beschützen; zweimal brausten feindliche Reiterschwärme vorüber, ohne in der Dunkelheit ihrer zu gewahren; endlich gelang es Nostitz, bei einem nochmaligen Vorgehen der Ulanen, die Aufmerksamkeit des

* Abschn. XIII., Brief 11 und 12.

Unteroffiziers Schneider auf sich zu ziehen; mit seiner Hülfe, der später von dem Geretteten sehr reichlich belohnt wurde, zog Nostitz den Feldherrn, der bald wieder zur Besinnung kam, unter dem Pferde hervor und brachte ihn auf dem mit Freuden hergegebenen Ulanenpferde in Sicherheit.

Von der größten Bedeutung für die weitere Entwickelung des Krieges war es, daß Gneisenau nach der Schlacht bei Ligny der Armee den Befehl ertheilte, sich nicht über Namur nach dem Rheine, sondern über Tilly auf Wawre zurückzuziehen. Zwar wurde dadurch die Verbindung mit dem Rheine und dem Heimatlande zunächst aufgegeben; aber nur bei dieser Richtung des Rückzuges konnte die preußische Armee der englischen, wenn diese, wie sich voraussehen ließ, auf der Straße nach Brüssel zurückwich, zur Seite bleiben und beiden Armeen die Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung geboten werden. Durch diesen kühnen Entschluß Gneisenau's, welchen in der Folge Napoleon selbst auf St. Helena einen jener „Geistesblitze" genannt hat, welche zuweilen ein Genie ausstrahle, verlor dieser die Frucht des bei Ligny erfochtenen Sieges, und ohne diesen Entschluß hätte der Hauptschlag nicht erfolgen können, durch welchen in der großen Entscheidungsschlacht vom 18. Juni die Macht Napoleon's auf immer zertrümmert wurde.

Das dritte Armeecorps, welches von dem Feldmarschall ganz abgeschnitten war, hatte einen äußerst beschwerlichen Rückzug, der auf einem kleinen Nebenwege über Gembloux nach Wawre führte. Nur mit der größten Mühe gelang es, die in einer weitläufigen Stellung zerstreuten Truppen in der Dunkelheit zu sammeln; Clausewitz, der „in dieser Nacht graue Haare zu bekommen glaubte", kam, den Augenblick ausgenommen, wo er den Bericht an den Feldmarschall schrieb, nicht vom Pferde. Am 17. mittags kamen die ermüdeten Truppen bei dem abscheulichsten Regenwetter, nachdem sie in einem Defilé eine halbe Stunde lang bis über die Knöchel in Wasser gewatet hatten, bei Gembloux an und erreichten bei gleichem Wetter und unter den größten Beschwerden um ein Uhr nachts die Gegend von Wawre, wo nun Blücher's ganze Armee versammelt war.

Napoleon sandte den nach seiner Meinung gänzlich geschlagenen Preußen ein Corps unter Grouchy nach und wandte sich mit seiner

Hauptmacht gegen Wellington, der in der Schlacht bei Belle-Alliance (18. Juni)*) den Kampf mit dem überlegenen Feinde annahm und aushielt, bis gegen vier Uhr nachmittags, als die englische Schlachtlinie zu wanken begann, im Augenblicke der höchsten Gefahr Blücher auf dem Schlachtfelde erschien und nun der Sieg durch einen vereinten Angriff beider Heere entschieden wurde. Napoleon floh nach Paris; ebendahin eilte das in völliger Auflösung fliehende französische Heer, unaufhaltsam verfolgt von Blücher und Gneisenau, welche ihm nirgends Ruhe ließen, sich wieder zu sammeln.

An demselben Tage, an welchem Blücher mit den drei Armeecorps Bülow's, Pirch's und Zieten's den Sieg bei Belle-Alliance entschied, hatte das Armeecorps Thielmann's bei Wawre an den Dyle-Defiléen einen hartnäckigen Kampf gegen die weit überlegenen Streitkräfte des Marschalls Grouchy zu bestehen und deckte dadurch dem preußischen Hauptheere auf seinem Marsche in Napoleon's rechte Flanke den Rücken. Die Preußen leisteten am 18. den Angriffen der Franzosen den tapfersten Widerstand und erst am Abende konnte sich Grouchy eines Dyle-Ueberganges bemächtigen. Am 19. in der Frühe erneuerte er den Angriff, und da gerade die stärkste Brigade des dritten Corps, die neunte, welche Generalmajor v. Borcke befehligte, in Folge eines unerklärlichen Versehens zur Hauptarmee abmarschirt war, so hatte Thielmann dem 32,000 Mann starken französischen Heere kaum noch 15,000 Mann entgegenzustellen und mußte nach tapferem Widerstande, um nicht endlich der Uebermacht zu erliegen, gegen elf Uhr den Rückzug in der Richtung auf Löwen antreten. Er ließ weder Gefangene noch Trophäen in den Händen des Feindes, der ihn nur schwach und vorsichtig verfolgte, und setzte seinen Rückzug in nördlicher Richtung von Wawre nach dem eine Meile entfernten Achtenrode (Rhode St. Agathe) fort, um hier die äußerst ermatteten Truppen zu sammeln.

Da General Thielmann etwa eine Stunde vor dem Antritte seines Rückzugs die Nachricht von dem bei Belle-Alliance erfochtenen großen Siege erhalten hatte, so rückte er, in der Hoffnung, nunmehr

*) Auch Schlacht bei Mont St. Jean (von den Franzosen) oder Schlacht bei Waterloo (von den Engländern u. A.) genannt.

von der Hauptarmee unterstützt zu werden, am 20. um fünf Uhr morgens von neuem gegen Grouchy vor, allein dieser war bereits am 19. nachmittags in der Richtung auf Namur abmarschirt, nachdem er nach elf Uhr vormittags ebenfalls von Napoleon's Niederlage benachrichtigt worden war. Thielmann folgte nun dem Feinde; seine und Pirch's Vortruppen stießen ziemlich gleichzeitig, die ersteren bei Rhisnes auf die Nachhut Vandamme's, die anderen bei le Bosquet auf die Nachhut Gérard's; an beiden Orten kam es zum Gefechte; die Preußen nahmen einige Kanonen und Gefangene, aber Grouchy erreichte nach vier Uhr nachmittags Namur; Pirch ließ die Stadt angreifen und die Preußen drangen nach einem blutigen Kampfe mit Einbruch der Dunkelheit ein; allein Grouchy war über die Maas entkommen und es gelang ihm, sein Corps noch in ziemlich gutem Zustande nach Paris zu bringen, wo er am 29. Juni kurz vor den Preußen anlangte.

Das Entkommen Grouchy's hat bekanntlich in der Folge mehreren militärischen Beurtheilern Veranlassung gegeben, gegen die Befehlshaber des ersten und zweiten Armeecorps, die Generale Zieten und Pirch, den Tadel auszusprechen, daß das Entkommen Grouchy's durch Unterlassung einer eifrigen Verfolgung verschuldet worden sei. Wir erwähnen nur den Generallieutenant Ludwig von Reiche, der 1815 als Oberstlieutenant Generalstabschef des ersten Armeecorps war und die Geschichte dieses Feldzuges ausführlich beleuchtet hat. Er sagt in seinen Memoiren*): von einer ähnlichen Begünstigung des Glückes, wie sie Grouchy zu Theil geworden sei, könne in der Geschichte wol kein zweites Beispiel aufgefunden werden; man habe voraussetzen können, daß Grouchy seinen Rückzug über Namur nehmen werde; Zieten aber habe bei Quatrebras, also näher bei Namur und noch näher habe Pirch dieser Stadt gestanden, der bei Melioreux (Mellery) seine Stellung gehabt habe; beide hätten also vor Grouchy einen Vorsprung gehabt, und wenn sie diesen angegriffen und dabei durch Thielmann's rasches Nachdrängen unterstützt worden wären, so würde an ein Entkommen Grouchy's nicht zu denken gewesen, vielmehr „mit ihm der letzte Rest der französischen Armee vernichtet und Frankreich schon an den Ufern der Sambre bezwungen worden sein.“

* „Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche“, 2. Thl., S. 222 ff.

Die in Reiche's Erörterung enthaltene Stelle, in welcher er sich über Thielmann's und Clausewitz's Verhalten ausspricht, nehmen wir hier wörtlich auf: „Merkwürdig wird es immer bleiben, wie Thielmann am Morgen des 19., nachdem er der Uebermacht des Feindes nicht mehr widerstehen konnte, sich, ungeachtet ihm die bestimmte Nachricht von der am Tage vorher gewonnenen Schlacht zugekommen war, bis über St. Aldegonde hinaus, auf den halben Weg von Wawre nach Löwen, zurückziehen und den Feind ganz aus dem Auge lassen konnte, der daher auch, ohne daß er vom dritten Corps bemerkt wurde, seinen Rückzug antrat und auf diese Weise einen mehrstündigen Vorsprung gewann."

„Ich konnte nicht widerstehen, den General Thielmann bei Gelegenheit zu veranlassen, sich über diesen Umstand näher zu äußern. Das Geschehene konnte er natürlich nicht in Abrede stellen, schob aber die meiste Schuld auf den damaligen Oberst C . . . . z, seinen Chef des Generalstabes, indem er behauptete, daß derselbe immer sehr schwarz gesehen und in dem vorliegenden Falle nicht eher geruht, bis er eine Stellung gefunden habe, das weitere Nachdringen des Feindes abwarten zu können. Eine solche Stellung sei die in Rede stehende gewesen."

„Nicht weniger merkwürdig ist es, daß Grouchy in der Nacht vom 19. zum 20. ganz nahe vor den Bivouaks des 2. Armeecorps, von diesem unbemerkt vorbeiziehen konnte, zumal dasselbe den bestimmten Befehl erhalten hatte, Grouchy auf seinem Rückzuge gegen die Sambre abzuschneiden. Nachher beeilte es sich, Grouchy einzuholen, was den unnöthigerweise unternommenen Angriff auf Namur zur Folge hatte, der uns so viele brave Soldaten kostete."

„Nachdem es sich nun auch so fügen mußte, daß das erste Armeecorps Grouchy ruhig ziehen ließ, wird man das Räthsel gelöst finden, wie dessen Entkommen hat möglich sein können."*)

*) Sehr treffende Erörterungen über die Schlachten bei Ligny und Waterloo und das Treffen bei Wawre gibt Theodor v. Bernhardi „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831", Thl. I., S. 275, 285, 326, 351. — Die Bemerkungen Reiche's über Thielmann und Clausewitz hat auch Königer („Der Krieg von 1815", S. 351) aufgenommen und sagt über Thielmann's Rückzug nach Achtenrhode: „Es stimmte dies wenig mit seinem bisherigen entschlossenen Verhalten, denn gerade jetzt war es wichtig, die Fühlung mit dem Feinde nicht zu verlieren."

Wir glaubten die vorstehende Stelle nicht übergehen zu dürfen, da in derselben von einem geachteten und competenten Beurtheiler, der zu den besprochenen Verhältnissen in unmittelbarer Beziehung stand, ein Tadel über Thielmann und Clausewitz ausgesprochen wird. Wir sind zwar weit entfernt, militärische Operationen einer Kritik unterziehen zu wollen, möchten aber doch sehr bezweifeln, daß den beiden genannten Männern an dem allerdings sehr auffallenden Entkommen Grouchy's irgend eine Schuld beigemessen werden könne. Beide besaßen einen hohen Grad von Muth, Energie und Entschlossenheit, und hatten bei vielen Anlässen glänzende Proben ihrer persönlichen Tapferkeit gegeben, Thielmann namentlich in der Schlacht an der Moskwa, wo er die große Schanze bei Borodino erstürmte,*) Clausewitz besonders bei Witepsk, Borodino und Großgörschen; sie waren aber auch besonnen genug, den ihnen anvertrauten Heerestheil nicht der Gefahr der Vernichtung durch einen so sehr überlegenen Feind auszusetzen, und überdies lag für Beide in ihrem persönlichen Verhältnisse, da ihnen zum ersten Male in der preußischen Armee so wichtige Stellungen übertragen worden waren, eine Aufforderung, das in sie gesetzte Vertrauen nicht durch ein bedenkliches Wagniß zu verscherzen. Beiden wurde für ihre Leistungen im Kriege von 1815 die verdiente Anerkennung zu Theil, Thielmann empfing preußische und russische Orden und nach dem Frieden wurde ihm das Generalcommando des 7. Armeecorps in Münster übertragen, Clausewitz aber erhielt einen Wirkungskreis, welcher wie kein anderer seinen Wünschen entsprach. Letzterer war ohne Zweifel der festen Ueberzeugung, daß der Rückzug nach Achtenrhode durch die Verhältnisse geboten und eine Maßregel pflichtmäßiger Vorsicht, nicht aber übertriebener Aengstlichkeit sei, und sicher hat er nie eine Ahnung davon gehabt, daß aus seinem Verfahren jemals ein Vorwurf gegen ihn würde abgeleitet werden können. Wäre dieses der Fall gewesen, so würde er nicht unterlassen haben, seine Handlungsweise zu rechtfertigen; und hätte er selbst später erkannt, daß er einen Mißgriff begangen, so würde er dieses mit der ihm eigenen

*) Für diese That erhielt er von Napoleon das Commandeurkreuz der Ehrenlegion, von seinem Könige das des Heinrichsordens und wurde in den Freiherrnstand erhoben.

Offenheit freiwillig eingeräumt haben. Er hat in seiner Geschichte des Feldzugs von 1815,*) welche er zu einer Zeit verfaßte, wo er alle Verhältnisse vollständig übersehen konnte, des von Reiche besprochenen Punktes mit keinem Worte erwähnt.

Das zweite Corps unter Pirch brachte bei Namur, das dritte Corps zwischen Namur und Gembloux die Nacht zum 21. Juni zu; letzteres nahm den weiteren Marsch auf Paris über Beaumont, Avesnes, Guiscard, Compiègne und traf am 28. abends in Crespy ein. Am 29. war die ganze preußische Armee vor der französischen Hauptstadt versammelt, zu deren Vertheidigung, da kurz vorher an demselben Tage die Schaaren Grouchy's eingezogen waren, eine ansehnliche Streitkraft vorhanden war.

Napoleon hatte schon am 22. Juni, von den Kammern genöthigt, zu Gunsten seines Sohnes abgedankt und sich nach Rochefort begeben, um sich nach Amerika einzuschiffen; allein da er nicht auslaufen konnte, ohne auf englische Schiffe zu stoßen, so vertraute er sich der Großmuth der englischen Regierung an, welche ihn, einer Bestimmung der verbündeten Mächte gemäß, als Kriegsgefangenen nach St. Helena abführen ließ.

Noch am 29. Juni wurde auf Gneisenau's Vorschlag der Beschluß gefaßt, die Armee bei St. Germain auf das linke Seineufer zu führen und Paris von der Südseite anzugreifen, wo die Franzosen mit der Anlage von Verschanzungen kaum begonnen hatten.

Das dritte Corps, dessen Reiterei am 29. Juni bei le Tremblay lagerte, während der übrige Theil zwischen Villeneuve und Dammartin stand, trat am 30. um fünf Uhr morgens seinen Marsch an, erreichte gegen Mittag Gonesse, am Abend Montmorency, während der Nacht Argenteuil, wo die Reiterei stehen blieb, und langte am 1. Juli morgens bei St. Germain an.

An diesem Tage waren bei Versailles nur unbedeutende Gefechte; doch erlitt die Husarenbrigade des Oberstlieutenants v. Sohr eine beklagenswerthe Niederlage, bei welcher der tapfere Führer schwer ver-

*) Bd. VIII. der Werke.

wundet den Franzosen in die Hände fiel und York's Sohn Heinrich seinen Tod fand.*)

Blücher ließ am 2. Juli die Stellung der Franzosen bei Issy, Vanvres, und Montrouge angreifen, wobei er von Wellington wenigstens durch Demonstrationen in der Ebene von St. Denys unterstützt wurde. Am Abende dieses Tages stand das zweite preußische Armeecorps unmittelbar vor der offenen Südseite von Paris, das erste auf den Höhen bei Clamart, Meudon und mit dem linken Flügel in Moulineau, rechts daneben das dritte Corps in und hinter Chatillon, das vierte endlich als Reserve in und bei Versailles, wo auch Blücher sein Hauptquartier nahm. In der Frühe des 3. Juli wurde ein letzter Angriff der Franzosen zurückgeschlagen, und noch an demselben Tage erfolgte die Capitulation von Paris, deren Bedingungen im Schlosse zu St. Cloud festgestellt wurden.

Diesen Bedingungen gemäß sollte die französische Armee am 4. Juli mittags die von ihr besetzten Punkte St. Denys, St. Ouen, Clichy und Neuilly, am 5. zu derselben Stunde den Montmartre, am 6. endlich sämmtliche Barrieren von Paris den Truppen der Verbündeten einräumen und sich hinter die Loire zurückziehen, welche sie binnen acht Tagen überschritten haben mußte.

Am 8. Juli zog das erste Corps unter General Zieten, still und kalt von der Bevölkerung empfangen, in Paris ein und besetzte sofort die Tuilerieen, den Luxembourg- und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen; am folgenden Tage kehrte Ludwig XVIII. nach Paris zurück. An demselben Tage, dem 9. Juli, rückte das dritte Armeecorps in Paris ein, marschirte über die Brücken von Jena und Austerlitz und über den ganzen Boulevard, ein Triumphzug, der von acht Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags dauerte, und wurde auf dem linken Seine-Ufer einquartiert. Der König Friedrich Wilhelm und der Kaiser Alexander kamen am 10. Juli abends in Paris an.

Von den preußischen Truppen folgte allein das dritte Armeecorps, welches nur eine Nacht in Paris zubrachte, der nach der Loire abziehenden französischen Armee, und zwar mit der Reiterei bis Neuville und Beaumont, mit der Infanterie bis Pithiviers, Malesherbes, Nemours und Fontainebleau.

* Abschn. XIII., Brief 12.

Seit dem 12. Juli befand sich Clausewitz mit dem Hauptquartiere in dem prachtvollen, mit allem Luxus ausgestatteten und von einem herrlichen Parke umgebenen Kaiserlichen Lustschlosse zu Fontainebleau. Nicht lange nachher rückte auch die österreichische Armee in Eilmärschen heran und Fürst Schwarzenberg nahm mit den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian ebenfalls sein Hauptquartier im Schlosse zu Fontainebleau, welches eine so ungeheure Ausdehnung hatte, daß vier Hauptquartiere in demselben hinreichend Platz fanden und Clausewitz keines seiner fünf Zimmer herzugeben brauchte. Er war nun auf einmal, wie er schrieb, unter die guten Oesterreicher gerathen, welchen das preußische Commando aufs bereitwilligste die Quartiere zweier Brigaden abtrat. Auch in dem Schlosse verständigten sich die preußischen Offiziere aufs freundlichste mit ihren österreichischen Kameraden, mit welchen sie den angenehmsten Verkehr unterhielten. Clausewitz hatte auch seinen Schwager, den Grafen Friedrich von Brühl, wiederzusehen gehofft, erfuhr jedoch von den österreichischen Offizieren, daß das Ulanen-Regiment Erzherzog Karl, bei welchem derselbe stand, sich bei der Schwarzenberg'schen Hauptarmee befinde, von welcher nur die Avantgarde bis in die Gegend von Fontainebleau gelangt war.

Am 21. Juli verließ das dritte Armeecorps Fontainebleau, um den Oesterreichern Platz zu machen, deren übrigen Hauptquartieren, welche erwartet wurden, das Schloß eingeräumt werden mußte. Das Armeecorps marschirte zunächst nach Estampes, einer kleinen Stadt auf dem Wege von Paris nach Orleans, und brach von dort am 29. Juli nach dem Sarthe-Departement auf, wo Le Mans zum Sitze des Hauptquartiers bestimmt war. Hier befand sich Clausewitz, für welchen alle kriegerischen Begebenheiten ein so großes Interesse hatten, auf dem Schauplatze, wo der an denkwürdigen Ereignissen und ergreifenden Scenen so reiche Vendeerkrieg einen so blutigen Ausgang gefunden hatte; denn bei Le Mans war der einundzwanzigjährige heldenmüthige La Rochejacquelin, welchen die Vendeer nach dem Tode Bonchamp's und Lescure's zu ihrem Oberbefehlshaber gewählt hatten, von Westermann, der die ehemalige Besatzung von Mainz befehligte, am 12. December 1793 geschlagen und die todesmuthige Schaar der Vendeer nach verzweifeltem Kampfe zersprengt

worden; einen vollen Tag hatten die grausamen Sieger auf die Ermordung aller Gefangenen verwandt; nur einzelne Vendeer hatten das linke Ufer der Loire erreicht und keiner der Ergriffenen Schonung gefunden. In der Umgebung von Le Mans und in der Stadt selbst erinnerte Vieles an diesen entsetzlichen Vertilgungskrieg; in dem Zimmer, welches Clausewitz bewohnte, hatte einst der tapfere Bonchamp gewohnt, und eine Kanonenkugel, welche durch den Spiegel gegangen war, zeigte noch die Spuren des letzten Kampfes. Mit dem lebhaftesten Interesse las Clausewitz die eben erschienenen Memoiren der Marquise La Rochejacquelin, jener berühmten Heldin, welche, erst zwanzig Jahre alt, ihren ersten Gatten, den Marquis Lescure nach der Vendee begleitete, hier die ersten weißen Kokarden austheilte, ihrem Gatten als Secretair und Aide-de-Camp diente, Depeschen expedirte und selbst besorgte und überall war, wo eine Gefahr bestanden werden mußte oder Ruhm geerntet werden konnte, die endlich, ein Kind unter ihrem Herzen, ein anderes im Arme tragend, dem tödlich verwundeten Gatten zu seiner letzten Zufluchtsstätte folgte, wo er sein Leben verhauchte.

Da Clausewitz voraussah, daß sein Aufenthalt in Le Mans einige Monate dauern werde, so bat er seine Frau, denselben zu theilen und sandte ihr am 5. August einen von Gneisenau besorgten Armeepaß, wobei er ihr der Sicherheit wegen die Militairstraße über Compiègne vorschrieb, auf welcher er ihr, sobald sie ihm den Tag ihrer Ankunft angezeigt haben würde, entgegenkommen wollte; auf pikante Naturscenen solle sie sich, schrieb er, nicht gefaßt machen, da das Land zwischen Seine und Loire im Ganzen nichts weniger als schön oder reich sei.

Frau von Clausewitz benutzte ihre Anwesenheit in Le Mans auch zu einer Reise nach Paris, welche sie in Begleitung ihres Gatten machte, und ihr von dem Maler Kinson dort gemaltes sehr schönes Oelbild, welches sich noch im Besitz der Familie befindet, erinnert an ihren Aufenthalt in der französischen Hauptstadt.

Der zweite Pariser Frieden wurde am 2. October vorläufig, am 20. November definitiv abgeschlossen und, mit Ausnahme der zufolge desselben in Frankreich zurückbleibenden 150,000 Mann Occupationstruppen, verließen die Heere der Verbündeten den französischen Boden

und zogen der Heimat zu. Von den preußischen Truppen blieb das erste Armeecorps unter Generallieutenant v. Zieten in Frankreich zurück, welches Mézières, Sédan, Montmedy und Longwy besetzte und Sédan zum Hauptquartiere erhielt.

So wurde endlich Clausewitz's sehnlicher Wunsch, nach Deutschland zurückkehren zu können, erfüllt; schon am 3. October 1815 war er bei dem Generalcommando am Rhein zum ersten Generalstabsoffizier ernannt worden, wodurch er Coblenz zu seinem künftigen Wohnorte erhielt. Seitdem blieb er, von den durch Dienstreisen herbeigeführten kürzeren Trennungen abgesehen, bis zum Jahre 1831 stets mit seiner Gattin vereinigt.

XIII.

Briefe von Clausewitz an seine Frau aus der Zeit vom 14. Mai (Bastogne) bis zum 5. August 1815 (Le Mans).

1.

Bastogne im Luxemburgischen,
14. Mai 1815.

Wir hatten den 12. schon ein kleines Gefecht mit den Franzosen. Horst hat sich eine Stunde mit ihnen zwischen Arlon und Bouillon herumgeschossen. Am Ende war Alles Irrthum und beide Theile zogen sich beruhigt zurück. — General Thielmann ist ausnehmend freundlich gegen mich, und da es nicht an einigen pikanten Menschen fehlt, wie Gerlach*) und ein Feldprediger Schulz,**) der sehr gescheut und ausgezeichnet ist, so lachen wir viel und sind passabel lustig. Ich sage passabel, denn mit Wallmoden's Hauptquartier läßt es sich nicht vergleichen. — Es ist beim Feinde bis heute Alles ruhig, indessen muß man den Ausbruch der Feindseligkeiten mit jedem Tage erwarten. Blücher's Hauptquartier ist jetzt in Namur, wo ich morgen hingehen werde, weil wir nur sechs Stunden davon sind.

* Der nachmalige Generaladjutant Friedrich Wilhelm's IV, bekannt durch seinen Witz und sein geistreiches Wesen (Bruder des Präsidenten v. Gerlach in Magdeburg).

** War 1813 im York'schen Corps und hielt vor dem Ausmarsche desselben am 27. März auf dem Platze vor dem Königlichen Schlosse zu Berlin eine der Begeisterung des Augenblicks entsprechende ergreifende Rede. (Cosel, VI, 16). Er war ein durch Geistesbildung und Charakter ausgezeichneter Mann und ein höchst begabter Redner.

2.

Ciney,*) 17. Mai 1815.

Vorgestern war ich in Namur, wo ich Gneisenau und die übrigen Herren, auch meinen Bruder**) sah. Gestern wurde im Lager den neuen Leuten von Stülpnagel's Regiment der Eid abgenommen und der Feldprediger Schulz, der hier in unserem Hauptquartier ist, hielt eine Rede, wie ich sie nie in meinem Leben besser gehört habe. Nie habe ich die Bürger- und Soldatenpflichten so innig verschmelzen hören wie da, nie eine solche Darstellung des Eides.

3.

Ciney, 20. Mai 1815.

Diesen Brief sende ich nach Düsseldorf an die Dohna, da ich Dich dort vermuthe, will aber in den nächsten Tagen auch einen Brief nach Cassel an die Stockhausen***) schicken, so daß Du auf jeden Fall Nachricht von mir bekommen wirst.

Auf der Gränze ist bis jetzt Alles ruhig und der Gedanke, daß Bonaparte offensiv verfahren werde, verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit; daher ist es leicht möglich, daß dieser Zustand noch vier Wochen dauert. Man glaubt jetzt, daß er von Hüningen bis Dünkirchen nicht über 200,000 Mann hat. Alle Nachrichten von Paris sprechen übrigens von seiner nahen Abreise. — Unser Corps ist jetzt bis auf 2 Infanterie-Regimenter und 1 Cavalerie-Regiment zu der ihm bestimmten Stärke herangewachsen. Doch ist Marwitz†) mit seiner Landwehr-Cavalerie auch noch nicht da.

Wir haben hier ein Lager von 9 Bataillonen, was sehr hübsch ist und worin uns gestern das Leibregiment eine sehr schöne Punsch-

* Städtchen bei Dinant (südöstlich von Namur).

** Wilhelm.

*** Marie von Stockhausen war Hofdame bei der Kurprinzessin, nachherigen Kurfürstin Auguste von Hessen, (1840 war sie Schlüsseldame derselben). Nach dem Tode der Kurfürstin (19. Februar 1841), lebte sie bei ihrer unverheiratheten Schwester in Cassel, wo sie auch gestorben ist.

† Der älteste der drei oben erwähnten Brüder (Friedrich August Ludwig), damals Oberst.

fête gegeben hat. Nachdem Oberst Zepelin *) des Generals Gesundheit in zierlich gesetzten Worten ausgebracht, ließ er mir in ebenso zierlichen und schmeichelhaften Ausdrücken dieselbe Ehre widerfahren, worauf ich denn vor dem Volke habe sprechen und mit ein paar Worten habe danken müssen. Ich dachte dabei an Dich und bloß weil Du einen so unbändigen Spaß an Scenen der Art hast, erzähle ich Dir diese Comödie. Auch Freund St. (Stülpnagel) hat eine Rede halten müssen, um sich für die Gesundheit des 30. und 31. Regiments zu bedanken, welche Zepelin gleichfalls ausgebracht hatte. Sie war, wie Du denken kannst, sehr pathetisch. Bis jetzt geht es in meinem Verhältnisse recht gut und ich fühle mich etwas nüchtern, aber sonst ganz zufrieden. Der General ist fortwährend ausgezeichnet freundlich gegen mich und Jedermann, so daß wir von Verdruß nichts wissen.

Mit meiner Gesundheit geht es auch recht gut; ein einziges Mal habe ich Opium genommen, eine viel kleinere Quantität als gewöhnlich, und doch war die Wirkung viel stärker, ein Beweis, daß sich der Körper schon wieder davon entwöhnt hatte. Was das Beste ist, ich habe, ob ich gleich nicht ohne Gichtschmerzen des Nachts und besonders des Morgens bin, doch einen Widerwillen gegen das Opium, ein mir schon bekanntes Zeichen von allgemeinem Besserbefinden. Wenn man die preußische Armee jetzt sieht, so kann man nicht von dem Erstaunen zurückkommen über ihre Veränderung seit 1794. Wenn ich an jene Lager denke, an die mich alle die Lager-Ceremonien wieder erinnern, die ich seit ein und zwanzig Jahren nicht gesehen habe, so freue ich mich, jetzt bei der Armee realisirt zu sehen, was damals Gegenstand meiner jugendlichen Pläne und Wünsche war. Welche Tüchtigkeit und welche Freudigkeit und Jugendlichkeit ist in der jetzigen Armee und wie kümmerlich, verdrießlich und abgelebt war die alte! Ich weiß nicht, wie weit wir in allen diesen Dingen ohne Scharnhorst gekommen wären, aber man kann das Alles nicht sehen, ohne unaufhörlich an ihn zu denken. — Unter anderem Neuen wird Dir besonders gefallen, daß jetzt regelmäßig Morgen- und Abendgebet gehalten wird, was sehr feierlich und keineswegs eine leere

* Constantin von Zepelin (aus Mecklenburg) war 1815 Brigadecommandeur im 3. Armeecorps, wurde 1818 Generalmajor und Commandant von Stettin und 1831 Generallieutenant.

Ceremonie ist. Wenn ich so etwas loben soll, so muß es schon einen gründlichen Gehalt haben.

Noch muß ich Dir sagen, daß mir Namur viel weniger gefallen hat als Lüttich, obgleich es pikant liegt und die Spaziergänge an der Maas sehr schön sein mögen.

Mit fünf Reitpferden und drei Kleppern bin ich jetzt vortrefflich beritten. . . . Dein armer Bruder Fritz hat ein entschiedenes Unglück. Im vorigen Jahre war er in Italien, wo es in Deutschland so gut ging, und in diesem Jahre, wo es in Italien so brillant gegangen ist (denn Alles ist ja zu Ende) muß er in Deutschland sein. Grüße ihn und Mama.

4.

Ciney, 23. Mai 1815.*)

Mit General T. (Thielemann) bin ich sehr zufrieden d. h. er ist von einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit, die, wenn sie dauert, nothwendig anziehen muß. Wie ich mit ihm in großen und ernsten Augenblicken zufrieden sein werde, wollen wir noch sehen. Da auf Gneisenau's Antrag wegen meiner längst eine Entscheidung aus Wien zurück sein muß, so rechne ich nicht mehr auf eine Veränderung meiner Bestimmung während dieses Feldzuges.

Leider habe ich jetzt meinen Gerlach zu seiner Brigade schicken müssen. Welch ein Verlust mir das ist, glaubst Du nicht. Ich habe ihn täglich lieber gewonnen und kann mich nur damit trösten, daß, wenn der Krieg erst wirklich ausgebrochen ist, Alles mehr zusammen sein wird, so daß wir ihn dann oft wieder haben werden. Er war die Seele der Opposition in unserem kleinen Hauptquartier; alle lustigen Dispute über alte und neue Schule wurden nur durch ihn möglich. Außerdem ritten wir täglich zweimal drei bis vier Stunden in der Gegend umher.

Für die Folge muß ich mich sehr auf mich selbst beschränken; denn de Groote**) ist theils zu blöde, theils ist er, wenn ich mich

* Auch dieser Brief ist wie der vorhergehende an die Gräfin Dohna in Düsseldorf adressirt.

** Everhard de Groote, Volontairoffizier, einer angesehenen Kölner Familie angehörig, der später dem Kronprinzen als Adjutant zugegeben wurde, ein Schüler

so ausdrücken darf, zu sehr zugeritten, zu geregelt in seinen neuphilosophischen Ansichten. Man müßte selbst Professor der Philosophie sein, um mit oder gegen ihn auftreten zu können, und bei meiner Scheu vor dem Disputiren komme ich nur ins Feld, wenn mich einer mit den dreistesten Paradoxen agacirt, wie Gerlach that. Es wird also fortan sehr still bei uns sein. Der Prediger Schulz, von dem ich Dir schrieb, ist zwar auch ein großer Anhänger der neuen Schule, aber mit Pastoren habe ich nicht gern etwas zu thun.

Bei meinen Spazierritten in die hiesige Gegend habe ich Deiner unendlich oft gedacht. Die Gegend ist hier zwar nicht ganz so reich wie in den Niederlanden, aber dafür mit Hügeln und Wäldern abwechselnd und besäet mit pikanten Schlössern. Hier ist kein Edelhof, deren es unzählige gibt, welcher nicht, mit drei bis vier runden Thürmen und einem Wassergraben versehen, das Ansehen einer kleinen Burg hätte, dabei herrscht hier die Mode, auf den Wiesen Boskets von dunkeln Tannen zu pflanzen. Es ist so malerisch, daß ich viel darum gäbe, einen einzigen solchen Hof in Deinem Zeichenbuche zu wissen. Wenn ich rechte Muße hätte, so versuchte ich selbst einen zu zeichnen.

Den 24. Mai.

Noch ist hier alles ruhig, und da das Maifeld nahe ist, so können wir wohl mit Gewißheit vorher sehen, daß in diesem Monat auch noch Alles ruhig bleiben wird. Ich war gestern nach Dinant geritten, wo unser Vorposten steht. Die Gegend ist so, wie wir sie noch nicht mit einander gesehen haben. Das Thal der Maas ist so steil und eng, daß die Chaussee von Dinant nach Givet durch eine Felsenwand durchgeht, die 4 bis 500 Fuß hoch und ganz senkrecht ist. Dinant selbst liegt höchst pittoresk, überhaupt gäbe es da ein ganzes Buch voll zu zeichnen. Nach dem Kriege besehen wir das Alles einmal mit einander.

und Freund Wallraf's. Auf seine Anregung wurde, nach der Einnahme von Paris, von Blücher unter dem Vorsitze des General-Intendanten Staatsrath Ribbentrop eine Commission niedergesetzt, welche die Rücklieferung der aus den preußischen Staaten geraubten Schätze der Kunst und Literatur besorgen sollte.

5.

Ciney, 10. Juni 1815.

Seit ein paar Tagen ist wieder häufig die Rede von Bewegungen der französischen Armee, von Ankunft des Kaisers und von Angriff; mir scheint es bloß eine Folge der Bewegungen zu sein, in welchen sie uns glauben. Indessen giebt es doch eine Art von Spannung und Thätigkeit.

6.

Ciney, 15. Juni 1815.

. . In der Nacht ist die ziemlich sichere Nachricht von der Ankunft Bonaparte's in Maubeuge am 9. abends angekommen. Dies giebt den Nachrichten der nahen Offensive einige Wahrscheinlichkeit. Ist das, so schlägt man sich vermuthlich schon in dem Augenblicke, in dem Du diese Zeilen liesest. Wir stehen daher auf dem Sprunge. Das Schlimme ist, daß uns noch immer drei Regimenter und der größte Theil unserer Artillerie, nämlich sechzig Kanonen, fehlen. Uebrigens ist es mir sehr angenehm, wenn Bonaparte kommt, uns anzugreifen; denn wiewohl dies ihm im Großen bedeutende Vortheile gewährt, weil die Oesterreicher und Russen noch nicht fertig zu sein scheinen, so haben wir selbst dabei eine weniger unbequeme Rolle, weil wir uns dann mit ungetheilter Macht schlagen können und nicht die Menge Festungen hinter uns haben. — Da wir nur den größten Theil der feindlichen Macht vor uns haben und die Oesterreicher und Russen auch im Falle unserer Offensive so langsam und träge zu Werke gehen werden, daß für uns keine eigentliche Diversion aus ihren Unternehmungen wird, so muß Jeder von uns wünschen, sich wenigstens unter den vortheilhaftesten Umständen mit dem Feinde zu schlagen.

7.

Wawre bei Brüssel, 17. Juni 1815.

Ich bin gesund und alle näheren Bekannten, theuerste Marie. Bei uns war die Schlacht am wenigsten heftig, doch hat Stülpnagel

von seiner Brigade allein 1200 Mann verloren. Die Schlacht ist nicht ganz entscheidend, ich hoffe, es kommt noch zu einer glücklicheren — aber ich bin aus vielen Gründen sehr betrübt; der Herzog von Braunschweig ist geblieben.

Statt 190,000 Mann, die wir mit den Engländern zusammen in's Gefecht bringen konnten, haben wir uns ohne Bülow, und nur unterstützt von 15,000 Engländern, also mit einer schwächeren Macht gegen Bonaparte geschlagen und das ist die Ursache des Verlustes; 20 Kanonen sind verloren, deren wir 6 auf unserem Gewissen haben.

8.

Gembloux bei Namur, 21. Juni 1815.

Ich bin wohl und alle Freunde und nähere Bekannte, mit Ausnahme von Tiedemann,*) der leicht verwundet ist. Seit fünf Tagen haben wir uns viermal geschlagen; die großen Erfolge wirst Du auf anderen Wegen bereits erfahren haben; 200 Kanonen sind Bürgen der gänzlichen Niederlage des Feindes. Was nun geschehen wird, weiß ich nicht. Am 19., nach der zweiten Schlacht, griff Marschall Grouchy das dritte Armeecorps mit einer überlegenen Macht an, die nicht bei Waterloo gegen die Engländer und bei St. Amand gegen Blücher gefochten hatte; er drückte uns bis über die Brüsseler Straße gegen Löwen zurück; am anderen Tage zog er sich nach Namur zurück, weil ihm die anderen Wege abgeschnitten waren. Wir sind ihm dahin gefolgt, haben aber einen Befehl, der Armee, von der wir so lange getrennt waren, über Charleroi zu folgen. Daher kommt es, daß wir noch so weit zurück sind und daß ich nichts von dem weiß, was geschehen wird. Unter diesen Umständen bleib ja am Rhein; die Sache kann nicht mehr lange dauern.

Der Dohna kannst Du die Freude machen, zu sagen, daß ihr Fritz gestern eine schöne Cavalerie-Charge auf ein französisches Dragoner-Regiment gemacht, es geworfen und einige Kanonen erobert hat. Gerlach hat einen Streifschuß am Halse.

* Hauptmann von Tiedemann, ein jüngerer Bruder des Oberstlieutenants von Tiedemann, der vor Riga blieb.

9.

Avesne, 23. Juni 1815.

Wir sind im vollen Marsche auf Paris. Nie hat es eine ähnliche débâcle gegeben; ich glaube, daß Bonaparte nicht mehr im Stande ist, ein einziges Gefecht zu liefern. Avesne hat sich ergeben, weil ein Pulvermagazin in die Luft geflogen ist — in meinem Leben habe ich keine solche Stadt der Trümmer gesehen. Große Haufen von Leichen verunglückter Einwohner wurden in große Gruben gethan, hunderte von Dächern lagen zusammengestürzt, kaum ein ganzes Fenster in der Stadt. — Ich wohne in einem Zimmer ohne Thüren; Du hast keinen Begriff von dieser erdbebenartigen Zerstörung. Die Gegend ist von den Einwohnern verlassen, aber nicht verwüstet; jene haben sich nur aus Furcht mit ihrem Vieh in die Wälder geflüchtet. — Vom Landsturm ist bis jetzt nichts wahrzunehmen, als die unbesetzten Schanzen, Straßenabschnitte u. s. w.

Wir haben viel Lebensmittel gefunden, die wir seit Anfang des Krieges sehr entbehrten und ein ungeheures Pulvermagazin. Das zweite Armeecorps bleibt zurück zur Einschließung von Landrecy, Maubeuge, Philippeville, Marienburg und Givet, das erste, dritte und vierte, 60,000 Mann zusammen stark, verfolgt die Offensive. Die Engländer machen es ebenso. Diese Umstände geben Aussicht zu einem baldigen Wiedersehen.

10.

Dammartin bei Paris, 29. Juni 1815.

Da sitze ich und schreibe Dir aus einem sehr hübschen Cabinet eines Landhauses, im Angesichte der großen Stadt, die jetzt wohl nicht in der besten Stimmung den morgenden Tag erwartet. Die beiden Corps von Vandamme und Gérard, welche unter Grouchy's Oberbefehle sich am 19. mit uns (dem dritten Corps) geschlagen haben, hatten an der Schlacht am 18. wenig Antheil genommen und waren daher den 20. noch in einem ziemlich guten Zustande zwischen 30 und 40 tausend Mann. Der gerade Rückzug war ihnen zwar abgeschnitten, allein bei der Nähe der Gränze und der vielen Festungen

war es nicht möglich, sie ganz von Soissons und Paris abzuschneiden. Die unerhörte Geschwindigkeit aber, mit der wir auf Paris marschirt sind, hat auch diese Corps so aufgelöst, daß sie heute zwar Paris kurz vor uns erreicht haben, aber in einer sehr traurigen Verfassung. Dies macht eine Vertheidigung von Paris um so unwahrscheinlicher und wir werden also morgen wohl, anstatt den Montmartre zu stürmen, ruhig einziehen. Ganz kann man aber auch dies nicht verbürgen, da in dieser tollen Stadt fünf tolle Jakobiner*) jetzt das Ruder in den Händen haben. Wehrt sich Paris, so wird die Welt ein gräuliches Schauspiel sehen.

Unser Zug durch Frankreich ist mit unendlichen Anstrengungen des armen Soldaten geschehen. Seit dem 20. sind wir fünfzig Meilen marschirt; das will bei einem gänzlichen Mangel an Brod, beständigem Bivakiren und unaufhörlichem Regen sehr viel sagen.

Die Straße, wo wir gezogen sind, hat durch die Corps selbst im Grunde nur wenig gelitten; die Häuser, welche geplündert wurden, sind sehr einzeln; aber freilich die Trains und Traîneurs, welche uns nachziehen, sollen fürchterlich wirthschaften.

Die Stimmung der Einwohner habe ich völlig dumpf gefunden. Keine Spur eines entschiedenen Hasses gegen Bonaparte, und noch weniger von Anhänglichkeit für die Bourbons. Am liebsten hätten sie eine republikanische Verfassung oder den Sohn Bonaparte's oder allenfalls auch einen Orleans (der Theilnahme an der Revolution wegen). Mir ist diese Verstocktheit der Ansicht wahrhaft ekelhaft gewesen.

Unser Weg ging über Charleroi, Beaumont, Avesnes, la Capelle, Guise, St. Quentin, Ham, Compiègne, Crespy hierher. Die Gegend ist größtentheils schön und im niederländischen Stil, doch weniger reich. Nur von Crespy bis hieher war die Gegend wahrhaft öde und man merkt keineswegs an den kleinen Städten, daß man sich der reichen Hauptstadt nähert; denn sie sind sehr arm. Hier ist man auf einer Höhe, wo man das breite, fruchtreiche, recht schöne Thal der Marne vor sich und Paris mit der goldenen Zinne des Invaliden-

* Die von beiden Kammern ernannte Regierungscommission von fünf Mitgliedern: Carnot, Fouché, Grenier, Quinette und Caulincourt, deren Präsident Fouché war.

doms im Hintergrunde zur Seite hat. Der Anblick von meinem Fenster aus ist überraschend schön.

In Compiègne haben wir die innere Einrichtung des Schlosses besehen, die von einer Eleganz und einem Reichthume ist, wie ich wenig der Art gesehen habe. Auch manche hübsche Kunstsachen sind da, einige Gruppen von Canova und, mich dünkt, manche schöne Landschaft. Ich habe das Alles aber ohne Aufmerksamkeit und Muße angesehen, bloß weil Du nicht dabei warst. Nirgends und nie vermisse ich Deinen Umgang so als bei solcher Gelegenheit; es ist als wäre meine Seele dann nur halb, als fehlte mir die andere Hälfte — ich fühle mich statt aller anderen Empfindungen nur von Wehmuth ergriffen. Mit Entzücken denke ich an das sich nahende Wiedersehen.

Fritz Dohna ist in Folge der Schlachten, wo Watzdorf, Schwerin und noch ein Brigadier der Cavalerie geblieben ist, Brigade-Commandeur von vier Regimentern beim 4. Armeecorps geworden, welches ihm, so ungern er sich von uns und seinem Regimente trennte, doch große Freude gemacht hat. Marwitz, der bisher sein Brigade-Commandeur war, ist ganz entzückt von ihm. Jetzt commandirt Preußer das Regiment.

Die Gicht quält mich wieder sehr und ich muß wieder viel Opium nehmen, um schlafen zu können.

11.

Le Plessis-Piquet bei Paris,
3. Juli 1815.*)

Im Angesichte der großen Stadt, auf die jetzt wieder der Blick einer halben Welt gerichtet ist, setze ich mich nieder, um Dir in ein paar Worten die Geschichte unserer dreiwöchentlichen Anstrengungen zu erzählen. Es ist ein ganz angenehmes Geschäft, in einem herrlichen Landhause, vom schönsten Park umgeben, zu den Füßen die schimmernden Zinnen der gedemüthigten Weltbeherrscherin, nach vollendeter Arbeit einer geliebten Freundin Nachricht von sich zu geben.

* Adressirt an Gräfin Dohna in Düsseldorf.

Den 15. Juni marschirten wir in Eilmärschen nach Namur, kamen in der Nacht an, brachen um zwei Uhr wieder auf und zogen nach Sombref, einige Stunden von dem berühmten Schlachtfelde von Fleurus. Hier war die preußische Armee versammelt, aber leider blieb durch fehlerhafte Anstalten das 4., also gerade das stärkste Corps aus. Wir kamen morgens um zehn Uhr an und erhielten unsere Stellung auf dem linken Flügel. Um drei Uhr ging die Schlacht an*) und dauerte bis nach zehn Uhr abends. Wir hatten nur einen mäßigen Antheil, befanden uns aber am Abend, als Thiele die Nachricht brachte, der Rückzug wäre beschlossen und ginge auf Wawre, also nicht nach der Maas, sondern nach Brüssel hin, in einer traurigen Verfassung. Wir waren vom Feldmarschall abgeschnitten und mußten einen eigenen Weg gehen. Unser Gefecht hatte sich mit einer unglücklichen Cavalerie-Affaire geendigt, in der ich mit Mühe den französischen Cürassieren entkam; alle unsere Truppen waren in einer weitläufigen Stellung zerstreut, aus der man sie nur mit Mühe wieder herausfinden konnte. Die stärkste Brigade war dem 2. Corps zu Hülfe geschickt und wir hatten keine einzige Reserve mehr disponibel. Die Straße nach Namur, längs der wir standen, war mit unzähligen Fuhrwerken der anderen Armeecorps angefüllt und versperrt, die diese Straße für den Rückzugsweg hielten, weil die Armee von daher gekommen war; die feindliche Cavalerie war dreist gemacht und machte noch in der Nacht eine Charge, die nur durch die gute Haltung des Bataillons Pochhammer abgewiesen wurde. Die Dunkelheit war groß, an einen Boten nicht zu denken und unser Rückzugsweg nach Gembloux ein kleiner Nebenweg. Ich glaubte in dieser Nacht graue Haare zu bekommen und bin, den Augenblick ausgenommen, wo ich den Bericht an den Feldmarschall schrieb, nicht vom Pferde gestiegen. Wie aber immer in solchen Fällen das Schlimmste nicht geschieht, gelang es auch uns, das Häuflein noch vor völligem Tageslichte zu sammeln und nach Gembloux in Marsch zu setzen. Der Feind folgte nur schwach.

Den 17. mittags kamen die ermüdeten Truppen bei abscheulichem Regenwetter und nach einem Defilee, wo sie eine halbe Stunde lang bis über die Knöchel im Wasser waten mußten, bei Gembloux an.

* Bei Ligny und St. Amand.

Was eine kleine Stadt von 2000 Einwohnern einem Corps von 20,000 Mann geben kann, war die einzige Nahrung seit vierundzwanzig Stunden. Um zwei Uhr wurde schon wieder aufgebrochen und nach Wawre marschirt, weil wir die Armee des Feldmarschalls auf einem Umwege wiedergewinnen mußten. Wieder der fürchterlichste Gewitterregen, wieder ein Defilee, wo der ermüdete Soldat zwei Stunden lang durch einen tiefen Hohlweg bergan, im schlüpfrigen Wege, mit unendlicher Anstrengung marschiren mußte. Das halbe Corps ging noch durch das Städtchen Wawre und langte um ein Uhr nachts in der Stellung an; die andere Hälfte blieb jenseits im Wege liegen, weil der Zug sich alle Augenblick stopfte, die ganze Nacht unter dem heftigsten Regen. Morgens erst konnte die letzte Infanterie defiliren, die Cavalerie erst kurz vor dem Anfange der Schlacht.

Den 18. Die Truppen hatten keine anderen Lebensmittel als Fleisch, aber kaum Zeit zum Schlachten und Kochen. Denke Dir, nach einem solchen Marsche noch Holz und Wasser Viertelmeilen weit zu holen, dann sein eigener Koch zu sein. Das Hauptquartier unseres Corps war in einem sehr schönen Schlosse La Bavette. Mittags ging die Schlacht bei Wellington an. Die preußische Armee hatte sich schon morgens in Bewegung gesetzt und kam um vier Uhr nachmittags auf dem linken Flügel Wellington's an, der seine Stellung vor dem Bois de Soignie genommen hatte. Unser Corps blieb zur Beobachtung der Position von Wawre d. h. zur Vertheidigung der Dyle zurück, wodurch die Straße nach Löwen gedeckt wurde, auf der die preußische Armee im unglücklichen Falle sich zurückziehen wollte. Anfangs zeigte sich nicht viel bei Wawre und wir waren schon auf dem Marsch zur großen Armee als Reserve, als uns die Erscheinung eines starken Corps vor Wawre umzukehren nöthigte. Um vier Uhr ging unser Gefecht an. Der Feind wollte das Defilee forciren, unsere Stellung war aber so stark, daß er nicht damit zu Stande kam. Um acht Uhr war die große Schlacht schon entschieden, ohne daß wir es jedoch wußten; bei uns dauerte das Gefecht bis tief in die Nacht. Nämlich um zehn Uhr abends war eines der Defileen, welches noch von einigen Bataillonen des 2. Armeecorps vertheidigt werden sollte, von diesen verlassen, ohne uns zu benachrichtigen. Dadurch

kam der Feind in unsere Stellung und bedrohte unsere rechte Flanke. Stülpnagel mußte sogleich mit seiner Brigade*) ein Hurrah auf diesen Punkt machen (wobei Tiedemann blessirt worden ist), allein es mißlang. Der Feind hielt Stand und wir kamen in Unordnung; wir hatten alle Mühe, die Ordnung herzustellen. So dauerte es bis zwölf Uhr in der Nacht. Wir hatten immer noch keine sichere Nachricht von der gewonnenen Schlacht. Um zwei Uhr morgens (den 19.) mit dem ersten Tagesschimmer wurde Stülpnagel von dem herübergekommenen Corps angegriffen. Ich eilte hin und sammelte hier so viele Truppen, als wir anderswo entbehren konnten. Das Gefecht wurde gleich sehr heftig und dauerte bis gegen elf Uhr mittags fort. Um zehn Uhr erhielten wir ein Schreiben des Generals von Pirch I., der uns Nachricht von dem glänzenden Siege gab und daß er im Begriff sei, das gegen uns stehende Corps abzuschneiden. Aber die Punkte, auf welchen er es abschneiden wollte, waren so entfernt, daß daraus für uns keine Hülfe entspringen konnte. Von der großen Armee durch die Ueberflügelung des Feindes wieder abgeschnitten, waren wir uns selbst überlassen und hatten 45,000 M.**) unter Vandamme und Grouchy gegen uns. Eine Stunde konnten wir uns nur noch halten und immer erschien kein General Pirch. Dazu kam, daß durch einen mir noch ganz unerklärlichen Irrthum der General Borcke mit unserer stärksten Brigade,***) also mit einem Viertel des Corps, zur großen Armee abmarschirt und gar nicht wieder zu bekommen war. Um elf Uhr traten wir den Rückzug nach Löwen an, ohne etwas Anderes zu verlieren, als viele Todte und Verwundete. Wir gingen nur zwei Stunden auf der Straße nach Löwen zurück und blieben dann stehen, um die äußerst ermatteten Truppen zu sammeln. Der Feind folgte nicht.

Den 20. mit Tagesanbruch wurde wieder aufgebrochen, um den uns gegenüberstehenden Feind anzugreifen, weil wir hoffen durften, daß der General von Pirch nun angekommen sein würde. Der Feind aber war schon abends abmarschirt; wir erreichten durch einen uner-

* Der 12ten des 3. Armeecorps.

** Die Zahl ist zu hoch gegriffen; es standen 32,000 Franzosen 15,000 Preußen gegenüber.

*** Generalmajor von Borcke commandirte die 9. Brigade.

hört schnellen Marsch mit der Cavalerie seine Arrieregarde bei Namur und nahmen ihr durch eine brave Attake des 8. Ulanen-Regiments 4 Kanonen ab. Von Namur aus eilten wir der Armee, die seit dem 18. im Verfolgen geblieben war, den 21. nach und erreichten sie zwischen Avesnes und St. Quentin. Von da ging es unaufhörlich in starken Märschen über Ham, Compiègne, Dammartin, Argenteuil, St. Germain, um Paris herum, Tag und Nacht bis hierher. Die Anstrengungen waren so ungeheuer, daß mehrere Leute sich aus Verzweiflung erschossen, andere todt liegen blieben. Hier auf der Südseite von Paris, die nicht verschanzt ist, stellte sich uns die französische Armee entgegen, während Wellington vor Montmartre rückte. Es waren hier zwei Tage hindurch ziemlich heftige Gefechte mit dem 1. Armeecorps um den Besitz des Dorfes Issy, welches von uns genommen und behauptet wurde. Gestern haben sich Unterhandlungen angeknüpft; die französische Armee wird wahrscheinlich über die Loire zurückgehen und Paris von uns besetzt werden.

Hiermit endige ich meine fast zu militärische Reisebeschreibung, die mehr das Corps selbst als mich betrifft. Ich gebe sie Dir, weil Du mir zuweilen den Vorwurf gemacht hast, daß ich Dir dergleichen nie mittheilte. Sollte sie Dich ennuyirt haben, so ist es nicht meine Schuld. Gneisenau ist wohl und im höchsten Triumphe des Glückes, er hat den schwarzen Adlerorden bekommen. Die Monarchen werden täglich in Paris erwartet; sie sind schon alle beisammen.

Lebe wohl, theuerste Freundin meiner Seele! Jetzt sehen wir uns hoffentlich bald wieder. Sobald der Friede abgeschlossen ist, schreibe ich Dir und denke jetzt schon auf die Einrichtung Deiner Reise. Glücklich, unaussprechlich glücklich fühle ich mich, nach einer solchen Epoche noch etwas zu besitzen, was mehr werth ist als aller Triumph, noch einem Augenblicke entgegenzueilen, der alles Andere übertrifft. Ich liebe dich nie mehr als im höchsten Glücke und im höchsten Unglücke, denn Dein Verdienst steht höher als alle Erscheinungen des ersteren und füllt jede Lücke aus, die das letztere in meinem Schicksale hervorbringen könnte.

Dohna ist nicht mehr bei uns; er hat eine Cavalerie-Brigade beim 4. Armeecorps bekommen und ist wohl.

12.

Le Plessis-Piquet bei Paris,
7. Juli 1815.

Wir sind immer noch nicht in Paris. Erst heute rückt das erste Armeecorps ein, um es militärisch zu besetzen. Morgen folgen wir, bleiben aber nur einen Tag da, um dann weiter nach Fontainebleau verlegt zu werden, welches mir ganz angenehm ist. Da mein letzter Brief fast zu militärisch war, so will ich heute mit ein paar Zeilen das Gemüthliche nachholen.

Unser erster Marsch von Namur ging bis Charleroi an der Sambre; die Gegend ist nicht ohne Interesse, obgleich mehr arm als reich; Charleroi ist ein gewöhnlicher Ort, der nicht besonders anspricht. Das Thal der Sambre ist viel weniger steil und pittoresk wie das der Maas.

Den 22. nach Beaumont. Die Gegend behält den Charakter gut angebauter Hügel und Thäler. Beaumont selbst ist ein niedlicher Ort, wo Graf Caraman der Jüngere ein Haus und Garten hat, welches unser Quartier war. Großer Reichthum war in dieser Besitzung nicht sichtbar, indessen hatte der Garten eine recht schöne Aussicht.

Den 23. nach Avesnes. Der Ort ist eine ziemlich starke Festung und nicht unbedeutende Stadt. General Zieten hatte es einige Tage beschossen und der Zufall hatte eine Granate in das Pulvermagazin geführt. Die Explosion war so ungeheuer gewesen, daß zwei Drittheile der Stadt in Trümmern lagen. In meinem Leben habe ich keinen solchen Anblick der Zerstörung gehabt. Wir wohnten in dem Hause, was am wenigsten gelitten hatte; gleichwohl war die Thür meines Zimmers aus ihren Angeln gehoben und umgekehrt der Thorweg des Hauses so in dasselbe hineingetrieben, daß er nicht zu öffnen war. Man gab die Anzahl der dabei verunglückten Einwohner auf mehr als 100 an. Ganze Straßen lagen in Schutt, so daß sie nicht zu passiren waren; in anderen fehlten alle Dächer. Der Anblick war höchst melancholisch und ich werde den Eindruck nie vergessen, den ein blühendes Kind auf mich machte, was in einem so zertrümmerten Hause aus dem Fenster sah und sich über die vorbeimarschirenden Truppen freute.

Den 24. nach Nouvion. Ein kleiner Ort auf der Straße von Avesnes nach St. Quentin, ein reiches Fabrikdorf. Die Gegend ist sehr waldig und hügelig, aber nicht traurig und recht gut angebaut.

Den 25. über St. Quentin nach Humblier. St. Quentin ist ein ziemlich großer, hübscher Ort mit manchen sehr schönen Häusern und einer recht schönen gothischen Kirche. Es liegt auf einem Berge und sieht sehr stattlich aus. Die Gegend ist sehr gut angebaut und fast in jedem Dorfe ein schönes Schloß. So war denn auch unser Hauptquartier in Humblier in einem ehemaligen Kloster, welches nun, mit einem schönen Garten umgeben, eine angenehme Privatbesitzung war.

Den 26. nach Guiscard über Ham. Dieser letzte Ort hat eine sehr feste Citadelle, die das berühmte Staatsgefängniß in sich faßt, wohin die meisten Deutschen geschickt worden sind. Es war die Absicht, diese Citadelle, wenn man sich ihrer bemeistern könnte, sogleich von Grund aus zu zerstören; allein der Commandant wollte sich auf ein paar Granaten, die wir ihm hineinwarfen, nicht ergeben. Man mußte sich endlich begnügen, eine Convention mit ihm abzuschließen, wonach der Uebergang über die Somme frei blieb und das Schloß von uns mit den Franzosen gemeinschaftlich für das künftige Gouvernement bewacht wurde. Guiscard ist ein überaus grandiöses und schön möblirtes Schloß, welches dem duc d'Osmond gehört.

Den 27. nach Compiègne an der Oise. Hier ist ein königliches Jagdschloß, in welchem das Hauptquartier des Fürsten war. Es ist von Bonaparte, der hier seine Vermählung mit der Marie Louise gefeiert hat, neu eingerichtet worden und eines der prächtigsten Lustschlösser, die ich gesehen habe. Schlaf- und Badegemächer, von lauter Spiegelwänden umgeben, zeigen, daß Marie Louise nicht zu den edleren und reineren Naturen gehört — Alles athmet Sinnlichkeit und weichliche Pracht. Außer der recherchirten Einrichtung des Ameublements machen vorzüglich einige Kunstwerke dies Schloß sehenswerth. Namentlich sind zwei Gruppen, Amor und Psyche, die eine von Canova, hier, auch wohl manche schöne Landschaft. Auch das Aeußere des Schlosses ist recht schön und die Stadt selbst gehört zu den hübschesten Städten.

Den 28. nach Crespy an der Straße von Soissons nach Paris. Die Gegend ist hier sehr reich an großen Dörfern und kleinen Städten,

die alle von weißem Quaderstein erbaut sind und daher die Landschaft zieren.

Den 29. nach Dammartin auf der Straße von Soissons nach Paris, von letzterer Stadt neun Stunden entfernt. Eine Zeitlang ist die Gegend fast öde und traurig, Dammartin selbst aber liegt auf dem Rande eines breiten Thales, welches sich auf dem halben Wege nach Paris hin mit dem Marne-Thale vereinigt und mit ihm eins zu machen scheint, so daß man eine Hügelkette, mit Orten, Schlössern, Gärten geziert, vor sich und das stolze Paris im Hintergrunde hat, dessen goldner Invalidendom die Nebel durchbrach, welche die gewühlvolle Stadt umlagerten. Unser Quartier war auf einem sehr hübschen Landhause, von dessen Terrasse wir diesen Anblick hatten.

Den 30. nach Gonesse, vier Stunden von Paris. Die vielen Schlösser, die großen steinernen Dörfer, die majestätischen Straßen geben der Gegend ihr Interesse. Noch abends marschirten wir rechts ab, während die beiden anderen Corps im Angesichte der Verschanzungen von Montmartre und Belleville stehen blieben, und gingen über Montmorency, an St. Denys, welches der Feind hält, weg durch das berühmte Thal Montmorency längs der Seine nach Argenteuil und von da gleich weiter nach St. Germain. Dieser Weg ist ausgezeichnet schön; man befindet sich anfangs zwischen Hügeln, die reich mit Wein, Obst und Früchten bepflanzt sind, und zwischen schönen Städten, artigen Dörfern und engen Wegen und Schluchten, bis man noch, vor Argenteuil, die Seine erreicht. Hier war es Nacht und man konnte wenig von der Gegend sehen. Nur schimmerten überall schöne Landhäuser hervor. Argenteuil selbst ist wieder ein ganz hübscher Ort. An Argenteuil entfernten wir uns wieder etwas von der Seine und es war eben Morgen, eine Stunde vor Sonnenaufgang, als wir bei der reinsten und wärmsten Sommerluft auf der Höhe ankamen; die uns die Brücke von St. Germain und diesen Ort selbst in lauter Terrassen, am Abhange des jenseitigen Thalrandes gelegen, zeigte. Der Thalrand liegt dicht an der Seine und ist ziemlich steil, so daß St. Germain mit seinen Terrassen und seinen weißen Häuser-Straßen und seinem Alles überhöhenden Schlosse einen höchst pittoresken Anblick gewährt. Mit jedem Tritte, den wir in das fruchtbare Thal hinunterthaten, umströmte uns eine wärmere

Luft, und ganze Rosenfelder, die hier sehr gewöhnlich sind, schickten uns ihre Wohlgerüche entgegen. Wenige Punkte schöner Landschaften haben auf mich diesen Eindruck gemacht.

St. Germain selbst ist eine enorm große Stadt und ziemlich schön gebaut; sehr pittoresk ist das königliche Lustschloß, welches in einem großen Fünfeck gebaut ist und zwar im gothischen Stil, wiewohl nicht in dem gewöhnlichen Geschmack, wie wir ihn kennen. Es hat an jeder Ecke einen runden Thurm und ist von einem breiten, tiefen Graben umgeben; das untere Geschoß scheint später neu verziert und hat einen besonderen Charakter von Festigkeit und schönem Ernst; das obere ist mehr gothisch, mit langen schmalen und runden Fenstern; das Ganze überrascht durch die Ungewöhnlichkeit der Formen. Uebrigens ist es nicht unterhalten, weil seit Ludwig XIII. Niemand mehr da gewohnt hat. Die Gegend von St. Germain ist höchst hauptstädtisch. In der hügelreichen Gegend schließt sich ein Park, ein Lustschloß an das andere an; alle sind mit Stunden langen Mauern eingefaßt. Dicht bei St. Germain liegt Marly, dessen Wasserleitung auf dem höchsten Punkte der Gegend gelegen ist und ihr etwas Italienisches gibt. Dann kommt Versailles mit seiner enormen Häusermasse und seinen Schlössern, worin es Potsdam weit überbietet. Bei Potsdam ist die Natur an sich schöner, aber bei Versailles strotzt alles von Luxus und großstädtischer Pracht.

Den 1. blieben unsere ermüdeten Truppen bei St. Germain liegen. Der Oberstlieutenant Sohr war mit dem brandenburgischen und dem pommerschen Husaren-Regimente*) an diesem Tage von St. Germain über Versailles abmarschirt, um sich nach Longjumeau auf der Straße von Paris nach Bleau zu begeben und zu erfahren, ob von dorther etwas Paris zu Hülfe eilte. Das Unglück wollte, daß die Franzosen, um unseren Marsch zu beobachten, gerade eine Recognoscirung von St. Cloud und von Paris aus gegen die Gegend von Marly und von Versailles machten. Sohr scheint auch manche Fehler gemacht zu haben, genug er wurde, nachdem er den Feind zwischen Versailles und Paris gefunden, angegriffen und bis auf zwei Stunden von Paris verfolgt hatte, durch eine überlegene Cavalerie angegriffen, zurückgetrieben und fand hinter sich den Weg schon mit Infanterie

* Gehörten zum 2. Armeecorps.

besetzt. Beide Regimenter wurden so weit aufgerieben, daß von 800 Pferden 300 gefangen wurden, 170 sich retteten und die übrigen 330 auf dem Platze blieben. Sohr selbst ist blessirt und gefangen; der Sohn des General York, der als Freiwilliger in diesem Regimente diente, schwer blessirt.*) Gneisenau's Sohn war zum Glück commandirt, sonst würde er schwerlich einem ähnlichen Schicksale entgangen sein. Der Feind war bei dieser Gelegenheit so nahe an St. Germain vorgedrungen, daß wir kaum Zeit hatten, ihm unsere 9. Brigade auf der nächsten Höhe entgegenzustellen, die ihn dann zurückwies.

Den 2. Juli gingen die anderen beiden Corps gleichfalls bei St. Germain über und wir setzten nun unseren Marsch bis Meudon und Chatillon fort. Meudon ist wieder ein königliches Lustschloß und liegt auf dem Thalrande der Seine, der hier zwei Stunden von den Punkten des Flusses entfernt ist, an welchem Paris sich lagert. Von der Terrasse von Meudon, die über das vorliegende breite Thal einige hundert Fuß erhaben ist, hat man einen überraschend schönen Anblick auf Paris, Passy, Sèvres, St. Cloud und die Menge der schönen Dörfer und Schlösser, die das Thal ausfüllen. Es sieht aus, als wäre Alles ein ungeheurer Park. Es ist das Merkwürdigste, was ich der Art gesehen habe, und ich glaube, daß es außer Constantinopel und Neapel keinen Anblick der Art in Europa gibt. St. Cloud, wo das Hauptquartier des Feldmarschalls ist, zeichnet sich durch seine schönen Alleen und Baumgruppen aus. Das Schloß ist mehr elegant als grandiös. Grolmann wälzt sich im Bette der Josephine umher.

Nun ist es Zeit, dieses Tagebuch zu schließen, theuerste Marie. Ist der Friede unterzeichnet, so kommst Du zu mir und zwar, wie ich mir ausdenke, über Compiègne, denn der Weg ist nicht viel um und sehr viel interessanter als der gerade über Leon. Ich hoffe Dir dann bis Compiègne entgegen kommen zu können und gemeinschaftlich

* Von der 800 Mann starken Brigade Sohr wurden 500 Mann, die größtentheils verwundet waren, gefangen, 216 Mann waren todt oder schwer verwundet. Oberstlieutenant von Sohr, der den angebotenen Pardon ausschlug, fiel schwer verwundet den Feinden in die Hände, genas aber von seinen Wunden und wurde 1832 Generalmajor und Brigade-Commandeur, 1838 Divisionscommandeur. Heinrich von York, der Sohn des Feldmarschalls, erlag wenige Tage nachher seiner tödlichen Wunde.

genießen wir dann, was ich nur im Fluge gesehen habe, indem wir über St. Germain, Versailles und Meudon denselben Weg machen, den wir jetzt genommen haben. So kommen wir von hinten in Paris hinein, aber wir haben dann das Schönste genossen, was Paris darzubieten hat.

. . . . Mein Bild wirst Du natürlich einer guten Freundin zum Aufheben lassen. Ich denke mir, wenn Du angekommen bist, unsere kleine Equipage mit den beiden Schwarzen gleich wieder so einzurichten, wie sie war, und dann je eher je lieber in ein Bad zu gehen, denn (ich weiß nicht, ob ich's Dir geschrieben habe) die Gicht hat sich wieder mit einer abscheulichen Wuth eingefunden und ich sehne mich nach Etwas, was auch nur die entfernteste Hoffnung der Erleichterung gibt . . .

Fortsetzung meines Tagebuchs.

Den 7. Juli sollten die Franzosen Paris geräumt haben und in acht Tagen über die Loire sein. Im preußischen Hauptquartiere wurde hierauf beschlossen, Paris mit einem Corps (dem ersten) militärisch zu besetzen, um Furcht und Schrecken zu verbreiten, das dritte Corps den Franzosen folgen zu lassen und das vierte bei Versailles zu behalten. Hundert Millionen Franken Contribution, eine Bekleidung für 100,000 Mann, eine gewisse Anzahl Pferde ꝛc. ꝛc. sollte gefordert, sämmtliche Nationalgarden sollten entwaffnet, die Truppen in Paris ganz besonders gut verpflegt und die Brücke von Jena und der Triumphbogen gesprengt werden. Wie sich das Alles in so kurzer Zeit machen lassen sollte, als bis zur Ankunft der Monarchen und der anderen Armeen übrig war, habe ich nie eingesehen. Noch weniger verstand ich das Verhältniß, in welchem sich das preußische Armee-Commando zu Ludwig XVIII. dachte. Er war der englischen Armee gefolgt und befand sich schon in St. Denys. Die preußischen Heerführer hatten einen sichtbaren Widerwillen gegen Ludwig XVIII. und sein Haus und sprachen nur mit Bitterkeit von ihm. Wen aber dachte man an seine Stelle zu setzen? Ließ man der Nation die freie Wahl eines Monarchen, was doch wegen Mangels an Zeit unmöglich war, so konnte diese Wahl immer nur auf einem Bourbon

(Ludwig XVIII. oder den Herzog von Orleans), auf Napoleon II., auf einen Jakobiner (Carnot ꝛc.) fallen; man konnte also unmöglich etwas Anderes auf dem Throne wollen, als den Bourbonen; warum gab man sich nun nicht das Verdienst, es de bonne grâce zu thun; warum hetzte man die Engländer an, die Proclamation Ludwig's XVIII. nicht zu dulden u. s. w.? Warum verhielt man sich, im Falle es an Instructionen fehlte, für die Bourbons zu handeln, nicht wenigstens ganz leidend und that freundlich zu ihnen, wie es einem stolzen Sieger so wohl steht? Es ist schwer zu sagen, was man wollte, und da ich in dieser Zeit keinen meiner Freunde ausführlich gesprochen habe, so weiß ich auch nicht mehr davon, als ein Anderer. Sichtbar und deutlich waren verächtliche Geringschätzung und Bitterkeit gegen das Haus der Bourbonen und Rache gegen das französische Volk. Die Franzosen haben Beides sehr schnell bemerkt und das Letztere hat sie verhindert, uns aus dem Ersteren ein Verdienst zu machen.

Den 8. zog das erste Corps unter General Zieten ein. Es wurde still und kalt empfangen. Einige Excesse, die gegen einzelne Preußen vom Pöbel begangen wurden, sowie die Beschimpfung unserer am 2. gefangenen Husaren (à la rivière avec ces coquins), welche einige Tage vorhergegangen war, überzeugte uns, daß wenigstens der Pöbel nicht für uns sei. Noch waren die Kammern beisammen, noch declarirten sie, daß sie sich durch keine Gewalt vertreiben lassen würden, noch wehte die tricolore Fahne von den Thürmen. Aber die Preußen wollten ja die Kammern nicht vertreiben, die Preußen wollten ja die weiße Fahne nicht aufstecken, die Preußen wollten imponiren, wollten sich bereichern und durch einige Trümmer ihre Siegesbogen rächen! War das gegen Ludwig XVIII., war es gegen die provisorische Regierung, war es gegen das Volk? Kein Mensch konnte darauf eine bestimmte Antwort geben.

Zieten hatte kaum die Tuilerieen, den Luxembourg und einige andere Plätze mit Infanterie und Kanonen stark besetzt, so erklärte Sebastiani in den Kammern, jetzt, umgeben von fremden Bajonetten, wären sie keine freie Versammlung der National-Repräsentation mehr; sie müßten jetzt den Bajonetten weichen bis zu einem günstigeren Zeitpunkt. So löste sich die Regierung auf. — Bei allem unserem mürrischen Wesen gegen die Bourbons hatten sie uns doch nicht angemerkt, daß wir noch

unentschlossen und ungewiß waren über das, was in Frankreich nun geschehen sollte; und die frühere Proclamation Blücher's, worin er mehrmals versichert, es sei nicht die Absicht, den Franzosen irgend einen Souverain aufzudringen, müssen sie für bloße Phrase gehalten haben. Genug, sie verließen das Schlachtfeld trotz des in der Convention enthaltenen Punktes, daß wir die jetzige Regierung respectiren würden tant qu'elle durera. So wie die Jakobiner geräumt hatten, entstand ein Vacuum und die Bourbonen drangen, wie leicht sie auch sein mögen, nach dem bloßen Gesetze der Schwere hinein. Nämlich, obgleich höchst wahrscheinlich die große Majorität von Paris gegen die Bourbonen ist, so kann es doch nicht fehlen, daß sie eine Partei darin hatten, selbst unter der Nationalgarde. Sobald nun diese Partei, welcher die andere schon durch eine heimlich vorbereitete Revolution gedroht hatte, sah, daß jene das Schlachtfeld willig räumte, übernahm sie das Heft, bekümmerte sich wenig um die schläfrige Majorität, zog dem Könige mit einigen tausend Mann Nationalgarden nach St. Denys entgegen, versammelte alle übrigen Volkshaufen auf den Straßen, die der König durchziehen mußte, und füllte die Luft mit dem Geschrei: vive le roi! So zog Ludwig XVIII. den 9. in Paris ein, ohne daß die Preußen es gewollt hatten, ohne daß die Engländer etwas Anderes dafür gethan hatten, als es ganz heimlich zu begünstigen, und ohne daß Paris selbst es eigentlich wollte. Was den Erfolg dieses Tages begünstigte, war das Einrücken des 3. Armeecorps in Paris auf eine Nacht. Wir hatten Befehl, über die Brücken von Jena und Austerlitz und über den ganzen Boulevard zu marschiren, und unser Quartier auf dem linken Seine-Ufer. Dieser Triumphzug dauerte von morgens 8 Uhr bis nachmittags um 3 Uhr und hatte die Straßen schon mit Menschen gefüllt, die durch den Anblick der vielen Truppen mehr Muth bekamen, Ludwig XVIII. und die Bourbonen leben zu lassen.

Wir wurden einquartiert, Ludwig XVIII. nahm Besitz von den Tuilerieen und abends wurde im Palais royal der Saal Montansier gestürmt, weil er den Bonapartisten zum Versammlungsorte gedient hatte — eine nicht brillante Illumination schloß diesen Tag. Den 10. marschirten wir aus der Stadt der feindlichen Armee auf Fontainebleau nach. Der König von Preußen und der Kaiser von

Rußland kamen abends an. Ehe diese aber noch ankamen, wurde das Project mit der Jenaer Brücke in's Werk gerichtet; drei kleine Minen sollten drei Bogen sprengen; sie leisteten aber keine Wirkung und die Brücke stand unversehrt, als der König den Befehl gab, dieses Unternehmen aufzugeben.

Die Forderungen an Contributionen ꝛc. ꝛc., welche Preußen an Paris und die besetzten Provinzen macht, schweben noch, d. h. es ist noch sehr wenig davon eingegangen und es fragt sich, ob die Ankunft der Monarchen und die der bairischen, österreichischen und russischen Armee nicht auch dieses Project größtentheils scheitern machen wird.

Die drei Monarchen haben Ludwig XVIII. den Besuch gemacht und mithin scheint er von ihnen anerkannt. Mit der Armee unter Davoust, vielleicht auch mit der unter Suchet wird unterhandelt; sie hat sich auf gute Bedingungen unterwerfen wollen, Ludwig XVIII. aber die Unterwerfung auf Discretion verlangt.

13.

Fontainebleau, 12. Juli 1815.

Mit der innigsten Sehnsucht schmachte ich nach dem Augenblicke, Dich wieder zu besitzen, theuerste Freundin meiner Seele; ich fühle mich seit einigen Tagen sehr unwohl und mir ist, als würde ich wohler werden an Deinem Herzen. Hier im kaiserlichen Lustschlosse, wo eine Reihe von Salons, Zimmern und Cabinetten, wo fürstliche Betten und Sopha's zu meinem Gebote stehen, wo mich ein schöner Park umgibt, hier wäre es schön, zusammenzuleben und ich gäbe viel darum, wenn ich diese Herrlichkeiten mit Dir theilen könnte, die in meiner Einsamkeit mir nur wehmüthige Empfindungen geben.

Leider, fürchte ich, ist der Augenblick des Friedens und allgemeiner Sicherheit so nahe noch nicht. Ich fürchte, wir erleben in Paris einen Wiener Congreß, welcher viel unangenehmere Folgen haben würde, als der in Wien. Außerdem ist das Land noch nicht überall beruhigt; in der Champagne schweifen bewaffnete Bauern umher. Du kannst leicht denken, daß ich lieber Deinen Besuch noch eine Zeitlang entbehren als Dich solchen Gefahren aussetzen will, und ich bitte Dich, ja bei dem Vorsatze fest zu bleiben, nicht ohne meine ausdrückliche Aufforderung die Reise anzutreten.

Die französische Armee, welche 50,000 Mann stark unter Davoust über die Loire gegangen ist, hat bereits ihre Unterwerfung auf gute Bedingungen angeboten, allein Ludwig XVIII. hat jede Bedingung abgelehnt und verlangt völlige Unterwerfung auf Discretion. Es war am 9., als er in Paris einzog, denselben Tag mit unserem Armeecorps. Am 8., wo das erste hineingezogen, hatte es die Straßen und Plätze militärisch besetzt; die Stimmung war am 8. noch sehr gegen uns und die Bourbonen. Am 9. hörte man nichts als Jubel und vive le roi in den Straßen. Indessen kann man sich nicht darüber täuschen: die Majorität in Paris scheint gegen die Bourbonen; diese hätte Napoleon II. am liebsten gehabt. Unser Hauptquartier war eben so sehr gegen Ludwig XVIII., wußte aber selbst nicht, für wen es sei und was es wollte. Der Einzug des Königs, der den Engländern auf dem Fuße gefolgt war, ist beiden gewissermaßen über den Kopf weggenommen. Die Königlichgesinnten zogen nach St. Denys hinaus und holten ihn herein. Die Andersgesinnten und das preußische Hauptquartier wagten nicht, sich öffentlich dagegen zu erklären; beide blieben zu Hause und ließen die Anderen ihren leichtsinnigen Jubel genießen. Dies ist so weit gegangen, daß Blücher und sein Hauptquartier von Ludwig XVIII. auch nicht die entfernteste Notiz genommen haben. Von der anderen Seite wurden Contributionen, Montirungen u. s. w. von Generalen ausgeschrieben und Anstalten gemacht, die Brücke von Jena in die Luft zu sprengen. Welch eine feindliche Stellung wir dadurch gegen die Franzosen und Ludwig XVIII. bekommen, kannst Du leicht beurtheilen, um so mehr, als die Engländer den Einzug des Königs heimlich begünstigt haben, im Lager stehen, keine Contributionen erheben und nicht plündern. Das Schlimmste scheint mir, daß wir uns zwischen zwei Stühle setzen — wir verderben es mit der französischen Regierung und mit dem Volke zu gleicher Zeit — und daß wir eigentlich nicht wissen, was wir wollen. Der König ist vorgestern Abend in Paris angekommen, und da er den Befehl zur Sprengung der Brücke von Jena zurückgenommen hat (nachdem drei kleine Minen wirklich angezündet worden waren, ohne die mindeste Wirkung zu thun), so wird dieses Trauerspiel in eine Farce verwandelt und der Unmuth der Franzosen etwas weniges gegen uns gesteigert. Sei

dem wie ihm wolle, ich finde, daß unser Benehmen nicht den noblen Charakter hat, der Siegern gerade am schönsten steht, und daß es im Conflux dieser wunderlichen Gegenwirkungen sogar etwas Gauches und Lächerliches bekommt.

Wie es nun mit dem Frieden werden wird, weiß der Himmel. Die erste Frage, wer regieren soll, ist durch die kluge Behendigkeit Ludwigs XVIII. entschieden — auch Preußen wird jetzt wohl nicht mehr von einer freien Wahl der Nation sprechen. Die zweite Frage, wie die Nation pacificirt werden soll, ist schon schwerer zu entscheiden. Merkt man, daß Frankreich weniger großmüthig als 1814 behandelt werden soll, daß es Abtretungen machen soll, so wird noch eine gewaltige Stimme in der Nation gegen diese Stipulation und gegen die Regierung, welche sie eingehen will, sich erheben, und der Widerwille gegen die Bourbons, der, wenn er auch im ganzen Reiche nicht die wirkliche Majorität ausmacht, doch viel allgemeiner ist, als wir uns einbilden, ich sage, dieser Widerwille wird einen neuen Attractionspunkt bekommen, an dem er sich zu einem Kerne vereinigen kann. In diesem Falle muß der Krieg fortgesetzt werden d. h. die Armeen, die alle auf der halben Höhe von Frankreich Halt gemacht haben, müssen von neuem vordringen, bis gegen die Küsten, Alles, was sich noch an Armeen findet, zerstreuen und das ganze Land entwaffnen. Dies kann keine Schwierigkeiten haben, nur würde es immer einige Wochen Zeit mehr erfordern und die Spannung für die neu zu erschaffenden Verhältnisse vergrößern. Ist man klug genug, nicht zu früh von den Garantieen zu sprechen, sondern die Bourbons erst völlig einzusetzen und ihnen Zeit zu lassen, die Armeen aufzulösen und sich selbst eine neue kleine Armee zu bilden, so wird jenes Stück Krieg nicht mehr nöthig werden, die Bourbons werden uns selbst das beruhigte Reich in die Hände liefern, freilich nicht gutmüthig, aber was wollen sie machen, wenn wir mit einer halben Million im Lande bleiben? Selbst wenn sie unsere Absicht klar vorhersehen und den Preis fürchten, den sie uns zahlen müssen, können sie doch ihr Geschäft, die allgemeine Beruhigung des Landes, das Auflösen aller revolutionären Stoffe, welches noch die einzigen kräftigen im Lande sind, nicht aufschieben, denn sie, die Bourbons, können mit diesem revolutionären Sauerteig nichts anfangen. Meine Konclusion ist, daß

es sehr dumm gemacht ist, wenn wir nicht durch Ludwig XVIII. einen Präliminarfrieden abschließen mit der Nation, um ihr so die Waffen und den Geist aus den Händen zu winden.

Die dritte Frage endlich ist die wichtigste: Welche Garantieen wird man fordern, wie sich unter einander über diesen Punkt verständigen, ohne in eine Lage, wie die in Wien war, zu gerathen? Hier sehe ich kein Ende. Indessen geschieht das Wenigste in der Welt von dem, was man fürchtet, und so wird auch hier vielleicht ein unvermuthet leichter Ausgang gefunden.

Mein sehnlichster Wunsch ist, daß dieses Nachspiel ein baldiges Ende nehmen möge, denn eine Stellung mit dem Fuße auf dem Nacken eines Andern ist meinen Empfindungen zuwider und der unendliche Conflict von Interessen und Parteiungen meinem Verstande.

Geschichtlich werden die Engländer die schönste Rolle in dieser Katastrophe spielen, denn sie scheinen nicht wie wir hergekommen zu sein mit der Leidenschaft der Rache und Wiedervergeltung, sondern wie ein züchtigender Meister mit stolzer Kälte und tadelloser Reinheit — kurz vornehmer als wir.

Die großen Märsche, welche wir gemacht haben, haben es unmöglich gemacht, überall strenge Disciplin zu halten, aber auch außerdem hat sich unter unseren Offizieren häufig ein Geist der Habsucht gezeigt, über den wir so oft bei den Franzosen ausgespuckt haben — ich kann nicht sagen, wie mich das betrübt. — Aber das liegt in der ganzen Rolle, die wir übernommen haben und die ich mir hätte schöner denken können.

14.

Fontainebleau, 14. Juli 1815.

Noch läßt sich der Gang der künftigen Unterhandlungen nicht übersehen, denn sie haben noch nicht angefangen. Bis jetzt ist noch nichts geschehen, als daß sich der Haß gegen Preußen von Seiten des jetzigen Gouvernements und des Volks mehr ausbildet, wobei die übrigen Mächte unser Benehmen mißbilligen und in der eigenen Armee Stimmen dagegen sind. Das wird indessen bald durch die eigentlichen Gegenstände der Unterhandlungen, durch die Stipulation

der Garantieen verdrängt werden; der Streit darüber wird Parteien bilden und wir werden hoffentlich dann nicht so allein stehen. Gebe der Himmel, daß die drei Monarchen ebenso von der Gefahr lebhaft erfüllt sein mögen, die aus einer Uneinigkeit zwischen ihnen hervorgehen muß, und daß sie sich darum entschließen, die Sache so viel als möglich unter einander kurz und bündig abzumachen, nicht diplomatisch. Ich rechne auf unser Glück und auf den ewig einwirkenden Zufall, der die Dinge immer anders treibt, als man erwartet hat. Langweilig aber wird es sein, hier in Frankreich viele Monate zu sitzen und sich mit Stroh, Hafer, Brod und Fleisch herumzuquälen. — Wir sind den Franzosen nachgezogen nnd stehen hier bis Orleans. Mithin werde ich noch Gelegenheit haben, mein Roß aus der Loire trinken zu lassen. Plötzlich fallen uns die guten „Holters" in Eilmärschen in unsere Quartiere und Fürst Schwarzenberg hat mit den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian*) sein Hauptquartier hier im Schlosse. Obgleich diese Eile einige Wochen früher mehr am Platze gewesen wäre, so haben wir uns doch mit ihnen verständigt und ihnen die Quartiere zweier Brigaden eingeräumt. Auch im Schlosse bleiben wir mit ihnen zusammen und Du kannst Dir eine Vorstellung von der Größe des Schlosses machen, wenn ich Dir sage, daß diese vier Hauptquartiere darin Platz haben, ohne daß ich eines von meinen fünf Zimmern herzugeben brauche. Da sind wir mit einem Male unter die guten Oesterreicher gerathen. Es ist indessen außer dem Erzherzog Maximilian noch Niemand hier, dessen Bekanntschaft wir gemacht hätten. Er sieht gutmüthig und nicht dumm aus, aber sehr unkriegerisch. Noch habe ich keine Nachricht von Erzherzog Carl**); es soll aber in der Gegend von Belfort sein, was mir sehr leid thun würde, denn ich würde mich sehr freuen, Deinen Bruder zu sehen. Wir plündern das Museum und die Schlösser mit bestem Erfolge, eine Maßregel, die allein einen guten Fortgang hat, weil der König sie gehörig unterstützt. Anfangs hat Herr Denois besondere Sprünge

* Erzherzog Ferdinand von Este (geb. 25. April 1781, gest. 5. November 1850), Herzog von Modena, befehligte die österreichischen Reserven. Sein Bruder Maximilian (geb. 14. Juli 1782, gest. 1. Juni 1863) wurde nachmals (22. April 1835) Hochmeister des deutschen Ordens. Die beiden Erzherzoge waren Neffen Kaiser Leopold's II.

** Dem Regimente, bei welchem der Bruder der Frau v. Clausewitz stand.

gemacht, allein Seine Majestät Louis (biscuit, wie ihn die Pariser witzig nannten) hat den Befehl gegeben, Alles zu verabfolgen, was die preußischen Commissarien fordern würden. De Groote hat die kölnischen und rheinischen Sachen ausgesucht. Auch hier in Fontainebleau sind fünfzehn Stück preußisches Eigenthum gewesen, die man jetzt eben abnimmt, unter anderen eine ganz hübsche Venus aus meiner Stube. Es wird mir Spaß machen, die Bilder einmal wieder in Potsdam oder Berlin zu sehen. Gegen diesen Act der Gerechtigkeit wissen die Franzosen nichts zu sagen, als: wir hätten es doch das erste Mal nicht gethan! Une bonne raison!

15.

Estampes, 21. Juli 1815.

Wir haben Fontainebleau verlassen, um den Oesterreichern Platz zu machen, und sind hierher gezogen nach einer kleinen Stadt von 8000 Einwohnern, auf dem Wege von Paris nach Orleans. Da die anderen österreichischen Hauptquartiere noch nicht angekommen waren, habe ich gar keine Bekanntschaften machen können, ja ich habe unter Denen, die da waren, nicht einmal erfahren können, wo das Regiment Deines Bruders steht. Die Armee war noch zwei Tagemärsche zurück, und bei der Avantgarde wußte man nur, daß Erzherzog Carl Ulanen bei'm Schwarzenberg'schen Corps sei. — Wir stehen hier in einem zwar nicht kleinen, aber äußerst langweiligen Orte, haben eine Menge unangenehmer Collisionen, weil die Verhältnisse so verwirrt sind, daß die Begriffe von Freund und Feind sich kaum mehr unterscheiden. — Ich bin nichts weniger als beruhigt über die Zukunft, nichts weniger als erfüllt von dem Stolze und der Selbstgenügsamkeit, womit wir hier auftreten — mit Schrecken denke ich daran, daß wir den ganzen Sommer in dieser Lage zubringen sollen. Gneisenau ist General der Infanterie und Ritter des schwarzen Adlerordens, das wirst Du schon wissen. Er ist zum Gesandten bei'm künftigen Congreß ernannt und deshalb schon in Paris. — Hierüber ist die Armee erfreut und mit Recht; ich will froh sein, wenn die Unterhandlungen erst angefangen haben werden und die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gerichtet sein wird als jetzt. — —

Die französische Armee hat die weiße Fahne aufgesteckt, zugleich aber den General Lefèvre-Desnouettes als Partisan der Oesterreicher angegriffen. Täglich kommen Blessirte, die von den Bauern geschossen und gestochen worden sind; überall herrscht die entschiedenste Anhänglichkeit an die Revolutionspartei beim großen Haufen, dabei die widrige Süßlichkeit der Pariser, die ewig „Vive le roi!“ schreien — es ist ein curioses Durcheinander. Indessen bezweifle ich nicht, daß die Armee binnen kurzem licenciirt sein wird; die ungeheure Masse der alliirten Armeen machen jede Art von Bürgerkrieg unmöglich, wozu sonst Frankreich disponirt ist. Das Eine ist beruhigend, daß Bonaparte endlich seinen Ruhepunkt gefunden hat, denn die Engländer werden ihn nun wohl festhalten, daß an keine zweite Reise nach Frankreich zu denken ist. Bis jetzt hört man noch von keinem Blutgericht.

Wenn Dir unser Armeebericht zu Augen kommt, so wirst Du finden, daß der Gefechte, welche das dritte Armeecorps den 18. und 19. Juni hatte, fast gar nicht gedacht ist. Dies ist eine offenbare Ungerechtigkeit, die wir aber verzeihen, weil die Ursache zu errathen ist. Wir hatten an diesen beiden Tagen 2½ Armeecorps, 30 bis 40,000 Mann, auf dem Leibe, die in der großen vielgefeierten Schlacht nicht mitgefochten haben; das hätte man gestehen müssen, und das hätte den Effect verringert; um dieses Effects willen verzeihe ich es.

16.

Estampes, 24. Juli 1815.

Wir stehen noch hier und pressen Contributionen: Stiefel, Tuch &c. Sobald dies Geschäft geendigt ist, ziehen wir nach der Normandie, um dort von neuem anzufangen, wenn nicht etwa unterdessen nothwendig erachtet wird, die Operationen gegen die Armee fortzusetzen. Diese Armee hat zwar die weiße Fahne aufgepflanzt, aber ganz den alten Geist behalten. Dazu kommt, daß die Oesterreicher Suchet und Le Court in Gottes Namen hinter die Loire haben ziehen lassen, die sich nun mit Davoust vereinigen werden; ebenso wird das bei Bordeaux stehende Heer zu ihnen stoßen. Königlich Gesinnte gehen

alle Tage zu dieser Armee hin, unstreitig, um ihnen zu sagen, daß Louis XVIII. in den Händen fremder Gewalt ist, daß man sein Land aussaugt, daß man seine Festungen, auf deren Wällen die weiße Fahne weht, belagert, den Elsaß und andere Provinzen von dem Reiche abreißen will, und daß man also dem Könige einen wahren Gefallen thut, ihn anzuerkennen, aber nicht zu gehorchen, sondern für die Interessen des Vaterlandes von neuem zu rüsten. — So kann im Süden sich ein neuer Kriegsstaat gegen uns constituiren. Es ist möglich, daß die Bourbons selbst jetzt noch nicht in diese Idee eingegangen sind, daß sie aber, von allen Seiten darauf gehetzt, in der Folge darauf eingehen und daß die spanische Linie sich dafür erklärt. — Sind wir dann genöthigt, uns von neuem zum Angriffe zu entschließen, so ist ein allgemeiner Landesaufstand gegen uns, soweit ein solcher überhaupt praktisch ist, nicht mehr zweifelhaft, und die Entwaffnung des Landes, welche wir jetzt betreiben, kann ihn zwar schwächen, aber nicht verhindern, wie das Beispiel Spaniens zeigt. — Man glaubt nicht, wie hartnäckig der Franzose an der Idee seiner Unüberwindlichkeit hängt, wie lächerlich leichtgläubig er in den Händen seiner Parteihäupter ist und wie toll diese, am Abgrunde schwindelnd, das Letzte wagen. Die Gewißheit, ungestraft zu bleiben, welche sie dem schwachen Ludwig abgemerkt haben, begünstigt dies. Mir scheint es, wir vergessen über Schuh und Stiefel diese Angelegenheit, und ich habe mich nicht enthalten können, an Gneisenau bescheiden darüber zu schreiben. Die ungeheure Masse von Truppen, die wir haben, macht, daß man das Alles noch mit einer großen Ruhe ansehen kann, aber von der anderen Seite ist auch auf eine zusammenstimmende Wirksamkeit dieser Massen nicht sicher zu rechnen. Denn wenn ich die Oesterreicher sehe, die, anstatt von Basel quer durch Frankreich nach der westlichen Meeresgränze zu marschiren und so durch völlige Spaltung jede neue Regung zu ersticken, leichtsinnig nach Paris ziehen und im Süden nichts als Frimont mit 40,000 Mann lassen, die gleich bei Anfang des Krieges gegen 30,000 Mann nicht den Muth hatten, mit 300,000 Mann über den Rhein zu setzen, sondern einen großen Umweg über Basel nahmen, so sehe ich mich genöthigt, von der Totalwirkung der 600,000 Mann viel abzulassen.

17.

Thoury, auf dem Marsche nach Le Mans,
30. Juli 1815.

Gestern haben wir Estampes und die Gegend verlassen, um nach dem Sarthe-Departement, der ehemaligen Provinz Maine zu gehen. Unser Hauptquartier wird nach Le Mans kommen, welches ein Ort von 25—30,000 Einwohnern ist. Ich hatte gehofft, wir werden der Küste nahe kommen, und dann das Project gemacht, Dir ein Rendezvous in London zu geben. Trotz der unsicheren Verhältnisse und trotz der schwarzen Prophezeiungen, in denen selbst Gneisenau sich verliert, kann ich dem Wunsche nicht widerstehen, Dich hier zu haben. — Da nun selten das Schlimme eintritt, was vorsichtige Leute wie ich erwarten, da selbst, wenn es geschieht, der zündende Stoff doch eine gewisse Zeit braucht, ehe es zum Brennen kommt, d. h. da nach dem Beispiele aller früheren Zeiten man sich ein paar Monate herumstreiten wird, ehe man sich bei den Ohren faßt, wir also jedenfalls einen Monat ungestört zusammen sein könnten; da endlich die Sache auch wohl nicht wie ein nächtliches Gewitter uns plötzlich aus dem Schlafe wecken wird, und für Dich immer Zeit sein wird, die französische Gränze mit guten Pässen in Sicherheit zu erreichen, so glaube ich es verantworten zu können, wenn ich Dich bitte, Deine Reise hierher anzutreten, sobald Deine Einrichtungen getroffen sind. Ich wähle für Dich den Weg über Lüttich und Soissons, da durch Lothringen lauter Truppen anderer Armeen ziehen und die Straße vielleicht nicht ganz sicher ist. Auf der großen Poststraße hast Du nichts zu befürchten, um so weniger, als Leute, die für ihr Geld reisen, nicht der Gegenstand der erzürnten Bauern gewesen sind und jetzt überhaupt nichts mehr von der Art gehört wird. Ich komme Dir dann jedenfalls nach Paris, vielleicht nach Soissons entgegen. Zur Bedingung mache ich Dir nur, daß Du keine Nacht unterwegs bleibst, sondern Deinen Weg so einrichtest, daß Du mit dem Dunkelwerden unter Dach und Fach kommst. Gneisenau habe ich gebeten, Dir einen Paß vom französischen Ministerium zu besorgen und diesem Briefe beizufügen. Ohne diesen Paß reise ja nicht. —

18.

Marschquartier Sancheville, 30. Juli 1815.

Gneisenau sieht so schwarz über die nächste Zukunft, daß ich fast glaube, er billigt Deine Reise nicht. Ich schreibe ihm daher heute nochmals und stelle ihm anheim, ob er die Briefe mit den Pässen abschicken will. Ich selbst glaube, daß seine Ansichten übertrieben sind. — Durch unser heftiges Betragen ist es dahin gekommen, daß der Feldmarschall, der es natürlich nicht gegen das Gewicht des Königs und der Alliirten durchführen konnte, den Abschied gefordert hat. Geht das nicht zurück, so ist uns Gneisenau auch verloren.

19.

Le Mans, 5. August 1815.

Die Pässe sind abgesandt und zwar im Duplicat, ich zweifle also nicht, daß Du sie erhältst. Es scheint, daß Gneisenau Dir nur Armeepässe geschickt hat. Dies ist mir nicht so lieb, als wenn sie vom Gouvernement ausgestellt wären; indessen, da Alles ruhig ist, fürchte ich nicht, daß Du Hindernissen begegnen wirst; nur ist es nöthig, daß Du die Militärstraße nach Compiègne nimmst; dorthin komme ich Dir entgegen, sobald ich den Tag Deiner Ankunft weiß. Die Angelegenheiten in Paris scheinen noch nicht sehr vorgerückt. Gneisenau ist sehr unzufrieden mit aller Welt; der Feldmarschall, der den Abschied gefordert hat, ist beruhigt worden. Wahrscheinlich wird die Sache damit enden, daß man zur Garantie der Contribution einige Festungen behält. Der Abtretung von Provinzen sind Rußland und England entgegen, und da es zu gefährlich sein würde, es zum Bruche kommen zu lassen, wird man wohl die Idee aufgeben müssen.

Hier bei Le Mans haben sich die Vendeer 1793 geschlagen und die Niederlage unter Bonchamp*) erlitten, der in meinem Zimmer gewohnt hat. Eine Kanonenkugel, die durch den Spiegel gegangen

* Die Niederlage bei Le Mans erlitten die Vendeer durch Westermann am 12. December 1793, aber nicht unter Bonchamp, der am 27. October bei Chollet tödlich verwundet worden war und bald darauf starb, sondern unter Heinrich La Rochejacquelin.

ist, zeigt noch die Spuren dieses Gefechtes; ich habe jetzt ziemlich interessante Memoiren über diesen Krieg von der Witwe des berühmten La Rochejacquelin.*)

Auf pikante Naturscenen mache Dich nicht gefaßt; das Land zwischen Seine und Loire ist im Ganzen nichts weniger als schön oder reich. Die hiesige Gegend ist nicht übel, aber dafür manche schlechter als die Mittelmark. Ich denke übrigens, daß wir höchstens noch einige Monate hier bleiben werden und sehne mich von Herzen nach Deutschland zurück. Lebe wohl, liebe Marie! Auf baldiges Wiedersehen!

* Diese Memoiren erschienen 1815 in Paris. Ihre Verfasserin ist aber nicht die Witwe des berühmten Heinrich La Rochejacquelin, sondern die Gattin seines Bruders Ludwig, mit welchem sie sich verheirathete, nachdem ihr erster Gatte, der berühmte Vendeerführer Marquis Lescure, an seinen Wunden gestorben war. Sie war eine geborne Marquise von Domissan, zeichnete sich im Vendeerkriege durch Heldenmuth aus, theilte alle Gefahren mit ihrem Gatten Lescure und folgte demselben nach seiner tödlichen Verwundung nach Fougères.

XIV.

Die Lebensperiode in Coblenz. — Die dort vereinigten hervorragenden Persönlichkeiten. — Gneisenau. — Stellen von Steffens zu seiner Charakteristik. — Wilhelm v. Scharnhorst. — Graf Carl v. d. Gröben. — Oberst v. Jasmund. — Major O'Etzell. — Oberstlieutenant Ferdinand v. Stosch. — Major Heinrich v. Hellwig. — Oberpräsident v. Ingersleben. — Max v. Schenkendorf. — Sixt v. Armin. — Rittmeister Bärsch. — Andere Persönlichkeiten. — Präsident v. Meusebach. — Der Frauenkreis in Coblenz. — Frau v. Cohausen geb. v. Leoprechting. — Meusebach's Verdienste um das gesellige Leben in Coblenz. — Seine Gelegenheitsdichtung. — Die „Eintagsschönchen". — Seine Gedichte auf Gneisenau, Schenkendorf, Clausewitz. — Stellen aus seinem Tagebuche über Clausewitz und dessen Frau. — Clausewitz zum Director der Allgemeinen Kriegsschule ernannt. — Meusebach's Abschiedsverse an Clausewitz vor dessen Abgange nach Berlin. — Clausewitz Commandant von Aachen für die Dauer des Congresses. — Seine Ernennung zum Generalmajor. — Abreise nach Berlin. — Literarischer Anhang: Ein Aufsatz von Clausewitz über politische Umtriebe.

Die drei Jahre, welche Clausewitz und seine Frau in der dem deutschen Vaterlande wiedergewonnenen schönen Stadt Coblenz an dem nun frei gewordenen herrlichen Rheinstrome verlebten, waren für Beide die glücklichste und genußreichste Periode ihres Lebens. Die Hoffnung auf Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft, an welcher sie in trüber und prüfungsvoller Zeit mit unerschütterlichem Vertrauen festgehalten hatten, sie war endlich nach schweren und ruhmvollen Kämpfen zur Verwirklichung gelangt und mit ihr war auch Clausewitz's so lange vergeblich gehegter sehnlicher Wunsch, in die preußische Armee zurücktreten zu können, erfüllt worden. Seine neue Stellung als Chef des Generalstabes unter Gneisenau, der ihm und seiner Gattin stets die größte Hochachtung und innigste Zuneigung bewiesen hatte, mußte schon um dieses persönlichen Verhältnisses willen höchst angenehm sein und eröffnete ihm überdies einen feinen

Fähigkeiten und Wünschen vollkommen entsprechenden Wirkungskreis. Er sowohl als seine Frau fanden in Coblenz reichliche Gelegenheit zu einem erheiternden und anregenden geistigen Verkehre und zu freundschaftlichem Umgange; auch eine schöne Wohnung trug dazu bei, die Annehmlichkeiten ihres äußeren Lebens zu erhöhen.*) Der neue Wohnort erleichterte ihnen auch die Verbindung mit dem Grafen Friedrich Dohna und dessen Gemahlin Julie, da Oberst Dohna nach dem Friedensschlusse als Commandeur des 8. Ulanenregimentes nach Bonn versetzt worden war, welche Stellung er erst 1820 mit der eines Brigadecommandeurs in Düsseldorf vertauschte. Auch den Minister vom Stein, der sich aus dem politischen Leben zurückgezogen hatte und auf seinem Familiensitze zu Nassau an der Lahn den Wissenschaften lebte, konnten sie von Coblenz aus leicht erreichen und bei dem hochverehrten Manne stets der herzlichsten Aufnahme gewiß sein. Daß gerade in den ersten Jahren nach der Vereinigung der Rheinlande mit der preußischen Monarchie eine so große Anzahl bedeutender und durch persönliche Vorzüge ausgezeichneter Männer in Coblenz, dem Mittelpunkte der Landesverwaltung, vereinigt waren, wird sicher mit Recht auf die in den leitenden Kreisen herrschende Absicht zurückgeführt, den Bewohnern der Rheinlande Liebe und Vertrauen zu der neuen Regierung einzuflößen. Wir werden diese Persönlichkeiten, da Clausewitz zu allen in Beziehungen, zu mehreren auch in engster Freundschaftsverbindung stand, den Lesern hier vorführen, müssen uns aber, wie es durch die Bestimmung dieser Schrift bedingt ist, auf wenige Mittheilungen über sie beschränken. Uebrigens blieben diese Männer nur kurze Zeit in Coblenz vereinigt, da sie größtentheils später in höhere Stellungen berufen wurden.

Vor allen anderen war es der herrliche Gneisenau, der gefeierte Held der Befreiungskriege, auf den aller Augen, wo er sich zeigte, gerichtet waren, der durch die edle Würde seiner äußeren Erscheinung in gleichem Grade Verehrung einflößte, wie er durch die Bescheidenheit und Leutseligkeit seines Benehmens alle Herzen gewann. Die

* Clausewitz bewohnte in Coblenz das v. Hontheim'sche Haus in der Neustadt (ganz in der Nähe des Theatergebäudes und des Trier'schen Hofes). Das Haus wurde später das v. Hilgers'sche genannt (Frau v. Hilgers, die Besitzerin, war eine geborene v. Hontheim).

seltenen Vorzüge seines Charakters und die Liebenswürdigkeit seines Wesens sind nach dem übereinstimmenden Urtheile von Personen, die ihm näher standen, von keinem der Zeitgenossen wahrhafter und lebendiger geschildert worden, als von Steffens, und lassen wir daher die bezeichnendsten Stellen dieser schönen Schilderung hier folgen.*)

„Gneisenau lernte ich jetzt erst**) persönlich kennen. Er war, wie bekannt, ein schöner Mann, dessen ruhiges und sicheres Einherschreiten schon den ritterlichen Helden verkündete; sein Blick deutete auf Klarheit. Ich sah nie eine ähnliche Mischung von edlem Stolze und echter Demuth, von Zuversicht und Bescheidenheit. Wie die übrigen größten und bedeutendsten deutschen Helden war auch er mehr durch das Leben als durch Studien gebildet, aber durch seine Achtung für eine jede Art höherer geistiger Bildung, durch die freundliche Aufforderung, ihn über Verhältnisse aufzuklären, die ihm unbekannt waren, durch das unverstellte Geständniß seiner Unkunde zeigte er sich nicht allein noch liebenswürdiger, sondern zugleich achtungswerther; denn nie erschien die ihm angeborne Größe imponirender, als in eben solchen Momenten. Ihm fehlte die leichte Beweglichkeit des Geistes, der schnelle Witz, die ironische Schärfe, welche damals viele der bedeutendsten und höchst verdienstvollen höheren Befehlshaber auszeichneten, aber auch nicht selten, bei geselligen Berührungen zurückstoßend wirkten" . . . „Ich habe nicht selten das Glück gehabt, bedeutende Männer in meinem Leben zu treffen, aber nie bedauerte ich so oft, ein Gespräch plötzlich abbrechen zu müssen, dessen Fortsetzung mir höchst wünschenswerth schien, wie bei Gneisenau. Denn nie hörte ich aus seinem Munde ein unverständiges Wort, ja die stille Demuth seines Wesens hatte etwas unwiderstehlich Gebietendes an sich, auch in geistiger Rücksicht; so daß das Unverständige in seiner Nähe sich nicht auszusprechen wagte. Ein Jeder ahnte das tiefsinnige Gemüth, welches, indem es sich äußern wollte, mehr an das dachte, was ihm fehlte, als an den großen Schatz von Erfahrungen, die er, von den größten Gefahren durchdrungen, mit Europa's Schicksal fortdauernd beschäftigt, während er in thätigem Bündnisse mit den edelsten und großartigsten Männern lebte, sich erworben hatte. Es war etwas Fürstliches in

* „Was ich erlebte", Bd. VII, S. 48 u. 51.
** Im Jahre 1825.

seiner Gestalt, in seiner Art sich darzustellen und sich zu äußern. Eben wenn er am demüthigsten war, schien er sich mit bewußtloser Sicherheit herabzulassen; er war der ritterlichste, freigebigste Held, den ich jemals sah, und wer das Glück hatte, sein Interesse zu erwecken, konnte auf seine fortdauernde thätige Theilnahme in einer jeden unangenehmen Lage mit Sicherheit rechnen. Ich denke mit Freuden daran, wie ich sein Wohlwollen und seine freundliche Theilnahme von dem Augenblicke an, wo er in meine Wohnuug trat, fortdauernd genossen habe. Die vielen Beweise seiner Güte gegen mich, wenn ich oft Stunden in seiner oder er in meiner Wohnung zubrachte, schweben mir in traurig heiterer Erinnerung vor; kein Mann ist mir je theurer gewesen. Wenige Tage vor seinem plötzlichen erschütternde Tode trat er, in hohem Alter noch fest und rüstig einherschreitend, in meine Wohnung. Die Cholera erschien mir erst drohend, als sie in ihrem verwüstenden Fortschreiten ein solches Opfer zu ergreifen wagte."

Gneisenau war bald nach der siegreichen Beendigung des letzten Krieges mit dem schwarzen Adlerorden geschmückt und zum General der Infanterie befördert worden; die höchste militärische Würde in Preußen, der Rang eines Feldmarschalls, wurde ihm erst am 18. Juni 1825, am zehnten Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, ertheilt. Als er seine Stelle als commandirender General der Rheinprovinz antrat, stand er in der vollen Kraft des Mannesalters, da er eben sein fünf und fünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte. Er hatte als Dienstwohnung das mit einem schönen Garten versehene Haus am Castorplatze, in welchem sich noch jetzt das Generalcommando befindet, den vormaligen gräflich von der Leyen'schen Hof, jenes durch historische Erinnerungen merkwürdige Gebäude, welches 1791 von den französischen Prinzen, den Grafen v. Provence (Ludwig XVIII.) und von Artois (Karl X.) bewohnt wurde, seit 1800 Amtswohnung des Präfecten war und in den Tagen vom 17. bis zum 20. September 1804 Napoleon und seiner Gemahlin als Absteigequartier diente. Hier gab in Haus und Garten „dem Hauptquartier der Traubenhügel" der überaus gastfreie Gneisenau jene heiteren Feste, welche der edle Max von Schenkendorf, der ebenfalls diesem Kreise angehörte und bei dem Anblicke des von

seinen Kriegsgefährten umgebenen allgeliebten Feldherrn die Tafelrunde der alten Ritter seinem Geiste vergegenwärtigte, durch das schöne Lied „die Tafel am Rhein“ verewigt hat, in welchem er singt:

„So hab' ich wohl im Knabentraume
Die alte Ritterschaft geseh'n;
Ich sehe gleich dem Eichenbaume
Im Waffenschmuck den Feldherrn stehn,“

jenes Lied, von welchem ein Theilnehmer sagte, daß jeder Vers das Echo eines wirklichen Lebens sei, wie es sich nur um einen Gneisenau habe entfalten können.*)

Leider erfreute sich der schöne Verein nur kurze Zeit der Gegenwart des Mannes, der sein Stolz und seine vorzüglichste Zierde war.**) Schon im Herbste des folgenden Jahres erlangte Gneisenau auf sein Ansuchen die ihm von dem Könige in den huldvollsten Ausdrücken ertheilte Erlaubniß, sich während des Friedens, und zwar unter Beibehaltung seines Gehalts und seiner militärischen Würden, nach Schlesien zurückzuziehen, wo er das am Fuße der Sudeten gelegene schöne Gut Erdmannsdorf besaß, welches er gegen sein früheres Gut Mittel-Kauffungen von einem Grafen Kalckreuth eingetauscht hatte. Wie im Jahre 1816, besuchte er auch im Jahre 1817 mit seiner Familie die Heilquellen von Karlsbad und Teplitz und verlebte die übrige Zeit in dem stillen, aber oft von seinen Freunden und Verehrern aufgesuchten Erdmannsdorf, wo die Erbauung des Schlosses mit seinen schönen Nebengebäuden sowie die Garten- und Parkanlage von ihm herrühren. Im Jahre 1818 wurde er nach dem Tode des Feldmarschalls Grafen v. Kalckreuth zum Gouverneur von Berlin und zugleich zum Mitgliede des damals in's Leben gerufenen Staatsrathes ernannt, in welchem er in den Abtheilungen des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten den Vorsitz führte.

Unter den Offizieren, welche in Coblenz zu Gneisenau's Umgebung gehörten und auch zu Clausewitz in freundschaftlichem Verhältnisse

* „Max v. Schenkendorf's Leben, Denken und Dichten“, von Dr. A. Hagen, S. 222.

** Gneisenau verließ Coblenz am 13. Juli 1816; sein Nachfolger war Generallieutenant v. Hake, der 1819 Kriegsminister wurde.

standen, nennen wir zunächst den Major Wilhelm von Scharnhorst, der zu Gneisenau durch Vermählung mit dessen ältester Tochter Agnes*) auch in verwandtschaftliche Verbindung trat. Nach dem Tilsiter Frieden war er mit Grolmann, Hirschfeld und Anderen nach Spanien gegangen (1810), wurde nach seiner Rückkehr im Jahre 1813 bei dem Generalstabe angestellt, in welchem er sich als einer der tüchtigsten Offiziere bewährte, erwarb sich bei Ligny das eiserne Kreuz und kam nach dem Frieden zum Generalcommando nach Coblenz. In der Folge trat er zur Artillerie über, stand zuletzt als Generallieutenant und Inspecteur wieder in Coblenz und starb 1854 zu Berlin, nachdem er wegen seines hohen Alters aus dem Dienste geschieden war.**) — Außerdem sind von den militärischen Persönlichkeiten aus Gneisenau's Umgebung noch zu erwähnen: Oberstlieutenant Graf Carl v. d. Gröben, der mit Dörnberg's Tochter Selma Thusnelde verheirathet war und schon im Mai 1817 als Generalstabschef des 6. Armeecorps nach Breslau versetzt wurde; ferner der Oberst von Jasmund, ein Würtemberger von Geburt, der in preußische Dienste getreten war, der Major O'Etzel, der Oberstlieutenant Ferdinand v. Stosch, der 1813 Gneisenau's Adjutant gewesen war, 1826 zweiter Commandant von Coblenz und Ehrenbreitstein wurde, 1839 in das Kriegsministerium trat und im folgenden Jahre die Beförderung zum Generalmajor erhielt, der Vater des gegenwärtigen Chefs der Admiralität und Generals der Infanterie v. Stosch, endlich der Major Heinrich von Hellwig. Letzterer, der durch seine kühnen und glücklichen Parteigängerzüge bekannte Husarenoffizier, von den Freunden scherzweise „le sabreur" genannt, war eine in Coblenz in weiten Kreisen gefeierte und beliebte Persönlichkeit. Als Lieutenant bei Pletz-Husaren focht er 1806 bei Jena und befreite nach der Schlacht mit etwa vierzig Husaren 8000 preußische Gefangene, welche er zum Corps des Herzogs von Weimar brachte. Im Jahre 1812 stand er als Major im 2. schlesischen Husarenregimente und im April 1813 griff er mit einer Schwadron

* Sie war am 24. April 1800 geboren und starb schon am 5. Juli 1822 zu Erdmannsdorf.

** Die sehr bedeutende Kartensammlung, welche er besaß, wurde der Königlichen Bibliothek einverleibt.

desselben 2000 Baiern in Langensalza an, welchen er fünf Geschütze abnahm; im Jahre 1814 focht er an der Spitze eines von ihm errichteten Cavalerie-Freicorps in den Niederlanden und war im Jahre 1815 Commandeur des 9. Husarenregiments.*) In Coblenz gehörte er zu denjenigen Persönlichkeiten, mit welchen Clausewitz neben denjenigen, welche wir im Folgenden anführen werden, am meisten verkehrte und auch Familienumgang unterhielt.

Von den genannten Offizieren werden wir auf den Major O'Etzel und den Grafen Carl v. d. Gröben, da Beide später bei der Herausgabe der Clausewitz'schen Werke verdienstlich mitwirkten, unten zurückkommen.

An der Spitze der Civilverwaltung der Rheinprovinz stand seit 1816 als Oberpräsident der Minister von Ingersleben, der unmittelbar vorher dasselbe Amt in der Provinz Pommern bekleidet hatte, ein durch große Befähigung, reiche Erfahrung und die edelsten Eigenschaften des Herzens ausgezeichneter Mann, der sich durch sein segensreiches Wirken in der Geschichte der preußischen Rheinlande das ehrenvollste Denkmal errichtet hat. In seiner Jugend für die militärische Laufbahn bestimmt, welche er als Fahnenjunker im Manstein'schen Cürassierregimente begann, trat er bald zur Verwaltung über, in welcher er schon nach kurzer Zeit den Ruf eines der tüchtigsten und unermüdlichsten Beamten erlangte. Aus seiner reichen Wirksamkeit wollen wir hier nur der großen Verdienste erwähnen, welche er sich um die Provinz Pommern erwarb, zuerst als Präsident der Kriegs- und Domänenkammer (1798), wo er bei der gänzlichen Auflösung der Leibeigenschaft in den ausgedehnten pommer'schen Domänen die ehrenvollste

* Heinrich von Hellwig, wurde 1831 Generalmajor und Brigadecommandeur, trat 1838 als Generallieutenant in den Ruhestand und starb am 26. Juni 1845 zu Liegnitz. Von ihm muß ein anderer Offizier Namens Hellwig unterschieden werden, welcher 1806 ebenfalls als Lieutenant in einem Husarenregimente stand, als Gefährte Schill's in dem Gefechte bei Dodendorf verwundet wurde, bei dem Befreiungskriege im 2. Husarenregimente (den schwarzen Husaren) stand und in der Schlacht bei Laon (9. März 1814) blieb. Er war der Sohn eines Geheimeraths Hellwig in Berlin. (Vgl. über ihn „Schill's Zug und Tod“ v. G. Bärsch, S. 247). Heinrich von Hellwig (er wurde als Offizier geadelt) war aus Braunschweig, wo sein Vater, Joh. Christ. Ludwig Hellwig, Hofrath und Professor am Carolinum war (geb. 1743 zu Garz in Pommern, gest. 1831 in Braunschweig).

Thätigkeit entwickelte, nachher (1812) als Präsident der pommer'schen Regierung, wo er gleich segensreich wirkte, namentlich auch den Beschluß der Stände herbeiführte, auf Kosten der Provinz ein Cavalerieregiment zu errichten, welches wohlausgerüstet in's Feld zog und bei Großbeeren kämpfte, wo Ingersleben's einziger Sohn, der in dasselbe eingetreten war, den Heldentod starb. Sein patriotisches Wirken fand 1815 in der Verleihung des eisernen Kreuzes und der Ernennung zum Oberpräsidenten von Pommern verdiente Anerkennung.

Ingersleben, der bereits im vierundsechzigsten Lebensjahre stand,*) als er sein neues Amt in der Rheinprovinz, zu welchem er die reichste Lebens- und Geschäftserfahrung mitbrachte, übernahm, entfaltete in demselben fünfzehn Jahre hindurch, bis zu seinem Tode, eine nach allen Seiten hin segensreiche Thätigkeit, welche hier im Einzelnen nicht geschildert werden kann. In seiner Amtsführung folgte er stets dem Grundsatze: „suaviter in modo, fortiter in re"; er war ein scharfblickender, kenntnißreicher, streng gerechter und energischer Mann, dabei voll Milde und Humanität, in seinem amtlichen Auftreten würdevoll, aber einfach und ungezwungen, im geselligen Verkehre heiter, wohlwollend und höchst liebenswürdig. Seine Bescheidenheit, eine Tugend, welche Gneisenau und Clausewitz, die mit ihm freundschaftlich verkehrten, mit ihm gemein hatten, war so groß, daß er sich fast ängstlich jeder äußeren Ehrenbezeugung zu entziehen suchte. Der Feier seines fünfzigjährigen Dienstjubiläums, welche am 15. October 1818 stattfinden sollte, wich er durch eine weite Reise aus; damals sowohl wie bei seinem sechzigjährigen Jubiläum verbat er sich aufs ernstliche jede öffentliche Feier; doch wurden beide Feste in zahlreichen Privatkreisen mit aufrichtiger Herzlichkeit begangen und bei dem zweiten die Verdienste des edlen Mannes durch Verleihung des schwarzen Adlerordens und ein königliches Handschreiben anerkannt. Noch in den Nachmittagsstunden des 13. Mai 1831, seines letzten Lebenstages, erfüllte der unermüdlich thätige Mann die Pflichten seines Berufes; in der gewohnten heiteren Stimmung verlebte er den Abend im Kreise seiner Familie und einiger Freunde, und in der Nacht verschied er in Folge eines Lungenschlages leicht und sanft in den Armen seiner trefflichen Gattin, einer Tochter des Generalmajors

*) Er war am 1. April 1753 geboren.

von Brause, mit welcher er im Jahre 1783 das glücklichste Ehebündniß geschlossen hatte. Seinem dreiundsechzigjährigen segenvollen Wirken ist in Preußens Geschichte ein unvergängliches Andenken gesichert.

Das gastfreie Haus des Oberpräsidenten v. Ingersleben bildete in Coblenz, besonders nach dem Weggange Gneisenau's, den Vereinigungspunkt für die ausgezeichneten Männer, welche damals in dieser Stadt versammelt waren. Clausewitz gehörte dem engeren Freundeskreise an, welche Ingersleben abends zu einer Lhombrepartie bei sich zu sehen pflegte.

In der Reihe der Civilbeamten, welche zu jenen Männern gehörten, erwähnen wir zuerst Max von Schenkendorf,*) der, nachdem er in Königsberg Cameralwissenschaft studirt, in die Beamtenlaufbahn eingetreten war, 1813 aber am Befreiungskampfe theilgenommen hatte, in welchem er, da seine rechte Hand in Folge einer im Duell erhaltenen Wunde gelähmt war, das Schwert mit der linken führen mußte. Nach dem Friedensschlusse lebte er kurze Zeit in Köln, in freundschaftlichem Verkehre mit dem Regierungsrath v. Haxthausen und Dr. de Groote und wurde dann als Regierungsrath in Coblenz angestellt, wo er vorzugsweise die Militärangelegenheiten zu bearbeiten hatte. Er bewohnte hier anfangs in der Karthause, welche stets sein Lieblingsort blieb, ein einzelnes Zimmer und freute sich der herrlichen Aussicht, die es gewährte; nachher wohnte er eine Zeitlang in einem Hause mit Görres, zuletzt in dem jetzt unter dem Namen Belle-Vue bekannten schönen Hause am Rhein. Nur zwei glückliche Jahre verlebte der edle, gemüthvolle Sänger an dem vaterländischen Strome, der ihn zu so herrlichen Liedern begeistert hatte. Er starb, zweiunddreißig Jahre alt, am 11. December 1817, an seinem Geburtstage. Die an seine Freunde ergangenen Einladungen waren zurückgenommen worden, allein sie fanden sich nun auf die Trauerkunde an dem epheubekränzten Bette ein, um dem Hingeschiedenen einen stillen, wehmüthigen Abschiedsgruß zu weihen. Scharnhorst hatte den Freund noch lebend getroffen und ihm ein paar lieblich duftende Veilchen gebracht, die letzte Freude, welche ihm zu Theil wurde.**)

*) Geboren in Tilsit am 11. December 1783.

**) Schenkendorf wurde auf dem Friedhofe vor dem Löhrthore bestattet, wo in der Folge ihm und der an seiner Seite ruhenden Gattin Henriette Elisabeth geb.

In Coblenz lebte damals auch Schenkendorf's Freund Christian Wilhelm Sixt von Armin von Siebeneichen,*) der seine Begeisterung für die Heldenzeit des Ritterthums theilte und ihm ein Gedicht widmete, in welchem er das mit dem Kreuze gezierte deutsche Ordenshaus besang. Der Minister vom Stein hatte ihn wiederholt zu geheimen politischen Sendungen verwendet und bei einer derselben war er den Franzosen in die Hände gefallen, aus welchen ihn die Siege der Verbündeten befreiten. Er war mit einer Tochter des vormaligen kurtrier'schen Canzler's Kalde verheirathet und benutzte seine verwandtschaftliche Verbindung mit Coblenzer Familien, zwischen der „Fremdencolonie" und den Einheimischen Annäherung und freundlichen Verkehr anzubahnen.

Auch der Rittmeister Georg Bärsch, den Gneisenau, der ihn sehr schätzte, nach Coblenz berufen hatte, um ihn zu Arbeiten im Militärgouvernement zu verwenden, gehörte zu Schenkendorf's liebsten Freunden. Der patriotische, muthvolle, rastlos thätige Mann hatte 1809 am Zuge Schill's, 1813 und 1815 am Befreiungskampfe ehrenvoll theilgenommen und blieb nur eine kurze Zeit in Coblenz, welche er die angenehmste seines Lebens nannte. Seit 1819 war er fünfzehn Jahre hindurch Landrath in Prüm, wurde 1834 Regierungsrath in Trier, 1844 Geheimer Regierungsrath und lebte seit 1848, nachdem er auf sein Nachsuchen in den Ruhestand versetzt worden war, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Coblenz, wo er erst vor einigen Jahren in sehr hohem Alter gestorben ist. Die Universität Bonn

Dittrich (geb. zu Königsberg am 20. Juni 1774, gest. zu Coblenz am 28. September 1840) ein steinernes Kreuz in gothischem Geschmack als Grabdenkmal errichtet wurde. In der neuen Anlage am Rheinufer oberhalb der Stadt wurde auf einem von der Königin bewilligten Platze seine Bronzebüste auf einem Piedestal von schwarzem Marmor errichtet. Auf letzterem stehen mit Schwert, Leier und Lorbeerkranz die (etwas veränderten) Verse Arndt's:

Er hat vom Rhein,
Er hat vom deutschen Land
Mächtig gesungen,
Daß Ehre auferstand,
Wo es erklungen.

Das Denkmal wurde am 11. December 1861 feierlich enthüllt.

* Nachmals Geh. Legationsrath und preußischer Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft in Bern. Er war 1784 geboren und starb zu Coblenz am 7. März 1868.

hatte dem wackeren Manne 1855 durch Verleihung des Ehrendiploms der philosophischen Doctorwürde eine verdiente Auszeichnung zu Theil werden lassen.*)

Unter den Männern, welche bald nach dem Friedensschlusse in Coblenz amtlich thätig waren, fast alle aber nicht lange nachher in gleiche oder höhere Stellung nach Berlin berufen wurden, nennen wir den Gouvernementsrath und Rechnungsdirector Crull,**) vorher in Düsseldorf, den Generalprocurator Eichhorn, früher in Trier, den Schulrath Dr. Lange, später in gleicher Wirksamkeit in Berlin, literarisch bekannt durch seine treffliche Uebersetzung des Herodot, den Präsidenten des Revisionshofs Freiherrn v. Meusebach und den Consistorialrath Johannes Schulze, der seit 1818 unter dem Ministerium Altenstein das höhere Unterrichtswesen in Preußen leitete und zugleich eine verdienstvolle literarische Thätigkeit, namentlich durch Mitwirkung bei der Herausgabe der Werke Hegel's und Winkelmann's, entfaltete.

Da der Präsident v. Meusebach für Clausewitz, den er erst in Coblenz kennen lernte, mit begeisterter Liebe und Verehrung erfüllt war und mit ihm ein enges Freundschaftsbündniß knüpfte, wie auch Beider Gattinen in gleich inniger Weise mit einander verkehrten, so wird es gerechtfertigt sein, bei diesem reichbegabten und in mehrfacher Hinsicht bedeutenden Manne, der nicht nur ein gelehrter und scharfsinniger Jurist war, sondern auch eine vielseitige Bildung, namentlich eine umfassende Kenntniß der deutschen Literatur, eine reiche Gabe von Witz und Humor und ein nicht gewöhnliches poetisches Talent besaß, etwas länger zu verweilen.

Karl Hartwig Gregor von Meusebach,***) geboren am 6. Juni 1781, widmete sich, vorbereitet auf der Klosterschule Roßleben und dem Dom-

* Bärsch war am 30. September 1778 in Berlin geboren. Er schrieb u. a.: „Beiträge zur Geschichte des sogenannten Tugendbundes“ (Hamburg, 1852), und noch im Alter von zwei und achtzig Jahren: „Ferdinand von Schill's Zug und Tod“ (Leipzig, 1860), in welcher Schrift er über sein eigenes Leben und das aller Theilnehmer an dem Unternehmen Schill's sehr schätzbare Nachrichten gibt.

** Er starb am 13. Juli 1830 im einundfünfzigsten Lebensjahre zu Berlin als Oberfinanzrath und erster Director der Seehandlungssocietät.

*** Aus den fünf Anfangsbuchstaben seines Namens bildete er scherzweise den anagrammatischen Spruch: „Komm heute Glück, Verjünge mich.“ — Die Familie von Meusebach gehört einem der ältesten und begütertsten thüringischen Adelsge-

gymnasium zu Merseburg, zwei Jahre in Göttingen und ein Jahr in Leipzig der Rechtswissenschaft und trat im Jahre 1803 in Dillenburg als Canzlei-Assessor in den nassau-oranischen Staatsdienst. Schon im folgenden Jahre verheirathete er sich, erst zwei und zwanzig Jahre alt, mit der neunzehnjährigen Ernestine von Witzleben, Tochter des damaligen kurfürstlich-hessischen Oberjägermeisters, nachherigen Finanzministers von Witzleben, eines nahen Verwandten der Meusebach'schen Familie. Die Ehe wurde eine überaus glückliche, denn Frau von Meusebach vereinigte mit einem gebildeten Geiste das edelste Herz und war eine musterhafte Gattin und Mutter, nahm auch lebhaften Antheil an den wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen ihres Gatten, der zu ihrem auf Geschmack und richtiges Gefühl gegründeten Urtheile großes Vertrauen hatte. Erwähnt zu werden verdient, daß Frau von Meusebach mit Jean Paul und dessen Gattin Caroline, einer Tochter des Obertribunalraths Mayer in Berlin, in freundschaftlicher Verbindung stand uud auf eine sehr eigenthümliche Weise die Bekanntschaft Beider gemacht hatte. Der Oberjägermeister von Witzleben wohnte in Cassel in der Wilhelmshöher Allee, und als der Dichter während seines dortigen kurzen Aufenthaltes mit seiner Gattin an jenem Hause vorüberging, hörte er durch das geöffnete Fenster sein Lieblingslied:

Namen nennen dich nicht,
Dich bilden Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach rc.,

welches von einer schönen Mädchenstimme mit dem gefühlvollsten Ausdrucke gesungen wurde. Nachdem Jean Paul eine Zeitlang gelauscht hatte, konnte er dem Verlangen, die Sängerin kennen zu lernen, nicht widerstehen; er trat mit seiner Gattin bei der Familie v. Witzleben ein, die dem berühmten Dichter, als er sich genannt

schlechter an, benannt von dem eine Stunde von Trebnitz entfernten Stammsitze Meusebach, der jetzt ein herzoglich Altenburgisches Jagdschloß ist. Der väterliche Wohnsitz Meusebach's war das zur Zeit seiner Geburt zu Kursachsen gehörige Schloß und Gut Voigtstädt (bei Artern in Thüringen). Meusebach war aber nicht in Voigtstädt geboren, wie seine Biographen angeben, sondern in Neu-Brandenburg (Mecklenburg-Strelitz), wo seine Eltern sich wegen des Hahn'schen Prozesses, bei welchem der Vater betheiligt war, über ein Jahr aufhielten.

hatte, natürlich mit größter Freundlichkeit entgegen kam. Zwischen Jean Paul's Gattin und Ernestine v. Witzleben, welche jenes Lied gesungen, bildete sich seitdem ein freundschaftliches Verhältniß, welches auch nach der Verheirathung der Letzteren durch brieflichen Verkehr unterhalten wurde. Meusebach, der ein enthusiastischer Bewunderer Jean Paul's war, fand sich durch jenes Verhältniß veranlaßt, seinerseits Briefe an denselben zu richten, welche dieser in herzlichster Weise beantwortete, aber sein sehnlicher Wunsch, den verehrten Mann persönlich kennen zu lernen, ist unerfüllt geblieben, während ihm dieses Glück im Laufe seines Lebens bei Gleim, Goethe, Tieck, Hebel und anderen Dichtern zu Theil geworden war.

Nach der im Jahre 1806 erfolgten Besitznahme der nassau-oranischen Lande durch die Franzosen, zog sich Meusebach, da er es nicht über sich gewinnen konnte, unter der Fremdherrschaft zu dienen, nach seinen väterlichen Besitzungen in Thüringen zurück; allein Familienverhältnisse nöthigten ihn zur Rückkehr nach Dillenburg, wo er viele Freundschaftsverbindungen hatte, auch ein Haus besaß, und er erhielt dort unter der großherzoglich bergischen Regierung die Stelle als Procureur bei dem Tribunale erster Instanz. Mit unglaublicher Leichtigkeit machte er sich mit der ihm bis dahin völlig unbekannten französischen Gerichtsverfassung vertraut, und verwaltete sein Amt in so ausgezeichneter Weise, daß sich sein Ruf weit über die Gränzen seines Wirkungskreises verbreitete.

Nach Befreiung der Rheinlande von der Franzosenherrschaft berief ihn 1814 der Generalgouverneur des Mittelrheins Justus Gruner nach Trier, wo er ihm die Leitung des Justizwesens übertrug, und schon im folgenden Jahre wurde er zum Präsidenten des für die Rheinlande provisorisch errichteten Revisionshofes in Coblenz ernannt, wo er zu Anfang April 1815 eintraf.*) Bei der definitiven Regelung des rheinischen Gerichtswesens kam er im Herbst 1819 als Geheimer Ober-Revisionsrath an den in Berlin errichteten rheinischen Revisions- und Cassationshof, in welcher Stellung er mit gleicher Auszeichnung wie in Dillenburg und am Rheine wirkte und sich namentlich auf criminalistischem Gebiete große Anerkennung erwarb. Seine Mußestunden

* Seine Frau und seine Kinder, von welchen er am 6. April 1815 Abschied nahm, blieben den Sommer hindurch noch in Dillenburg.

widmete er vorzugsweise germanistischen Studien und Forschungen, besonders über das deutsche Volkslied und die Schriftsteller des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, und stand mit Jakob und Wilhelm Grimm, welche schon viele Jahre vor ihrer Ankunft in Berlin mit ihm fleißig Briefe gewechselt hatten, Lachmann, Wilhelm Wackernagel, Maßmann, Moritz Haupt und anderen berühmten Germanisten in literarischer und freundschaftlicher Verbindung. Außer diesen gehörten Savigny und der Generallieutenant von Below zu den Personen, mit welchen er am meisten verkehrte.

Im Jahre 1842 wurde ihm die wegen Schwerhörigkeit erbetene Entlassung aus dem Staatsdienste bewilligt, worauf er nach Baumgartenbrück an der Havel, wo er eine Besitzung erworben hatte, übersiedelte, um hier in ländlicher Stille ganz seinen Lieblingsstudien zu leben. Nach längeren Leiden starb er auf diesem seinem Landsitze am 22. August 1847 und wurde seinem Wunsche gemäß auf dem schönen Friedhofe zu Altgeltow bei Potsdam bestattet. Seine Bibliothek, vielleicht die größte und werthvollste, welche jemals ein Privatmann besessen, wurde für die Königliche Bibliothek in Berlin angekauft, an welche auch die von ihm im Manuscripte unvollendet hinterlassenen Arbeiten, namentlich die umfangreichen Vorarbeiten zu einer Ausgabe Fischart's, mit welchen er sich in seinen letzten Lebensjahren fast ausschließlich beschäftigte, abgegeben worden sind.

Zur Verschönerung des Lebens in Coblenz trug auch ein ansehnlicher Kreis gebildeter und liebenswürdiger Frauen bei, mit welchen Frau von Clausewitz freundschaftlich verkehrte. Außer der schon erwähnten allgemein verehrten Frau von Ingersleben, welche bereits in höherem Lebensalter stand, nennen wir: Frau Amalie v. Cohausen geb. v. Leoprechting, Frau Rosa Eichhorn geb. Nell aus Trier, Frau v. Hellwig, Gattin des Majors v. Hellwig, Gräfin Selma Thusnelda v. d. Gröben geb. v. Dörnberg, Frau Emma v. Jasmund geb. Blumenbach, Frau Ernestine v. Meusebach geb. v. Witzleben, Frau Henriette Elisabeth v. Schenkendorf geb. Dittrich und ihre Tochter Henriette sowie deren Freundin Cöleste Niederstetter, Frau Consistorialrath Caroline Schulze geb. Rößler (verwitwete Böhm) aus Hanau, mit welcher sich Schulze, als er dort Gymnasial-Director war, verheirathet hatte,

Frau Regierungsrath Wahlert geb. v. Alvensleben, welche in der Folge Gattin des Generals Heinrich v. Pfuel wurde, und viele andere.

Alle die genannten Persönlichkeiten, welche zu dem damaligen Coblenzer Kreise gehörten, sind längst aus dem Leben geschieden, mit alleiniger Ausnahme der Frau Amalie von Cohausen, welche noch jetzt (1876) in ihrem drei und achtzigsten Lebensjahre bei großer körperlicher Rüstigkeit sich einer unverminderten geistigen Frische erfreut und an jene in Coblenz verlebten schönen Jahre die treueste und lebendigste Erinnerung bewahrt. Sie war seit 1811 die Gattin des nachmaligen Kammerherrn und Landraths in Saarburg, Salentin v. Cohausen, der, aus einer alten kurtrier'schen Familie stammend und Sohn eines kurfürstlichen Geheimraths, nach Beendigung seiner Universitätsstudien in Erlangen und Heidelberg, nicht ohne Widerwillen in die Dienste des französischen Kaiserreichs getreten war, welchem damals sein Geburtsland angehörte. Nachdem er 1808 bei der französischen Gesandtschaft in Madrid verwendet worden war, wurde er im folgenden Jahre zum kaiserlichen Estafetten-Director in Rom*) ernannt, von wo er, nach der siegreichen Beendigung des Befreiungskampfes, mit seiner Familie nach Deutschland zurückkehrte und bis zu seiner Anstellung im preußischen Staatsdienste seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Coblenz nahm.**)

Frau v. Cohausen und ihr Gatte verkehrten mit fast allen oben genannten Persönlichkeiten, unterhielten aber besonders mit den Familien v. Clausewitz und von Meusebach den engsten Freundschaftsverkehr, der auch durch die Nähe ihrer Wohnungen erleichtert wurde. Die würdige Frau bewahrt noch viele Erinnerungszeichen an die ihr unvergeßliche schöne Zeit, unter welchen die wohlgetroffenen Bild-

* Hier wurde 1812 sein einziger Sohn geboren, der vormalige Oberst im Ingenieurcorps, jetzige Conservator des Museums der Alterthümer in Wiesbaden, August v. Cohausen, dessen zahlreiche gediegene archäologische Schriften und Aufsätze, namentlich über Militär-Architektur, Burgenbau, Bergfriede und andere mittelalterliche Baudenkmäler, den Hildesheimer Silberfund rc. verdiente Anerkennung gefunden haben.

** Nach vieljähriger verdienstvoller Wirksamkeit als Landrath in Saarburg trat er 1847 in den Ruhestand, nahm seinen Wohnsitz wieder in Coblenz und starb im October 1863 in Weinheim bei seinem Schwiegersohne, dem Oberamtmann v. Teuffel.

nisse Clausewitz's und seiner Frau ihr besonders theuer sind; ihren freundlichen Mittheilungen verdankt der Verfasser einen großen Theil der Nachrichten, welche in diesem Abschnitte von ihm benutzt worden sind.

Das Leben in Coblenz trug damals wie das in Deutschland überhaupt den Charakter der größten Einfachheit, der sich in Wohnung, Kleidung und in allen gesellschaftlichen Einrichtungen und Gewohnheiten kundgab, und von dem in unserer Zeit in allen diesen Beziehungen herrschenden Luxus war keine Spur vorhanden. Auch in dem Hause des Oberpräsidenten von Ingersleben, der oft Gäste in großer Anzahl bei sich sah, war Alles einfach und prunklos; man bediente sich an seinem Tische der gewöhnlichen Messer und Gabeln, wie sie in bürgerlichen Familien gebraucht wurden; denn der patriotische Mann hatte bei dem Beginne der Erhebung gegen die Fremdherrschaft im Frühjahr 1813 sein ganzes Silbergeräth in die Münze gesandt und erst in Coblenz mit den erforderlichen Neuanschaffungen begonnen. Bei dieser Einfachheit der Lebensweise wetteiferten aber alle diese Familien, die sich damals am Rheine zusammenfanden, in Erweisungen der Gastfreundschaft; sie betrachteten sich gleichsam als zusammengehörig, nahmen Jeden, der neu in ihren Kreis trat, mit solcher Herzlichkeit auf, daß er sich bald einheimisch bei ihnen fühlte, und auch Familienfeste wurden, wo möglich, gemeinschaftlich gefeiert. Oft unternahm man Ausflüge oder Kahnfahrten nach den reizenden Punkten der Umgegend, oder zog, von der munteren Kinderschaar begleitet, nach irgend einem Lieblingsorte, oder beging auch unter heiteren Gesängen und Spielen ein Waldfest, zu welchem Jeder die erforderliche Erfrischung zu gemeinschaftlichem Genusse beisteuerte. Die lebendige Erinnerung an die große, an den herrlichsten Thaten so reiche Zeit, welche man mithandelnd oder mitleidend durchlebt hatte, die begeisterungsvolle Freude über die endlich wiedergewonnene Freiheit des geliebten Vaterlandes und die Wiedervereinigung mit den durch die Fremdherrschaft noch vor kurzer Zeit von ihm getrennten Brüdern brachte damals die Menschen einander näher und gab auch ihren geselligen Vereinigungen einen idealen Gehalt und eine höhere Weihe. Man sang Arndt's, Körner's und Schenkendorf's patriotische Lieder, besonders auch das damals so beliebte Lied „Krieger's Abschied“:

„Leb wohl mein Bräutchen schön,
Muß jetzt zum Kampfe gehn;
Das Sklavenjoch beginnt zu wanken,
Fort mit euch, übermüth'ge Franken,
Weit, weit fort über'n deutschen Rhein,
Dabei muß dein Geliebter sein!"

Und bei der Schlußstrophe:

„Und graben sie mich ein
Weit, weit vom deutschen Rhein,
Dann weine nicht, vergiß die Klagen,
Des Deutschen Weib muß es ertragen;
Denn wer für Freiheit gab sein Blut,
Für den ist's allerwegen gut",

verwandelte sich die Freude in Wehmuth in der Erinnerung an so manchen theuren Angehörigen, dem es nicht vergönnt war, das befreite Vaterland, für welches er sein' Leben im heiligen Kampfe geopfert hatte, wiederzusehen.

Das belebende und erheiternde Element brachte in diesen Kreis der Präsident v. Meusebach, den man daher „den Präsidenten der Coblenzer Liebenswürdigkeit" nannte. Auf seine Anregung fanden sich die Freunde täglich nach dem Mittagsessen in einem Vergnügungsgarten vor dem Thore ein, wobei er zugleich den Vorschlag machte, der auch angenommen wurde, daß Jeder seine Tasse Caffe für ein halbes Jahr vorausbezahlen solle, da er wußte, daß Mancher, wie denn die Menschen an Kleinigkeiten zu hangen pflegen, häufiger kommen werde, um nicht die Tasse dem Wirthe zu schenken. Ueberall wo der lebensfrohe, damals fünf und dreißigjährige Mann eintrat, brachte er durch seine geistvolle Unterhaltung und seinen nie versiegenden Humor die Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die bei dem ihm eigenen feinen Takte, wenn er auch oft seinem Witze die Zügel schießen ließ, doch niemals durch einen Mißklang gestört wurde. Von den zahlreichen originellen Scherzen, die er veranstaltete, sei nur der erwähnt, daß er sich mit seinen Freunden an Gneisenau's

Geburtstage*) in feierlichem Zuge in dessen Garten begab, um ihm Glück zu wünschen, und zwar unter Vorantritt eines riesigen, zu diesem Zwecke aus einer Menagerie hergegebenen Elephanten, der einen Blumenstrauß im Rüssel trug, welchen er dem gefeierten Feldherrn überreichte. Noch haben sich Abbildungen dieser und anderer Scenen, durch welche Meusebach's Humor das Leben der Freunde erheiterte, erhalten.

Meusebach besaß ein nicht gewöhnliches poetisches Talent, welches er ohne allen Anspruch, für einen Dichter gehalten zu werden, nur zur Erheiterung seiner Freunde verwandte. So richtete er sinnige und gemüthvolle, auch durch edle Sprache und untadelhafte Form ansprechende Gedichte an Ingersleben, Gneisenau, Schenkendorf, Clausewitz und andere Freunde, und als Gneisenau Coblenz verließ, veranstaltete er demselben am 7. Juli 1816 in seinem Hause ein Abschiedsfest, zu welchem er einen trefflichen Prolog gedichtet hatte, der von Frau Emma v. Jasmund gesprochen wurde. Schon in früherer Zeit hatte Meusebach viele Gedichte verfaßt, die er in Zeitschriften und Taschenbüchern ohne seinen Namen veröffentlichte; andere ließ er unter dem Namen „Marcus Hüpfinsholz" erscheinen, und in einer Sammlung von Gedichten, welche er im Jahre 1804, während seines Dillenburger Aufenthalts, unter dem Titel „Kornblumen" nur für seine Freunde drucken ließ, nannte er sich „Alban", eine Benennung, zu welcher ihm wahrscheinlich sein hellblondes Haar Veranlassung gegeben hatte. Die in Coblenz entstandenen Gedichte wurden ebenfalls nur als Manuscript für Freunde gedruckt, unter dem Titel: „Eintagsschönchen auf- und abgeblüht zu Coblenz an dem Rheine 1814—1818. Convolvolus tricolor. Linn.", ein Titel, mit welchem der Verfasser in seiner Anspruchslosigkeit die Ansicht aussprach, daß diese Erzeugnisse seiner Muse wohl für einen kurzen Moment hätten erfreuen können, auf einen dauernden Werth aber keine Ansprüche machen dürften.

Die in dieser jetzt selten gewordenen Sammlung auf Gneisenau, Schenkendorf und Clausewitz sich beziehenden Gedichte wollen wir hier folgen lassen.

* Gneisenau feierte diesen stets am 28. October. Er war aber am 27. October 1760 in Schilda geboren, nach Ausweis des noch vorhandenen Kirchenbuches. S. den sehr werthvollen Artikel über Gneisenau in der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie von C. Baer (Sect. I., Thl. 71, S. 116 ff.).

1.

An Dr. Friedrich Hofmann zu Dillenburg.*)

(Mit Gneisenau's Bilde.)

Dies Bildniß, abgedrückt in heilig Eisen,
O theurer Freund, dies theure Bildniß soll
Den Mann Dir zeigen, deß das Herz mir voll,
Wiewohl mein Lied nicht würdig, ihn zu preisen.

Das ist er, sieh! Der Mann von Stahl und Eisen,
So war er da, wo vorn sein Schlachtruf scholl,
So da, wo Feindes Strom am dicksten quoll,
Bald mußt' ihm Feindes Fuß die Ferse weisen.

Doch seine Würd' und Huld und klare Milde,
Vor seinem Ruhm das eigene Erröthen
Und wie er heitre Ehrfurcht rings gebietet:

Das Alles steht hier freilich nicht im Bilde —
Für uns auch, die ihn kannten, nicht von Nöthen!
Denn unsre Brust sein treu'stes Bild behütet.

---

* Dieses Gedicht, mit welchem Meusebach seinem Freunde und früheren Hausarzte in Dillenburg, Dr. Friedrich Hofmann, das in Eisen abgedrückte Brustbild Gneisenau's (nach dem bekannten Krüger'schen Oelgemälde) übersandte, hat Pertz am Schlusse der Vorrede seiner Biographie Gneisenau's mitgetheilt und als Verfasser „einen noch überlebenden treuen Verehrer Gneisenau's" bezeichnet. Dr. Friedrich Hofmann (geb. am 9. Mai 1783 zu Dillenburg, gest. am 30. October 1821 in Höchst als Medicinalrath), als Arzt und Mensch sehr achtungswerth, war mit Meusebach innig befreundet, der auch noch andere warm empfundene Gedichte an ihn gerichtet hatte. Leider waren die Kräfte des trefflichen Mannes durch eine oft in rauhester Jahreszeit betriebene größtentheils ländliche Praxis früh aufgerieben worden.

2.

An Max von Schenkendorf.

Zum 11. December 1816.

(Mit einer goldenen Feder.)

Entzückt von Deinen Tönen
Auch auf dem Helikon,
Entsenden die Kamönen
Dir echten Phöbussohn
Den Griffel hier, zu schreiben
Mit Deiner tapfern Hand
Das, was zum Ewigbleiben
Dein Liedergeist erfand.

Du, dem die Musen winken,
Wie wenig Andern so!
Frisch auf! Mit Deiner Linken
Schreib ferner frei und froh,
Was Andern mit der Rechten
Zu schreiben nicht gelingt,
Schreib kommenden Geschlechten
Was auf zum Himmel dringt.

Wie Flemming's Lieder leben,
Wie lebt was Opitz sang,
So wird zur Nachwelt schweben
Der deutschen Lieder Klang,
Die Du von süßer Minne,
Von Kriegs- und Siegeslast,
Die Du mit frommem Sinne
Von Gott gesungen hast.

Und wie Du im Gesange
Die Alten überschwebst,
So in der Thaten Drange
Und Glück, in dem Du lebst.
„Germania, die freie,
Die herrliche, ist todt!“
Sang Flemming, der getreue,
In Deutschlands früher Noth.

„Germania, die freie,
Die herrliche, sie lebt!“
Singst Du, „sie lebt aufs neue,
Von Licht und Kraft belebt.“
Heil Dir, Du edler Sänger!
Heil uns! wir leben neu,
Sie lebe lang und länger,
Und frei und selbst sich treu.

3.

An Frau Henriette von Schenkendorf.

Zum 11. December 1818.

Dem Geburts- und Todestage Max v. Schenkendorf's.

Weil Deine Augen sich zur Erde senken,
Weil sich Dein Schmerz, Dein Kummer und Dein Sehnen
Ergießen muß in heißen, schweren Tropfen,
Weil alle Deine Pulse lauter klopfen,
Sollt' ich des Festes heute nicht gedenken,
Dem sonst, wie seine ersten Strahlen lachten,
Wir frohe Lieder, Kränz' und Blumen brachten?

O doch! Als brächte dieser rothe Morgen
Dir noch ein Fest der Freude, nicht der Thränen,
So laß mich, hohe Frau, mit frommen Händen
Dir und dem Feste meine Blumen spenden,
Die ich gepflegt mit Fleiß und lieben Sorgen.
Es glänzt und perlet ja in Blumen Beides:
Der Freude Licht, der Thränenthau des Leides.

Und Deine Thränen will ich nicht verwischen!
Erquicke Dich in ihnen, wie die Blume,
Wenn nächtlich kühl der Thau vom Himmel sinket,
Sich neu erquickend Thauestropfen trinket.
So laß auch Dich im Thränenthau erfrischen!
So freudiger werd' auch Dein Herz nach oben,
Dein Auge nach dem Himmelsaug' erhoben!

Drum lebe fromm der Lust, die Thränen geben!
Sie kommen auch von Himmels Heiligthume,
Und nur des Himmels ewig klare Sonne
Mit ihrem Strahl der Gnad' und sel'gen Wonne
Darf solchen Thau von solcher Blume heben.
Der feuchte Demant gleich sein Licht verlieret,
Wie ihn zu trocken nur die Hand berühret.

4.

Carolinchen*) an die schöne Dame.

(Frau von Clausewitz.)

Zu Weihnachten 1816.

(Mit einem Beutelchen, in dem ein Kosakenpult eingestrickt war.)

Diese Donischen Kosaken,
Die ich, wie sie selbst sind, flüchtig
Mit der Nadel konterfeiet,
Nimm sie gütig, schöne Dame,

* Meusebach's damals fünfjährige Tochter Caroline, welche dieses Weihnachtsgeschenk für Frau v. Clausewitz verfertigt hatte, lebt als verwitwete Frau v. Witzleben in Potsdam. Ihr verdankt der Verfasser neben manchen schätzbaren Mittheilungen den freundlichst gestatteten Einblick in die Tagebücher ihres verewigten Vaters.

Nimm sie freundlich zum Geschenke!
Dein gedacht' ich, schöne Dame,
Wohl bei jedem Farbenkörnchen,
Das ich zum Gemälde reihte,
Dachte mit entzücktem Herzen
Deiner Freundlichkeit und Güte;
Aber nimmer wollt' ich darum
Doch zu meinem Angedenken
Dir die kleine Arbeit bringen.
Dazu, hohe, schöne Dame,
Fühl' ich's doch auf beiden Wangen!
Bin ich viel zu klein und niedrig.
Ganz zu anderer Erinnerung
Sind die Bilderchen gewidmet;
Und Du weißt auch, schöne Dame,
Jetzt schon Alles, was ich meine,
Blickest nach dem schönen Herren,
Der beinah wie ich erröthet,
Doch der nichts zum Angedenken
Dir aus fernem Norden brachte,
Nichts von kostbar selt'nem Pelzwerk,
Nicht einmal ein byzantinisch
Braunes Bildchen, nicht ein Gräschen,
In's Herbarium zu legen,
Oder einen Stein mit Moose
Aus des Kremel's alten Mauern;
Der aus Rußland's weiten Reichen
Dir zu künftigem Gedenken
Seines eisenfesten Kriegsmuths,
Welcher ihn hinausgetrieben,
Gar nichts bracht' als seine Thaten.
Und auch diese Thaten, wären
Sie ihm nicht vorausgegangen,
Hätt' er ja so gern verschwiegen,
Wie er jetzt noch ihre Zeichen
Auf der Heldenbrust verstecket.

In Meusebach's Tagebuche werden in dem Abschnitte über Coblenz Clausewitz und seine Frau an vielen Stellen erwähnt, von welchen wir die folgenden hier mittheilen:

„Der Oberst Clausewitz sagte mir, als er mir Jean Paul's Schmelzle zurückgab, es sei doch eigentlich Schade um den vielen Witz in Büchern; was müsse z. B. der in Schmelzle eine ganz andere Wirkung thun, wenn allen diesen Reichthum und alle diese Einfälle in der Gesellschaft Jemand zum Besten gäbe! Mich meines Orts dauert in der Gesellschaft immer der Witz, weil so viel davon verloren geht und weil er wie ein Tanzhandschuh nicht mehr als einmal gebraucht werden kann. Denn neue Auflagen will die Gesellschaft nicht haben. Der Witz, den Aristophanes, Ovid, Seneca u. A. niederschrieben, kann hunderttausend Menschen ergötzen, und selbst lesen kann ich Lichtenberg, Jean Paul hundertmal, aber hören will kein Mensch einen witzigen Einfall mehr als einmal."

„Die Frau von Clausewitz brachte in diesen Tagen aus dem Schenkendorf'schen Trauerhause eine Bemerkung mit, die wohl richtig ist und billig von uns mehr, als gemeiniglich geschieht, zu bedenken wäre, die nämlich, daß eine durch den Tod eines geliebten Mitgliedes in Trauer versetzte Familie in der allerersten Zeit nach dem Verluste vielleicht nicht so mitleid- und bedauernswerth sich fühlt und ist als etwas später, zu der Zeit, wenn die theilnehmenden Freunde anfangen, seltener zu kommen, von dem Verluste seltener mitzusprechen und die Sache überhaupt beinahe für abgethan zu halten."

„Am 13. Mai 1818 auf einer Landpartie nach dem Schlosse Elz sagten an dem abhangenden Wege vor dem Schlosse die geliebten Clausewitzens zuerst von ihrer Versetzung nach Berlin, und Frau Hellwig fragte nachher, was Bewegtes zwischen uns vorgefallen."

„Es wäre nicht erlaubt, wenn ich hier nicht mit einem Worte der drei hohen Festtage gedenken wollte, die wir in der vergangenen Woche zu feiern hatten.

Der erste war Montag der 1. Juni und der Geburtstag des Obersten von Clausewitz und wurde von den Freunden mit einem Mittagsmahle im Thale und dann besonders nachmittags und abends in Lahnstein und nachts rückfahrend auf dem Rheine gefeiert. Der zweite war Mittwoch der 3. Juni und der Geburtstag der Frau von Clausewitz, zuerst nachmittags in dem Weinberge am Rhein gefeiert, und gegen Abend nahmen wir den etwas verunglückten Mühlenstein*) mit herunter in den geschmückten Nachen, zehrten davon, während wir vor Coblenz vorüberfuhren, und wurden von fern am Niederwerth von Hörnerklang empfangen. Abends die einzelnen Spaziergänge in den Kornfeldern und dann das Theetrinken auf der Wiese, dann hinter dem reinlichen Dörfchen dieser himmlischen Nonneninsel zur Nacht das Liebesmahl, und endlich um Mitternacht die Heimkehr auf dem geschmückten Nachen, auf welchem wir gekommen waren.

Mein Geburtstag aber fiel bekanntlich Sonnabends den 6. Juni und wurde von mir mit solcher dank- und thränenvollen Liebeswehmuth begangen, als wäre ich ein junger Mensch von zwanzig Jahren, so daß auch die lieben, geliebten Freunde davon werden zu sagen wissen, z. B. der Oberst Clausewitz, dem ich vor Lieb' und Freude nicht den Mund nur, sondern auch die Hände küssen mußte, als wäre er eine Frau. Ich liebe ihn aber bloß so. Nach einem von des Revisionshofs Gliedmaßen im Thal gegebenen Diner, zu dessen Ende meine Frau mit Carolinchen aus Ems kam, fuhr ich mit diesen und Frau Hellwig nach Bassenheim und fand dort die Freunde bereits versammelt: Clausewitzens, Stoschens, Scharnhorst ꝛc. Wie schlugen die Nachtigallen in dem Park! Welche viel schönere Festmusik als die am Mittwoch in die Weidenbüsche von Niederwerth versteckte! Wie schlug das Herz einem Ueberseligen, der sich nicht anders zu fassen wußte als in unversieglichen Thränen! Nie, nie sei dieser schöne Tag mit so vielen Liebeserzeigungen der geliebten Freunde von mir vergessen! Wenn Alles alt an mir wird und alle Weichheit vertrocknen und alle Wärme lau werden könnte, so komme die Erinnerung dieses Tages und der beiden vorigen und mache wenigstens wieder auf einem vielleicht öderen Geburtstage das Herz frisch, weich und warm."

* Ein großer runder Kuchen, von seiner Gestalt Mühlstein genannt.

In Meusebach's Tagebuche finden sich unter dem 4. und 5. September 1818 auch die Abschiedsverse eingetragen, welche er als „Schlußanklänge zu den Eintagsschönchen“ an Clausewitz und seine Frau bei deren Abgange nach Berlin gerichtet hatte:

So schlägt die nied're, blaue Winde
Ihr einfach Blumenblatt zusammen,
Noch eh' dieselbe Sonne sinket,
Die morgens früh sie hatt' entfaltet.
Der neue Morgen gibt den Lüften
Das eingerollte Blatt zum Spiele.
Es war ein kurzes Blüh'n, und flüchtig
Und ohne Duft! Und nur die Biene,
Die auch die kleinsten Tröpfchen sammelt,
Trank, wie die Blume sich erschlossen,
Früh aus des Kelches blauem Rande
Mit Fleiß die kleinen Honigtropfen.
Doch wenn das Bienchen etwa wieder
Zu selbem Kelche heute flieget,
Umsonst! schon gestern sank er nieder
Und seine Tropfen sind versieget! —

Und also wär' in diesen Auen,
Hier an des grünen Rheines Ufern,
Nichts Schön'res mir erblüht und dauernd,
In diesen wonnereichen Fluren?
O doch! in solchen schönen Tagen,
Die blau wie über uns der Himmel
Und mild und sonnenheiter waren,
In solchen lachenden Gefilden
Ist mir ein voller Kranz von Blumen
In reicher Blüthe aufgegangen,
Und unverblaßt stehn seine Farben
Und unverwehet bleibt sein Duften.
Ihr waret das! Ihr habt, Ihr theuern,
Ihr werthen und geliebten Freunde,
Die schönsten Blumen mir gebrochen,

Die schönsten in den Kranz geflochten.
Und ob die Stengel welkend starben,
Die Blumen werden ewig stehen
Und blühn in unverblaßten Farben
Und nimmer wird ihr Duft vergehen.

(Unvollendet.)

Clausewitz war bereits durch Cabinetsordre vom 9. Mai 1818 zum Director der Allgemeinen Kriegsschule ernannt worden, blieb aber noch den Sommer hindurch in Coblenz und begab sich im September zunächst nach Aachen, um hier die ihm für die Dauer des Congresses durch folgende Cabinetsordre übertragene Stelle eines Commandanten zu versehen:

„Da während der Anwesenheit der Souveräne in Aachen ein eigener Commandant daselbst erforderlich ist, so habe ich Sie für diese Stelle ausersehen, und indem ich sie Ihnen für diese Zeit hiermit übertrage, habe ich das Vertrauen, daß Sie selbige mit der gehörigen Umsicht und ganz zu Meiner Zufriedenheit versehen werden."

„Berlin, den 17. August 1818."

„Friedrich Wilhelm."

„An
den Oberst von Clausewitz vom Generalstabe
zu Coblenz."

Die nächste Aufgabe des Aachener Congresses, der am 30. September eröffnet und am 15. November geschlossen wurde, war die Berathung über die von Frankreich beantragte Zurückziehung der Besatzungstruppen der Verbündeten, welche nach der Bestimmung des zweiten Pariser Friedens erst mit dem Ende des Jahres 1820 erfolgen sollte. Von den drei verbündeten Monarchen langte zuerst König Friedrich Wilhelm in Aachen an, der bereits am 22. September von Berlin abgereist war; am 28. September hielt Kaiser Franz und an demselben Tage Kaiser Alexander seinen Einzug. Die Hauptstaaten Europa's waren bei diesem mit großem Glanze eröffneten Congresse durch die berühmtesten Staatsmänner vertreten: Preußen

durch den Staatskanzler von Hardenberg und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Grafen Bernstorff, Oesterreich durch den Fürsten Metternich, Rußland durch den Grafen Nesselrode, England durch den Herzog von Wellington, Lord Castlereagh (Londonderry) und Canning, Frankreich durch den Herzog von Richelieu. Die Annahme des französischen Antrags erfolgte leicht und schon am 9. October wurde eine Convention über den bevorstehenden Abzug der Truppen der Verbündeten aus Frankreich von sämmtlichen Bevollmächtigten unterzeichnet. Die übrigen Gegenstände des Congresses, namentlich die durch die bekannte Denkschrift des russischen Staatsraths v. Stourdza veranlaßten Berathungen über Presse und Universitäten, können hier schon darum, weil sie zu bestimmten Ergebnissen und Beschlüssen nicht führten, übergangen werden.

Clausewitz hat über seinen Aufenthalt in Aachen weder ein Tagebuch geführt, noch sonstige Aufzeichnungen hinterlassen. Daß Frau von Clausewitz sich bei ihrem Gatten in Aachen befand, läßt sich schon daraus mit vieler Wahrscheinlichkeit schließen, daß ein Briefwechsel Beider aus dieser Zeit nicht vorhanden ist. Ihre Abreise nach Berlin dürfte bald nach der Mitte des November erfolgt sein.

Durch Cabinetsordre vom 19. September 1818 war Clausewitz zum Generalmajor befördert worden.

Während der Coblenzer Periode war Clausewitz von seiner Gattin niemals auf längere Zeit getrennt und es haben sich daher auch keine Briefe, welche er an jene oder diese an ihn geschrieben hätte, vorgefunden. Zu einer literarischen Thätigkeit konnte Clausewitz in Coblenz nicht gelangen, da seine Zeit durch berufliche Arbeiten, zu welchen auch häufige Dienstreisen gehörten, sehr in Anspruch genommen war. Der nachfolgende Aufsatz über politische Umtriebe, der leider unvollendet geblieben ist, dürfte, wenn er auch vielleicht erst in Berlin niedergeschrieben wurde, am passendsten diesem Lebensabschnitte angeschlossen werden, da Clausewitz die Anregung zu demselben jedenfalls in Coblenz erhalten hat. Die Vorzüge, durch welche alle seine literarischen Arbeiten sich auszeichnen: Schärfe der Auffassung und des Urtheils, Gründlichkeit und Gediegenheit des

Inhalts, verbunden mit großer Gewandtheit, Präcision und Prägnanz der Darstellung, wird man auch in diesem Aufsatze nicht vermissen. Auf die in demselben enthaltene ausführliche Stelle über Görres gestatten wir uns besonders aufmerksam zu machen. Dieser verkehrte in Coblenz häufig mit Meusebach, da beide Männer durch gemeinschaftliche literarische und wissenschaftliche Interessen einander nahe geführt wurden; Letzterer war auch mit Frau Käthe Görres befreundet, welcher er seine „Kornblumen" mit einem später in seine „Eintagsschönchen" aufgenommenen Gedichte übersandte. Clausewitz lernte Görres ohne Zweifel durch Meusebach's Vermittelung kennen, trat aber zu jenem nicht in nähere Beziehungen, da die Individualität und politische Richtung Beider zu wenig übereinstimmten.

Umtriebe.

Nachdem im 17. und 18. Jahrhundert die europäischen Staaten sich fast überall zu reinen Monarchieen ausgebildet hatten, waren dem Adel nur seine Rechte gegen den Unterthan, nicht gegen den Fürsten geblieben. Er war der Herr des Bauern und Bevorrechtete des Bürgers, aber er hatte keinen Theil mehr an der Souveränetät, sondern er war Unterthan geworden wie die anderen. Dies ließ sein Verhältniß zum Bürger und Bauern als ein bloßes Vorrecht, als eine Art von Begünstigung erscheinen.

Von der anderen Seite war überall ein neuer Stand, oder vielmehr, wie ein geistreicher französischer Schriftsteller sagt, un nouveau peuple hervorgeschossen, der Mittelstand d. h. Alles, was nicht Adel oder sein Unterthan war, war nach und nach zu größerem Besitzthum, größerer Betriebsamkeit und zum Selbstbewußtsein gekommen.

Dieser Stand, welcher von den Städten ausgegangen und früher wenig zahlreich gewesen war, hatte nach und nach einen viel größeren Umfang als der Adel gewonnen.

Früher hatte dieser Mittelstand, also der Städter, gegen den Unterthan des Adels, den Bauer, eben die Ungleichheit geltend gemacht, in welcher sich der Adel gegen ihn befand. Der Stand der Freien ließ eine eben so große Kluft zwischen sich und dem Leibeigenen oder

Bauern, wie der Adel zwischen sich und dem Bürger. Dadurch fühlte sich der Mittelstand wieder gehoben. Er hatte seine eigene Ehre und diese war, in der Periode und den Ländern, wo die Städte betriebsam und blühend waren, gegen den zum Theil verschuldeten, zerrütteten, vom Raube lebenden Adel oft ein Selbstgefühl, was sich mit dem des Adels wohl messen, auch wohl über dasselbe erheben konnte; dazu kam, daß die Städte ihren kleinen Antheil an der Souveränetät hatten, welcher ihrem geringen Umfange angemessen war, und daß sie sich gegen den Adel oft in dem Zustande des Krieges befanden, sich ihm also dadurch gleichgestellt fühlten. Diese Rivalität zwischen Städten und Adel war ganz anderer Natur als die spätere zwischen den bürgerlichen Ständen und dem Adel; sie war ein offener Kampf, welchen die geringe Einheit der damaligen Staatsverbände zuließ, ein Kampf um die gegenseitige Erhaltung dessen, was man bereits besaß.

Die Gesellschaft war also in drei besondere Stände abgetheilt, in Adel, Mittelstand und Unterthan des Adels. Diese Eintheilung konnte für sehr naturgemäß gelten; denn sie war aus der Art entsprungen, wie sich in Europa die gesellschaftlichen Verhältnisse aus dem Trubel der Völkerwanderung niedergeschlagen hatten. Nur der Adel konnte als das eigentliche Volk gelten; der sich nach und nach entwickelnde Mittelstand als ein Nebensprößling; die große Masse, der Unterthan des Adels, zählte nicht. Er war bestimmt, das Land zu bauen oder andere persönliche Dienste zu leisten, und konnte sich dabei mehr oder weniger Sclave und unterdrückt, oder auch mehr oder weniger behaglich fühlen. Wer diese Einrichtung der Menschheit so ganz unwürdig glaubt, bedenkt nicht, daß sie die Einrichtung aller Völker in einem gewissen Naturzustande gewesen ist, namentlich der viel gerühmten alten Republiken. Es war also damals keine Spannung in den gesellschaftlichen Verhältnissen, und was sich an streitenden Interessen begegnete, löste sich schnell in offenem Kampfe auf. Nach und nach hat sich dieser Zustand verändert, wie denn Alles in dieser Welt der Veränderung unterworfen ist. Die Verhältnisse haben sich anders gestellt, weil sich die einzelnen Stände anders fortgebildet haben, und diese haben sich anders fortgebildet, weil ihnen verschiedene Principien inne wohnten.

Der Adel besaß sein Eigenthum durch das Schwert, entweder als wirkliche Eroberung oder auch als gewaltsame Erwerbung über Unbewaffnete. Seine Richtung war der Krieg; Erhaltung des Erworbenen durch Krieg, und neue Erwerbung durch Krieg. Sobald er nicht mehr unmittelbar erobern konnte, weil es nichts mehr zu erobern gab, suchte er durch seinen dem Staate geleisteten Kriegsdienst zu erwerben, worauf das ganze Lehenssystem gegründet ist. Diese Art des Erwerbes hat sich in die neuesten Zeiten fort und in eine Classe von Mißbräuchen und Begünstigungen hineingezogen, deren wir noch gedenken wollen und die wir hier nur erwähnen, um ihren historischen Ursprung anzudeuten.

Diese Art zu erwerben mußte endlich aufhören, nachdem sich die Staaten einer neben dem anderen festgestellt und das Grundeigenthum überall in Besitz genommen hatten. Die Kreuzzüge sollten ein neuer, unerschöpflicher Quell solchen Erwerbes werden, führten aber nur zur Verschuldung und Zerrüttung des Adels in seiner Heimat.

Da der Adel kein anderes Mittel des Erwerbes kannte als das Schwert, so war der Augenblick, wo es nichts mehr durch dasselbe zu erwerben gab, sein wahrer Culminationspunct.

Wie jede Bevölkerung vermehrte sich die Volksklasse des Adels nach natürlichen Gesetzen; sein Eigenthum wurde also mehr vertheilt; einzelne Majoratsbestimmungen konnten dies nur etwas aufhalten, nicht ganz verhindern. Falsche Anstrengungen nach neuem Besitz, d. h. solche, welche keinen Erfolg hatten und also die Kosten nicht ersetzten, wie die Kreuzzüge, manche andere Unternehmungen der Art und vor Allem die Kriege unter einander verminderten den Besitz des Adels wieder. Daß es lange dauert, ehe eine ganze Volksklasse eine solche Veränderung der Verhältnisse klar einsieht, oder vielmehr, daß sie zu dieser klaren Einsicht erst kommt, wenn die Periode längst vorüber ist, begreift sich leicht. Gewöhnlich thut der unmittelbare Drang der Umstände Alles, indem er die Sitten und Gewohnheiten nach und nach in andere Wege hineindrängt; aber auch dieser kommt immer zu spät. Die einzelne Bedrängniß und Verlegenheit wird für eine Folge augenblicklicher Umstände gehalten, vorübergehender schlimmer Zeiten, eingerissener Mißbräuche. So wurde geborgt und vergeudet, der alte Aufwand, die alte Sitte ging fort und erst spät,

nachdem man durch diesen Nebel von Schulden und eingegangenen Verpflichtungen durchgedrungen war, erkannte man, daß man sich in ganz anderen Vermögensverhältnissen befand, als man geglaubt hatte.

Zwar hatte sich dem Adel ein neuer Quell des Erwerbes eröffnet, indem er, bei der sich mehr und mehr ausbildenden Staatsadministration, nach den einträglichsten Stellen derselben sowie nach den sämmtlichen Hofämtern griff. Aber ohne den Grundsatz der Wirthschaftlichkeit führte dieser leichte Erwerb nur zu neuer Verschwendung, ließ also wenig Vermehrung des Capital-Vermögens zu und hörte nach und nach auf, in dem Maße als die Fürsten sich einem vernünftigen Staatshaushalte näherten.

Jede Spur von industriellem Erwerbe war aus dem Ideenkreise des Adels ganz ausgeschlossen; es gab also nichts, wodurch der Schaden ersetzt werden konnte.

Sein Aufwand, seine Art zu leben stimmte sich freilich nach und nach herab; vom Herrn zum Unterthan, vom Vasallen zum Privatmann, aber immer etwas zu spät, immer erst hinterher und durch die Noth gedrängt.

So hat es sich bis in unsere Tage erhalten. Aus unserer Jugend erinnern wir uns noch der Schaar von Bedienten, der Pracht in Livreen, Kleidern und Geräthen, ohne welche ein adliges Haus nicht bestehen zu können glaubte, und erst in den neuesten Zeiten sehen wir die Edelleute ihre Güter auf eine industrielle Weise bewirthschaften und sich, wo es sein muß, zum Fabrikanten und Handelsmann landwirthschaftlicher Produkte herablassen.

Bedenkt man nun, daß die Fürsten anfangs auch noch das Ihrige beigetragen haben, dem Adel seine ursprüngliche Bedeutung zu nehmen, indem sie ihm seinen Antheil an der Regierungsgewalt immer mehr verkürzt und zuletzt ganz genommen haben; so ist nichts begreiflicher und natürlicher, als wie dieser Stand, durch die Reihe der Jahrhunderte, von seiner Höhe heruntergestiegen, den anderen beiden Ständen immer näher gerückt, ihnen immer ähnlicher geworden ist, dabei aber den Charakter einer von der Zeit untergrabenen, zerfressenen Trümmer bekommen hat.

Der Mittelstand hingegen hat seiner ganzen Natur nach nie etwas Anderes thun können, als an die Vermehrung seines Eigenthumes

durch Fleiß und Thätigkeit zu denken. Nun liegt es in der Natur der Sache, daß die ärmere und arbeitende Classe dem Gesammtbetrage nach immer etwas mehr gewinnt als sie verzehrt. Diese kleinen Ueberschüsse schlagen sich dann nach und nach wie ein Residuum nieder und bilden das National-Capital. Es konnte also nicht fehlen, daß das Gesammtvermögen des Mittelstandes durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch beträchtlich steigen und, mit der vermehrten Kopfzahl zusammengenommen, dem Stande eine größere Bedeutung geben mußte. Alles, was der Adel durch schlechte Wirthschaft nach und nach einbüßte, floß durch die Natur des Verkehrs in die industriellen Classen über.

Eben dieses Princip des Erwerbes liegt aber auch im Bauernstande, weil auch er ein arbeitender ist. Haben seine Verhältnisse ihn lange und an den meisten Orten gehindert, diesen Erwerb in dem Maße auszudehnen, wie er es gemocht hätte, so haben sie eine solche Ausdehnung doch nicht ganz verhindern können. Das Unterthanen-Verhältniß hat sich auf mannichfache Weise verändert und der Bauer ist an vielen Orten frei geworden, an vielen aber, wo er Unterthan blieb, nach und nach zu viel größerem Wohlstande gelangt. Vor allem haben sich in den meisten Ländern die Bauern auf den Krongütern emporarbeiten können. Es hat also auch der Bauernstand, diese große Majorität jedes Volkes, sein Eigenthum, mit diesem zum Theil auch seine Rechte, nächstdem seine Kopfzahl und durch alles dies seine Bedeutung im Staate sehr vermehrt; er ist dem Bürgerstande näher gerückt und die Kluft zwischen beiden hat sich mehr zugezogen.

Bedenkt man nun, wie der Begriff des Staates sich erst in den letzten Jahrhunderten verwirklicht, wie sich die oberste Gewalt verstärkt hat und die Theile sich zur Einheit zusammengefügt haben, so wird begreiflich, wie eben durch diese Annäherung der Stände und ihre Verbindung zur Einheit des Staates die Verschiedenheit der Rechte und Pflichten stärker hervortrat und zu einer Spannung führte.

Aber es kamen noch die Wissenschaften mit ihren befruchtenden Ideen hinzu. Sie hatten früher vermittelst der Geistlichkeit gewissermaßen dem Adel d. i. der Classe der Grundeigenthümer angehört;

jetzt waren sie das Eigenthum des Mittelstandes geworden. Die Gelehrten und Philosophen wurden nun die Wortführer nicht bloß des Mittelstandes, sondern auch der Bauern. Denn die philosophischen Ansichten von den Grundzügen der Gesellschaft richteten sich zunächst auf den Begriff der Menschheit, diesem aber steht im einzelnen Staate der Begriff des Volkes d. i. der Mehrheit am nächsten. Es war also durchaus in dem Interesse dieser Ideen, den Unterschied des freien Bürgers vom adeligen Unterthan*) ganz bei Seite zu setzen, damit beide Stände, als Eins gedacht, als ein um so größeres Ganzes erschienen, die Bauern mit ihrer Zahl, der Mittelstand mit seiner Industrie und Bildung. Ebenso versäumten sie es absichtlich, den großen Unterschied, welcher sich schon im Bauernstande fand, zu berücksichtigen, und weil es noch in manchen Gegenden wahre Leibeigene oder Sklaven gab, so stellten sie am liebsten den ganzen Stand des Ackerbauenden als einen Sklavenstand dar.

In diesem neuen Verhältnisse des engeren Staatsverbandes und bei dieser Ansicht der Philosophen erschienen nun die Rechte des Adels als ungehörige Begünstigungen und seine Stelle im Staate als eine wahre Usurpation.

Gleichwohl hatten seine Stelle und seine Rechte einen ganz natürlichen historischen Ursprung; sie waren die Ueberreste von dem, was er früher gewesen war.

Er schaltete zum Theil über das Eigenthum des Bauern, der sein Unterthan, an vielen Orten sein Leibeigener war; er war dessen angeborner d. h. nicht vom Staatsoberhaupte delegirter Richter; er zahlte für seine eigene Besitzung keine Grundsteuer; er war von vielen anderen Steuern ausgenommen; er war frei von persönlichen Diensten, die dem Staate zu leisten sind; er war im ausschließlichen Besitze gewisser Stellen. Alle diese Vorzüge und Rechte gingen ganz natürlich aus seinem ehemaligen Verhältnisse hervor, wo er allein der Staatsbürger und zwar der Staatsbürger eines Freistaates gewesen war und an der Regierung Theil genommen hatte. Damals zählte die Masse des Volkes nicht und der Mittelstand nur für seinen kleinen Theil; nun war die Masse nach und nach in die Reihe der Zähler getreten und der Mittelstand hatte sich ihr angeschlossen.

* d. h. vom Unterthan des Adels.

Le nouveau peuple war nun 4 bis 500 mal so groß geworden wie l'ancien peuple, und diese ungeheure Majorität war in den Augen der Philosophie wie des gesunden Menschenverstandes der wichtigste Grund seiner Ansprüche.

Zwei Dinge aber machten die Sache erst so schlimm, wie sie sich im achtzehnten Jahrhundert gezeigt hatte.

Das erste war, daß der Adel aufgehört hatte, vorzugsweise der Vertheidiger des Landes zu sein. Im Mittelalter, wo die geharnischte Reiterei die Hauptwaffe, und die Lehenspflicht die ganze Kriegsverfassung ausmachte, konnten die Heere nur klein sein, und nur wer nicht arm und ohne Besitz war, konnte Theil an dem Kampfe nehmen. Der Adel hätte zwar seine Unterthanen ausrüsten und bewaffnen können, aber er zog es vor, diesen edlen Dienst persönlich zu leisten, und nichts war natürlicher als das, und nichts seinem bürgerlichen Zustande zuträglicher. Zwar zogen auch die Unterthanen des Adels als Fußvolk mit zu Felde, aber sie machten immer nur einen unwesentlichen Theil des Heeres aus. So wurde das Kriegswesen, die Vertheidigung des Landes die wahre persönliche Thätigkeit des Adels in dem schwachen Staatsverbande. In dieser suchte er sich auch außerhalb der Lehnsverpflichtung zu erhalten, indem er die Thätigkeit und Kraft, welche in den inneren Kriegen nach und nach nicht mehr ganz verbraucht werden konnte, in äußeren Kriegen bei fremden Heeren als Condottiere hinübertrug. Man sieht darin ein Bestreben des besitzlosen Theiles des Adels, mit sich etwas anzufangen und eine bestimmte Thätigkeit zu haben, die der Industrie-Thätigkeit der bürgerlichen Stände an die Seite treten konnte.

Die geharnischten Ritterheere kamen nach und nach außer Gebrauch, theis weil die Einführung des Pulvers sie verdrängte, theils aber auch, weil man schon an dem Widerstande der Städte und der Schweizer erfahren hatte, daß ein zahlreiches und tüchtiges Fußvolk ihnen gewachsen wäre. Die engere Staatsverbindung kam hinzu; die Fürsten fingen an, sich statt der Lehensdienste lieber der Söldner zu bedienen, wodurch ihre Heere zahlreicher und abhängiger wurden. Von nun an verlor der Adel die Stelle der persönlichen Thätigkeit, welche er im Anfange des Staatsverbandes behauptet hatte; er zeigte nun zwar fortwährend eine große Neigung zu den Waffen; er wurde

Condottiere; er stand als Offizier an der Spitze der anderen Söldner; allein das Alles konnte die frühere Bestimmung nicht ganz ersetzen; denn theils drängten sich in alle diese Stellen auch viele Bürgerliche ein, theils und das war die Hauptsache, wurde des Krieges immer weniger, oder vielmehr der in der früheren Zeit in tausend kleine Faustkämpfe zersplitterte Krieg zog sich immer mehr in einzelne große Akte zusammen, die mit viel größeren Massen geschlagen wurden, die aber auch viel größere Friedens-Zwischenräume hatten.

Was konnte es nun der Standesehre des Adels helfen, daß er in dem stehenden Heere als Offizier diente, da er im Augenblicke der Gefahr den Staat doch nicht mehr allein und ohne den Bürgerlichen vertheidigen konnte und der lange Friedensdienst dem Stande des Söldners unendlich viel von seiner Achtung und Wichtigkeit nahm. Diese Offizierstellen im Heere wurden während des Friedens als halbe Sinecuren angesehen, und im Kriege war es doch immer noch ein Vorzug, als Offizier und nicht als Gemeiner zu dienen. Man sieht wohl ein, daß diese Art von vorzugsweiser Bestimmung zu den Waffen dem Adel nicht mehr wie eine edle Standespflicht, sondern wie eine Standesbegünstigung angerechnet werden würde und daß sie in keinem Falle als ein rechtes Aequivalent für jede andere persönliche Thätigkeit gelten konnte, die dem Adel fehlte.

Diese suchte derselbe ferner in der Civil-Administration zu gewinnen, die sich mit der Ausbildung des Staatsverbandes erweiterte und mehr verwickelte; aber auch dies wurde ihm natürlich nicht wie ein Opfer, sondern wie eine Begünstigung ausgelegt.

Im Grunde war es sehr natürlich, daß bei dem Uebergange aus der alten Lehnsverfassung zur reinen Monarchie der Adel die vornehmeren Stellen im Heere und in der Civil-Administration an sich zog. Er war ja der Herr und Gebieter gewesen, und das konnte sich so schnell nicht verlieren, daß er nicht auch in dem neuen Zustande noch als der natürliche Herr und Gebieter zwischen Unterthanen und Fürsten dagestanden und im Heere den Bauern, der sein Unterthan war, als Offizier im Felde angeführt hätte. Natürlich war dieser Zustand gewiß, sonst hätte er sich nicht ein paar hundert Jahre erhalten können. Aber er war nur ein Uebergang zu einem anderen Zustande, und es konnte nicht fehlen, daß, was im Anfange

dieser Periode aus dem Verhältnisse ganz natürlich folgte, am Ende derselben nicht mehr so erschien. Der Adel also hatte seine persönliche Thätigkeit als Stand verloren und zugleich die Achtung, welche aus der schönen, edlen Verpflichtung der Landesvertheidigung folgte; was er dafür an sich gezogen hatte, wurde ihm von den anderen Ständen als eine Anmaßung und Begünstigung zu ihrem Nachtheile angerechnet.

Der zweite große Nachtheil, welcher den Adel getroffen und die Spannung zwischen ihm und den anderen Ständen so groß gemacht hat, ist der starke Antheil, welchen er an den Sünden der Staats-Administration genommen und die unedlen Profite, welche er daraus für sich zu ziehen gesucht hat.

Man denke nur an das Heer von Sinecuren und Hofämtern, welches in Frankreich vor der Revolution an der Tagesordnung war, an die unglaublichen Einkünfte, welche damit verbunden waren; daß diese Aemter wie reine Begünstigungen meistens nicht an Personen, sondern an Familien, oft in Survivancen an Kinder verliehen wurden, daß in einer Person oft viele solcher Aemter vereinigt waren, die dann bloß dazu dienten, ein adliges Haus im alten Glanze fortleben zu lassen, wenn auch längst das alte Vermögen zusammengeschmolzen war. Diese Verleihungen hatten offenbar noch die Spuren der alten Belehnung. Da es keine Länder mehr gab, mit welchen man die Großen belehnen konnte, so wurden es Aemter, Pensionen, Revenuen. Daß dies ein Mißbrauch war, lag vor dem Richterstuhle der Vernunft klar am Tage, aber ein Mißbrauch, der aus gewohnten Begriffen entspringt, findet in diesen eine starke Stütze, und wir dürfen uns daher nicht sehr wundern, wenn die Fürsten und der Adel den Philosophen in diesem Punkte nicht sogleich glauben wollten, und es gar nicht so unvernünftig fanden, daß der Staat um ihrer willen, nicht sie um des Staates willen da wären.

So hat also das ganz veränderte Verhältniß des Adels die üble Stellung, welche er in dem neuen Staatsverbande erhielt, von der einen Seite, und die fortschreitende Cultur der bürgerlichen Stände, auf der anderen, ein so gespanntes Verhältniß hervorgebracht, daß es sich auf irgend eine Weise lösen mußte, entweder nach und

nach durch freiwillige Veränderungen oder mit einem Male durch gewaltsame.

Diese Spannung halten wir für die eine und hauptsächlichste Ursache der französischen Revolution.

Die andere ist der Mißbrauch der administrativen Gewalt.

Im Mittelalter war die Gewalt der Fürsten, sie mochten groß oder klein sein, äußerst gering. Mit der Cultur stieg der National-Reichthum, das Betriebscapital und mit diesem unmittelbar die Gewalt der Fürsten. Das Geld ist wie ein Oel zu betrachten, was alle natürlichen Frictionen vermindert, also in alle Kräfte eine viel größere Theilung und Beweglichkeit bringt. Dadurch wurde es der obersten Staatsgewalt möglich, wie der Kern einer Kristallisation, diejenigen Kräfte, die sie zu ihrer Verstärkung brauchte, an sich zu ziehen.

Nachdem das Geld, was sich nach und nach in der Gesellschaft eingefunden und vermehrt hatte, dem Einen die Mittel gewährte, persönliche Dienstleistungen abzukaufen, und dem Anderen, sie sich zu verschaffen, wo sie am wohlfeilsten waren, fielen eine Menge von Reibungen weg; eine Masse von Inertien war nicht mehr zu überwinden, die sonst der obersten Staatskraft entgegengetreten waren. Nun war ihr erster großer Schritt zur Alleinherrschaft geschehen. Dieser bestand darin, daß sie allein ausführte, wenn sie auch noch nicht allein beschließen durfte. Die Stände hatten ihre Thätigkeit verloren, aber noch nicht ihre Rechte. Statt der Dienste, welche sie sonst zu bewilligen hatten, bewilligten sie nun das Geld. Mit dem Instrumente, welches sich die Fürsten auf diese Weise verschafft hatten, schritten sie nach und nach zur ferneren Unterwerfung der Stände, zur Beschränkung ihrer Rechte vor, und dies um so leichter, als die ständischen Verfassungen so wenig Geregeltes, Sicheres und Zweckmäßiges hatten, daß in dem Wirrwarre der Verhältnisse ein Theil der Stände selbst sich immer geneigt zeigte, die Gewalt der Fürsten mehr auszudehnen und zu befestigen.

So schritt die oberste Staatsgewalt immer weiter zur reinen Monarchie vor, wie wir sie im achtzehnten Jahrhundert gesehen haben. Mit dieser Vereinfachung der Staatsverfassung stieg aber die Verwickelung der Administration; ja diese stieg außerdem mit

der Cultur des Volkes und es war also kein Wunder, wenn die Fürsten diesem Gegenstande nicht gleich gewachsen waren, und erst aus ihm selbst, an seinen Schwierigkeiten und ihren eigenen Fehlern nach und nach die Grundsätze kennen lernten, wonach er eingerichtet sein müßte. Auch konnten die Fürsten sich hierin nicht sonderlich philosophischen Betrachtungen überlassen. Sie hatten den Ständen die Mitherrschaft entrissen oder waren noch beschäftigt, sie ihnen zu entreißen, und konnten dies nur, indem sie von den Mitteln, die sie schon in ihrer Hand hatten, einen großen Theil verwendeten, sie in den Schlund des Eigennutzes hinabzuwerfen, der ihren Zwecken dienen wollte. Die philosophischen Rechte und Ansprüche der geringeren Volksklassen, welche nach und nach aus dem Nebel hervortraten, konnten ihnen noch keine so dringende Aufforderung sein wie die Ansprüche des Adels und der Städte, die durch Begünstigungen und Privilegien entschädigt sein wollten für das, was sie zum Opfer gebracht hatten. So entstanden auf einem ziemlich natürlichen Wege die Auswüchse, Unordnungen, Verschwendungen der Administration, wie sie uns die Regierungen des sechzehnten, siebzehnten und zum Theil des achtzehnten Jahrhunderts darbieten. Fehler, Schwächen, Leidenschaften, Laster einzelner Fürsten kamen hinzu und setzten in den Augen der Philosophen dem ganzen Wesen die Krone der Verderbniß auf.

Diese Philosophen waren weder gewohnt noch geneigt, den gesellschaftlichen Zustand als ein Product historischer Entwickelung anzusehen; sie gingen von dem abstracten Begriffe eines gesellschaftlichen Vertrages aus und fanden also überall nur namenlose Ungerechtigkeit und Verderbtheit. So erhitzten sie die Gemüther, und diese politische Schwärmerei that hier die Wirkungen, die zu anderen Zeiten religiöse Schwärmerei gethan hat; sie wurde der Sauerteig, der die ganze Masse in Gährung bringen sollte.

Die französische Revolution ist also nach unserer Meinung aus zwei Hauptursachen entstanden. Die erste ist das gespannte Verhältniß der Stände, die große Bevorrechtung des Adels, die große Abhängigkeit und man kann wohl sagen theilweise die große Unterdrückung des Bauernstandes; die zweite die unordentliche, parteiische und verschwenderische Administration der Regierung.

Mancher Gelehrte wird über diesen Blick auf die Geschichte die Achseln zucken und mit hundert Einwürfen bereit sein. Wie Viele ließen sich nicht allein aus dem Möser anführen! Allein der Verfasser ist der Meinung, daß sich ein Jeder in solchen Dingen seine eigene Ueberzeugung verschaffen muß; er meint also nicht seinem Leser die seinige wie eine Lehre vorzutragen, sondern er spricht sich aus wie er über die Sache denkt, um dadurch auch das Nachdenken Anderer zu veranlassen, von welchen Einzelne sich wohl mit ihm in derselben Ansicht zusammenfinden werden.

Wir haben diesen Blick des gesunden Menschenverstandes auf die Geschichte unserer gesellschaftlichen Verhältnisse für nöthig gehalten, um deutlich einzusehen, in welchem politischen Zustande wir uns denn eigentlich befinden.

Als in Frankreich die ungeheure Majorität mit der Minorität in die Schranken trat, mußte der Adel diesem Gewichte weichen; er war zum Widerstande nicht mehr stark genug; es brach also das bisherige Verhältniß zusammen und zwar auf immer; denn wenn Organisches zerbrochen ist, so läßt es sich wohl zusammenleimen, aber nicht wieder zu einem organischen Ganzen machen. Ferner zerbrach die Masse den Zepter, welcher sie mit der höchsten Willkür beherrscht hatte, und richtete eine gemischte Regierungsform ein. Dieses Zerbrechen alter Verhältnisse, die sich schon in einer großen Spannung befanden, war viel leichter als die Schöpfung einer neuen Regierungsform, und es ließ sich vorhersehen, daß nach einem gewaltsamen Umsturze man lange hin und her tappen und manches Decennium zur Einübung der Begriffe brauchen würde, ehe eine Regierungsform dastehen konnte, die einigermaßen Wurzel geschlagen hatte.

Die Philosophen wollten Alles auf die Menschenrechte gründen; sie sahen diese wie eine Macht an, die dem unumschränkten Könige entgegentrat und ihm nothwendige Schranken setzte. In Wahrheit aber war das Bedürfniß der Revolution in diesem Punkte nur, die ungeheuren Mißbräuche der Administration abgeschafft und eine Garantie gegen ihre Rückkehr eingesetzt zu sehen.

Als der ungeheure Bruch in Frankreich erfolgte, mußten die übrigen europäischen Länder nothwendig davon affizirt werden.

In Deutschland waren die Verhältnisse etwas anders gewesen wie in Frankreich. Die Geschichte des Landes und seiner Stände ist dieselbe; aber der vornehme Adel hatte sich zur Territorial-Hoheit emporgeschwungen und war dadurch in eine andere Classe getreten; er war also weder ein Gegenstand des Neides noch die Veranlassung zu Mißbräuchen; der Staatsverband des deutschen Reiches war äußerst schwach, hatte also seine Natur seit dem Mittelalter wenig geändert; die kleinen Staaten, welche entstanden waren, hatten nicht die völlige Souverainetät, mußten noch einen Richter über sich erkennen. Ueberdem können Administrations-Mißbräuche in kleinen Staaten nicht so groß werden. Wenn es unter den deutschen Fürsten auch hin und wieder Verschwender und an ihren Höfen Günstlinge und Maitressen gab, so war doch das eine Ausnahme und es geschah nicht nebenher noch zwei- oder dreimal so viel Unrecht aus bloßer Unwissenheit und Mangel an Uebersicht von Seiten des Fürsten. Die meisten deutschen Staaten aber waren, im Vergleich mit dem, was man in anderen Ländern sah, sehr wirthschaftlich und väterlich verwaltet.

Vor Allem war dies in Preußen der Fall. Dieses Land hat unter allen seinen Hohenzollern'schen Regenten nur zwei Verschwender gehabt, Friedrich I. und Friedrich Wilhelm II; alle übrigen waren nicht allein gute Wirthe, sondern viele darunter zeichneten sich als die ersten Staatswirthe ihrer Zeit aus.

Waren die Grundsätze der Staatswirthschaft in der österreichischen Monarchie weniger vorgeschritten als bei uns, so ist die Reihe der wirthschaftlichen Regenten noch größer. Es ist in der That auffallend, daß seit dem Entstehen dieser Monarchie unter Friedrich V. sich nicht ein einziger verschwenderischer Fürst auf dem Throne befunden hat.

Alle diese Umstände zusammengenommen machte, daß Deutschland, obgleich in seinen äußeren Verhältnissen im Sinken und Verfall und durch die vielen Kriege auf seinem Grund und Boden in seiner Cultur mächtig aufgehalten, sich doch in seinen innersten Verhältnissen wohler fühlte als Frankreich, Spanien und viele andere Länder. Es war also hier die Spannung im Inneren der Staaten weniger groß und das Bedürfniß nach einer Revolution im Grunde nicht vorhanden.

Nichtsdestoweniger regte das Beispiel Frankreichs die Menschen auch in Deutschland an; daß das Verhältniß der Stände nach und nach mehr Ausgleichung, der Bauerstand mehr Eigenthum, die Gewerbe mehr Freiheit bedürften, fühlten auch die Ruhigsten, wenn sie sonst nur fähig waren, sich über die bloßen Gewohnheits-Ideen zu erheben. Diese Veränderungen konnten sich aber freilich ohne Revolution zutragen, aber dies Bedürfniß machte doch, daß man diesen Zweck der französischen Revolution billigte, wenn man auch das Mittel verwarf.

Anders aber war es noch mit der Classe der Gelehrten und Philosophen.

Die Gelehrten, die sich in Deutschland zwischen ein paar griechischen und lateinischen Autoren umhertreiben und den Kopf voll von einer antiken Freiheit haben und von antiken Verfassungen, die sie nicht verstehen und die überhaupt nach 2 bis 3000 Jahren Niemand mehr versteht — die Philosophen, die Alles mit allgemeinen Begriffen abthun und zu vornehme Geister sind, um das Locale und Historische zu würdigen, diese wurden von der Pariser Philosophie und Politik stark ergriffen, und die Majorität derselben warf sich gleich auf eine ganz andere Weise in den Strudel der Revolutions-Ideen.

Ihnen schien die französische Revolution ein politisches Paradies, ein goldenes Zeitalter zu öffnen, und da war es denn eine ausgemachte Sache, daß diese Morgenröthe sich nicht auf ein Land beschränken, sondern daß sie über alle gebildeten Völker aufgehen mußte, daß Advocaten, Aerzte und Professoren den Staat regieren durften und nach den philosophischen Ansichten und Grundsätzen der Schule; daß Namen und Formen aus der alten classischen Zeit der Welt zurückkehrten, das war mehr als die Köpfe der Gelehrten und Philosophen vertragen konnten. Der Geist unruhiger Theilnahme, heimlicher Hoffnungen und Wünsche wurde rege und suchte auf die übrigen Stände zu wirken, indem, wo sich nur irgend ein entzündlicher Punkt fand, der Funke angeblasen wurde.

Zwei Regierungen trafen in Deutschland unglücklicherweise mit der französischen Revolution zusammen, die jede auf ihre Weise die Theilnahme daran merklich erhöhte. Die eine ist die des Kaisers Joseph. Unstreitig fehlte es diesem tugendhaften, für das Glück seines

Volkes begeisterten Fürsten an praktischem Urtheile und einer festen, sicheren Hand in der Ausführung seiner freisinnigen Ideen; er mußte Manches aufgeben, weil er es nicht auf die rechte Weise angefangen hatte; sein früher Tod kam hinzu und so geschah es, daß er mehr Wünsche und Hoffnungen erweckte als befriedigte und den Geistern eine Richtung gab, die sie den französischen Revolutions-Ideen sehr nahe brachte.

Die zweite dieser Regierungen ist die Friedrich Wilhelm's II. in Preußen. Seine Verschwendung, seine Maitressen, seine unmoralischen Beamten, seine lächerlichen Schwärmereien, seine Religionsedicte waren alles Dinge, die an viel schlimmere Zeiten anderer Länder erinnerten, die Regierung um die Achtung des Volkes brachten und die Heilsamkeit einer Revolution vielen Leuten begreiflicher machten.

Ohne diese schlimme Zusammenstellung würde die französische Revolution in Deutschland, den Gelehrten und Philosophen zum Trotz, viel weniger Wirkung hervorgebracht haben als sie es nun that.

Aber auch diese Wirkung, welche sie in den Gemüthern hervorbrachte, ist doch im Grunde mehr ein äußerlicher Einfluß als eine innere Anregung gewesen, und so bedenklich das Ding aussah, als die Mainzer ihre Stadt verriethen, sich dort ein Jakobiner-Klub deutscher Gelehrten bildete und der Illuminaten-Orden sich durch Süddeutschland zog, so hat doch die völlige innere Ruhe, welche während des vieljährigen Revolutionskrieges in Deutschland herrschte, hinreichend bewiesen, daß Deutschland weit davon entfernt war, sich auf dem Standpunkte Frankreichs zu befinden.

Wenn der größte Theil seiner Gelehrten übereinstimmend mit den französischen dachte, so war das noch keine große Potenz, denn die Pariser Gelehrten hatten die Revolution auch nicht allein gemacht.

Die Wendung, welche die französische Revolution zum ausgelassensten Demokratismus nahm, die Gräuel, welche die Jahre 1792, 93 und 94 anfüllten, bewirkten in Deutschland natürlich eine Verminderung der Theilnahme in der Gesinnung, und als mäßigere Grundsätze, ein ruhigeres Betragen, eine vernünftigere Verfassung in den Jahren von 95 bis 99 stattfanden, vermehrte sich zwar wieder die Theilnahme daran etwas, wurde aber nun schon durch die Aufmerksamkeit getheilt, welche das französische Eroberungssystem

auf sich zog, durch die Furcht vor Krieg, Invasion, Contribution, Einquartierung, Lieferung u. s. w. So ging also die Gefahr der mitgetheilten Elektrizität in Deutschland immer mehr vorüber, wenn wirklich eine vorhanden gewesen war. Die Consular-Verfassung, das Kaiserthum, die Fortschritte zur Universal-Monarchie machten zuletzt der Spannung ein völliges Ende, die sich in den neunziger Jahren erzeugt hatte, und nun gab es höchstens noch hin und wieder einen Freund der neuen Ehrenlegion, welcher sich noch für die französischen Einrichtungen interessirte. Von Empörungen und Revolutionen konnte in dieser Zeit nicht weiter die Rede sein, da es in Frankreich einen Mann gab, der der Mutter-Revolution so gut auf den Nacken zu treten verstanden hatte. Die französischen Gelehrten hüteten sich wohl, in dieser Zeit etwas von republikanischer Tendenz merken zu lassen und das ganze Zeughaus philosophischer Argumente war geschlossen.

Die deutschen Gelehrten, durch diese Wendung der Dinge etwas aufs Maul geschlagen, verließen nach und nach gleichfalls jene Richtung und verstummten oder schlossen sich an die Stimme der neuen Generation an, die nichts als den äußeren Druck, die Gefahr der Unabhängigkeit im Auge hatte.

Da diese Gefahr wirklich in einem hohen Grade vorhanden war und das ganze Volk, soweit es über diese Gegenstände nachdachte, sich dieselben nicht verhehlen konnte, so schmolz nun Alles in ein großes und natürliches Nationalgefühl zusammen, in dem Bedürfnisse, die Franzosen besiegt und Deutschland wieder unabhängig zu sehen. Im Grunde war dieses Gefühl dem ganzen deutschen Volke ungetheilt eigen, und wenn es zwei politische Meinungen gab, von welchen die eine Widerstand gegen Frankreich wollte, die andere diesen Widerstand für vergeblich hielt, so war es bei der letzten nur Kleinmuth und Furcht vor den unmittelbaren üblen Folgen, welche ihre Meinung bestimmte, und diese Meinung hatte auf den Wunsch nach Sicherheit und Unabhängigkeit keinen Einfluß. Ein paar Klügler, welche glaubten, daß Deutschland durch Frankreichs Präponderanz und Oberherrschaft zu seinen besseren bürgerlichen Einrichtungen geführt werden könnte, machten eine kaum nennenswerthe Minorität aus.

Die erschütternden Stöße, welche Oesterreich erlitt, der Sturz Preußens, die Begebenheiten in der pyrenäischen Halbinsel und der Feldzug bis Moskau waren die einzelnen Stationen, welche das Gefühl der Uebermacht Frankreichs und der eigenen Hülflosigkeit, aber auch zugleich den Haß gegen Frankreich steigerten. Als nun der Bruch der aufs äußerste gespannten französischen Macht durch den Feldzug von Moskau selbst erfolgte, so wurde der Begeisterung überall Luft gemacht, und nun hatte das Volk nur eine Richtung, nur einen Gedanken: Sieg über die Franzosen, Herstellung der alten Gränzen. Dieser Wunsch wurde vollkommen erfüllt; der Kampf reichte bis in's Jahr 1815, schloß aber damit, daß Frankreich in seine alten Gränzen zurückgewiesen, Deutschland in den seinigen wiederhergestellt und der Unterdrücker auf einer Felseninsel festgeschmiedet war.

Auf diesem Punkte fanden die sogenannten Umtriebe das deutsche Volk, mit deren Entstehung und Natur wir uns nun beschäftigen wollen.

Die Spannung, welche die französische Revolution veranlaßt hatte, war vorüber; der Wunsch, vom französischen Joche befreit zu werden, war erfüllt; es hätte also eigentlich Ruhe und Gleichgewicht eintreten sollen, Bedürfniß nach Erholung von der langen Anstrengung, und so war es auch unstreitig und ist es noch, was die große Masse des Volkes betrifft.

Nicht bloß daß die französische Revolution ihre Herrschaft über die deutschen Gemüther durch sich selbst verloren hatte, sondern die großen Veränderungen, welche in dem gesellschaftlichen Zustande der deutschen Staaten vor sich gegangen waren, hatten eine Masse von Mißverhältnissen gelöst und leise dahin geführt, wohin die Revolution führen sollte.

Man bedenke, was in Preußen und den süddeutschen Staaten seit 1805 für Veränderungen eingetreten waren. Der großen Masse des Volkes, dem Bauernstande, war der Weg zum freien Besitzthume geöffnet, dem Adel waren seine Befreiungen von Steuer- und persönlichen Dienstpflichten genommen, Monopole und Gewerbebeschränkungen waren aufgehoben; dem Bürgerlichen war der Zutritt zu allen Stellen bewilligt; Naturalleistungen, die auf die Schulter einzelner Classen drückten, waren aufgehoben und die Last auf's Ganze

vertheilt worden. Alle diese Dinge waren Gegenstände der französischen Revolution gewesen; alle waren jetzt in Deutschland ohne krampfhafte Stöße erreicht.

Die zweite Hauptursache der französischen Revolution, die ungeheuren Mißbräuche der Administration, fanden in keinem einzigen der deutschen Staaten statt; überall waren wirthschaftliche Fürsten auf dem Throne; nirgends floß der Reichthum des Volkes in unlautere Canäle ab.

Aber in der letzten Zeit, wo sich die Bewegung der Gemüther in Thatkraft und Handeln äußern konnte, hatten sich in einem Theile des gebildeten Volkes zwei andere Gegenstände des Strebens entwickelt; das eine war die Einheit des deutschen Volkes, das andere die ständischen Verfassungen.

Wenn man einen Blick auf die Geschichte und den Zustand Deutschlands wirft, so ist es vollkommen lächerlich, im Jahre 1815 urplötzlich an eine wirkliche Einheit Deutschlands zu denken. Nichtsdestoweniger begreift man wohl, wie in der deutschen Jugend in dem Augenblicke, wo sie sich für Deutschland gegen Frankreich schlug, dieser Wunsch und Gedanke entstehen konnte; nur hätte er freilich immer bei dieser akademischen und nicht-akademischen Jugend bleiben oder vielmehr von ihr im Mannesalter abgelegt werden sollen. Aber das geschah nicht. Die Idee, ein deutsches Reich unter besseren Formen wie das heilige Römische einstens erstehen zu sehen, wurde von dem gelehrtem Stande mit Lebhaftigkeit aufgefaßt. Der Wiener Congreß, welcher statt eines deutschen Reiches nur einen deutschen Bund geschaffen hatte, wurde in die Acht erklärt, das Gefühl deutscher National-Einheit überall angefacht, die Anstrengung, welche das Volk gegen Frankreich gemacht hatte, stark hervorgehoben, das Betragen seiner Fürsten vor der Krise mit Verachtung angesehen, und so aus Wahrem und Falschem, Gehörigem und Ungehörigem, Treffendem und Gehaltlosem ein Sauerteig zusammengebraut, der irgendwo seinen Ausgang suchen mußte.

Deutschland kann nur auf einem Wege zur politischen Einheit gelangen; dieser ist das Schwert, wenn einer seiner Staaten alle anderen unterjocht. Für eine solche Unterwerfung ist die Zeit nicht gekommen, und wenn es je dazu kommen sollte, so läßt sich jetzt

noch nicht einmal vorhersehen, welcher der deutschen Staaten der Herr der übrigen werden wird.

Die freisinnige deutsche Jugend aber dachte an diese Art der Metamorphose am allerwenigsten; sie hatte anfangs einen anderen illusorischen Weg im Auge, von dem sie bald zu einem noch anderen und noch illusorischeren in der Idee überging.

Der erste Weg war, daß sich die deutschen Fürsten ihrer Souverainetät begeben zum Besten eines Areopags oder auch, wie Einige wollten, eines deutschen Kaisers; aber die Fürsten sollten sich dieser Souverainetät noch mehr begeben als die frühere Reichsverfassung gefordert hatte. Nun hatten aber diese Fürsten erst mit dem größten Vergnügen und Behagen den Schritt zur vollen Landeshoheit gethan und es war also nicht zu erwarten, daß sie zum Besten der deutschen Jünglinge wieder zwei Schritte zurückthun sollten. Dieser Wunsch war also wahrhaft kindisch und die Unzufriedenheit, welche aus ihm entsprang über das, was im Laufe des Krieges und in Wien den deutschen Fürsten von den Hauptmächten zugestanden war, verdient keinen besseren Namen. Wie die Leute sahen, daß diese Hoffnungen völlig illusorisch gewesen waren, wandten sich in der Stille des Herzens die Wünsche noch mehr in's Weite; sie dachten an die Möglichkeit, daß durch ein kräftiges Nationalbestreben Deutschland einmal eine freie, ungetheilte Republik werden könnte. Ständische d. h. liberale Verfassungen in den einzelnen Staaten und ein enger Verband der ganzen gebildeten Jugend durch Deutschland schienen ihnen die Wege, welche einst zu diesem noch etwas im Nebel dunkler Vorstellungen schwebenden Ziele führen konnten.

In der deutschen Jugend war es hauptsächlich ein durch die Theilnahme an dem großen Kampfe erwecktes Kraftgefühl, in den älteren Männern der wissenschaftlichen Stände der Gedanke, daß sich jetzt noch einmal die Thüre zu öffnen schien, die Bonaparte verschlossen hatte. Nach ihrer Meinung hatte sich das deutsche Volk noch mehr selbst geholfen, als es durch seine Fürsten dazu geführt worden war; in Spanien war es ja ganz offenbar nur das Volk und eine erzfreie Verfassung war die Frucht davon gewesen; auch in Frankreich hatte man einen Schritt dahin zurückthun müssen, und wer weiß, wie viel noch folgen konnte — so glaubten sie, die Frei-

heit dürfe ihr Spiel noch nicht verloren geben gegen die Knechtschaft, und es sei doch wohl noch möglich, daß bald der Zeitpunkt komme, wo die Wissenschaften über Vermögen und Stand, der Geist über die Materie herrschen werde. Das würde aber hauptsächlich der Fall gewesen sein, wenn Deutschland eine große Republik wäre, d. h. wenn es keine Fürsten mehr gäbe, die den Fürsten der Intelligenz den Platz wegnähmen. In solchen weiten Ansichten und Aussichten und dunklen Bestrebungen lehrten sie, wo sie lehren konnten und durften, und suchten die Jugend dafür auszubilden.

Die Jugend wurde dadurch immer stärker angeregt und suchte sich immer mehr in einen großen Bund zusammenzuthun, gelegentlich auch wohl nach außen hin werkthätig zu werden durch Schreiben, Reden und Handeln.

Außer diesem ersten Ziele einer confusen Begeisterung gab es noch ein näheres; es war, die ständische Verfassung in den einzelnen Staaten zu befördern. Theils sahen sie es als ein Mittel an, um einstens zu einem freien, ungetheilten Deutschland zu gelangen, theils hielten sie dies für das erste, nächste, dringendste Bedürfniß der Zeit.

Die reine oder, wenn man will, unumschränkte Monarchie durch ständische Mitwirkung beschränkt zu sehen, ist ein Gedanke, der dann hauptsächlich natürlich ist, wenn große Mißbräuche, Ungeschick und Einseitigkeit das Bedürfniß fühlen lassen, durch Mehrseitigkeit der Stimmen Ordnung und Gerechtigkeit zurückgeführt zu sehen.

Ob man gleich den deutschen Regierungen große Mißbräuche nicht vorwerfen kann, so war doch allerdings in einer Zeit, die so viel Anstrengung des Unterthanen forderte, der Wunsch natürlich, daß eine Anzahl vernünftiger Männer aus den verschiedenen Ständen der Regierung beistehen, Fehlgriffe und Ungerechtigkeiten verhüten und Allen das Gefühl einer größeren Sicherheit geben möchten.

Aber diese Verbesserung der Administration war nicht der Hauptgrund, warum die Leute eine ständische Verfassung so dringend wollten. Der Hauptvorwurf, welcher nach ihrer Meinung den deutschen Regierungen zu machen war, war ihr schwaches und unwürdiges Betragen nach außen hin. Ohne eine liederliche Politik des Augenblickes, die nur von einem Tage zum anderen lebt, wäre ein solches Einherschreiten Frankreichs durch ganz Europa gar nicht möglich

gewesen. In Spanien hatte das Volk sich wieder losgemacht von der Knechtschaft, worein seine unwürdigen Fürsten es gestürzt hatten, und England, das einzige freie Land Europa's, hatte sich auch allein immer aufrecht erhalten. Dachte man nun gar an das alte Rom mit seiner ungeheuren Politik — der Vorwurf war allerdings gegründet, aber es ist nur zu bezweifeln, daß das Mittel, welches sie im Sinne hatten, wirksam gewesen wäre.

Die Rolle, welche ein Staat nach außen spielt, hängt nur sehr mittelbar und durchaus nicht wesentlich mit seiner ständischen Verfassung zusammen, und ob man gleich glauben sollte, daß eine gewisse Stetigkeit, Consequenz und Sicherheit in der äußeren Politik die natürliche Folge einer ständischen Verfassung sein müßte, so hat doch, wenn wir uns nicht mit Gewalt täuschen wollen, die Geschichte dies durchaus nicht bewiesen.

Unter Elisabeth und Cromwell, wo die Engländer der wenigsten Freiheit genossen, ist ihre politische Rolle am besten gespielt worden; die Schweizer haben nun schon lange sich zur völligen politischen Nichtigkeit bekannt; die Niederländer haben früher als andere ihre Selbstständigkeit verloren; die Nordamerikaner haben sich nicht immer des großen Continentes würdig zu zeigen gewußt, den sie repräsentiren, und von einem Freistaate wie Polen ist gar nicht einmal zu reden.

Oft können die Verhandlungen eines Parlamentes die politischen Schritte der Regierungen kräftigen, oft können sie dieselben aber auch lähmen, und das eine mag wohl so oft geschehen als das andere. Einen großen Unterschied macht dabei die Lage des Staates. Gewährt ihm diese eine gewisse Unabhängigkeit wie England, Nord-Amerika, Holland sie genießen, so hat sein Wirken nach außen hin, sein politisches Handeln einen anderen Charakter. Liegt er aber wie die deutschen Staaten auf allen Seiten von Gefahren umgeben, und ist dabei wie sie nur klein oder von mäßiger Größe, so kann nur das Geheimniß, die Entschlossenheit und Gewandtheit ihn sicher durch die Gefahren bringen, und diese Eigenschaften sind den breiten Verhandlungen ständischer Versammluugen nicht natürlich.

Wir wissen wohl, daß die ständischen Versammlungen die äußere Politik des Staates nicht unmittelbar zu berathen haben; dies geschieht ja auch in England nicht; aber auch der mittelbare

Einfluß, welchen sie darauf haben, wird der Politik etwas von ihrem Charakter mittheilen.

Wenn irgend eine Staatseinrichtung dazu beitragen soll, der Politik des Staates Weisheit, Kraft und Stetigkeit zu geben, so glauben wir ist es die Einrichtung eines Ministeriums und Staatsrathes.

Wenn, wie bei uns vor 1806, kein Staatsrath vorhanden ist, nicht einmal ein Ministerium, sondern nur einzelne Minister, wenn das Cabinet Alles macht, so kommt durchaus Alles auf die Persönlichkeit des Fürsten an. Ist aber ein Staatsrath von angesehenen Männern, ein zur Einheit verbundenes Ministerium vorhanden, so sind das Körper, welche nie sterben oder total wechseln, und es ist möglich, daß sich in ihnen gewisse Grundsätze bilden und fortpflanzen. Da ein solcher der Willkür des Fürsten unterworfener Rath dem kräftigen und selbstständigen nie ein Hinderniß werden kann, so kann er nur Gutes wirken, indem er den schwachen stärkt, dem kurzsichtigen die Augen öffnet.

Ist der Staatsrath nicht zu klein, kommen für die Besetzung desselben und der Minister-Stellen gewisse Grundsätze auf, so wird gewiß dadurch eine Stütze des Staatsoberhauptes gebildet, die stärker und unabhängiger ist, als man sich auf den ersten Augenblick denkt, und die auch für die innere Administration sich so zeigen wird.

So dachten nun diejenigen Männer nicht, die aus dem schwachen Betragen der deutschen Fürsten die Nothwendigkeit herleiten wollten, ihnen einen Nationalrath an die Seite zu geben. Sie richteten ihren Blick nicht auf den Kern der Sache, sondern auf die Schale. Nicht die wirklichen Schritte der Regierungen und ihre Maßregeln, sondern die schönen Reden im Parlamente waren es, was sie am meisten beschäftigt hatte.

Aber es gab für diese Leute natürlich noch hundert andere Gründe zu dem Verlangen nach ständischer Verfassung, außer der besseren Administration und Politik; eine unendliche Menge von kleinen Interessen kommen dadurch in den Curs des bürgerlichen Lebens und würden demselben einen viel größeren Reiz geben. Das große Interesse des Staates wird gewissermaßen in Münze umgesetzt und diese ergießt sich über gewisse Theile der Gesellschaft und belebt ihren Staatsverkehr. Wenn man die Geschichte der französischen

Revolution in der Zeit ihrer Nationalversammlungen bis in die Einzelheiten verfolgt, so bekommt man einen Begriff von der Realität dieser Wirkung. Dieses Leben und Weben, dieses Treiben und Reiben, dieses Ringen und Erschwingen, diese Furcht und Hoffnung, diese Angst und Freude, dieses Zusammenhalten der Freunde und Verfolgen der Feinde, diese Begeisterung seiner selbst, dieses Fortreißen der Anderen, endlich dieses geschickte Eingreifen durch die eine oder andere Gewaltsamkeit — das ist ein reiches, blühendes Staatsleben, das erinnert an das Forum des alten Roms und Athens öffentliche Plätze. Gegen eine solche Vorstellung des Bürgerlebens mußte das stille Besorgen seiner Privatgeschäfte als eine wahre Stagnation erscheinen, und in diesem Sinne beklagten sie sich denn auch ewig über den faulen, trägen Zustand der Zeit.

Freilich war eine bloße ständische Verfassung, ein paar Kammern, die beschäftigt sind, die Abgaben zu vertheilen, für dieses Ideal des Bürgerlebens noch nicht hinreichend. Darum strebten sie schon von Hause aus dahin, die Richtung der Ideen auf eine mehr demokratische, gährungsreichere Volksvertretung zu wenden; namentlich waren ihnen zwei Kammern ein Gräuel, und die aristokratischen Elemente ein zurückgebliebenes Uebel.

Ueber den Werth jenes unruhigen Staatslebens, wo der Gedanke an das, was der Staat gestern gethan hat, heute thut und morgen thun wird, den Bürger in der Nacht das Auge nicht ruhig schließen läßt, haben wir oft die vernünftigsten, ruhigsten Männer höchst unvernünftig sprechen hören.

Als ob die Theilnahme an dem Staate nur darin bestehen könnte, daß der Einzelne in seinem Gemüthe unmittelbar an dem Regieren Theil nehme, als ob dieses unruhige Treiben um die Leitung des Ganzen nicht vielmehr eine krankhafte Richtung der Thätigkeit wäre; als ob selbst da, wo diese Thätigkeit und Theilnahme gewährt ist, sie sich nicht am Ende doch auf einen sehr kleinen Haufen der unruhigsten Köpfe und Herzen beschränkt, auf die Hauptstadt und ein paar Handelsplätze, so daß die Masse des Volkes doch nur ein gaffender Zuschauer bleibt. Freilich wird auch sie etwas stärker aufgeregt und im Grunde ihres Gemüthes hin und her bewegt; allein dieses Hin und Her ist eben das Uebel.

Soll der Unterthan seinem Staate im rechten Sinne angehören, so muß er die Hauptinteressen desselben kennen; diese müssen großartig und dauernd sein und in dieser bleibenden Richtung muß sich die Theilnahme des Bürgers befinden. Die Regierung muß so eingerichtet sein, daß er Vertrauen zu ihr hat; dieses Vertrauen braucht nicht blind und unbedingt zu sein; er kann mit seinem Urtheile ihren Schritten folgen und sein Herz kann ihr mehr oder weniger Beifall zollen. In diesem mehr oder weniger einstimmenden Gefühle und Urtheile des Unterthanen wird die Regierung die Sterne erkennen und darnach steuern können, um leichter und schneller zu fahren.

Mit einer solchen Theilnahme an dem Staatsleben verträgt sich auch ein ruhiger geregelter Betrieb des eigenen Geschäftes, welches die Kräfte des Bürgers, wenn auch nicht in ihrem edelsten Theile, doch in ihrem größten Umfange in Anspruch nehmen muß. Auch von dieser Seite gehört der Bürger dem Staate an; Sitte, Fleiß, Ordnung, Kraft und Thätigkeit, die sich im eigenen Geschäfte zeigen, wirken auch für den Staat in ein tüchtiges Ganzes zusammen.

Wir glauben also, daß das Ziel unserer Staatseinrichtungen sein muß: Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit im eigenen Geschäfte und warme Theilnahme an den großen Interessen des Landes. Welche Einrichtungen dazu führen, ist nicht unsere Absicht zu entwickeln, sondern wir wollen nur sagen, daß diese thörichte Unruhe, diese ungeregelte, einseitige Theilnahme am Regimente, wodurch die Regsamsten in einem gährenden Kreise erhalten werden, eine wahre Abnormität ist, wozu das Beispiel aus lauter kleinen, höchst turbulenten Republiken entnommen war. Aber es gab, wie gesagt, sehr vernünftige Männer, die sich keine andere Theilnahme des Bürgers an dem Staate denken konnten, weil sie sich's von Anderen hatten einreden lassen, daß es so sein müßte, und mit sich selbst nicht in's Klare gekommen waren. Ihnen schwebte im Gegensatze immer nur der preußische Staat von 1806 vor, der wie ein alter vom Schlage gerührter Mann in allen Gliedern an Taubheit und Gefühllosigkeit litt.

Gab es vernünftige, gutmüthige, redliche Männer, die so dachten, so war die Zahl derer, die einen solchen Zustand aus Ehrgeiz, Eitelkeit und Eigennutz wünschten, noch größer und so fand denn die Jugend in ihrer schwärmerischen Tendenz nach einem verjüngten Zeit-

alter unter den alten Männern Anhalt und Ermunterung genug. Gerade in diese Jugend setzten die älteren Männer ihr hauptsächliches Vertrauen; mit ihr sollte ein Geschlecht aufblühen, das durch einen früh und tief gepflanzten, wohlgenährten Freiheitssinn, durch Ernst und Thatkraft eine Wiedergeburt des Bürgerlebens mit sich brächte, wodurch das Alte verdrängt und Neues mit Leichtigkeit aufgebaut werden könnte.

Welche extravagante Ideen in dieser Jugend hiehin und dahin aufgeschossen sein mögen, in wie vielen Formen sich das Streben geäußert, in wie vielen einzelnen Verbindungen gestaltet haben möge, wäre, wenn wir es auch wirklich könnten, nicht der Mühe werth anzuführen. Daß eine solche Tendenz da war, dafür bürgen manche Schriften, manche Handlungen und manches Resultat aus den darüber geführten Untersuchungen. Wer nach dem Allen diese Erscheinung noch leugnet, Alles für ein Hirngespinnst erklärt, spricht nicht redlich oder hat sich von Solchen, die nicht redlich sind, die Meinung aufdringen lassen.

Zwei Extravaganzen schlugen zuerst Lärm in Deutschland und Europa: das Studentenfest auf der Wartburg 1817 und Kotzebue's Ermordung 1819. In beiden sprach sich das nämliche Gefühl aus — ein leidenschaftlicher Haß gegen Diejenigen, die anders dachten, die Uebeldenkenden der Puritaner zu Cromwell's Zeiten, jetzt die Philiströsen genannt. Diese Herrschsucht und Gewaltsamkeit kam hier etwas zu früh; die Puritaner und Jakobiner haben sich nicht gleich von vorn herein so unbändig gezeigt, sondern erst nach und nach, wie sie schon das Heft in Händen hatten; aber die deutsche Jugend verstand sich auf diese Dinge zu wenig und fiel mit der Thüre in's Haus.

Nun fingen die Regierungen an, gegen diese Jugend eine feindselige Stellung einzunehmen, und es entstanden inquisitorische Untersuchungen, bei welchen sie auf manches Gewebe von Burschenschaften und geheimen Verbindungen stießen.

Die süddeutschen Regierungen haben sich beeilt, an ihr Verfassungswerk zu gehen; aber es wollte nicht so schnell und in solcher Richtung sich bewegen, wie die Jugend wünschte; in Württemberg schien es sich ganz zu zerschlagen; Hessen, Hannover und die anderen

norddeutschen Staaten schienen noch nicht daran zu denken. Aller Augen waren nun auf Preußen gerichtet. Als im Jahre 1815 und 1816 noch nichts geschehen war, fing man an, sich sehr zu verwundern; man sah, daß der König einen Widerwillen und der Fürst Hardenberg eine Scheu hatte, an die Erfüllung des Versprechens zu gehen. Beides war sehr natürlich, aber die deutsche Jugend und ihre Anführer unter den Gelehrten fanden es doch unerhört, sahen es wie ein Verbrechen gegen das Volk an, dem sie ohne Weiteres ihre Gefühle liehen. So wuchs die Zahl der mit Preußen Unzufriedenen in Deutschland und in Preußen selbst; die geheimen Verbindungen für unbestimmte Zwecke, für ein besseres politisches Dasein verstärkten sich nun gerade in Preußen. Der größere Staat, die freisinnige Administration, die Leichtigkeit für Fremde, hier ein Unterkommen zu finden, die Anwesenheit vieler Gelehrten und Philosophen — hatten Preußen in Deutschland vorzugsweise zum Tummelplatze dieser Umtriebe gemacht.

Fragt man sich nun: was gab es denn außer den entfernteren illusorischen Ideen von politischer Einheit Deutschlands und einer deutschen Republik, was gab es denn in den deutschen Staaten selbst so Verdammliches oder Beschwerliches, wogegen zunächst die deutschen Reformatoren sich aufzulehnen und zu verbinden gedrungen waren? Gab es irgend einen deutschen Staat, der sich gerade in dieser Zeit durch Mißbräuche in der Administration ausgezeichnet hätte? Ist irgendwo eine himmelschreiende Ungerechtigkeit zur Sprache gekommen? Schwelgen die Fürsten in Luxus und zertreten ihre Jagden die Felder der Unterthanen? Bekriegen sie sich aus übermüthigem Ehrgeize? Wird Kunst und Gelehrsamkeit überall zurückgestoßen und brodlos gelassen? Werden irgendwo die Leute tyrannisirt, guillotinirt, mitraillirt, füsilirt, exportirt oder bestilirt? Nein, von allem dem erzählen weder die Zeitungen etwas noch die Journale. Es ist unaussprechlich schwer zu sagen, was nun eigentlich so Hassenswürdiges an der Zeit und den Regierungen sein soll, was eigentlich der Gegenstand dieser Wuth ist.

Tendenzen, Grundsätze, Ansichten, Absichten, Wünsche, Rechte, Pflichten, Willkür, Unterdrückung — um diese abstracten Begriffe ohne irgend eine Substanziirung derselben dreht sich das ganze Wesen.

Zwei andere Begriffe, welche die in der Welt am meisten mißbrauchten sind, die Zeit und das Volk kommen noch hinzu und bilden den Kern, um welche sich die übrigen wie Krystallnadeln anlegen, und so wird denn ein Gallimathias von Anschuldigungen gedreht, der darum, weil er mit geistreichen Bildern und Bezeichnungen durchwebt ist, nicht weniger Gallimathias bleibt.

Um den besten Repräsentanten dieses ganzen Unwesens kennen zu lernen, lese man die zur Zeit ihres Erscheinens verbotene Schrift des geistreichen, aber von demokratischer Herrschsucht leidenschaftlich zerfressenen Görres: „Deutschland und die Revolution“.

Das Buch soll eine große Anklageacte der deutschen Regierungen sein; es schwebt aber ewig in allgemeinen Declamationen, Bildern, Gleichnissen und Allusionen, Zusammenstellungen und was der Rednerei mehr ist. Nur zwei Gegenstände sind bestimmt genannt: der erste ist die Nichtvereinigung Deutschlands zu einem neuem Kaiserreiche, der andere die stehenden Heere. Beide geben von dem gesunden Menschenverstande des Verfassers keinen sonderlichen Begriff.

Dieser Görres wäre recht gemacht, um in einer Revolution eine Rolle zu spielen. Ein Vergniaud oder Danton würde er mit einer Stentor-Stimme und vulkanischen Beredsamkeit die Menschen so lange zum Aeußersten fortreißen, bis ihn der Strom selbst mit fortführte und in den Abgrund schleuderte. Er ist heftig, leidenschaftlich, schneidend, herrisch, keck und entschlossen, dabei werkthätig.

In Koblenz geboren, war er in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Anhänger der französischen Revolution und manches von seiner Feder aus jener Zeit ist des unwürdigsten Sansculottismus würdig. Im Jahre 1797 reiste er nach Paris, um durch die Vermittelung des Generals Hoche, den die Rheinländer besonders liebgewonnen hatten, eine cisrhenanische Republik zu Stande zu bringen; Hoche aber starb plötzlich und Görres reiste nach Koblenz zu seinen Mandanten zurück, weil er sah, daß die Minister des Directorii schon wieder seidene Strümpfe angelegt hatten — eine Aeußerung, die Görres dem Verfasser selbst gemacht hat — und mit solchen Leuten nichts aufzustellen war.

Während der Bonapartischen Herrschaft verhielt sich Görres ganz still, wie Alle, die nachher so laut geworden sind; als aber die

französische Macht gebrochen war, trat er in seinem Merkur begeisternd für die deutsche Sache auf.

Aber freilich war, wie sich nachher gezeigt hat, diese deutsche Sache ihm etwas Anderes als der bloße Ruhm der deutschen Waffen und die Unabhängigkeit des Landes. Ihm schwebte schon das Bild einer Regeneration Deutschlands vor, und wie diese sich nicht in seinem Sinne erfüllte, fing er an, ein so zorniger Prophet zu werden, daß die Preußische Regierung, die ihm bis dahin mit Pensionen und guten Worten geschmeichelt hatte, ihn endlich aufgeben und des Landes verweisen mußte.

Was Görres eigentlich will, scheint er, nach seinen Schriften zu urtheilen, selbst nicht klar zu wissen; denn bei aller Philosophie und Geschichte und Naturwissenschaft, die in seinen Schriften walten, fehlt es doch an dem klaren Menschenverstande, an der schlichten, einfachen Wahrheit. Gewöhnlich stellt er sich so hoch, daß er immer in allgemeinen Begriffen schwebt und nur mit der Fuß- und Fingerspitze die concreten Fälle gewissermaßen antippt. Ob wir Deutsche uns je von dieser unglücklichen Sucht nach den abstracten Regionen heilen werden, ob wir je von den Franzosen lernen werden, klar und bestimmt über die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft zu denken, weiß der Himmel; aber der jetzige Augenblick verspricht es nicht und wir sitzen vermittelst der naturphilosophischen Tendenz tiefer als jemals in diesem Uebel.

Was kann es für ein tüchtiges Schaffen in der praktischen Welt helfen, aus einer Idee einen dünnen Faden fortzuspinnen, den selbst von den Lesern nur der zehnte Theil mit eigenen Augen sieht und verfolgt und der von der übrigen Staatsbürgerschaft ewig ignorirt wird, an diesen dünnen Faden, weil er nicht eine einzige Realität tragen kann, lauter Schaumblasen von allgemeinen Begriffen sich anhängen und auf diese nun ein in hundert Farben spielendes Licht der Beredsamkeit fallen zu lassen?

In allen praktischen Dingen ist es Bedürfniß, dicht bei der concreten Wahrheit zu bleiben, sich und Anderen stets verständlich, aber nicht bloß verständlich, sondern überzeugend, und nicht bloß überzeugend durch seine Schlüsse, sondern durch die Natur der Dinge, durch die Anschauung. Das wirklich vorhandene Uebel soll man

mit seinem wirklichen Namen nennen und die nächsten Wege zur Abhülfe untersuchen und, wenn man sie gefunden, bezeichnen.

Da die meisten Fehler und Unvollkommenheiten des Regierens in unserer Zeit nicht von dem üblen Willen der Regierenden herrühren, sondern von den natürlichen Schwierigkeiten, die mit den Dingen verknüpft sind; so würde sich einem solchen Tadel die natürliche und gerechte Vertheidigung von selbst entgegenstellen. Aber gerade das Gegentheil thut die Schule unserer Gelehrten und thut dieser Görres. Sie bleiben bei allgemeinen Beschuldigungen stehen, die schon verschwinden würden, wenn sie nur genannt werden sollten, aber dafür ersetzen sie, was der Allgemeinheit an Kraft fehlt, durch jene Energie des Schimpfens und Fluchens, die von der gemeinsten Pöbel-Logik nicht verschieden ist, ob sie gleich sich vornehmer Begriffe und Worte bedient.

Ob Görres aber nicht am Ende bei sich mehr Klarheit über das, was er will, hat, als er für gut findet zu zeigen, ist noch dahingestellt, denn er ist der List nicht ganz unfähig und seiner Jugendgeschichte sowie seinem ganzen Habitus nach kann ihm nur eine stockdemokratische Form der Regierung und der Gesellschaft zusagen. Er hütet sich freilich wohl, sich ganz zu den Nivelleurs unserer Zeit zu gesellen; er nimmt ab und zu irgend ein Verhältniß des Adels, der Geistlichkeit, des Feudalwesens, des Katholizismus in Schutz gegen ihre Gegensätze, aber er thut es meistens so, daß er dem einen nimmt und dem anderen damit um die Ohren schlägt — er nimmt jene Dinge in Schutz, wenn er damit eine Contre-Opposition bilden kann. Eben so macht er es mit der Revolution. Er ruft den einen zu: Nehmt euch vor Revolutionen in Acht, sie taugen nichts, und wendet sich dann zu den anderen mit den Worten: Aber ihr treibt es so arg, daß sie unvermeidlich werden. Zuletzt gibt er in einigen allgemeinen Zügen das Bild seiner Verfassung; da findet sich ein König, ein stehendes Heer, Adel und Geistlichkeit, aber das demokratische Element ist ihm nicht gegenübergestellt, sondern eingeimpft und seine Kammer gleicht einem Topfe voll gährender Elemente.

In seinem Privatverhältnisse ist Görres rechtschaffen, edel, uneigennützig; in seinem Leben von einer Einfachheit, die an den Sansculottismus

gränzt; aber wie wenig wollen diese Tugenden sagen, sobald ein Mann in den Strudel eines Revolutions-Lebens und Wirkens tritt. Wir haben es an den französischen Girondisten, selbst an den Jacobinern gesehen. Die Majorität derselben war ausgezeichnet durch Talent und Tugend im Privatleben, und doch wurden sie in dem Durchbruche des revolutionären Stromes fast eben so sehr Dummköpfe als Bösewichter. Wie sich die Moral von Görres zeigen würde, wenn seine politischen Leidenschaften mit ihr in Conflict kämen, sehen wir an dem Urtheile, welches er über Sand's That fällte.

Wir haben dieses Mannes hier gedenken wollen, weil er doch im Grunde mehr als ein anderer den Chorus anführt, und das Ansehen von Schiedsrichterlichkeit, welches er sich hin und wieder gibt, nur andeuten soll, daß er viel höher steht als die Truppen, welche er leitet.

Wir finden also im Jahre 1818 die deutsche akademische Jugend auf- und angeregt zu einer politischen Wiedergeburt. Sie weiß es selbst nicht, was das sein und heißen soll; auch die Professoren, die es ihnen gelehrt haben, wissen es nicht, oder der eine weiß es so, der andere weiß es anders. Aber vor Allem ist gelehrt und ausgemacht worden, daß die deutschen Regierungen (unbeschadet der Schlechtigkeit der anderen europäischen) verdorbene Rotten sind, collective Bösewichter (denn die Person der einzelnen Fürsten dafür zu halten, wäre gar zu abgeschmackt und würde sich auf der Stelle in sich selbst bestraft haben), die nur das Uebele wollen, das Gute aufhalten, die Zeit nicht verstehen, das Volk nicht lieben — ferner ist ausgemacht worden, daß unsere Zeit — die letzten Kriegsjahre und in diesen vorzugsweise die Thaten der Lützow'schen wilden Jagd etwa ausgenommen — ein stehender fauler Sumpf, ein Pfuhl des Verderbens ist — ferner, daß Deutschland im Mittelalter ein ganz herrliches Ganzes gebildet habe, voll Glanz, Ruhm, Kraft und Tugend. Es muß also wieder anders werden in der Welt. Die Jugend muß für die Idee des Staates erzogen werden; ein derber Augsburger oder Nürnberger des Mittelalters soll der Typus sein; einstweilen kann man immer mit einigen Nuancen der Tracht, des Haarschnitts, der Mienen, Geberden und Sprache den Anfang machen. Deutschland, muß seine Einheit wiedergewinnen; geht es nicht mit einem Kaiser

so als Republik. Um diese Wiedergeburt nach und nach herbeizuführen, muß die Jugend überall in großen und kleinen Verbindungen sich vereinigen, wozu das Burschenwesen und die Landsmannschaften der Universitäten das Vehikel geben. Diese Verbindung soll ein Band für das ganze Leben werden, so daß die Männer in ihren Aemtern und in ihrem bürgerlichen Wirken der Richtung folgen, zu der sie sich als Jünglinge verbunden haben. Setzt dann der Baum der deutschen Bevölkerung in jedem Universitätscyklus von drei Jahren einen neuen Ring an, so wird der Stamm in der Folge von dieser Gesinnung durchdrungen sein und die übrige Volksmasse, die ihm auf Gymnasien, Bürger- und Bauernschulen in die Hände fällt, wird dann leicht in dieser Richtung mit fortgezogen werden können.

Auf diesem Punkte finden wir die Sache im Jahre 1818. Auf dem Karlsbader Congreß hatte eine Berathung der Regierungen darüber stattgefunden und es war beschlossen worden, daß man diesem Wesen auf jede mögliche Weise steuern wollte.

Es fragt sich nun, was Deutschland, insbesondere aber der Preußische Staat davon zu befürchten und dabei zu thun hatte.

Eine große Revolution hatten wir in Deutschland und Preußen nicht zu befürchten, denn diese macht sich niemals aus kleinen Ursachen, und die großen waren, wie wir gesagt haben, theils nie vorhanden gewesen, theils hatte sich der Strom in Oeffnungen verlaufen, die man ihm freiwillig gemacht hatte. Namentlich war in Preußen unter der Administration des Fürsten Hardenberg unendlich viel zur Ausgleichung der Mißverhältnisse in den Rechten und Pflichten der einzelnen Classen geschehen.

Der Hauptzweck dieser Umtriebe, die politische Einheit Deutschlands, war ein zu illusorisches Ziel, man kann wohl sagen, kindisches Bestreben, daß davon unmöglich eine starke Einwirkung auf die Volksmasse zu fürchten war.

Es fehlte zwar in Preußen nicht an Gegenständen der Unzufriedenheit und die einen reelleren Grund hatten als die Umtriebe der Studenten, allein sie hatten theils gar keine, theils eine rückwirkende Beziehung zu diesen.

Der erste Gegenstand der Unzufriedenheit fand sich beim Adel. Nachdem dieser seit dem Jahre 1807 manchen Theil seines Besitzes

verloren hatte und die Staatseinrichtungen immer mehr die Tendenz der Gleichstellung in Rechten und Pflichten hielten, wobei nicht immer die besten Wege eingeschlagen wurden, und da nun im gelehrten Stande sich immer mehr eine demokratisirende Gesinnung äußerte, so entstand nach und nach ziemlich natürlich beim Adel eine Reaction in der Gesinnung, und zwar, wie das immer geschieht, nicht bloß um aufzuhalten, sondern um wo möglich zurückzuschrauben. Die vielen Anstrengungen der Kriegszeit hatten den Grundbesitzer sehr heruntergebracht; die neuen Einrichtungen der bäuerlichen Verhältnisse machten seine Bewirthschaftung viel kostbarer, und er fühlte sich also in einer sehr gedrängten Lage, woraus ganz natürlich Unzufriedenheit entsprang. Daß diese Unzufriedenheit aber den Plänen der Demagogen nicht zusagte, vielmehr ein Gegengewicht für sie war, ist klar.

Der andere Gegenstand der Unzufriedenheit war ein allgemeiner für Alle, die etwas Eigenes im Staate besaßen — es waren die sehr hohen Abgaben.

Die Kriegszeiten hatten 200 Millionen Schulden hervorgebracht, die jährlich 10 Millionen Zinsen erforderten; die Staatseinnahmen mußten also um ein ganzes Fünftheil hinaufgeschraubt werden. Aber der Fürst Hardenberg war auch kein guter Wirth. Er hatte ohne Noth und man kann wohl sagen leichtsinniger Weise die Gehalte der sämmtlichen Beamten merklich erhöht und die Administration, statt sie zu vereinfachen, noch mehr verwickelt und vertheuert. Die Kriegseinrichtungen erforderten auch einige Millionen mehr, weil eine Menge von Naturallieferungen aufgehoben waren und einige kleine Solderhöhungen stattgefunden hatten. So kam es, daß der Staat jetzt jährlich 50 Millionen erhob, da er sonst nur 36 Millionen erhoben hatte. Seine Bevölkerung betrug zwar fast eine Million mehr, aber sein Umfang hatte beträchtlich abgenommen.

Es entstand also auch von dieser Seite ein ungewohnter Druck, der natürlich zu Klagen führte. Aber keinem vernünftigen Menschen konnte es wohl einfallen, von den illusorischen Plänen der Demagogen in diesem reellen Uebel eine Abhülfe zu erwarten.

Ein dritter Gegenstand der Unzufriedenheit war die Stockung des Handels. Bei großen Territorial-Veränderungen tritt dergleichen immer ein; die Prohibitiv- und Sperrsysteme der Staaten verschließen

den abgetretenen Provinzen die Gränzen und bis diese sich neue Canäle öffnen, entstehen Stockungen, Reibungen, Hemmungen aller Art, die dann großes Lamentiren veranlassen, weil kein Stand so leicht und viel klagt wie der Kaufmann und Fabrikant.

Dies war bei uns besonders mit den rheinländischen Provinzen der Fall, die ihren Absatz nicht mehr nach Frankreich und den Niederlanden machen konnten und in dem entfernten preußischen Mutterstaate nicht gleich Ersatz fanden. Aber viel besorglicher und reeller war die Stockung des schlesischen Leinwandhandels, welche eintrat und wovon man die Gründe noch nicht hinlänglich eingesehen hat. Der Provinz Schlesien wurde dadurch ein Umschlag von 10 Millionen Thaler jährlich entzogen, wodurch alle Fabrikdistricte derselben in Noth und Armuth geriethen. Man sieht wohl ein, daß auch gegen dieses Uebel die Pläne der deutschen Jugend nicht viel helfen konnten, und wenn sie sich in der Idee eines freien Handelsverkehrs innerhalb Deutschlands einigermaßen daran anknüpften, so lag doch das so entfernt und war so wenig eine Abhülfe des unmittelbaren Druckes, daß dieser schwerlich in jenem Kanale einen Ausweg suchen konnte. Indessen ist nicht zu leugnen, daß in den Rheinlanden hin und wieder dieser Berührungspunkt der Gewerbtreibenden mit den Umtrieben stattfinden konnte, sowie denn auch nicht zu leugnen ist, daß diese dort der Volksmasse noch am nächsten standen, und am meisten von ihr begriffen wurden.

Unter den Unzufriedenheiten wollen wir nun noch derjenigen gedenken, welche den Rheinländern zugeschrieben wurden. Die Rheinländer der Gegend von Mainz, Koblenz, Trier und Aachen (die von Köln und dem Niederrhein haben einen anderen Charakter) sind ein wenig von der belgischen Art, regsam und unstät. Von lebhaftem Blut, betriebsam, gescheut, nehmen sie gern Antheil an dem öffentlichen Leben, dünken sich viel und sind selten mit dem bestehenden Zustande der Dinge zufrieden. Das Volk überhaupt und besonders auf dem flachen Lande, hat doch viel Freundlichkeit, in den Städten sind sie etwas hämisch.

Sie gehörten größtentheils den geistlichen Kurfürsten an, als die französische Revolution ausbrach; da spitzten sie gewaltig die Ohren, und als sie in ihrer Blüthe stand, wenn man einen gewissen Zeit-

punkt so nennen will, und die deutschen Waffen sich ihr nicht gewachsen zeigten, da waren sie ihr in der Stille des Herzens ergeben. Sie wurden von Deutschland losgerissen, die geistlichen Kurfürsten verschwanden von dem politischen Schauplatze und der reichsunmittelbare Adel wanderte größtentheils aus, um anderswo entschädigt zu werden. Nun strömte das französische Revolutions-Prinzip mit seiner auflösenden Kraft über sie hin, und brachte in ihrem gesellschaftlichen Zustande fast noch größere Veränderungen hervor als in Frankreich selbst; denn verhältnißmäßig war die Zahl der verkauften Domänen und Klostergüter sehr viel größer; die des ausgewanderten Adels kamen hinzu und das Alles parzellirte sich sehr schnell, so daß ein sehr zahlreicher, wohlhabender, freier Mittelstand schnell aufblühte. Auf diese Weise war das Ding zu einer demokratischen Republik gar nicht übel zugerichtet, und an der Gränze einer großen und mächtigen schien eine solche kleinere unter ihrem Schutze recht bequem aufblühen zu können. Daß sie Deutsche waren, dem deutschen Verbande ferner angehören und die Franzosen wie natürliche Feinde betrachten mußten, diese Ansicht war damals noch nicht Mode.

In der That wünschten die Rheinländer mehr als Alles die Errichtung einer cisrhenanischen Republik und einige ihrer Rädelsführer, worunter, wie gesagt, Görres war, wollten im Jahre 1794 in Paris Schritte dazu thun. Obgleich diese Idee weniger illusorisch war wie die jetzige von einem deutschen Kaiserthume oder einer deutschen Republik, so mußten sie doch erfahren, daß sich die Dinge in der Welt immer in der Richtung der überwiegenden Interessen bewegen. Das französische Directorium, schon im Besitze dieser Eroberungen, wollte sie nicht einer bloßen Idee aufopfern; sie wurden im Luneviller Frieden dem großen französischen Reiche einverleibt.

Nun entstanden natürlich schon zwei Parteien Unzufriedener: die, welche den ehemaligen Fürsten und die, welche der Idee einer Republik anhingen. Die Zahl der Unzufriedenen mehrte sich, je mehr Frankreich sich zur absoluten Monarchie zurückbildete und durch sein Eroberungs-, sein Conscriptions-, sein Douanen-System mehr auf diese als auf andere Gegenden drückte.

So waren sie denn allerdings nicht gut französisch, als die deutschen Waffen wieder an den Rhein kamen. Es wurde nun mit einem Male Mode, enthusiastisch deutsch zu sein; zu welchem politischen Verhältnisse das führen würde, dachte sich Niemand deutlich; die Wortführer aber mochten, da mittlerweile das Mittelalter sehr in die Mode gekommen war, so etwas von einem deutschen Markgrafenthum träumen. Auch dieser Traum wurde nicht erfüllt; sie wurden größtentheils Preußisch, zum Theil Bairisch, Hessisch, ja Oldenburgisch, Coburgisch, Homburgisch, denn diese drei letzten Fürsten erhielten kleine Entschädigungs-Districte im ehemaligen Pfälzischen. Nun war man empört über die Zerstückelung, obgleich das Land zu deutscher Zeit noch mehr zerstückelt gewesen war. Die Zahl der Unzufriedenen vermehrte sich nun auch noch durch eine neue Partei, nämlich die Bonapartisten, deren unter den ehemals Angestellten doch eine ziemliche Zahl war.

Preußen fand also seine Rheinlande in lauter unzufriedene Parteien getheilt. Indessen muß man dies doch nicht allzu ernsthaft nehmen. Alle diese Parteien hatten mancherlei daran auszusetzen, daß sie Preußisch werden sollten; jede fand, daß die Regierung, der sie im Herzen anhing, große Vorzüge vor dem Preußischen Wesen haben würde, so weit dies bekannt war, und bekannt war es hier nicht von der vortheilhaftesten Seite; aber gleich beim Anfange und von vorne herein hatte man doch keinen Grund zu Beschwerden und die Kritik der Parteien war also nur ein leichter Schaum. Nun kam die Preußische Regierung mit den schönsten Versprechungen, überhäufte das Volk mit Schmeicheleien, ging mit einer Behutsamkeit und Zartheit zu Werke, die fast an Blödigkeit und Furcht gränzten; sicherte ihnen ihre Rechtsverfassung, worauf sie vor Allem einen großen Werth legten, ließ vier Jahre 1814, 15, 16 und 17 hinstreichen, ehe sie an die Stelle der aufgehobenen droits réunis eine andere indirecte Steuer setzte, so daß die Rheinländer in diesen vier Jahren notorisch nicht $^2/_3$ der Abgaben gezahlt haben, die sie früher zahlten und jetzt nach dem Maßstabe der anderen Preußischen Provinzen hätten zahlen sollen. Dazu kam, daß die Festungsbauten von Koblenz, Ehrenbreitstein, Köln und Jülich beträchtliche Summen unter die Leute brachten; daß Frankreich im letzten Pariser Frieden

gezwungen worden war, seine gegen die abgetretenen Unterthanen bestehenden Geldverpflichtungen durch beträchtliche Vergleichssummen abzukaufen, die jetzt in die Kassen der Gemeinden und Privaten flossen. Alle diese Umstände machten, daß die Rheinländer sich in den ersten Jahren unserer Herrschaft eigentlich ungemein wohl und behaglich fühlten.

Nur ein bedeutender Gegenstand wirklicher Beschwerde war vorhanden und wurde gefühlt; es war das Preußische durch unvernünftige Einrichtung höchst lästige Einquartierungswesen. Während des Krieges und zwischen den beiden Feldzügen von 14 und 15 hatten diese Gegenden zahlreiche Truppen zu behausen und zu ernähren gehabt. Wie ungeheuer dies auf den Einzelnen drückt, ist eine bekannte Sache. Jetzt nach dem Frieden behielten wir etwa 30,000 Mann in den Rheinprovinzen und ebensoviel standen bei der Armee in Frankreich. Jene 30,000 lagen bei dem Mangel an Kasernen beim Bürger und Bauern, und da man sie schon als halbe Friedensgarnisonen betrachtete, meistens sehr eng in einzelnen Städten zusammengehäuft. Die Bezahlung des Preußischen Soldaten ist von der Art, daß er ohne Kasernen-Einrichtung verhungern müßte, wenn ihn nicht der Wirth größtentheils ernährte; der Druck auf die Einwohner war also über die Gebühr groß. Von den ganzen 60,000 M. aber zog nach unserer neuen Kriegseinrichtung jährlich fast $^1/_3$ in die Heimat und ein anderes Drittheil kam, jenes zu ersetzen. Es war also ein beständiges Hin- und Herziehen sehr beträchtlicher Truppenmassen und zwar auf ein paar Etappenstraßen, die meistens noch in sehr armen Gegenden lagen. Die Vergütigung, welche der Staat für die marschirenden Truppen leistete, bestand in 2 Groschen pro Kopf, d. h. kaum in einem Drittheil der baaren Unkosten, welche der Wirth von jedem Manne der Einquartierung haben mochte, denn wo sie abgekauft wurde, betrug die Vergütigung gewöhnlich $1^1/_2$ Franken.

Als der General Boyen, welcher Kriegsminister war, im Jahre 1817 in die Rheinprovinzen kam, schlug ihm der Verfasser, dem als Chef des Generalstabes dieser Gegenstand besonders nahe lag, vor, hierin eine Hauptveränderung zu treffen, indem er ihm vorstellte, daß dies der einzige Gegenstand einer gegründeten Beschwerde sei,

den die Rheinländer hätten, und daß er gemacht sei, namentlich unsere Kriegsverfassung ihnen verhaßt zu machen. General Boyen fragte, wie man das könnte; der Verfasser antwortete: „durch eine vollgültige Geldentschädigung." „Dazu ist der Staat nicht reich genug" war die Antwort. Der Staat, das sollte heißen der Geldfonds, über welchen das Kriegsministerium zu verfügen hat, denn sonst wäre es Unsinn gewesen. Was dem kleinen Landstriche, auf welchen unglücklicher Weise die Last der Einquartierung fällt, möglich ist, das muß natürlich dem Ganzen noch möglicher sein, und wenn alle Schultern tragen, so ist jede Last am wenigsten fühlbar. Die alten Provinzen hatten so viel geleistet und gelitten, daß, wenn jetzt die Rheinlande besonders angestrengt wurden, darin keine Ungerechtigkeit lag; aber diese Last, welche ihnen aufgelegt werden mußte, konnte doch auf Alle vertheilt werden. Nun hatte aber ein Kriegsminister natürlich nicht die Macht, eine Abgabe über das ganze Land zu vertheilen und er konnte, wenn er die Wege einleitete, die Entschädigungen baar und vollständig zu leisten, immer nicht vermeiden, daß sie auf seinen Etat kamen, und davor haben alle Minister einen Abscheu. Kurz, die Sache blieb, wie sie war.

Ein anderer hierher gehöriger Gegenstand war das Service-Wesen.

In der Friedenszeit wurde in Preußen für jeden Soldaten 12 Gr. monatlich an Einquartierungsgeld vergütigt. Diese 12 Gr. erhielt der Wirth oder sie wurden auf die Unterhaltung der Kasernen und ihrer Geräthe verwendet, wenn die Truppe in der Kaserne lag. Ferner erhielt der Offizier eine monatliche Quartier-Vergütigung. Die Gelder zu dieser Ausgabe wurden aber in der Gemeinde selbst aufgebracht, also in der Stadt, in welcher die Truppe lag; der Staat entschädigte dafür nicht, weil man eine solche Einquartierung, durch welche jährlich beträchtliche Summen in der kleinen Gemeinde in Umlauf kamen, für eine hinreichende Entschädigung ansah. Zu jener Zeit, wo durchaus von keiner andern Leistung des Bürgers gegen den Soldaten die Rede war als Obdach, ein schlechtes Bett, ein Platz am Feuerheerde und das erforderliche Salz, wo der Offizier ein sehr mäßiges fest bestimmtes Quartiergeld erhielt und wo die Quartierstände verhältnißmäßig sehr klein waren, mochte der Grundsatz auch gelten. Dieses System nun wurde höchst unvernünftiger Weise auch in den Rheinischen

Provinzen eingeführt. Da die Gemeinen meistens beim Bürger einquartiert waren und von ihm ernährt wurden und wir von dieser Last schon gesprochen haben, so wollen wir davon abstrahiren; allein die Offiziere wurden nach und nach von dem Natural-Quartier auf Geldentschädigung gesetzt. Nun war im Jahre 1810 ein neues Service-Reglement gegeben und in demselben die Berechtigung des Offiziers nach den Abstufungen seines Grades bestimmt worden. Diese Berechtigungen waren bescheiden oder vielmehr spartanisch genug eingerichtet, allein es war gesagt, daß, wenn die gewöhnlichen Service-Sätze nicht hinreichend wären, ein solches Quartier zu beschaffen, der Offizier berechtigt sein sollte, Natural-Quartier zu fordern. Da nun diese Sätze notorisch zu gering waren für den Zweck, so folgte, daß sich die Gemeinden zu Zuschüssen verstehen mußten, wenn sie sich vor dem Natural-Quartier sichern wollten. Diese Zuschüsse nun mußten am Rhein so hoch getrieben werden, daß sie oft das Dreifache des ursprünglichen Satzes betrugen, so daß daraus für Städte wie Koblenz und Trier, die 6 bis 8000 Mann Besatzung hatten, eine sehr beträchtliche Ausgabe entsprang, die halb und halb das Ansehen willkürlicher Bedrückung hatte. Dieser Gegenstand schloß sich dem übrigen Einquartierungswesen eng an und vermehrte die Unzufriedenheit mit demselben.

Dagegen war dem Rheinländer eine unserer anderen wichtigsten Kriegseinrichtungen, die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienste und die Landwehr, nicht unangenehm. Theils hatten sie die erstere bei den Franzosen unter schlimmeren Umständen gekannt, wo nehmlich die ausgehobene junge Mannschaft immer auf irgend ein eröffnetes Kriegstheater hingeschleppt wurde; theils glaubten sie in diesen Einrichtungen etwas Volksthümliches zu finden, was ihrem Wesen entsprach; sie fanden darum in jenen Gegenden eine ungleich bessere Aufnahme als in den alten Provinzen.

Die Beamten, welche die Regierung an den Rhein geschickt hatte, konnten zwar nicht ganz das Vertrauen der Einwohner gewinnen, weil diese am liebsten lauter Rheinländer gehabt hätten und sich dabei etwas vor dem alten Preußischen Dünkel fürchteten, ohne welchen es denn auch nicht ganz abging. Indessen war, was die reelle und wichtige Seite des Menschen betrifft, die Wahl mit wahrer

Sorgfalt geschehen und keineswegs wie ehemals in Warschau, so daß Behauptungen der Art, welche sich auch Görres hat zu schulden kommen lassen, wahre Verleumdungen sind. Alle höheren Beamten, welche der Verfasser bis zum Jahre 1818 am Rhein gekannt hat, waren Leute von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, auf deren Rufe kein Flecken war, und die meisten unter ihnen waren auch in eben dem Maße tüchtig. Auch von den geringeren Beamten ist dem Verfasser in den vier Jahren, die er am Rhein war, kein einziges Beispiel bekannt geworden, daß sich einer durch Schlechtigkeit bemerklich gemacht hätte.

Die Rheinländer hatten also bis im Jahre 1818 so wenig Ursache zu klagen, daß sie vielmehr der Preußischen Regierung fünf Jahre der freundlichsten und gelindesten Administration verdankten. Auch hat der Verfasser bei seinen vielen Reisen durch's Land bei der Volksmasse überall eine sehr günstige und zufriedene Stimmung wahrgenommen. Was also an Unzufriedenheit in der Provinz war oder sich in den Zeitungen so ausnahm, war die Krittelei von einer hauptsächlich in den Städten lebenden Partei von ehemaligen Beamten, Halb- und Ganz-Gelehrten, Fabrikanten, Handelsleuten u. s. w., in welchen theils Interesse, hauptsächlich aber unruhige Eitelkeit und Klügelei sich regten.

Die übertriebene, fast an Furcht und Heuchelei gränzende Schmeichelei des Volkes, wozu viele Beamte sich aus Mangel an Takt fortreißen ließen, und worin selbst der Fürst Hardenberg aus Schwäche einging, war hierin von nachtheiligen Folgen; sie machte die Wortführer immer dreister, riß sogar altpreußische Beamte mit in falsche Ansichten fort und machte, daß der große Haufe trotz seiner Zufriedenheit doch diesem kleinen Kriege, welcher der Regierung gemacht wurde, nicht ohne Vergnügen zusah. Sie zeigte, daß die Regierung keinen festen Plan und sicheren Gang hatte, und brachte sie um einen Theil der nöthigen Achtung. Ein anderer großer Umstand trug auch noch dazu bei.

Im Jahre 1816 war bekanntlich im ganzen südlichen und westlichen Deutschland ein gänzlicher Mißwachs, woraus im Jahre 1817 eine wahre Hungersnoth entstand, soweit diese noch in den Culturzuständen, in welchen wir uns befinden, möglich ist. Die Rheinlande,

welche sehr bevölkert sind, waren besonders von ihr ergriffen. Nun zeigte sich die Regierung zwar im höchsten Grade theilnehmend und bereitwillig; der König bestimmte eine außerordentliche Unterstützung von 2 Millionen Thaler und sandte im Frühjahre 1817 den Minister Klewitz dahin, um an Ort und Stelle die zweckmäßigsten Maßregeln zur Verwendung dieser Summe zu erforschen; allein das Ministerium in Berlin benahm sich so unerhört leichtsinnig und verkehrt, daß von allen guten Entschlüssen keiner in Wirksamkeit trat und die Rheinländer ihre Hungersnoth mit sich selbst abmachen mußten. Es ist fast keinem Zweifel unterworfen, daß die in den Ostseehäfen gekauften Kornladungen von den Lieferanten in Holland an die Würtembergische Regierung und andere um höhere Preise losgeschlagen worden sind. Weder der Fürst Hardenberg noch das Preußische Handelsministerium, dem der Graf Bülow vorstand, haben diese Sache je in's klare Licht gestellt, der erstere aus Schwäche und Rücksicht für seinen Neffen, der Graf Bülow, um seinen Fehler oder was sonst noch zu verbergen.

Die Unterstützung, welche die Rheinländer erhielten, war also höchst unbedeutend, und da die Ortsbehörden theils im Vertrauen auf die getroffenen Maßregeln des Ministeriums, theils aus Ehrfurcht für einen theoretischen Grundsatz keine Sperre angeordnet hatten, während die meisten Nachbarn sperrten, so war der Mangel in den Preußischen Provinzen fühlbarer als irgendwo.

Der Verfasser, welcher im Frühjahr 1817 durch die Eifelgegenden eine Reise zu Pferde machte, wo er meist in Dörfern und kleinen Städten übernachtete, hatte oft den herzzerreißendsten Anblick dieses Elends, weil diese Gegenden zu den ärmsten des Landes gehören. Verfallene Gestalten, Menschen kaum ähnlich, sah er in den Feldern umherschleichen, um aus den nicht geernteten, unreif gebliebenen und nun schon halb verfaulten Kartoffeln sich noch Nahrung zu suchen.

Der Verfasser hat sich bei dieser Gelegenheit überzeugt, daß die außerordentlichen Mittel, welche eine Regierung in solchen Fällen braucht, nicht so ungemessen sind, wie man sich beim ersten Anblicke vorstellen sollte, und daß mit mäßigen Summen, wenn sie ganz zweckmäßig verwendet werden, ungemein viel, ja Alles zu leisten, nehmlich dem Elende da zu steuern ist, wo es zum absoluten Unter-

gange führt. Bei unserem Culturzustande ist nehmlich der Mangel immer nur bei der letzten Classe, bei der, welche gar kein Eigenthum besitzt und von einem dürftigen Tagelohne lebt, bis auf diesen Punkt fühlbar. Alle übrigen helfen sich auf die eine oder andere Weise von selbst. Es kommt also nur darauf an, den einzelnen Gemeinden solche Aushülfe zuzuwenden, daß sie der ärmsten Classe das Brod zu dem gewöhnlichen Preise oder darunter lassen können. Dazu müssen Ankäufe in der Ferne gemacht, aber es müssen auch baare Summen überwiesen werden; denn oft ist die Aushülfe in der Nähe schneller und selbst wohlfeiler zu beschaffen. Die Regierungen und andere Ortsbehörden, hauptsächlich die Vorstände der einzelnen Gemeinden, müssen die Vertheilung und andere letzten Maßregeln in Händen haben; aber die Regierung muß ein paar tüchtige Männer als Commissarien in die Provinz senden mit gehörigen Vollmachten, um an Ort und Stelle verfügen zu können und den in diesem Falle so verderblichen Zeitverlust der Schreiberei zu verhindern, auch um Furcht einzuflößen und möglichen Mißbräuchen vorzubeugen.

Wenn man ein solches Elend einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen hat, so fühlt man sich für sein ganzes Leben von dem Pflichtgefühle durchdrungen, welches die Regierung in Landesplagen der Art haben und wonach sie handeln sollte, und darum hat der Verfasser nie anders als mit Bitterkeit und empörtem Herzen an die Gewissenlosigkeit denken können, mit welcher die Preußische Regierung diese Angelegenheit hat fallen lassen.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns unserem Gegenstande wieder zu.

Wenn dieser große Schnitzer der Preußischen Regierung den Rheinländern die Meinung gab, daß die Regierung schwach und ohne Nerv und Strenge sei, so mußte doch auch die große Bereitwilligkeit und gute Absicht ihnen die Ueberzeugung von einer großen Gutmüthigkeit derselben geben, und da man, wie in allen Fällen vorübergehender Uebel, bald vergaß, wie sehr man gelitten hatte, so trug das Ganze eben nicht bei, der Regierung bei den Rheinländern zu schaden.

Nachdem wir also gesehen haben, daß die Gegenstände des Mißvergnügens, welche in Preußen um die Zeit vorhanden waren, als die Umtriebe ihren Culminationspunkt erreichten, nicht von der Art

waren, mit diesen Umtrieben einen natürlichen Zusammenhang zu haben und ihnen etwas von ihrem wirklichen Gewichte zu leihen; nachdem wir früher schon gezeigt haben, daß die Kräfte, welche die französische Revolution in Bewegung gesetzt hatte, in Deutschland und Preußen nicht erregt werden konnten, so kommen wir zu der Frage, was die Preußische Regierung bei den Umtrieben thun sollte.

Eine ernsthafte Seite hatte dieser Drang nach einem neuen Zustande in einer gewissen Classe dennoch; es war nehmlich die, daß, wenn die Sache ihren ungestörten Fortgang hatte, sämmtliche Unterrichtsanstalten davon angesteckt werden mußten, und dann mußte in den aufwachsenden Generationen eine verkehrte, krankhafte Richtung auf geraume Zeit und in einer bedeutenden Masse der sämmtlichen Einwohner eine Zeitlang Platz greifen, bis sie durch sich selbst zum entgegengesetzten Zustande geführt und so ihre eigene Heilung bewirkt haben würde. Darüber konnte, wie gesagt, eine geraume Zeit hingehen und in dieser Zeit manche Verkehrtheit dem Staatsleben nachtheilig, auch wohl gefährlich werden. Wenn man bedenkt, daß die sämmtliche Beamtenwelt und ein großer Theil der städtischen Gewerbsleute eine solche Erziehung bekommen, daß der Schulunterricht auf eine geraume Zeit ihres Lebens ein Uebergewicht über den Unterricht behält, welchen das Leben selbst und die freie Entwickelung des Verstandes mit sich bringt; so wird man begreifen, daß besonders in Preußen, wo die Zahl der Studirenden und der Staatsbeamten so groß ist, die falsche Richtung des Unterrichts einen sehr ansehnlichen Theil des Volkes treffen und verdrehen mußte. Aber selbst in der niedrigsten Schule kann ein dummes Kalb von Schulmeister mit ein paar auf dem Gymnasium oder Seminarium erlernten politischen Maximen den Menschen die Köpfe verdrehen, und wenn dies auch, zumal beim kritischen, bedenklichen Norddeutschen keine tiefe Wurzel schlagen wird, so kann es doch augenblickliche Richtungen in der Hauptmasse erzeugen, die, wenn sie mit anderen Umständen zusammentreffen, Krisen hervorbringen können. Daß einzelne Völker solche Paroxysmen gehabt haben, wissen wir aus der Geschichte.

Es mußte also ein sehr ernsthafter und der Hauptgegenstand der Regierung sein, diesen nachhaltigen Folgen der Umtriebe vorzubeugen. Wir wollen davon weiter unten mehr sagen.

Dagegen mußte für den gegenwärtigen Augenblick, wenn die Regierung bei sich selbst gehörig zu Rathe ging und die Sache klar durchdachte, alles bisher Erwähnte ihr ein großes Gefühl von Sicherheit geben. Aber freilich waren die ungesetzlichen ordnungswidrigen An- und Absichten der jungen Leute und ihrer Anreger so klar am Tage, daß es nichts als eine ganz natürliche Vorsicht und Klugheit war, wenn man die kleinen Uebel in der Wurzel erstickte.

Dieses Unterdrücken des Anfangs war eines der Mittel, um den Einfluß auf die künftige Generation zu verhindern. Jetzt war das Uebel klein und unbedeutend; wenn man es gehen ließ, so mußte es wachsen; konnte es niemals zu dem Ziele führen, welches die Leute sich setzten, so konnte es doch schädlich werden, und je mehr Umfang es gewonnen hatte, um so schwieriger war das Niederschlagen. Ohnehin war es selbst gegen die Würde der Regierung und schadete der Achtung, in welcher sie sich erhalten mußte, sich so offenbar foppen zu lassen. Sie war es also sich und ihrer künftigen Wirksamkeit schuldig, einzugreifen und würde vor dem Volke selbst verantwortlich gewesen sein, wenn sie es nicht gethan hätte.

So urtheilten freilich nicht die Gelehrten, die in diesem Bestreben der Jugend nur eine edle Gemüths-Aeußerung sahen, und selbst dann, wenn es an sich thöricht und fehlerhaft wäre, in ihm doch für das Allgemeine nur eine wohlthätige Kraftäußerung fanden und die es für einen wahren Obscurantismus hielten, diese jungen Leute nicht mit ihren Ideen spielen zu lassen; die vernünftigsten und billigsten Leute ließen sich durch solches Geschwätz zu einer falschen Ansicht und unzeitigen Entrüstung gegen die Regierung verführen, und es gab fast nur solche Billiger der Maßregeln, welche es aus leidenschaftlicher Reaction waren; derjenigen, welche sich aus vernünftigen Gründen deutlich bewußt wurden, was eine Regierung in solchen Fällen leiden kann und nicht nur was sie für Pflichten hat, gab es äußerst wenige.

Die Sache kam auf dem Karlsbader Congreß zwischen den Regierungen zuerst zur Sprache. Die Oesterreicher, die seit Joseph's Zeiten gern die Stockmeister des menschlichen Geistes geworden wären, und jetzt in ihrem Fürsten Metternich einen Wortführer hatten, der ohne große Fähigkeiten nur in einem entschiedenen frischen Aristo-

kratismus die Mittel fand, Schwierigkeiten der Art zu überwinden, trugen die Sache so vor, als ob alle bestehenden Regierungen schon jetzt durch dieselbe bedroht würden, und beschuldigten namentlich Preußen, der rechte Sitz der revolutionären Umtriebe und in mancher seiner neuen Einrichtungen ein wahrer Schirm derselben zu sein.

Wegen des ersteren hatten sie nicht ganz Unrecht, weil allerdings in dem Augenblicke bei uns diese Sachen mehr getrieben wurden als anderswo; das letztere ging auf unsere Kriegseinrichtung, die ihnen zu demokratisch war. Sie glaubten, in unserem Heere herrsche ein gefährlicher Geist der Selbstständigkeit, und unsere Landwehr sei ein in Revolutionszeiten äußerst gefährliches Institut.

Die Meinung über den Geist unseres Heeres war hauptsächlich veranlaßt worden durch den Widerstand des alten Blücher und seines Hauptquartieres gegen die verderblichen Pläne, die im Jahre 1814 im großen Hauptquartiere und bei den Diplomaten vorwalteten. Damals hatte sich Blücher oft sehr kräftig gegen die Erbärmlichkeit einer gewissen Partei geäußert, die insofern wohl die Oesterreichische genannt werden kann, als der Fürst Metternich an der Spitze stand und ein halbes Dutzend Männer aus dem Oesterreichischen Generalstabe die Hauptcoryphäen derselben waren. Die Unterhandlungen mit Bonaparte bis auf den letzten Augenblick nicht ausgehen zu lassen, die Armee in Unthätigkeit hinzuhalten, bei dem entferntesten Anlaß das Reißaus zu nehmen, bei allem dem, wo möglich, für Oesterreich im Trüben zu fischen, das war ungefähr der Charakter dieser Partei. Wenn der alte Blücher sie auf gut soldatisch tüchtig ausschimpfte, wenn er mit seiner Armee immer sein eigenes Kriegstheater suchte, um nicht die Unthätigkeit und Schande der Hauptarmee zu theilen; wenn er den 23. Februar 1814 darauf bestand, für sich auf Paris zu marschiren, in dem Augenblicke, wo Fürst Schwarzenberg von Metternich's Beredsamkeit vermocht worden war, einen allgemeinen Rückzug anzuordnen, so glaubten die Oesterreicher darin nicht bloß den alten Husaren, sondern den Preußischen Generalstab zu sehen, der, von striktem Gehorsam entwöhnt, sich zu einer unabhängigen Handlungsweise erhoben hatte. Ganz Unrecht hatten sie auch hierin nicht, nur daß, was sie für eine Neigung zum Ungehorsam und für ein fehlerhaftes Bestreben nach Unabhängigkeit

hielten, nichts war als das Gefühl für National-Ehre und National-Wohlfahrt. Hätte sich der König von Preußen bei seiner Armee befunden, so würde sich die Sache anders ausgenommen haben. So aber sah es aus, als theile der König die Ansichten der Oesterreicher, was doch, wie sich bald darauf gezeigt hat, keineswegs der Fall war. Am 26. Februar verhinderte der König den weiteren Rückzug der Hauptarmee, und vier Wochen später entschied er mit dem Kaiser von Rußland gemeinschaftlich, daß man nicht nach Langres und an den Rhein, sondern auf Paris marschiren müßte, und das Alles gegen den Glauben, die Einsicht und die Wünsche des Fürsten Metternich. Aber dadurch kam dieser natürlich nicht von der Idee zurück, daß das Preußische Armee-Commando eine Puissance, ein Staat im Staate sei.

Ein anderer Umstand hat diese Meinung in Wien sehr gesteigert.

Während des Congresses, als der Streit ausgemacht wurde, ob Preußen Sachsen bekommen sollte oder nicht, und der Fürst Metternich hiebei die kleinliche Politik entwickelte, die dann die Oberhand behalten hat, erhielt dieser eines Tages ein Schreiben vom Preußischen General, worin dieser, entrüstet über diese Politik und über die Schwierigkeiten, welche Preußens Vergrößerung entgegengestellt wurden, dem Fürsten bittere Vorwürfe machte und ihm drohte, daß die Preußische Armee sich es niemals gefallen lassen würde, wenn man dem Staate den von ihr wohlverdienten Lohn vorenthalten wollte.

XV.

Die zwölfjährige Lebensperiode in Berlin (1818—1830). — Anderweitige amtliche Verwendung Clausewitz's neben der Direction der Kriegsschule. — Seine Stellung an dieser Anstalt. — Aeußerung des Generals von Brandt über diese Stellung. — Worte der Frau von Clausewitz über den ihrem Gatten für seine unbefriedigende Berufsstellung in seiner literarischen Beschäftigung gebotenen Ersatz. — Mittheilungen über Clausewitz und sein Leben in Berlin, von seinem vormaligen Adjutanten Friederici. — Ein Brief von Clausewitz an seine Frau. — Seine Bewerbung um einen Gesandtschaftsposten. — Zwei Briefe von Clausewitz an den Grafen Bernstorff über diese Angelegenheit und ein Antwortschreiben des Letzteren. — Verkehr Clausewitz's und seiner Frau mit den Familien Gneisenau und Bernstorff. — Der Minister Graf Bernstorff. — Seine Gemahlin, seine Töchter und Nichten. — Beziehungen der Bernstorff'schen zu der Fürstlich Radziwill'schen Familie. — Fürst Anton und Prinzessin Louise von Radziwill und ihre Kinder. — Bischof Eylert, Steffens und Karl von Rödder über die Familie Radziwill. — Literarischer Anhang: 1) Bemerkungen auf der Reise nach Marienbad im Juli 1825; 2) Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der preußischen Landwehr.

Der zwölfjährige Zeitraum, während dessen Clausewitz die Direction der Allgemeinen Kriegsschule führte, war nicht reich an äußeren Lebensereignissen, aber von um so größerer Bedeutung für sein literarisches Wirken, da die ausgezeichneten Werke, auf welchen sein Ruhm als Militär-Schriftsteller beruhet, ohne Ausnahme dieser Lebensperiode ihre Entstehung verdanken.

Die während dieses Zeitraumes in seiner amtlichen Stellung eingetretenen Veränderungen, durch welche jedoch sein Verhältniß zur Kriegsschule nicht berührt wurde, fassen wir hier kurz zusammen: Im Mai 1821 wurde er dem Generalstabe aggregirt; am 11. Februar 1830, unter Beibehaltung der Direction der Kriegsschule, zur Dienstleistung bei der 1. Artillerie-Inspection herangezogen und am 5. April 1830

zum Mitgliede der Commission zur Prüfung militärwissenschaftlicher und technischer Gegenstände ernannt. In dieser Commission hatte er gemeinschaftlich mit Gneisenau und Müffling die über die jährlichen Uebungen eingegangenen Berichte zu prüfen und dem Könige Gutachten über dieselben zu erstatten. Auch erhielt er bald nach seiner Ankunft in Berlin den ehrenvollen Auftrag, der ihm auch vor seinem Abgange nach Rußland ertheilt worden war, dem Kronprinzen über Militärwissenschaft und Kriegsgeschichte Vorträge zu halten.

Die ihm in Berlin als Director der Allgemeinen Kriegsschule übertragene Wirksamkeit konnte ihm an und für sich nicht zusagen, da der bestehenden Einrichtung gemäß die wissenschaftliche Leitung der Anstalt nicht in seiner Hand lag, sondern von der Studien-Commission besorgt wurde. Seine Bemühungen, den wissenschaftlichen Geist an der Anstalt zu beleben und eine strengere Disciplin bei derselben einzuführen, stießen auf Gegenwirkungen, an welchen sie scheiterten, und seine Stellung wurde ihm durch manche Unannehmlichkeiten verbittert, über welche sich General von Brandt in folgender Stelle der von ihm hinterlassenen Memoiren ausspricht*): „Niemand hatte in dieser Stellung bitterere Erfahrungen gemacht als Clausewitz, der bei einer großen Urbanität, ja bei einer gewissen Blödigkeit sich gewiß nie zu herben oder voreiligen Schritten oder Aeußerungen hat hinreißen lassen. Nichtsdestoweniger ward er in allerlei Verdrießlichkeiten verwickelt, die zu Beschwerden bei der General-Inspection und beim Kriegsministerium Veranlassung gaben, und die später wahrscheinlich dazu beitrugen, daß er in eine ganz andere Sphäre versetzt wurde.“

Einen Ersatz für das Unbefriedigende seiner amtlichen Stellung fand Clausewitz darin, daß sie ihm die erwünschte Muße bot, die Früchte zu sammeln, welche die reichen Erfahrungen der letzten Kriegsjahre in ihm zur Reife gebracht hatten und die Geisteswerke zu schaffen, für die er in seinem selbstlosen Sinne bei seinen Lebzeiten keine Anerkennung erstrebte, die aber nach seinem Tode seinen Namen mit unvergänglichem Ruhme umgeben haben. Wir werden auf seine literarische Thätigkeit in einem späteren Abschnitte unserer Schrift näher eingehen, doch mögen schon hier die Worte eine Stelle

* Oberst von Meerheimb über Carl von Clausewitz. S. 9.

finden, in welchen sich Frau von Clausewitz*) in der Folge über die wissenschaftlichen Bestrebungen ihres Gatten ausgesprochen hat: „So frei er auch von jeder kleinlichen Eitelkeit, von jedem unruhigen, egoistischen Ehrgeize war, so fühlte er doch das Bedürfniß, wahrhaft nützlich zu sein und die Fähigkeiten, mit welchen Gott ihn begabt hatte, nicht ungebraucht zu lassen. Im thätigen Leben stand er nicht an einer Stelle, wo dieses Bedürfniß Befriedigung finden konnte, und er machte sich wenig Hoffnung, noch einst zu einer solchen zu gelangen; sein ganzes Streben richtete sich also auf das Reich der Wissenschaft, und der Nutzen, den er einst durch sein Werk zu stiften hoffte, wurde der Zweck seines Lebens. Wenn trotzdem der Entschluß, dies Werk erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen, immer fester in ihm wurde, so ist dies wohl der beste Beweis, daß kein eitles Verlangen nach Lob und Anerkenntniß, keine Spur irgend einer egoistischen Rücksicht diesem edlen Drange nach einer großen und dauernden Wirksamkeit beigemischt war."

Von dem Leben des Generals von Clausewitz in Berlin hat der Hauptmann Steinmann von Friederici, der in jener Zeit einige Jahre hindurch sein Adjutant war, folgende ausführliche Schilderung entworfen, welche wir um so weniger von dieser Biographie ausschließen dürfen, da sie Charakterzüge mittheilt, welche schon darum, weil sie von einem unmittelbaren Beobachter herrühren, einen nicht werthlosen Beitrag zur Kenntniß des seltenen Mannes auch in seinem häuslichen Stillleben liefern:**)

„Wir können die Kriegsschule nicht verlassen, ohne auch noch eines Mannes zu gedenken, der wohl zu den ausgezeichnetsten gehört, die hier eine Reihe von Jahren gelebt haben. Ich meine Carl von Clausewitz. Er war seit dem Jahre 1818 bis zum Jahre 1830 Militär-Director derselben. Diese Stellung war ihm im höchsten Grade zuwider, da nach der dazumal bestehenden Einrichtung der Kriegsschule die wissenschaftliche Leitung derselben unter einer

* Vorrede zu den Werken; Thl. I, S. X.

** „Was sich die Offiziere im Bureau erzählten. Mittheilungen eines alten Registrators". Berlin, 1853, S. 35 ff.

besonderen Studien-Direction stand und seine Wirksamkeit sich fast lediglich auf die Disciplinarverhältnisse der commandirten Offiziere beschränkte. Diesen wurde er aber sonderbarer Weise bei der Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, meist wenig bekannt. Wenige wußten etwas von seinem früheren, in die Geschicke des Vaterlandes so tief eingreifenden Wirken, und Keiner ahnte, daß der Name dieses Mannes dereinst bis in die späteren Zeiten fortleben werde. Da man ihn wenig und nur dann sah, wo es seine Stellung durchaus erforderte, so fabelte man sich von ihm die ungereimtesten Vorstellungen zusammen, ja man glaubte es, wenn erzählt wurde, daß der General, dessen Gesichtsfarbe allerdings hochroth und die Nase etwas purpurfarben war,*) des Morgens schon bei der Weinflasche säße, während er doch von Morgen bis Abend seine Gedanken, seine ganze geistige Thätigkeit nur den ernstesten und erhebendsten Vorstellungen oder dem Umgange geistesverwandter Freunde zuwandte.

Es dürfte dem Leser nicht uninteressant sein, hier ein Bild des Lebens dieses Mannes aus jener Zeit, wenn auch nur in kurzen Umrissen, zu finden.

Der General lebte in einer kinderlosen, aber höchst glücklichen Ehe an der Seite einer geistreichen, hochgebildeten Frau. Man lese in dem 1. Bande seiner Werke die Vorrede, deren Verfasserin sie ist. Sie schrieb sie nieder, als ihr nach dem Tode ihres Mannes die erste Erziehung des künftigen Thronerben unseres Vaterlandes anvertraut wurde. Mit ihr wurde der ganze Tag verlebt, an ihrer Seite arbeitete er vom Morgen ab an den Werken, die erst nach seinem Tode, wie es sein Wille war, erscheinen sollten. Das Manuscript enthält viele Bogen von der Hand der Frau v. Clausewitz, die er ihr in die Feder dictirte oder die sie als Excerpte anderer Werke hinzufügen mußte. Punkt 9 Uhr wurden diese Arbeiten eine kurze Zeit durch die Meldung des Portiers, eines einarmigen Invaliden, unterbrochen, daß der Adjutant zum Vortrage da sei. Die Geschäfte des damaligen Militär-Directors waren wirklich sehr unerheblicher Natur, jedoch wurden sie täglich in aller Form abgemacht. Der

* Dies war eine Folge des russischen Feldzuges in dem strengen Winter von 1812, wodurch er, der nüchternste Mann, den es geben konnte, bei Solchen, die ihn nicht näher kannten, in den Verdacht kam, als ob er dem Trunke ergeben sei.

Adjutant trat also mit seinen, meistens sehr wenigen Briefschaften unter dem Arme, in das Vorzimmer. Bald öffnete sich die Thüre, die nach dem Gemache der Generalin führte, und der General trat heraus; der Adjutant machte eine stumme Verbeugung, die der General ebenso erwiederte. Dieser schritt hierauf nach seiner sogenannten Arbeitsstube — denn, wie schon erwähnt, sein eigentlicher Arbeitstisch stand im Zimmer der Generalin — öffnete die Thüre und ließ den Adjutanten voranschreiten. Selten erforderten die vorzulegenden Sachen eine Discussion; meist wurden sie unterschrieben, ohne daß ein Wort gewechselt wurde. Der General stand dann auf, machte wieder eine stumme Verbeugung, welche der Adjutant ehrfurchtsvoll erwiederte und darauf das Zimmer verließ. Fand der General ein Schreiben, einen Bericht u. dgl. nicht nach seiner Ansicht abgefaßt, so strich er, ohne ein Wort zu sagen, die Sache durch und concipirte sogleich selbst ein neues Schreiben.

Wie schon angeführt, lernten die Offiziere der Kriegsschule den General und ebenso er sie nur sehr wenig kennen. Nur eine gewisse Kategorie derselben kam mit ihm in ziemlich öftere Berührung. Es waren die sogenannten Pumpiers. Dazumal nämlich bezogen die Offiziere ihr Gehalt und ihren Servis für Rechnung der General-Militär- und Garnisonsverwaltungscasse durch den Rendanten der Kriegsschule. Mancher Leser wird sich des Majors von S. erinnern, mit den vielen Nasen, in seiner äußeren Erscheinung eine wahre Caricatur. Er hatte früher gut gedient, war auch Examinator bei der Ober-Militär-Examinationscommission gewesen und hatte die Stelle als Rendant als Versorgungsposten erhalten. Jene Pumpiers waren nun diejenigen Offiziere, welche mit ihrem Gehalte immer zu früh auskamen und zu einem Vorschusse genöthigt wurden.

Einen solchen aber durfte der Rendant ohne schriftliche Genehmigung des Generals nicht aus der Casse leisten. Gewöhnlich wurden nun nach beendigtem Vortrage des Adjutanten diese Pumpiers einer nach dem anderen von dem Portier angemeldet und wiederholte sich bei jedem Einzelnen der eben beschriebene tägliche Empfang des Adjutanten. Der General ließ dann den Offizier in sein Arbeitszimmer, empfing von ihm die Quittung, wies diese zur Zahlung an und ohne weiter ein Wort zu sprechen, wurde der Offizier entlassen.

Solche Scenen wiederholten sich nun täglich, wo er auf diese Weise in seinen Arbeiten unterbrochen wurde, stets aber mit derselben stoischen Haltung die Offiziere schweigend empfing und entließ. So kam es, daß einstmals ein Offizier, welcher sich mit seiner Einnahme und Ausgabe bisher sehr gut eingerichtet hatte, plötzlich aber in Geldverlegenheit gerieth, sich, jedoch mit dem größten Widerwillen, zu den vorhin erwähnten Pumpiers gesellen mußte. Unwissend, wie er sich hiebei zu verhalten habe, erbittet er sich hierüber Auskunft bei einem der in diesem Geschäfte sehr bewanderten Kameraden. Nichts ist leichter wie dieses, erhält er zur Antwort, der General liebt es, kein Wort zu sprechen. Lassen Sie sich melden, übergeben Sie ihm Ihre Quittung und er wird sie ohne Weiteres unterschreiben. Pünktlich wurde der Rath befolgt. Der Offizier wurde gemeldet, trat in's Vorzimmer, der General erscheint, der Offizier verbeugt sich, der General erwiedert stumm die Verbeugung, der Offizier überreicht, ohne ein Wort zu sagen — denn so glaubt er den Rath verstanden zu haben — die Quittung, der General entfaltet sie, legt sie wieder zusammen, gibt sie so ununterschrieben dem Offizier zurück und, indem sie sich gegen einander stumm verbeugen, verläßt der Offizier wieder das Zimmer. Und draußen steht der rathgebende Kamerad und empfängt ihn mit den Worten: Nun, sehen Sie, lieber Freund, nicht wahr, er hat keine Umstände gemacht? Nein, war die Antwort, aber er hat die Quittung nicht angewiesen. — Wie? haben Sie ihn denn nicht darum gebeten? — Nein, Sie sagten ja, er liebe es nicht, wenn man ein Wort spräche. — Ach so! Ja, lieber Freund, so meinte ich es nicht, da haben Sie meinen Rath zu wörtlich befolgt.

Ein anderes Mal wurde ein Offizier angemeldet, der fast allmonatlich mit der Bitte um vorschußweise Verabreichung seines Gehaltes kam und daher dem General in dieser Hinsicht genauer bekannt geworden war. Es war im Juli, also kurz vor dem Schlusse der Kriegsschule. Herr General, so eröffnete er sein Anliegen, ich bin jetzt nach Beendigung des dreijährigen Cursus, wo ich zum Regiment zurückkehren muß, in der Verlegenheit, mich neu equipiren zu müssen. Ich wollte gehorsamst um einen Vorschuß von 60 Thalern bitten.

General: Wie wollen Sie denn diese zurückzahlen?

Offizier: Von meinem Gehalte.

General: Ja, mein Bester, Sie erhalten ja hier nur noch am künftigen Ersten Ihr Gehalt und das beträgt ja noch nicht die Hälfte.

Offizier: Nun, Herr General, dann würde ich um 30 Thlr. bitten.

General: Das bleibt ja aber dasselbe. Sie können doch nicht Ihr ganzes Gehalt fortgeben; wovon wollen Sie denn leben?

Offizier: Nun, Herr General, dann würde ich nur um vorschußweise Zahlung meines Gehalts für den künftigen Ersten bitten.

General: Da wir einmal im Handel begriffen sind, in Gottes Namen, bringen Sie mir Ihre Quittung zur Anweisung.

Offizier: Damit bin ich schon versehen — und unter mehreren Quittungen suchte er die verlangte heraus.

In dieser Weise erlitten die wissenschaftlichen Arbeiten des Generals des Morgens eine, wenn auch nicht lange Unterbrechung. Dann arbeitete er aber bis 12 Uhr fort, mit Ausnahme der Tage, an welchen er dem jetzigen Könige, damaligen Kronprinzen, Vorträge hielt. Von 12 Uhr ab wurden Besuche empfangen und erwiedert. Gewöhnlich fand sich einige Mal des Morgens in der Woche der Feldmarschall Gneisenau ein, der dann bis 2 Uhr blieb. Um diese Zeit wurde zu Mittag gegessen. Sehr häufig sah der General einige Gäste bei sich, nie über 6 bis 8 Personen. Dies waren meistentheils Männer von großer geistiger Capacität. Hier loderten der Geist des Generals, sein Witz, seine schlagenden Sarkasmen zu hellen Flammen auf. In diesen Stunden habe ich manchen heute hochgestellten Mann dem General andächtig zuhörend gefunden, und es kam mir immer vor, als wären die Leute in seiner Nähe viel einsilbiger, viel bescheidener als sonst. Gern neckte er auch auf eine höchst liebenswürdige Weise Bekannte, namentlich die, welche er als geistreiche Männer kennen gelernt hatte. Vor einigen Jahren saß ich am Mittagstische neben einem dieser Männer; ich erinnerte ihn an Clausewitz und wie ich das Glück seiner Bekanntschaft an der Tafel des Generals gemacht hätte. Er erinnerte sich sogleich des Tages und sagte: Erinnern Sie sich wohl auch noch, wie Clausewitz von einem seiner jüngst verfaßten Aufsätze sprach und mir dann sagte:

Ich würde Ihnen denselben gern zu lesen geben, Sie sind ja aber ein Mann vom Leder und nicht von der Feder. — Der General wußte aber recht gut, mit wem er es hier zu thun hatte. Dazumal war dieser Offizier ein noch junger, schöner Husarenmajor; jetzt ist er ein durch seine schriftstellerischen Arbeiten wohl bekannter und durch seine in den verhängnißvollen Tagen von 1848 bewiesene Energie hochverehrter General.*)

Der Nachmittag wurde wieder den schriftstellerischen Arbeiten gewidmet, der Abend aber mit seltenen Ausnahmen in der Familie des Grafen Gneisenau oder der des Grafen Bernstorff zugebracht, es sei denn, daß Hof- oder andere größere Gesellschaften eine Ausnahme machten. Um 11 Uhr kehrte fast regelmäßig der General mit seiner Gemahlin zurück. Wenn der August und mit ihm der Anfang der Ferien in der Kriegsschule herangerückt war, so stand der Wagen mit Extrapostpferden bereit und das glückliche Paar eilte den fernen Bergen, dem schönen Erdmannsdorf und seinem damaligen Besitzer, dem Feldmarschall Gneisenau, zu; hier blieb es bis zum October, kehrte dann nach Berlin zurück und so wurde ein Jahr wie das andere verlebt."

Ein Briefwechsel zwischen Clausewitz und seiner Frau ist aus dieser zwölfjährigen Lebensperiode nicht vorhanden, da Beide niemals auf längere Zeit getrennt waren. Der nachfolgende Brief, welcher von Clausewitz am 18. Mai 1821 aus Potsdam, wo er einem Manöver beiwohnte, an seine Frau geschrieben wurde, ist der einzige, der sich aus jener Periode in dem Nachlasse gefunden hat:**)

„Meine theure Marie!"

„Da Du die Beziehungen zwischen den einzelnen Augenblicken des Lebens so sehr liebst und geschickt findest, so wird es Dir auch nicht entgehen, daß dies der zweite Brief ist, den Du aus Potsdam von mir erhältst und daß sein Vorgänger überhaupt der erste Brief war,

* Ohne Zweifel ist hier der General Freiherr Roth von Schreckenstein gemeint, auf welchen wenigstens die im Texte angegebenen Attribute passen.

** Aus der Adresse ersieht man, daß Clausewitz damals in Berlin Burgstraße 19, wohnte.

den ich Dir als Dein Mann geschrieben, weil er die erste kleine Trennung bezeichnete, der nachher so viele große gefolgt sind.*) Nach eilf Jahren also schreibe ich Dir zum zweitenmal aus Potsdam, und erstaune beim Rückblick auf diese eilf Jahre, was sie enthalten und wie schnell sie verflossen sind!

Wie viele entscheidende Momente habe ich in ihnen erlebt, wie viele mühevolle Tage und sorgenvolle Nächte durchlebt und durchwacht! Und von Allem habe ich kaum noch schwache Erinnerungen! Nun geht es langsam und sanft bergab und die Gruft, die noch sehr weit sein mag, erscheint mir darum näher, weil mich nichts mehr von ihr zu trennen scheint. Das aber will mir gar nicht in den Kopf; ich denke, die Lebensbahn soll sich noch einmal erheben, es soll noch ein höherer Culminationspunkt kommen, und wäre es auch nur, damit Du sagen könntest

un beau mourir toute la vie honore,

kurz, ich habe nicht genug gearbeitet, um ausruhen zu können, und fühle mich nicht müde genug, um schlafen zu gehen.

Daß Potsdam allerhand ernste und trübe Töne in mir anklingen läßt, bin ich schon gewohnt; es war von jeher so und ist auch ziemlich natürlich, weil ich mich stets fremd und allein darin fühle. Ich habe das Haus wiedererkannt, in dem ich mit meinem Vater wohnte, als er mich vor 29 Jahren zum Regimente führte. Nicht ohne die höchste Rührung und Dankbarkeit gegen die Vorsehung habe ich an alles Glück denken können, was mir seitdem geworden ist und wozu diese Reise den ersten Stein gelegt hat. Aber ich habe auch von der anderen Seite noch die allerdeutlichste Vorstellung von den schwermüthigen Empfindungen, die vorzüglich damals mein Herz umlagerten und mich eigentlich nie ganz verlassen haben. Freilich hat mir das Glück im Leben so oft gelächelt, daß ich es nachgerade als ein Unterpfand zu betrachten mich gewöhne. Doch werde ich gewiß nie ganz von jener Empfindung loskommen. Auch diesmal fühle ich mich hier sehr allein. Gestern Abend war ich mit dem General bei Luise.**)

* Dieser erste Brief scheint verloren zu sein.

** Gräfin Voß geb. von Berg, Tochter der Frau von Berg, welche das Leben der Königin Luise verfaßte. Sie war geboren am 28. November 1780 und vermählte sich am 14. October 1800 mit dem bekannten Diplomaten Grafen August

Eltern und Kinder haben mich sehr freundlich aufgenommen. Heute Mittag habe ich da gegessen, der General im neuen Palais. Beim Weggehen sagte Luise: „Wir sehen uns wohl noch vor Ihrer Abreise," was ich natürlich für ein Zeichen genommen habe, daß ich diesen Abend nicht wiederkommen sollte, obgleich sie wegen der Ankunft des Herrn von Berg nicht in das Theater geht. Ich bin daher fast den ganzen Tag in meinem Zimmer allein gewesen, denn das Manöver war um 10 Uhr schon geendigt und das Mittagsessen hat nur wenige Zeit weggenommen.

Diese Entfernung von Dir, von den gewohnten Zerstreuungen und Beschäftigungen hat, wie Du begreifen kannst, etwas Trübes. Doch habe ich die Annehmlichkeit, hübscher zu wohnen, als ich es hätte erwarten können. Der General und ich haben nehmlich in den Wirthshäusern in der Stadt kein Unterkommen mehr gefunden und wohnen im weißen Roß vor dem Brandenburger Thore. Mein kleines, ganz niedliches Zimmer liegt im unteren Geschoß an dem Platze dicht vor dem Thore. Ein Bataillon Infanterie, welches zur Unterstützung der Vorposten auf diesem Platze bivouakirt, erinnert mich mit seinen Feuern, seinen Beschäftigungen, seinen Gesängen und anderem Kurzweil lebhaft an den Krieg; im Hofe, dicht an meiner Cajüte vorbei, regt sich viel Gewerbe und Leben und dem Allen sehe ich unter dem Schatten großer Bäume zu. Was aus dem morgenden Tage werden wird, weiß ich noch nicht — aber übermorgen denke ich zwischen zwei und drei schon in Deinen Armen zu sein, Du geliebte, theure Freundin meiner Seele. Carl.

Grüße Mama, das Pflegekind und die Bernstorff'schen Damen, wenn Du sie siehst, von Herzen."

In den ersten Jahren seines Berliner Aufenthalts trug sich Clausewitz, da ihm seine Stellung an der Kriegsschule so wenig zusagte, mit dem Wunsche, die militärische Laufbahn mit der diplo-

Ernst Friedrich Wilhelm von Voß. Derselbe war geboren in Groß-Giewitz (Mecklenburg-Schwerin) am 23. December 1779, wurde am 11. März 1800 in den Grafenstand erhoben, war längere Zeit preußischer Gesandter in Neapel und starb (vor seiner Gemahlin) am 9. Januar 1832 zu Groß-Giewitz.

matischen zu vertauschen, und sowohl der Staatscanzler als auch der Minister des Auswärtigen Graf Bernstorff zeigten sich bereit, zur Erfüllung desselben mitzuwirken. Seine ganze Persönlichkeit, seine gediegene und vielseitige Bildung, seine Menschenkenntniß, sein scharfer Blick in der Beurtheilung politischer Verhältnisse, die feinen geselligen Formen, welche er sich in seiner früheren Stellung als Adjutant des Prinzen August und durch seinen Verkehr mit den Hofkreisen erworben hatte, endlich seine Gewandtheit im Gebrauche der französischen Sprache mußten ihn für eine Gesandtenstelle wohl geeignet erscheinen lassen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er, wenn er eine solche erhalten hätte, seine Regierung in würdigster Weise repräsentirt haben würde. Ueber diese Angelegenheit geben die hier folgenden drei Briefe Auskunft, von welchen der zweite besondere Beachtung verdient, da in ihm ein schönes Zeugniß des edlen Charakters und der unabhängigen Gesinnung Clausewitz's erhalten ist. Seine Bewerbungen um den Gesandtenposten in London scheiterten an der Gegenwirkung des englischen Gesandten in Berlin, Sir George Rose, welchem Clausewitz nicht geschmeidig genug war, und sein späterer Wunsch, die gleiche Stellung in München zu erhalten, stieß auf ein äußeres Hinderniß, über welches der Brief des Grafen Bernstorff Auskunft gibt.

Clausewitz an den Grafen Bernstorff.

1.

Ew. Excellenz haben mich vor mehreren Wochen mit der Nachricht erfreut, daß Seine Majestät der König geruht hätten, den Antrag zu einem Cabinetsschreiben zu genehmigen, worin mir die Aussicht auf eine künftige Anstellung als Gesandter gegeben wurde.

Bis jetzt habe ich ein solches Allerhöchstes Schreiben nicht erhalten, und da der Augenblick, welcher die natürlichste Veranlassung dazu gegeben hätte, schon da gewesen ist und sich immer mehr entfernt, so entsteht natürlich in mir die Besorgniß, daß es ganz in Vergessenheit kommen könnte.

Ew. Excellenz wissen, warum und auf welche Weise ich einen großen Werth darauf lege; ich kann bei Ihnen auf die gütige Theil-

nahme rechnen, die ich in dieser Angelegenheit zu verdienen glaube, die ich aber auch vor allen Dingen von Seiten Seiner Durchlaucht des Fürsten Staatskanzlers erwarten darf.

Ich trage also kein Bedenken, Ew. Excellenz gehorsamst zu bitten, über diese Sache mit dem Fürsten noch einmal Rücksprache zu nehmen und dieselbe dabei mit Ihrem gütigen Wohlwollen unterstützen zu wollen.

Mit ausgezeichneter Verehrung

Ew. Excellenz gehorsamster Diener

Clausewitz.

Berlin, den 30. September 1821.

2.

(Ohne Datum).

Nicht ohne Widerstreben ergreife ich die Feder, um Ew. Excellenz von meiner Angelegenheit zu unterhalten, während ich weiß, daß Sie mit Papieren überhäuft sind; aber ich muß eilen, mich gegen Ew. Excellenz noch einmal auszusprechen, ehe meine Angelegenheit entschieden wird.

Es ist keine Frage, daß meine Anstellung auf der Londoner Gesandtschaftsstelle viel Bedenken erregt haben muß; ich wäre längst hinzugetreten und hätte dieses Bedenken dadurch gehoben, daß ich meine frühere dem General Grafen Gneisenau gegebene Erklärung zurückgenommen; allein theils schien mir ein solches Zurücktreten nicht ohne Schwierigkeit, während diese Angelegenheit Sr. Majestät dem Könige schon einmal vorgelegt worden war, theils hat ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Güte des Generals Gneisenau mich davon abgehalten, dessen so sehr freundliche Verwendung ich dadurch unnütz gemacht hätte. Jetzt aber, ohne viel nach dem Stande dieser Angelegenheit zu forschen, wie Ew. Excellenz mir das bezeugen können, weiß ich doch so viel, daß die Bedenken sich eher vermehrt als vermindert haben; es ist mir daher das dringendste Bedürfniß, Ew. Excellenz zu sagen, daß es meinem Gefühle unter diesen Umständen ganz unmöglich ist, mich diese Anstellung noch wünschen zu lassen. Ich kenne die Bedenklichkeiten nicht, welche meine Person erregt; vielleicht sind sie gerade von der Art, daß ich ihnen mit Stolz

entgegentreten könnte; aber ich weiß und werde nie vergessen, wie viele Eigenschaften mir abgehen, die man mit Recht fordern könnte; außerdem ist es nicht in meinem Charakter, mich selbst als einen Gegenstand der Zweifel hinzugeben; ich gestehe Ihnen, Herr Graf, es ist gegen die Art von Selbst- und von Ehrgefühl, die nun einmal mein Erbtheil geworden ist und einen wesentlichen Theil meines Charakters ausmacht. Aus diesem herauszutreten, in einer so entscheidenden Angelegenheit, würde ich für einen großen Fehler halten; es drängt mich also auf's Aeußerste, Ew. Excellenz zu sagen, wie leid, ja wie weh es mir thut, mich so zum Gegenstande der Kritik gemacht zu haben. Nie habe ich in meiner langen Dienstzeit um die kleinste Gnade gebeten, nie eine Stelle gesucht, und ich sehe diesen Stolz jetzt zum erstenmale aufgeopfert, ohne daß ich selbst recht weiß, wie ich dazu komme. Verzeihen Ew. Excellenz diese Aeußerung meines Gefühls; sie ist die Basis meiner Bitte.

Diese Bitte nun ist, daß Ew. Excellenz als Chef des Departements, als die einzige Person, welche in dieser Sache verantwortlich ist, auf welche die Folgen der guten oder schlimmen Wahl zurückfallen, daß Ew. Excellenz jede wohlwollende Rücksicht für mich, jede Freundschaft für den General Gneisenau bei Seite setzen, daß Sie meine frühere Erklärung als gar nicht geschehen, meinen früheren Wunsch als nicht vorhanden betrachten und sich ganz so entscheiden mögen, wie es Ihre Kenntniß der Personen nicht allein, sondern auch der Verhältnisse mit sich bringt, die sich seit den neun Monaten, daß davon die Rede war, sehr geändert zu haben scheinen.

Wäre die Sache noch nicht vor Sr. Majestät dem Könige gewesen, so würde ich die Stelle im Voraus ablehnen und dadurch jeden Zweifel heben; jetzt aber glaube ich diesen Schritt nicht mehr thun zu können; ich thue daher den einzigen, welcher mir übrig bleibt, Ew. Excellenz zu erklären, daß so wenig ich die Stelle selbst gesucht habe, so wenig wünsche ich sie gegen die Ueberzeugung Ew. Excellenz, gegen die Macht der Umstände zu besitzen; ich richte diese Erklärung an Ew. Excellenz lieber als an Seine Durchlaucht den Fürsten Hardenberg, weil ich Ew. Excellenz für den wahren Richter in dieser Sache halte und Sie am wenigsten, also auch für mich nicht, parteiisch glaube.

Es gibt Leute, die sich durch Schwierigkeiten, wie sie mir jetzt vorliegen, mit Ausdauer und Gefühllosigkeit durchzuwinden verstehen; dies ist nicht mein Fall; die höchste Einfachheit und Offenheit ist mein Charakter und muß auch meine Rolle sein, wenn ich sie nicht schlecht spielen soll.

Von der kleinen Demüthigung, die mir durch eine Entscheidung gegen mich wird, werde ich mich leicht erheben, denn ich fühle mich stark in meinem guten Gewissen, und Ew. Excellenz werden sich persönlich überzeugen, daß, wenn diese Angelegenheit dem Anscheine nach gegen mich, im Grunde aber vielleicht für mein eigenes Bestes entschieden wird, ich nicht einen Augenblick in meiner innigen Ergebenheit für Sie wanken werde; denn es ist mir weit mehr darum zu thun, Ihre Achtung zu verdienen, als Ihre Gunst zu genießen, und ich rechne darauf, mir bei einem längeren Umgange jene gewiß zu erwerben.

Ich schließe mit der Bitte, daß Sie jedes dieser Worte als den innigsten Abdruck meiner Gesinnungen und Empfindungen ansehen mögen und ebenso überzeugt sein von der Aufrichtigkeit meiner herzlichen Verehrung. Cl.

Graf Bernstorff an Clausewitz.

Den 21. November 1823.

Es ist ein sehr schmerzliches Gefühl, mit dem ich Ihnen sagen muß, mein liebster General, daß der König weder meinen ersten noch meinen zweiten Vorschlag in Betreff des Münchener Postens genehmigt, sondern denselben, in Folge meines früheren Planes einer Vereinigung mehrerer Gesandtschaftsposten in Deutschland, dem Herrn von Küster verliehen hat. Auch ich beklage darin eine sehr peinliche Täuschung meiner Hoffnung, auf deren Erfüllung ich einen sehr hohen Werth gelegt hätte. Denn meine Theilnahme an Ihnen und Ihrer Zufriedenheit ist so lebhaft wie das Gefühl der Hochachtung und Ergebenheit, welche ich Ihnen auf immer gewidmet habe.

Bernstorff.

Zu den vorzüglichsten Annehmlichkeiten des Berliner Aufenthalts gehörte für Clausewitz, daß er durch denselben mit Gneisenau, mit welchem er in Coblenz nur kurze Zeit vereinigt gewesen war, wieder in dauernde Verbindung gebracht wurde, da der Feldmarschall den Winter in Berlin, wo er die Gouverneurstelle bis wenige Jahre vor seinem Tode beibehielt, den Sommer in Erdmannsdorf zu verleben pflegte, wo Clausewitz und seine Frau, wie schon oben erwähnt wurde, regelmäßig die Monate August und September zubrachten.

Nächst der Gneisenau'schen Familie war es besonders die des Grafen Bernstorff, mit welcher Clausewitz und seine Frau in der engsten Freundschaftsverbindung lebten.

Graf Christian von Bernstorff, Sohn des edlen und vortrefflichen, um sein Vaterland hochverdienten dänischen Ministers Grafen Andreas Peter von Bernstorff, war am 3. April 1769 in Kopenhagen geboren, widmete sich der diplomatischen Laufbahn, war einige Zeit bei der dänischen Gesandtschaft in Berlin beschäftigt, nachher Gesandter in Schweden und wurde, nach dem am 21. Juni 1797 erfolgten Tode seines Vaters, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Aus diesem Amte im Jahre 1810 auf sein Ansuchen entlassen, wurde er im folgenden Jahre dänischer Gesandter in Wien, war 1814 Bevollmächtigter bei dem Wiener Congreß und kam dann als dänischer Gesandter nach Berlin. Als der König, wie er bereits im November 1817 ein neues Ministerium des Cultus geschaffen hatte, welches er dem Freiherrn von Altenstein übertrug, im folgenden Jahre den Beschluß faßte, auch die auswärtigen Angelegenheiten wieder unter die Leitung eines besonderen Ministers zu stellen, entschied er sich für den Grafen Bernstorff, der im August des genannten Jahres in den preußischen Staatsdienst berufen und mit der gedachten Stelle betraut wurde. Wie noch im Herbste desselben Jahres dem Congresse zu Aachen, so wohnte er später auch den Congressen zu Verona, Karlsbad, Troppau und Laibach bei und blieb bis zum Jahre 1832 an der Spitze des auswärtigen Ministeriums.*)

Bernstorff war für die erwähnte wichtige Stelle namentlich auch

* In dem genannten Jahre zog er sich in's Privatleben zurück und starb am 28. März 1835 in Berlin.

von Hardenberg empfohlen worden, der mit ihm schon seit früherer Zeit befreundet war, und dem er, wie Varnhagen sagt, „in den edlen Formen der hohen Lebenskreise gleichstand." Seine liebenswürdige Persönlichkeit und seine vorzüglichen Eigenschaften söhnten bald Alle mit seiner Wahl aus, welche mit derselben schon deshalb, weil er ein Ausländer war, unzufrieden gewesen waren. Stein nennt selbst in einem Schreiben, in welchem er sich in den bittersten Ausdrücken über die Wilhelm von Humboldt durch diese Ernennung widerfahrene Zurücksetzung ausspricht, den Grafen Bernstorff „einen vortrefflichen, edlen Mann" und Hippel sagt von ihm*): „Aufsehen erregte die Ernennung des bisherigen dänischen Ministers Grafen Christian Bernstorff zum preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, weil sie einen Ausländer traf, welchen zu ersetzen sich mehrere Einheimische fähig gehalten hatten. Der neue Minister rechtfertigte indessen völlig die Wahl des Königs. Ein ehrenwerther, geprüfter, deutscher Charakter, eine gediegene wissenschaftliche Bildung, Ruhe und Würde in seiner ganzen Haltung, sowie sein klarer Verstand eigneten ihn vollkommen für diese Stellung." Bald nachher nennt ihn Hippel „einen Mann von Verstand, Offenheit und Liebenswürdigkeit", wenn er auch weniger geistreich als Humboldt gewesen, „der nur Geist war, nichts als Geist."

Der Minister von Bernstorff war seit dem 21. August 1806 mit seiner Nichte Elise verheirathet, der Tochter des Reichsgrafen Magnus von Dernath, dänischen Geheimen Conferenzraths und Gesandten in Madrid, und der Gräfin Charlotte von Bernstorff, Schwester des Ministers. Sie war eine geistreiche, sehr gebildete Frau, die in ihrer äußeren Erscheinung Anmuth und Würde verband, schön und von hoher, stattlicher Gestalt, in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, in der vollen Blüthe des mittleren Frauenalters, heiter und lebhaft, von ihrer Umgebung und Allen, die sie kannten, im höchsten Grade verehrt und geliebt. Mit Frau von Clausewitz trat sie bald, obgleich sie um zehn Jahre jünger war**) als diese, in das innigste Freundschaftsverhältniß.

* „Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's III." (Bromberg, 1841). S. 151 und 152.

** Sie war am 27. Januar 1789 geboren.

Die erwähnte Gräfin Charlotte von Dernath lebte, von ihrem Gatten getrennt, im Hause ihres Bruders, des Ministers, wo man sie „Tante Lottchen“ nannte, eine große, stattliche Dame, die man nach ihrem Aussehen für weit jünger hielt als sie war,*) von lebhafter Unterhaltungsgabe, die aber nicht selten zu komischen Scenen Veranlassung gab, da sie für das praktische Leben nicht den mindesten Sinn hatte, namentlich mit dem Gelde gar nicht umzugehen und nicht einmal die verschiedenen Geldsorten zu unterscheiden wußte.

Minister Bernstorff hatte nur einen einzigen Sohn, Leopold, der in früher Jugend starb, und drei Töchter: Thora, Clara und Marie; die beiden erstgenannten Töchter, in ihrem Wesen und der äußeren Erscheinung das Ebenbild der Mutter, waren, als Clausewitz und seine Frau in dem Bernstorff'schen Hause verkehrten, aufblühende Jungfrauen und verheiratheten sich gegen Ende des in Rede stehenden Zeitraums;**) die jüngste Tochter, Marie, damals noch im kindlichen Alter stehend, war kränklich, blieb unvermählt und starb 1872 in Dresden.

In dem Hause des Ministers wurden auch drei Nichten desselben zugleich mit seinen Töchtern erzogen: Henriette, Marianne Amalie, und Sophie, welchen große Vorzüge des Geistes und Herzens, mit Schönheit und Liebenswürdigkeit verbunden, nachgerühmt werden.***) Ihr Vater war der jüngere Bruder des Ministers, Graf Joachim Friedrich von Bernstorff, dänischer Geheimer Conferenzrath und Gesandter in Wien, welcher sich am 9. Mai 1795 mit der Gräfin Elise

* Sie war geboren am 9. Mai 1770, vermählt am 9. Mai 1787, Witwe seit dem 15. April 1828 und starb am 30. October 1844.

** Thora verheirathete sich 1828 mit dem Freiherrn, nachherigen Grafen v. d. Busche-Ippenburg-Kessel in Westfalen, und starb am 16. Juni 1873; Clara am 13. Februar 1830 mit dem damaligen Geheimen Conferenzrath und (bis 1845) dänischen Gesandten in Berlin Grafen Eugen Reventlow-Altenhoff, starb aber schon am 13. October 1832. Ihr Gemahl verheirathete sich am 19. September 1834 mit der Gräfin Elisabeth Auguste Louise von Voß.

*** Henriette vermählte sich mit dem damaligen Major im Generalstabe und Adjutanten des Kronprinzen Carl v. Röder und starb 1849; Marianne (geb. 12. Februar 1805) vermählte sich am 9. Juni 1827 mit dem nachmaligen Minister Heinrich August Friedrich Grafen v. Itzenplitz und starb in Berlin am 6. September 1831; Sophie wurde 1834 Gemahlin des Grafen Theodor Reventlow-Jersbeck und starb 1858.

Henriette Sophie von Blücher vermählt hatte, die ihm am 29. Januar 1807 durch den Tod entrissen wurde.*)

Das Bernstorff'sche Haus war in der Zeitperiode, von der hier die Rede ist, eines der glänzendsten und gesuchtesten in Berlin, in welchem ein ebenso edler und feiner als ungezwungener und heiterer Ton herrschte. Der Minister und seine Gemahlin unterhielten den lebhaftesten Verkehr mit der fürstlich Radziwill'schen Familie und namentlich war die vortreffliche und liebenswürdige Prinzessin Elise Radziwill mit den Bernstorff'schen Töchtern und Nichten durch die innigste Freundschaft verbunden. Die Bernstorff'sche Familie bewohnte das Haus in der Wilhelmstraße, in welchem das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten seinen Sitz hatte, unmittelbar neben dem Radziwill'schen Palais; die beiderseitigen Gärten stießen an einander und über die Mauern derselben hatte man eine Treppe gebaut, um den Verkehr der Familien zu erleichtern.

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Familien Bernstorff und Clausewitz hat mit stets unveränderter Innigkeit und Wärme fortgedauert und namentlich sind die ausgezeichneten Eigenschaften Clausewitz's von Niemandem vollständiger gewürdigt worden als von dem Minister von Bernstorff. Die Familie desselben bewahrt noch ein Album, in welchem unter einem Bilde des Generals v. Clausewitz sich folgende von dem Minister von Bernstorff verfaßte Verse finden:

Was zarter Frauen Sinn bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Des klarsten Geistes tiefstes Streben,
Des wärmsten Herzens regstes Leben,
Anmuthig war's in ihm vereint.

Eine treffendere Charakteristik des seltenen Mannes ist wohl niemals in so wenigen Worten gegeben worden.

Zu den Persönlichkeiten, deren aufrichtige Zuneigung und herzliches Wohlwollen für Clausewitz und seine Frau ganz besonders

*) Graf Joachim Friedrich von Bernstorff war am 5. October 1771 in Mecklenburg geboren und starb am 28. October 1835 zu Cismar.

zur Erhöhung ihres Lebensglückes beitrug, gehörte auch der Fürst Anton von Radziwill und seine Gemahlin, die Prinzessin Louise, mit welchen Frau von Clausewitz schon in ihrer früheren Stellung als Hofdame, Clausewitz aber durch sein Verhältniß zum Prinzen August, dem Bruder der Prinzessin, und durch seinen Aufenthalt in Königsberg im Jahre 1809 in nähere Beziehungen gekommen war.

Die Prinzessin Louise, die Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, und der Prinzessin Louise von Brandenburg-Schwedt, reichte mit ihrem früheren Jugendalter*) noch in die Zeit ihres großen Oheims, der an der klugen und lebhaften Nichte großes Wohlgefallen fand. Treffliche Lehrer, zu welchen auch Ramler gehörte, arbeiteten mit dem glücklichsten Erfolge an der Ausbildung der reichbegabten und wißbegierigen Prinzessin, welche, als sie erwachsen war, bald eine hervorragende Stellung in den Hofkreisen einnahm. Mit den inneren Vorzügen, welche sie besaß, verband sich noch ein sehr vortheilhaftes Aeußere; sie war von großer Gestalt und edlem, würdevollem Anstande; eine herzgewinnende Freundlichkeit war der Ausdruck ihrer schönen Gesichtszüge. Sie vermählte sich am 17. März 1796, in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren, mit dem schönen und geistvollen Prinzen Anton von Radziwill, der erst zwanzig Jahre alt war**) und eben seine Studien an der Universität Göttingen beendigt hatte. Die Verbindung, welche durch vollständige Harmonie der Charaktere eine überaus glückliche wurde, war wegen der Verschiedenheit des Ranges nicht nur, sondern auch der Confession, da Prinz Radziwill Katholik war, namentlich bei den Eltern der Prinzessin auf großen Widerstand gestoßen, der aber von dieser, welche schon bei dieser Veranlassung die in der Folge stets bewiesene Willensstärke und Beharrlichkeit

* Sie war am 24. Mai 1770 geboren.

** Er war am 13. Juni 1775 in Warschau geboren, zweiter Sohn des vormaligen Palatins von Wilna Fürsten Michael Radziwill, der sich von allem politischen Wirken fern hielt und ruhig auf seinen litthauischen Gütern lebte, wo er am 28. März 1831 in einem Alter von 87 Jahren starb. Die Radziwill sind eines der ältesten und angesehensten litthauischen Fürstengeschlechter, reich begütert im ehemaligen Königreich Polen, im Großfürstenthume Litthauen, in der jetzigen Provinz Posen 2c.

kundgab, endlich überwunden wurde, nachdem der König Friedrich Wilhelm II. durch seine Vermittelung die Verbindung der Liebenden befördert hatte.

Fast ein zehnjähriger Zeitraum, von 1796 bis Ende 1805, verfloß den Vermählten in fast ungetrübter Freude und schon damals war das Radziwill'sche Haus der Sammelplatz aller in Wissenschaft und Kunst hervorragenden Männer, welche in Berlin lebten oder vorübergehend dort anwesend waren.

Im folgenden Jahre schlug dem Herzen der Prinzessin der Tod ihres innigst geliebten Bruders, des Prinzen Ludwig Ferdinand, eine tiefe Wunde, und zu dem Schmerze über diesen persönlichen Verlust kam noch die Trauer über das schwere Unglück, unter welchem sie das geliebte Vaterland leiden sah. Sie theilte mit der Königlichen Familie den Aufenthalt in Königsberg und bildete mit ihren Herzensfreundinuen, der Königin Luise und der Prinzessin Wilhelm, das herrliche Dreigestirn weiblicher Tugend und edler Gesinnung, welches die trübe Nacht der prüfungsschweren Zeit erhellte. Die Prinzessin Louise gehörte zu den starken Geistern, die selbst in der größten Bedrängniß nicht verzagten und an der Hoffnung auf Wiedererhebung des geliebten Vaterlandes festhielten; sie stand mit allen Männern, welche an diesem großen Werke arbeiteten, mit Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Wilhelm v. Humboldt, Clausewitz in persönlicher und brieflicher Verbindung, und namentlich werden ihre an Stein gerichteten Briefe auch die späteste Nachwelt mit Bewunderung und Verehrung für die edle, hochgebildete und hochgesinnte Frau erfüllen.

In den Befreiungskriegen, in welchen ihr ältester Sohn, der Prinz Friedrich Wilhelm*) in noch jugendlichem Alter auf Leipzig's Feldern mitkämpfte, gehörte die Prinzessin Louise in erster Linie zu den edlen Frauen, welche sich durch begeisterte und aufopferungsvolle Thätigkeit um das Vaterland verdient machten.

* Der nachmalige General der Infanterie und Chef des Ingenieurcorps, geb. zu Posen am 19. März 1797, vermählt am 23. Januai 1825 mit seiner Cousine Prinzessin Helene Radziwill, Witwer seit dem 26. December 1827, in zweiter Ehe vermählt am 4. Juni 1832 mit Mathilde Christiane, Tochter des Fürsten Karl Joseph v. Clary und Aldringen. Der zweite Sohn des Fürsten Anton Radziwill, Bogislav, war am 3. Januar 1809 geboren und vermählte sich am 17. October 1832 mit Leontine, Tochter des Fürsten Karl Joseph v. Clary und Aldringen.

Im Jahre 1815 wurde Fürst Anton Radziwill zum Statthalter des Großherzogthums Posen ernannt, welche Stelle er nach dem Ausbruche der Revolution im Jahre 1830 niederlegte, und residirte nun abwechselnd in Posen oder dem benachbarten prächtigen Landsitze Antonin, oder auch in Ruhberg in Schlesien, hielt sich aber vorzugsweise in Berlin auf, wo die gesellschaftliche Bedeutung des Palais Radziwill erst in das glänzendste Licht trat, als die Prinzen und Prinzessinnen herangewachsen waren.

Unter den vorzüglichen Eigenschaften, welche Fürst Anton besaß, ist besonders seine seltene musikalische Bildung hervorzuheben; die ersten Künstler ehrten sein Urtheil und der Gesangmeister Zelter war sein vertrauter Freund; bei der Singakademie war er nicht bloß aufmunternder Gönner, sondern auch thätiger Theilnehmer; besonders wirkte er bei der Aufführung der Meisterwerke von Gluck, Händel, Mozart, Bach und Beethoven mit, die er am meisten liebte. Unter seinen eigenen Compositionen sind am berühmtesten die Compositionen zu Goethe's Faust, besonders zu den Engelchören am Ostermorgen, von welchen man gesagt hat, daß durch sie erst das Meisterwerk deutscher Poesie dem vollen Verständnisse gleichsam aufgeschlossen worden sei. Auf mehreren Instrumenten war er Virtuose, namentlich ein ganz ausgezeichneter Violoncellist, und man erzählt, daß ein Privatmann in Königsberg, der ein vorzügliches Violoncell besaß, welches ihm um keinen Preis feil war, dasselbe in seinem Testamente dem Fürsten Radziwill vermacht habe, weil er, als der erste Violoncellist, allein würdig sei, dieses Instrument zu spielen.

Leider blieb das Familienglück des edlen fürstlichen Paares nicht ungetrübt, indem sie binnen wenigen Jahren zwei hoffnungsvolle erwachsene Söhne und eine sehr liebenswürdige Schwiegertochter verloren. Auch der Tod des Fürsten Anton erfolgte unerwartet am 7. April 1833; er wurde ein Opfer der herrschenden Influenza, zu welcher noch ein hitziges Nervenfieber hinzutrat. Die Leiche wurde in nächtlicher Stille in die Familiengruft nach Antonin bei Posen übergeführt und hier neben den beiden Söhnen und der Schwiegertochter bestattet.

Die Gesundheit der schon oben erwähnten Prinzessin Elise, welche man wegen ihrer Alle bezaubernden Holdseligkeit die Krone

des schönen Familienkreises nennen konnte, war schon seit längerer Zeit durch ein Brustleiden erschüttert und gerade zur Zeit als der geliebte Vater starb, lag sie bedenklich erkrankt darnieder. Man verschwieg ihr den schweren Verlust; die Angehörigen legten die Trauerkleider ab, wenn sie die Kranke besuchten, und zwangen sich zu heiteren Gesprächen. Sie starb am 27. September 1834 in Freienwalde und wurde an der Seite des Vaters bestattet.*)

Die Fürstin Louise überlebte die theuern Hingeschiedenen nicht lange. Sie starb nach kurzem Unwohlsein am 7. December 1836 und fand in Antonin neben dem Gemahl ihre letzte Ruhestätte.

Wir können uns nicht versagen, über die Familie Radziwill die Zeugnisse dreier Zeitgenossen anzuführen, welche diesem schönen Kreise nahe getreten waren und die von demselben empfangenen Eindrücke in beredten Worten wiedergegeben haben.

Bischof Eylert, welcher in Berlin mit der Familie Radziwill häufig verkehrt, dieselbe auch im Sommer 1821 auf dem herrlichen Bergschlosse Fürstenstein**) und der reizenden Besitzung Ruhberg besucht hatte, gibt von dem Fürsten Radziwill folgende Schilderung:***)

„Aber wer kann auch den theuren fürstlichen Namen Anton Heinrich von Radziwill nennen und schreiben, ohne der Eindrücke der Verehrung, der Freude und Zuneigung zu gedenken, die dieser hohe Herr in seiner liebenswürdigen Persönlichkeit auf Alle machte und Allen dauernd zurückließ, die je mit ihm in Berührung kamen und in Verbindung gestanden. Wahrlich! eine schöne Seele und ein schöner Körper, voll Geist und Leben, voll Anmuth und herzgewinnender, reiner Güte. Alles ritterlich Muthige, Poetische und Hochsinnige, was man in edlen Polen findet, war in ihm vereinigt. Er war der Stolz und Ruhm seiner Landsleute, und ihr Freund

* Die Prinzessin Elise war am 28. October 1803 geboren. Ihre Schwester Wanda, geb. am 29. Januar 1813, vermählte sich am 12. December 1832 mit dem Fürsten Adam Constantin Czartoryiski und starb am 16. September 1845 zu Ischl.

** Dasselbe gehörte dem Reichsgrafen von Hochberg, jetzt Fürsten Pleß, und war der Familie Radziwill, während die Prinzessin Elise das Bad Salzbrunn gebrauchte, zur gastlichen Aufnahme eingeräumt worden.

*** „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III.“, Thl. II., Abth. I., S. 79.

und Wohlthäter als ihr Statthalter in Posen. Allem, was er war und that, wußte er die Weihe des Lebens und Segens zu geben. Die Metamorphose seines unglücklichen, zerrissenen Vaterlandes umschattete seinen reichen Geist mit Wehmuth und er suchte und fand in dem Ernste der Wissenschaften und in der Heiterkeit der schönen Kunst Stärkung und Trost. Sein Palast in Posen und Berlin war der Wohnsitz der Musen und der Sammelplatz der Gelehrten und Künstler, und Alles, was die Dichtkunst und Geschichte, Malerei und Musik Neues und Gutes aufzuweisen hatte, fand sich in seinen Sälen, belebt durch die freundlichste fürstliche Hospitalität. Die Harmonie der Musik war der Grundton seines reinen, reichen Gemüthes, sie die vertrauteste Freundin seines menschenfreundlichen Lebens; er lebte auf ihren heiteren Höhen und versenkte sich in ihre heiligen Tiefen." Eylert schließt seinen Nachruf mit den Worten: „In inniger Pietät lege ich diesen einfachen Cypressenkranz dankbar auf sein Grab und segne mit Allen, die ihn kannten, verehrten und liebten, sein Andenken. Ave pia anima!"

Steffens, der im Jahre 1825 mit dem Kronprinzen eine Reise durch das Gebirge machte und Ruhberg, die Sommerresidenz des Fürsten Radziwill, besuchte, sagt:*)

„Wer das Glück hatte, in der Nähe dieser in jeder Rücksicht geistig bedeutenden Familie zu leben, wird mit Freude an die genußreiche Zeit zurückdenken. Der Fürst, mit offenem Sinne für alles geistig Bedeutende, noch im Alter ein schöner Mann, durch sein geistreiches musikalisches Talent ausgezeichnet, seine königliche Gemahlin in enger Verbindung mit den ausgezeichnetsten Geistern der Hauptstadt, die liebenswürdige, milde, treffliche Tochter, deren frühzeitiger Tod allgemein betrauert wurde, diese bildeten einen Kreis der geistreichsten Geselligkeit der Hauptstadt. Nichts Bedeutendes ward laut, was nicht aus diesem Kreise wiederklang; ein jeder ward nach seiner Art verstanden und in allen Gliedern der Familie herrschte der nämliche Geist. Wer erinnert sich nicht mit Wehmuth der tief tragischen Zeit, welche den Fürsten so plötzlich, dann die Tochter und nach geringer Zeit auch die Mutter tödlich traf!"

Schließlich erwähnen wir noch der Worte, welche der General-

* „Was ich erlebte", Bd. IX., S. 17.

lieutenant Carl von Röder bei der Schilderung seines Lebens in Berlin der Familie Radziwill gewidmet hat:*)

„Sehr interessant war auch das fürstlich Radziwill'sche Haus. Die Prinzessin, eine höchst edle Frau, gleich ausgezeichnet an Bildung, Verstand, Geist, Herz und hoher sittlicher Würde, sie war recht eine Preußische Prinzessin, voll Liebe zu ihrem Vaterlande; die Geschichte desselben und des Hofes zu allen Zeiten kannte sie ganz genau; sie hatte bei fürstlicher hoher Würde eine unbeschreibliche Freundlichkeit und Güte, war sehr mittheilend; ihr Umgang war höchst wohlthuend und belehrend. Ich sah sie zuweilen allein und und hatte jedesmal einen geistigen Gewinn davon. Sie blieb mir gleich gütig und gnädig bis an ihr Ende. Der Fürst war voll Geschmack, Kunstsinn und geselligen Gaben; ein Kreis blühender Kinder umgab sie; alle durch geistige Gaben ausgezeichnete Männer fand man in diesem Hause. Da der Fürst viel Talent und Geschmack für Musik hatte, so wurde diese besonders eifrig gepflegt. Der Garten hinter dem Palais war der Schauplatz heiterer, geselliger Spiele, die überhaupt viel getrieben wurden."

Wir schließen diesem Abschnitte die beiden folgenden Aufsätze an, welche Clausewitz während der Berliner Lebensperiode verfaßt hat:

1) Bemerkungen auf der Reise nach Marienbad im Juli 1825;
2) Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der preußischen Landwehr.

Der erste dieser Aufsätze bespricht die betreffenden Oertlichkeiten nicht bloß vom allgemein militärischen Gesichtspunkte aus, sondern verbindet damit auch Bemerkungen über kriegsgeschichtliche Ereignisse, namentlich über die Schlacht bei Auerstädt und Jena, wodurch er noch ein größeres Interesse gewinnt. Der zweite Aufsatz, welcher mehr politischen als militärischen Inhalts ist, dürfte gegen Ende der zwanziger Jahre geschrieben sein, da sich gerade in dieser Zeit sehr bedeutende Stimmen in der Armee gegen die Vollwichtigkeit der

* Erinnerungen aus seinem Leben, S. 297 (als Manuscript für seine Familie gedruckt).

Landwehr im Kriege erhoben hatten. Clausewitz traf damals gewiß das Richtige, wenn er mit aller Entschiedenheit und der ihm eigenen logischen Schärfe das Institut vertheidigte und das Rütteln an demselben oder seine gänzliche Aufhebung als eine Machtschwächung Preußens bezeichnete. Das damalige Preußen war auch finanziell nicht in der Lage, auf andere Weise in der numerischen Stärke der Streitkräfte seinen Gegnern sich gewachsen zu zeigen. Freilich stand die Landwehr als Feldtruppe an Ausbildung, Disciplin, Tüchtigkeit der Offiziere, wie dies auch nicht anders sein konnte, der Linie nach; allein man glaubte diese Mängel ausgleichen zu müssen und auch zu können, und mit Recht konnte daher Clausewitz als Vertheidiger des Instituts auftreten.

Von besonderem Interesse sind seine Bemerkungen über die Gefahren bei inneren Gährungen in Beziehung auf die Landwehren und die Hindeutung auf eine künftige Volksvertretung.

Wenn auch der Aufsatz den jetzigen Verhältnissen gegenüber, da die Armee an Linientruppen sich verdoppelt hat und die Landwehr im Kriege zur Besetzung der Festungen, Etappen u. s. w. verwendet wird, als Feldtruppe dagegen nur in zweiter Linie auftritt, seine Bedeutung verloren hat, so glaubten wir ihn doch aufnehmen zu sollen, da er über die Ansicht, welche Clausewitz damals über diesen wichtigen Gegenstand hatte, einen beachtenswerthen Aufschluß giebt.

1.

Bemerkungen auf der Reise nach Marienbad im Juli 1825.

Den 9. Juli bis Leipzig. Die Chaussee von Wittenberg auf Halle geht bei Niemeck über die Mulde, nachdem sie 1/4 Meile lang durch die Niederung vermittelst eines hoch aufgeschütteten Dammes und vieler hölzerner Brücken geführt worden ist. Obgleich die Mulde selbst unbedeutend und zu durchwaten ist, so wird der vielen Brücken wegen der Punkt zu einer Vertheidigung sowohl des rechten als linken Ufers doch sehr geeignet sein.

Der Weg von Wittenberg über Gräfenhainchen und Bitterfeld bis Delitzsch und von da links ab nach Leipzig führt durch eine offene, äußerst fruchtbare Ebene. Gräfenhainchen, Delitzsch und Bitterfeld sind Orte von 2 bis 300 Häusern, die ein wohlhabendes Ansehen haben, aber offen und zur Vertheidigung nicht geeignet sind.

Den 10. Juli. Von Leipzig bis Pegau 3 Meilen, geht bei Connewitz über die Pleiße und folgt dem rechten Ufer der Elster nach Zwenkau. Der Abschnitt zwischen beiden Flüssen ist eben, aber durch die buschreiche Einfassung derselben sehr verdeckt. Bei Zwenkau wird die Gegend freier, $^1/_2$ Meile vor Pegau aber tritt man in das Gehölz der Elster, welches mit Infanterie einzeln überall zu passiren ist, aber den anderen Waffen Schwierigkeiten entgegenstellt. Die Gegend ist äußerst fruchtbar und Pegau ein wohlhabendes Städtchen, in welchem eine große Anzahl Schuhmacher (70) wohnen. Zur Vertheidigung ist es nicht geeignet.

Von Pegau nach Zeitz, 2 Meilen, fängt die Gegend an stark wellenförmig zu werden, bleibt aber offen und äußerst fruchtbar. Der Weg ist Chaussee und geht am Hange des linken Thalrandes der Elster fort. Das Thal der Elster ist bei Zeitz schon von beträchtlicher Tiefe, 2—300 Fuß; der Abhang auch ziemlich steil, doch nicht eigentlich schroff eingeschnitten, sondern voll und mit Fruchtfeldern oder kleinen Gehölzen bedeckt. Es sind hier überall gute Stellungen zu finden.

Zeitz liegt am Abhange des rechten Thalrandes und würde für eine Armee, die gegen Gera Front macht, eine gute Flügelanlehnung abgeben, sowohl für den linken Flügel, wenn sie auf dem rechten Ufer der Elster stände, als für den rechten, wenn sie sich auf dem linken befände. Doch scheint auf dem rechten zu einer Stellung mehr Gelegenheit zu sein, welcher auch die Richtung auf Pegau mehr entspricht.

Als isolirter Punkt würde aber Zeitz zur Vertheidigung nicht geeignet sein. Es ist ein wohlhabender und bedeutender Ort von 6 bis 700 Häusern.

Von Zeitz nach Naumburg 4 Meilen; geht durch ein sehr fruchtbares, stark wellenförmiges Land, dessen Rücken nach Naumburg hin höher werden, doch offen und mit Früchten bedeckt bleiben.

Naumburg wäre als isolirter Punkt noch einer kurzen Vertheidigung fähig, da die höheren Berge nicht nahe liegen und der Ort noch den alten Graben und den Fuß der alten Mauer hat. Es liegt etwa 1000 Schritt von der Saale, wo diese sich der Stadt am meisten nähert.

Der Weg von Naumburg nach Kösen beträgt etwa 3/4 Meile und ist einer starken Vertheidigung fähig, weil ihm der Thalrand links meistens sehr nahe bleibt, auch eine kleine Bergzunge sich quer durchzieht. Der Fluß ist dagegen häufig zu durchwaten und fließt in einem breiten Wiesenthale in vielen Windungen.

Der Paß von Kösen. Die Brücke bei Kösen ruht auf steinernen Bogen; sie wäre leicht zu vertheidigen, wenn sie nicht vermöge des flachen Wassers oben so leicht zu umgehen wäre, welches die Thalränder der Natur der Berge nach nicht vollkommen verhindern können. Die Vertheidigung des Passes muß sich also hauptsächlich auf die Vertheidigung der auf den Thalrand hinaufsteigenden Chaussee beziehen und kann daher nur auf dem linken Ufer der Saale mit Vortheil stattfinden. Diese Vertheidigung ist aber auch so leicht, daß ein gewaltsamer Angriff unmöglich ist. Der Feind kann den Durchzug nur erzwingen, wenn er unterhalb der Brücke mit Infanterie übergeht und den Thalrand beim Vorwerk Frankenau zu gewinnen sucht, welches doch nur gegen einen sehr schwachen Posten möglich und wirksam sein wird und immer einen halben Tag Zeit kosten würde.

Sobald man auf der Chaussee den Thalrand erstiegen hat, wozu etwa 1/2 Stunde Zeit nöthig ist, befindet man sich auf einem wahren Plateau, einer fruchtbaren, offenen und ebenen Gegend, welche nur einen ganz gelind anlaufenden Rücken vor sich hat, der von Punschrau über Hassenhausen gegen das Saal-Thal zu läuft und verhindert, daß man diese Gegend aus der Gegend von Auerstädt und Hassenhausen von vornher übersehen kann. Dies war in der Schlacht von Auerstädt den Franzosen nützlich, denn die Preußen sahen nichts von dem Inneren der französischen Stellung und fürchteten sich (freilich ohne sonderlichen Grund), dort noch größere Massen von Reserven anzutreffen.

Wenn der Paß von Kösen mit einer Division von 6—8000 M.

und 20 bis 30 Kanonen besetzt ist, so wird er wahrscheinlich nie von einer Armee angegriffen werden, sondern man wird es vorziehen, ihn oberhalb zu umgehen, denn unterhalb würde die Unstrut neue Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Schlacht von Auerstädt.

Davoust befand sich in einer sehr schlimmen Lage; denn erstlich ist es schon nicht angenehm, sich mit 28,000 Mann in einer Stellung zu schlagen, die ein solches Thal mit einem einzigen Uebergange über den Fluß dicht hinter sich hat; zweitens mußte er nach dem Uebergange Front gegen Auerstädt machen, woher die Preußen zu erwarten waren; dadurch aber bekam er seinen Rückzugspunkt Kösen mehr in der linken Flanke als gerade hinter sich. Hätten die Preußen von Hause aus auf den linken Flügel gedrückt, so konnte Davoust kaum ein ernsthaftes Gefecht annehmen. Allein die Preußische Armee hatte vornehmlich das Interesse, sich selbst einen Rückzug zu verschaffen; denn sie kam von Weimar, wohin sie im Falle eines Rückzuges nicht wieder gehen konnte; ihr Interesse war es also, sich um die französische Armee herumzubewegen, indem sie ihre Richtung auf Tauchwitz, Poppel, Zeckwar, Spielberg nehme, um den Rücken gegen die Unstrut zu bekommen und diese bei Freiberg und Nebra passiren zu können. Zu dieser Bewegung eignete sich die Gegend ungemein. Die genannten Dörfer liegen in einem flachen Thale, in welchem die Bewegung ziemlich unbemerkt geschehen konnte und wo die Preußische Armee in jedem Augenblicke, wenn sie zum Aufmarsch und zur Wahl einer Stellung genöthigt werden sollte, diese gleich links auf dem unvergleichlichen Höhenzuge fand, der dies Thal begleitet und die ganze Gegend beherrscht; auf diesen Höhenzug konnten allenfalls die Reserven folgen. Aber nichts würde die Preußische Armee gehindert haben, die beabsichtigte Bewegung zu vollenden, eine Stellung zu gewinnen, wo sie sich wieder in ihrem natürlichen Rückzugs-Verhältnisse befand, und von da aus ihren Angriff auf Davoust zu beginnen.

Der Herzog that keines von beiden, sondern nahm, wie das in der Verwirrung eines drängenden Augenblicks so oft geschieht, eine halbe Maßregel.

Der Oberst Scharnhorst hatte, als die Division Schmettau, welche bei Gernstädt bivouakirt hatte, morgens bei Rehhausen auf den Feind stieß, die Bewegung mit den übrigen Divisionen hinter derselben fortsetzen wollen; aber die Idee bemeisterte sich aller Köpfe, daß man einen großen Fehler begangen habe, dem Feinde den Paß von Kösen zu überlassen, daß er in diesem Augenblicke wahrscheinlich noch nicht stark genug sei, daß also nichts Besseres zu thun sei, als ihn auf dem kürzesten Wege, das heißt mit einem geraden Stoße dahin zurückzuwerfen. Dies schien das Nächste und Natürlichste und der Herzog ließ sich fortreißen. Man fing also das Gefecht mit dem Angriff auf Hassenhausen an und ließ die Sorge wegen eines Rückzugs auf sich beruhen.

Hätte der General Kalckreuth zugleich den Befehl bekommen, mit seinen beiden Divisionen links ab über Eckartsberge zu marschiren, und von da aus zur Deckung des Preußischen linken Flügels über Poppel und Spielberg anzurücken, so wurde auch dadurch der Zweck noch ziemlich erreicht; aber, was wichtiger ist, der General Kalckreuth würde unfehlbar die Schlacht siegreich entschieden haben. Es ist fast nicht möglich, daß Davoust, der den größten Theil seiner Truppen gegen den Herzog in's Gefecht gebracht hatte, dieser drohenden Masse von 16,000 Mann frischer Truppen hätte widerstehen können. Aber man ließ den General Kalckreuth mehrere Stunden auf seinem Bivouak bei Rannstedt stehen, während die Schlacht schon wüthete, weil er bei Auerstädt das Defilé noch nicht frei fand.

Den 11. Juli. Von Naumburg über Camburg und Dornburg, nach Jena, 4 Meilen.

Der Weg von Naumburg bis Camburg ist Chaussée und führt auf dem rechten Saale-Ufer über ganz bedeutende Rücken; die Gegend ist sonst offen und fruchtbar. Bei Camburg steigt man das Saale-Thal hinunter. Der rechte Thalrand ist dem Flusse sehr nahe und von bedeutender Höhe und Steilheit, so daß das rechte Ufer sehr leicht zu vertheidigen ist. Der linke Thalrand aber ist flacher und der höchste Rücken entfernt sich etwas von dem Flusse, so daß die Vertheidigung des linken Ufers viel weniger Stärke hat. Da aber der Ort zu beiden Seiten des Flusses und die Häuser hart an dem hohen Ufer desselben liegen, so ist die Vertheidigung der Brücke selbst von

beiden Seiten sehr thunlich. Unter dieser Umständen kann der Posten von Camburg auch zur Vertheidigung des linken Ufers immer für einen recht guten gelten, in welchem sich selbst ein einzelnes Bataillon einige Stunden halten kann. Von Camburg nach Dornburg geht die Chaussée auf dem rechten Ufer weiter und steigt selbst gleich bei Camburg noch auf einem Gebirgsfuß ziemlich steil hinauf, wendet sich aber dann zum Flusse und geht in dem sehr eingeengten Thale bis Dornburg, wo sie denselben auf einer verdeckten hölzernen Brücke überschreitet. Der auf dem rechten Ufer des Flusses liegende, ziemlich bedeutende Ort heißt Dorndorf, die Stadt Dornburg ihm gegenüber liegt auf der Höhe des Thalrandes, der hier mit unersteiglicher Schroffheit sich fast senkrecht in den Fluß hinabsenkt. Ein ehemals sehr schlechter, jetzt chaussirter Fahrweg geht mit einer weiten, den Fluß hinablaufenden Ausbiegung hinauf. Ein gewaltsamer Uebergang von dem rechten nach dem linken Ufer ist hier ganz unmöglich, aber auch das rechte Ufer ist einer starken Vertheidigung fähig.

Von Dornburg bis Jena 1½ Meilen bleiben beide Thalränder ungefähr immer dieselben; der linke ist eine 4 bis 500 Fuß hohe unwegsame Berglehne, in welcher nur ein paar enge Schluchten zwischen Felsen und Wald hinaufführen. Da die Chaussée immer dicht unter dieser Berglehne hinführt, so würde eine Truppe, welche den Fluß überschritten hätte, im Thale gar nicht aushalten können, wenn jene Berglehne mit etwas Infanterie besetzt wäre; an eine gewaltsame Ersteigung ist gar nicht zu denken. Auch das rechte Ufer ist sehr unwegsam, obgleich der Thalrand hin und wieder etwas mehr zurücktritt und mehrere kleine Transversal-Thäler zur Höhe hinaufführen.

Der Paß von Jena. Die Chaussée von Jena nach Weimar ist zwischen Naumburg und Orlamünde, also etwa auf 7 Meilen Entfernung, der einzige ordentliche Weg, welcher auf die Ebene des linken Thalrandes hinaufsteigt. Dies macht den Punkt von Jena für diese Seite der Saale zu einem sehr wichtigen Paß. Der Stärke nach ist dieser Paß unstreitig zur ersten Ordnung zu zählen; denn nicht allein daß außer der Chaussée kein für eine Colonne erträglicher Weg auf das Plateau hinaufführt, so sind auch die paar kleinen Wege, welche sich finden, ganz unmöglich mit Gewalt zu passiren, wenn sie nur mit etwas Infanterie und Artillerie vertheidigt werden, die auf

den steilen Abhängen neben derselben aufgestellt ist. Aber das Wichtigste ist, daß man sich um diese verschiedenen Aufgänge zu dem Plateau von Jena gar nicht zu bekümmern braucht; die Besetzung der gegen Jena hin vorgeschobenen Terrasse des Landgrafenberges macht allein schon die Vertheidigung des Passes aus. Wenn je ein Punkt der Schlüssel einer Gegend genannt werden kann, so ist es dieser. 20 bis 30 Kanonen auf dieser Terrasse aufgefahren und 5 bis 6000 Mann Infanterie zu beiden Seiten derselben an der Berglehne vertheilt, machen es rein unmöglich, sich in und durch Jena gegen den Landgrafenberg zu bewegen, die Chausſée nach Dornburg oder die nach Weimar oder die nach Orlamünde-Lobeda zu gehen, kurz sie machen den Aufenthalt irgend beträchtlicher Truppenmassen im Thale der Saale ganz unmöglich, und es braucht also, insofern der Angriff von dem Punkte von Jena ausgehen soll (wie 1806) gar nicht von der Vertheidigung irgend eines anderen Punktes der ungeheuren Berglehne die Rede zu sein.

Daß unter diesen Umständen die Brücke von Jena selbst wenig Wichtigkeit hat, versteht sich; ihre Vertheidigung würde übrigens für keines der beiden Ufer vortheilhafte Verhältnisse darbieten.

Auch für das rechte Ufer kann der Punkt von Jena für eine gute Stellung gelten, insofern nehmlich der Feind von Weimar kommt; denn die nahe an Jena herantretenden hohen und steilen Bergzungen erlauben nicht, die Saale hinauf zu marschiren, um die Straße und Brücke von Lobeda zu gewinnen, welches die Chausſée von Weimar nach Zeitz ist. Doch ist dieser Thalrand von viel mehr Transversal-Thälern eingeschnitten; diese sind breiter und zugänglicher als die Schluchten des linken, und, was ein wesentliches Stück ist, die Gegend auf der Höhe besteht nicht, wie auf der linken Seite, aus einem einfachen, sehr zugänglichen Plateau, sondern ist bergig, waldig und verwickelt, so daß der Vertheidiger immer befürchten muß, von einem überlegenen Gegner in eine üble Lage versetzt zu werden, wenn er zu lange bei der Vertheidigung des Postens verweilt.

Die Schlacht von Jena.

Man hatte bei der Preußischen Armee die Idee: zuerst daß der Feind die Erfurter Straße oder gerade über den Thüringer Wald

kommen könnte, sodann, als man am 10. davon zurückgekommen und sicher war, er zöge von Hof heran, glaubte man, er werde sich die Saale hinunterbewegen und theils auf ihrem linken Ufer bleiben, theils diesen Fluß bei Saalfeld, Rudolstadt und Orlamünde passiren, um der Preußischen zwischen Erfurt und Jena befindlichen Armee gerade auf den Leib zu rücken. Darauf war die beabsichtigte Stellung des Herzogs bei Blankenhayn (Hochdorf) und später die des Fürsten Hohenlohe bei Kapellendorf berechnet. Man wollte sich also der Saale als einer Anlehnung für die linke Flanke bedienen. Das Gefecht bei Saalfeld mußte in jener Voraussetzung noch bestärken. Bonaparte aber, der die letzte Stellung der Preußischen Armee so genau nicht kannte und vielmehr glaubte, daß sie sich ihm auf der geraden Straße nach Sachsen und der Mark vorlegen würde, zog diese Straße über Schleiz und Jena. Wie er vernahm, daß die Preußen hinter der Saale geblieben wären, wandte er sich den 13. von der Elster plötzlich links und wählte, wie bekannt, die Punkte von Jena, Dornburg und Kösen zum Uebergange.

Der Herzog von Braunschweig erfuhr die Richtung der Franzosen auf Gera und anstatt das Lager von Blankenhayn zu nehmen, wählte er den 11. das von Weimar, ließ aber den Fürsten Hohenlohe bei Jena. Was wäre natürlicher gewesen, als daß der Fürst statt der Stellung bei Kapellendorf eine an der Saale, Fronte gegen diesen Fluß, genommen d. h. den Landgrafenberg mit einer Division und ansehnlichem Geschütze besetzt und das übrige auf dem Dornberge zwischen Vierzehnheiligen und Jena in Reserve gehalten und zugleich ein starkes Detachement nach Dornburg geschickt hätte. Unglücklicher Weise blieb der Fürst bei der Idee: der Hauptfeind müßte über Magdala kommen (vermuthlich weil er den Punkt von Jena so unzugänglich glaubte, daß man mit einer großen Macht von da aus nie vorbrechen werde); er blieb den ganzen 13. und bis den 14. morgens bei dieser Idee, obgleich den 13. bereits die halbe Armee Bonaparte's bei Jena anlangte, und in der Nacht vom 13. zum 14. sich schon 20,000 Mann auf dem Landgrafenberge befanden. Von diesem ganz falschen Gesichtspunkte aus muß man das Betragen des Fürsten beurtheilen, wenn man sieht, daß er den 13. morgens glaubte, 8 bis 10,000 Mann unter den Generalen Tauentzien und

Zeschwitz würden im Stande sein, den Feind von dem Landgrafenberge wieder hinunterzuwerfen; er scheint, was dem General Tauentzien gefolgt war, für eine unbedeutende Seitenpatrouille gehalten zu haben. Unerhört war es, daß General Tauentzien nicht auf dem Landgrafenberge sich aufgestellt hatte, unerhört, daß der Fürst der Ursache davon nicht nachforschte; unerhört, daß er nicht sogleich 20,000 M. nahm, um die feindliche Avantgarde wieder hinunterzuwerfen; unerhört, daß er die Division Grawert und die Sachsen, welche das Hauptcorps des Fürsten bildeten, in der verkehrten Stellung, Fronte gegen Magdala, auf einem völlig ebenen Boden stehen ließ; unerhört, daß er sich im Augenblicke dieser Entscheidung mit einem Detachement drei Stunden weit nach Dornburg begab; alle diese Dinge sind unerhört und lassen sich nur einigermaßen begreifen, wenn man im Auge hat, daß der Fürst den Hauptfeind von Magdala her erwartete, daß er und alle seine Generale, namentlich Graf Tauentzien, eine gute Ebene für die erste Bedingung des Schlagens hielten; endlich, daß er vielleicht glaubte, die feindliche Hauptmacht sei die Saale hinuntergegangen und er werde es also nur mit einem mäßigen Corps zu thun haben, welches ihm in der herrlichen Ebene von Vierzehnheiligen und Kapellendorf Gelegenheit zu einem echt Preußischen Siege geben werde. Aber selbst bei allen diesen Voraussetzungen muß man immer noch glauben, ein Zauber habe dem Fürsten den Verstand verschleiert; dieser Zauber war aber wohl nichts anderes als die fieberhafte Unruhe und Verworrenheit seines General-Quartiermeisters des Obersten Massenbach. Dieser dachte wachend und träumend nur an die Fehler des Herzogs und ging ganz auf in der Rolle, ihn von dem Abgrunde zurückzureißen; darüber wurde es ihm unmöglich, einen überlegenden Blick auf die Lage der Hohenlohe'schen Armee zu werfen und das zu thun, was ihm am nächsten war. Er riß den Fürsten in diesen Ideenkampf dermaßen mit fort, daß auch dieser nichts weiter sah und hörte, und Beide wie ein paar Menschen, die, eifrig im Gespräche begriffen, nicht sehen, wohin sie den Fuß setzen, in den Abgrund stürzten. Der Fürst hatte den bestimmtesten Befehl, sich in kein Total-Gefecht einzulassen, sondern als eine Arriere-Garde des Herzogs ihm die rechte Flanke zu decken. Der Herzog war auf einem Flankenmarsche

begriffen, denn die Schlacht von Auerstädt war nicht im Plane und wurde nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet; sollte er unter diesen Umständen dem Fürsten Hohenlohe gar nichts über die Richtung gesagt haben, die er zu nehmen hatte, um diesem Marsche zu folgen? Dies ist fast unmöglich, und wenn die Zeitschriftsteller, welche meistens von der Massenbach'schen Partei sind, nichts darüber sagen, so ist es vielleicht eine absichtliche Auslassung, um die Bestimmung des Fürsten nicht zu klar und seinen verworrenen Ungehorsam nicht zu grell erscheinen zu lassen. Nehmen wir aber an, daß der Herzog dem Fürsten gar nicht gesagt hatte, wohin er sich, wenn der Feind gegen ihn vorrücke, zurückziehen und wo er sich allenfalls von neuem aufstellen solle, so lag doch in dem allgemeinem Befehle so viel, daß der Fürst berechtigt war, als er den Feind in großer Stärke vor sich auf dem Plateau sah, seinen Rückzug über die Ilm anzutreten. Da der Fürst an Cavalerie anfangs sehr überlegen war, so hätte dieser Rückzug nicht einmal beunruhigt werden können. Hinter der Ilm konnte der Fürst wieder eine sehr starke Stellung nehmen, die der Feind vermuthlich an demselben Tage nicht mehr überwältigt haben würde. Wenn dieser Rückzug über Apolda auf Wickerode geschah, so blieb der Fürst mit des Herzogs Armee in Verbindung und die Aufnahme des Herzogs von Weimar wurde dadurch nicht aufgegeben, denn dieser konnte und mußte seinen Zug natürlich auf Weimar und nicht auf Jena richten.

Dieser einfache Rückzug war also das Natürlichste, was der Fürst Hohenlohe thun konnte, und er würde den Zweck, dem Herzoge die rechte Flanke zu decken, vollkommen erreicht haben; denn der Feind konnte, wenn er wirklich aus der Gegend von Jena und Dornburg nach dem Schlachtfelde von Auerstädt hätte marschiren wollen, nicht vor drei oder vier Uhr nachmittags an der Ilm eintreffen.

Wollte aber der Fürst Hohenlohe durchaus schlagen, so gab ihm das Thal der Saale die beste Gelegenheit dazu. Der Landgrafenberg war das einzige, was er zu besetzen hatte; eine Division mit 30 bis 40 Kanonen war in dieser Stellung durch nichts zu überwältigen, sondern nur auf weiteren und mühsamen Umwegen zu umgehen; stand eine halbe Division bei Dornburg, so blieben dem Fürsten von 35,000 Mann, die er stark war, etwa 25,000 Mann zur Reserve

(ohne den General Rüchel zu rechnen, der mit 15,000 Mann von Weimar herbeikam), womit er jene aufnehmen konnte. Unter diesen Umständen würde Bonaparte die Saale vermuthlich erst am 15. mit seiner Hauptmasse haben überschreiten können. General Tauentzien scheint keinen Begriff davon gehabt zu haben, daß man sich in einem solchen Terrain wie der Abhang des Thalrandes der Saale ist, schlagen könne. Da dieser General keinen Krieg bis dahin gemacht und sich auch vermuthlich um das Studium des Krieges nie sehr ernstlich bekümmert hatte, so ist wohl in seiner Unerfahrenheit und Unwissenheit der Grund des Fehlers zu suchen. Er kannte vermuthlich aus dem Tempelhof nur die Schlacht bei Leuthen u. s. w., hatte sich um das Detail kleiner Gebirgsgefechte nie bekümmert und glaubte nichts Besseres thun zu können, als das unwegsame Terrain den Franzosen zu überlassen und vor allen Dingen das Plateau bei Closwitz zu gewinnen, wo man sich doch bewegen konnte; denn von der Bewegung sollte ja nach der Preußischen Theorie aller Sieg ausgehen.

Auch die Sachsen haben es nicht viel besser gemacht; sie hielten es nicht für nöthig, den ungeheuren Flohberg zu besetzen, und ließen den Feind auch ruhig die einer Wendeltreppe ähnliche Chaussée der Schnecke ersteigen, um dann auf dem Plateau in einer Spitze des Isserstädter Forstes ein wenig mit ihnen zu plänkeln. Nie hat sich die Unbeholfenheit mit einer so unendlich starken Stellung im Contrast gezeigt.

Den 12. Juli; von Jena über Pösneck nach Schleiz.

Ich hatte die Absicht, die Saale über Rudolstadt bis Saalfeld hinaufzugehen, um den Charakter des Thales weiter zu beobachten und das Schlachtfeld von Saalfeld noch einmal anzusehen. Allein nach allen Nachrichten ist der Weg von Saalfeld über Lobenstein auf Hof so schlecht, daß man ihn mit einem Wagen breiter Spur nicht wohl machen kann; außerdem fährt die Post von Saalfeld nach Hof nicht anders als über Pösneck und Schleiz, wodurch ein Umweg von 5 Meilen entstanden wäre. Dies bestimmte mich von Kahla gerade auf Pösneck zu gehen. Von Jena über Kahla nach Orlamünde geht der Weg im Thale der Saale fort; von da wendet er sich in's Thal der Orla, welchem er bis eine halbe Stunde von

Pösneck folgt, wo er sich rechts in ein Nebenthal nach diesem Orte wendet.

Bis Kahla sind 2 Meilen. Die Chaussée ist gut, geht auf dem linken Ufer der Saale fort und ist von beiden Thalrändern immer beherrscht. Kahla liegt am Flusse in der Thalebene und ist keiner Vertheidigung fähig. Die Thalränder behalten wohl im Allgemeinen denselben Charakter, doch sind sie weniger gewaltig als bei Jena. Von Kahla bis Orlamünde ist eine halbe Meile; die Chaussée bleibt auf dem linken Ufer dem Flusse immer nahe. Orlamünde liegt auf der Höhe wie Dornburg, würde aber zur Vertheidigung der Brücke, der Entfernung wegen, nicht geeignet sein. Das Thal der Orla ist im Allgemeinen viel flacher als das Saale-Thal; die Ränder sind wellenförmig und abwechselnd beholzt. Der Weg geht in mäßigem Steigen bis Pösneck und ist zwar keine Chaussée, aber im Ganzen recht gut. Von Orlamünde bis Pösneck sind 2 Meilen.

Während der letzten Hälfte dieses Weges sieht man zur Linken den Rücken streichen, der die Wasserscheide zwischen Saale und Elster macht, südlich der Saal-Wald, nördlich das voigtländische Gebirge heißt und über Auma, Triptis und Mittelpöllnitz fortzieht. Er ist mehr flach als steil, mehr angebaut als waldig, und scheint häufig eine gute Uebersicht über die Gegend zu geben; seine Seitenthäler sind von eben dem Charakter und es wird auf ihm nicht an guten Stellungen fehlen, obgleich starke, ganz unzugängliche sich nicht finden dürften. Im Ganzen ist übrigens die Gegend zwischen Saale und Elster doch mit vielen mäßigen Waldstrecken durchzogen, welche die Umsicht erschweren und gegen einen überlegenen oder unternehmenden Feind große Gewandtheit erfordern. Auch gehört sie immer zu den stark wellenförmigen, in welchen die Bewegungen wohl überlegt und berechnet sein müssen. Für unsere Verhältnisse im Jahre 1806 hätte sie nicht getaugt, und es ist unwidersprechlich, daß für die Schlacht, welche zu liefern war, die Gegend hinter der Saale unendliche Vortheile bot.

Pösneck liegt in einem flachen Nebenthale der Orla, doch bildet gerade beim Orte der rechte Thalrand eine ziemlich steile Höhe, über welche der Weg nach Schleiz führt, und die eine Vertheidigung des Ortes nicht, wohl aber der Straße nach Schleiz zuläßt.

Den 13. von Pösneck nach Hof 7¼ Meilen.

Der Weg von Pösneck bis Schleiz ist 3¼ Meile wie der bis Pösneck im Ganzen gut, ohne Chaussée zu sein, aber er bleibt im fortwährenden, allmählichen Steigen, weil Schleiz an dem oben genannten Theilungsrücken merklich höher hinauf liegt als Pösneck.

Das kleine Thal, in welchem Schleiz liegt, ist nicht eingeschnitten, sondern wölbt sich sanft hinab und gewährt an beiden Seiten gute Anstellungen. Schleiz selbst ist dagegen nicht zu vertheidigen. Die Gegend nahe um Schleiz ist ziemlich offen.

Schleiz ist ein schmutziges, dem Ansehen nach nicht sehr wohlhabendes Städtchen von einigen tausend Einwohnern. Es liegt bekanntlich auf der Straße von Leipzig nach Franken, die von hier weiter über Cronach nach Coburg und Würzburg führt; ein anderer Zweig aber führt nach Hof in die von Dresden über Chemnitz, Plauen und Culmbach nach Franken führende Straße hinüber.

Der Weg bis Hof ist gleichfalls keine eigentliche Chaussée, doch eine sehr große Straße und die Gegend bis Gefell, welches 2 Meilen von Schleiz und der halbe Weg nach Hof ist, bleibt im flachen Steigen; die Bergrücken werden immer flacher, die Waldstriche aber nehmen zu, die Cultur nimmt ab; man merkt, daß man sich der allgemeinen Höhe nähert, welche die fränkischen von den sächsischen Gewässern trennt.

Gefell ist ein sehr kleines Städtchen und zwar eine Preußische Enclave, und liegt in einem flachen Grunde. Von Gefell bis Hof 2 Meilen ist der Weg abwechselnd im Steigen und Fallen und zwar sind einige der Rücken ziemlich steil, wodurch sich die Nähe des Saale-Thales ankündigt, doch ist das Thal dieses Flusses bei Hof nicht eingeschnitten, sondern flach gewölbt.

Hof ist eine offener, fabrik- und handelsreicher Ort von 4 bis 5000 Einwohnern. Zu einer Vertheidigung ist es nicht geeignet; es würden sich aber auf beiden Seiten ganz gute Stellungen zur Vertheidigung der Straße nehmen lassen.

Den 14. von Hof bis Eger. 7 Meilen.

Von Hof bis Asch 4 Meilen. Man bleibt dem flachen Thale der Saale ziemlich nahe, überschreitet es eine Stunde hinter Hof, um auf das linke Ufer überzugehen und nähert sich bei Asch dem

Ursprunge desselben bis auf eine halbe Stunde. Die Gegend ist flach, wellenförmig und hat ganz den Charakter einer hohen Ebene. Die Cultur ist ziemlich dürftig und statt der Dörfer findet man viele einzelne kleine Wohnungen. Asch ist ein kleines, gewerbreiches Städtchen von 1500 — 2000 Einwohnern. Es liegt eine halbe Stunde von der östlichen Saale-Quelle (die westliche entspringt bekanntlich am Fichtelgebirge) in einem flachen Grunde und hat einen Hügel neben sich, den man als den Schlußpunkt der Gegend ansehen kann und von wo aus man eine weite Aussicht nach Böhmen, Franken und Sachsen hin hat.

Im Grunde ist die Gegend von Asch und Hof als eine Terrasse des Fichtelgebirges zu betrachten, an welche sich das Erzgebirge, das Voigtländische und das Thüringer-Wald-Gebirge anschließen, an der aber der Böhmerwald südöstlich vorbeistreicht, um in der Gegend von Karlsbad sich an das Erzgebirge anzuschließen, doch nicht so, daß die Eger bei Karlsbad in einer Durchspülung liegen sollte. Alle diese Gebirgszüge vereinigen sich also nicht zu einem hohen Gebirgsstock, sondern lassen bei Hof, Adorf, Asch und Münchberg eine Hochebene von 4 bis 5 Meilen Ausdehnung zwischen sich.

Von Asch aus sieht man am nächsten, nehmlich etwa auf 3 M. Entfernung das Fichtelgebirge sich in ein paar isolirt scheinende Massen erheben, wovon die kleinere östlich bei Wunsiedel liegt. Ueber Hof hinaus erhebt sich auf etwa 4 Meilen der Anfang des Saalwaldes zwischen Hof und Gefell, vom Thüringer Walde aber sieht man nichts, und vom Erzgebirge sieht man den nach Sachsen sehr flach hinlaufenden Abhang, der gar nicht als ein Gebirge erscheint. Nur nach Karlsbad hin sieht man eine bedeutende Bergmasse isolirt sich erheben, welches der vom Böhmerwald herüberziehende und gegen den Ausfluß der Tepel hin sich sehr erhebende Rücken ist. Er liegt auf beiden Seiten der Tepel, doch ist die Masse auf der linken größer. Den Böhmerwald sieht man jenseit Eger gleichfalls auf 5 Meilen Entfernung in zwei einzelnen Massen sich erheben, wovon die südliche das eigentliche Profil desselben ist, die nördliche aber seine obengedachte Fortsetzung gegen Karlsbad hin; diese macht die Gebirgsmasse aus, in welcher Marienbad liegt, und zwar in einem ihrer südlichen Thäler. Zwischen beiden Massen scheint eine starke Ein-

sattelung zu liegen, an welcher westlich die Wondreb, ein Nebenfluß der Eger, und östlich die Beraun entspringt.*) Durch diese Einsattelung zog im Jahre 1742 Maillebois, als er Belleisle aus Prag befreien wollte.

Man muß also, um vom Voigtlande her in Böhmen einzudringen, nachdem man über das Plateau von Hof und Asch gekommen, bis zur Eger hinuntergestiegen ist, südöstlich derselben den Böhmer-Wald überschreiten. Die gewöhnliche Straße von Eger nach Prag geht über Plan und Pilsen. Sie steigt gleich hinter Eger in ein wellenförmiges Terrain, in dem sie die Wondreb überschreitet; nach einer Meile fängt die Gegend an, sich stärker zu erheben, doch ohne bedeutende Berglehnen und Abgründe zu bilden. Die Straße geht über Saaden, erreicht eine Stunde hinter diesem Ort die höchste Höhe, wo sich bei Groß-Sieh-dich-für eine Art von Paß befindet, der früher durch eine starke Feldschanze verschlossen gewesen sein muß, weil sich diese noch auf der Müller'schen Karte von Böhmen angegeben findet. Dieser Paß ist freilich nur schwach und wird im Grunde mehr durch dichten Tannenwald als durch starke Berglehnen gebildet.

Wir kehren noch einmal zur Gegend von Hof und Asch zurück. Sie ist also als ein ziemlich weites zwischen den genannten Gebirgszügen liegendes Plateau zu betrachten, welches in allen Richtungen zu passiren ist und keine Art von starken Stellungen darbietet. Von ihm aus gehen nach Franken 2 Straßen, beide westlich dem Fichtelgebirge; die westlichste von Hof auf Culmbach, die östlichere von Hof auf Gefrees. Nach Böhmen ebenfalls 2. Die südlichere von Hof über Asch auf Eger, die nördlichere von Plauen über Adorf auf Falkenau an der Eger, und von da nach Karlsbad.

Diese Straßen sind sämmtlich zwar keine regelmäßigen Chausséen, aber doch für alle Truppen-Gattungen und in allen Jahreszeiten brauchbar. Hin und wieder haben sie ziemlich beschwerliche Stellen, aber nirgends bieten sie Gelegenheit zu einem starken Widerstande dar.

Zur Vertheidigung von Sachsen auf dieser Hochebene eine Stellung zu nehmen, würde wenig lohnen. Man befände sich in einer unwirth-

* Die Wondreb fließt bei Kulsam in die Eger; die Beraun entspringt im Böhmerwalde und fließt bei Königssaal in die Moldau.

baren Gegend und würde durch keine starke Stellung und andere Mittel unverhältnißmäßigen Widerstandes belohnt. Ohnehin läuft die Straße von Kronach über Lobenstein auf Schleiz der von Hof auf 3 bis 4 Meilen Entfernung parallel und man würde also immer erwarten müssen, daß der Feind sich auf dieser vorschöbe.

Die weiter zurückgelegenen Gegenden, entweder an der Elster zur Vertheidigung der Straße von Leipzig und Berlin, oder an der Mulde zur Vertheidigung der Straße nach Dresden, bilden zwar keinen scheinbaren Schlußpunkt wie die Gegend von Hof, geben aber viel mehr Mittel des Unterkommens, der Ernährung und viel mehr starke Stellungen.

Die beste Art, Sachsen und das nördliche Deutschland von dieser Seite zu vertheidigen, würde eine Aufstellung an der Elster sein und die Besetzung des Thüringer Waldes mit Parteigängern und Landsturm. Von Asch bis Eger steigt man 3 Meilen sanft wellenförmig hinab; nur hin und wieder findet sich eine steilere Lehne.

Eger selbst liegt in einem wellenförmigen Terrain, im ziemlich flachen, aber engen Thale seines Flusses; erst eine Stunde jenseits erheben sich die Berge des Böhmer Waldes bedeutender.

Eger ist ein Ort von 4—5000 Einwohner, massiv gebaut, am linken Ufer des Flusses, der hier überall zu durchwaten scheint. Die Festungswerke sind ganz verfallen, doch nicht demolirt und also für einen kurzen Widerstand einer Wiederherstellung fähig. Es ist aber von beiden Seiten ziemlich stark einzusehen.

Den 15. von Eger bis Marienbad, 4 Meilen.

Marienbad liegt in der vom Böhmerwalde abgesondert sich erhebenden Gebirgsmasse, die wir als die nordöstliche Spitze desselben bezeichnet haben, die aber freilich im Lande nicht mehr zu demselben gerechnet wird.

Nachdem man, wie oben gesagt, auf der Straße von Eger über Plan und Pilsen nach Prag den Paß der alten Schanze bei Groß-Sieh-dich-für zurückgelegt hat, befindet man sich auf der südlichen Seite des Böhmerwaldes, steigt mit dem kleinen Wasser, welches eine der westlichen Quellen der Beraun ausmacht, bis Hammerhof mäßig hinunter und wendet sich dann westlich um einen Bergzweig in ein anderes Quellenthal, in dessen Eingange Marienbad liegt.

Man sieht von hier aus durch die südliche Ausmündung des Thales in südwestlicher Richtung das Profil des Böhmerwaldes sich erheben, wobei nur der Frauenberg an der Straße von Regensburg auf Prag sich als beträchtlich auszeichnet; das übrige scheint nicht über 2 bis 300 Fuß von der Landebene aufzusteigen.

Die Verbindung zwischen der Marienbader Gebirgsmasse und dem Böhmerwalde ist merklich flacher als beide, doch nicht zu verkennen, ein stark wellenförmiger, rauher, mit vielen Waldstreifen besetzter Boden.

Auch östlich nach Karlsbad hin senkt sich dieser Gebirgsstock merklich und erhebt sich erst ein paar Stunden oberhalb Karlsbad zu beiden Seiten der Tepel beträchtlich, so daß er wieder wie eine eigene isolirte Masse dazustehen scheint, während doch die Verbindung auf eben die Weise wie zwischen Marienbad und dem Böhmerwalde stattfindet.

Reise von Marienbad über Prag nach Landshut in Schlesien.

Den 19. August von Marienbad über Eger nach Karlsbad, 10 Meilen. Von Marienbad geht ein Fahrweg über Petschau nach Karlsbad, der sehr schlecht ist, aber nur 6 Meilen beträgt. Der Weg über Eger ist fast das Doppelte, nehmlich 10 Meilen. Von Marienbad nach Eger ist der Weg schon oben vorgekommen. Von Eger geht er den Fluß aufwärts nach Tzwoda,*) 3 Meilen, einem Dorfe am kleinen Flusse gleiches Namens, 1/4 Meile von dessen Ausfluß in die Eger, Falkenau gegenüber. Der Weg ist keine regelmäßige Chaussée, doch im Ganzen recht gut; er geht etwa 1/2 bis 3/4 Meile von der Eger über die ziemlich flachen Ausläufe der von dem Voigtländischen und Erzgebirge herunter kommenden Rücken. Nur einige Male steigt man anhaltend und merklich steil hinauf und hinunter. Das Terrain gegen das Gebirge hin erhebt sich sehr allmählich, so daß der Weg nirgends dominirt ist und man überall eine ziemlich weite Umsicht hat.

Das Ansteigen des Bodens nach dem Kamme des Voigtländischen und Erzgebirges hin ist von der Art, daß man diese 4 bis 5 Meilen

*) Zwodau (Zwoda) Dorf im Kreise Eger, unweit Falkenau.

ziemlich übersieht. Doch ist der Fall dieser Gebirgsmasse nach Böhmen hin merklich steiler als nach Sachsen.

Auf halbem Wege bis Tzwoda trifft man das durch seine hohe Lage in der Gegend sehr ausgezeichnete Kloster Culm. Es würde einen guten Punkt zur Beobachtung und auch allenfalls zur Sperrung der Straße abgeben, wiewohl es nicht auf derselben liegt.

Von Tzwoda bis Karlsbad 3 Meilen ist der Weg wie vorhin. Auf dem rechten Ufer der Eger ziehen die von Marienbad kommenden Bergzüge herbei und nähern sich immer mehr dem Flusse, bis sie ihn zwischen Falkenau und Elnbogen in ziemlicher Mächtigkeit erreichen. Hinter ihnen und durch eine merklich niedrigere Gegend davon getrennt, kommt mit der Tepel die zweite Reihe derselben, welche das eigentliche Karlsbader Gebirge bilden. Ihrer Spitze gegenüber auf dem linken Ufer der Eger findet sich kein correspondirender Zug, so daß dieser Fluß wenigstens hier in keiner Durchspülung liegt. Die Folge ist, daß im Ganzen von Eger bis Karlsbad die Gegend des rechten Eger-Ufers die des linken dominirt, und, weil sie selbst bergig, durchschnitten und waldig ist, die Vertheidigung des linken Ufers sehr schwierig machen würde. Eine Viertelmeile von Karlsbad geht man über die Eger, die hier flache Ufer hat, und passirt dann den linken Thalrand der Tepel auf einer sonderbarer Weise nahe am Ende des sehr hohen und steilen Rückens befindlichen Einsenkung, wobei man wohl nicht über 100 Fuß zu steigen hat.

Bei Karlsbad selbst ist der Rücken auf beiden Seiten der Tepel wohl 3 bis 400 Fuß hoch, sehr steil und bewaldet.

Den 20. und 21. von Karlsbad über Buchau, Libkowitz, Horosedl, Rentsch, Schlan bis Prag, 8¼ Post-, also 16½ Meilen, durchaus Chausséen.

Von Karlsbad nach Buchau 2 Meilen. Der Weg aus dem Thale windet sich vermittelst einer schneckenförmig geführten, durch hohes Mauerwerk gestützten Chaussée den rechten Thalrand der Tepel hinauf, wobei man etwa eine Stunde steil zu steigen hat. Nun befindet man sich auf einem anderen Höhenzuge, welcher aus der Gegend von Laun kommt und die Eger auf einige Meilen Entfernung begleitet. Man bleibt auf ihm bis in die Gegend von Rentsch.

Indessen ist diese Gegend nur flach wellenförmig und man merkt ihr den Gebirgscharakter nur an durch die vielen Waldstreifen von Gebirgshölzern, steinigen Boden und Dürftigkeit der Cultur. Auch befindet man sich zwischen Rentsch und Schlan in der Ebene, ohne merklich heruntergestiegen zu sein.

Von Buchau, welches ein kleiner Flecken ist, bis Libkowitz 2 Meilen.

Von Libkowitz bis Horosedl 4 Meilen.

Von da bis Rentsch 2 Meilen.

Von da bis Schlan 2½ Meilen bleibt der Weg, wie oben gesagt ist. Nirgend hat man tiefe und steile Einschnitte zu passiren; entweder fährt man über flachgewölbte Transversal-Rücken weg oder völlig in der Ebene. Die genannten Orte sind sämmtlich Dörfer und, obgleich zu den größten gehörend, doch nur klein und dürftig. Die ganze Gegend ist, wie es scheint, schwach bevölkert und nur nothdürftig angebaut. Die Dörfer sind sparsam, klein und schlecht; die Städte oder vielmehr Flecken sehr selten und unbedeutend. Auf den 12 Meilen bis Schlan hat man auf der Straße außer Buchau nicht einen einzigen Flecken und nur einige sieht man rechts oder links liegen. Auch der adligen Höfe und Schlösser trifft man sehr wenige an, vermuthlich weil die Herrschaften so groß sind.

Prag. Es ist im Grunde über das Schlachtfeld wenig zu bemerken, außer daß man offenbar sieht: die von den Oesterreichern genommene Stellung war keine vorbereitete Maßregel und das gewählte Terrain nicht eine Hauptrücksicht bei der Schlacht. Man war überfallen, dankte Gott, daß man bei Prag sich nothdürftig zusammenfand und stellte sich auf, so gut man es ohne große Vorbereitungen konnte. Das Terrain der ersten Aufstellung mit dem linken Flügel auf dem Ziskaberge, mit dem rechten an Horelitz ist ziemlich stark, nämlich eine etwa 100 Fuß hohe Berglehne von etwa 10 Fuß Abdachung. Aber man konnte doch nicht glauben, hier in der Fronte angegriffen zu werden. Die zweite Stellung, welche aus dem Rücken hervorging, den die erste nach Kize hin hatte, die im Tempelhoff mit GG. bezeichnete, ist fast in der Ebene, denn die

Abdachung des Rückens ist so flach, daß man Mühe hat, ihn zu bemerken, wenn man nicht gerade an seinem Fuße ist. Diese Stellung war also ganz ohne Hinderniß des Zugangs und ohne irgend einen Vortheil. Das rechte Ufer der Moldau ist überhaupt niedriger als das linke, und wieder sind die Höhen, welche die Preußische Armee zuerst einnahm und auf welchen der König fortmarschirte, höher und voller als die, welche die Oesterreicher inne hatten, und mit Ausnahme des Ziskaberges und seiner Fortsetzung bis Horelitz ist kein wohlconditionirter Rücken in dem ganzen Terrain zu finden. Taktisch eben so gut und strategisch ohne Vergleich besser würden die Oesterreicher gewiß hinter dem Bache entweder nach Stupnitz oder nach Hostiwitz hin gestanden haben, mit dem linken Flügel an dem Wisserad und Prag vor dem linken Flügel habend. — Der Felsen kommt in dieser ganzen Gegend nur am Ufer der Moldau zu Tage und selbst der Ziskaberg ist nicht von unersteiglicher Abdachung.

Prag selbst scheint den Werken nach ein recht guter Platz und auch ganz gut unterhalten; nur ist er sehr weitläufig und an mehreren Punkten einzusehen.

2.

Ueber die politischen Vortheile und Nachtheile der Preußischen Landwehr.

Die Landwehr-Einrichtung, indem sie eine bedeutende Masse des Volkes, nehmlich etwa einen Drittheil aller waffenfähigen Männer, in regelmäßige Regimenter zusammenstellt, ihnen Offiziere aus ihrer Mitte gibt und die Waffen in offenen Zeughäusern unter ihnen niederlegt, gibt offenbar dem Volke die Waffen in die Hände.

Das Volk ist, wie alle Völker, schwer ganz zufrieden zu stellen; man kann sogar sagen, im strengsten Sinne würde dies ganz unmöglich sein. Jetzt aber ist ein Zeitpunkt, der sich durch ein unruhiges Streben und einen Geist der Unzufriedenheit mit der

Regierung auszeichnet, es ist also jetzt doppelt gefährlich, dem Volke die Waffen in die Hand zu geben.

Jede Regierung muß in Zeiten der inneren Bewegungen und des Widerstandes der unteren Classen darauf gefaßt sein, nachdem alle Mittel der Ueberredung und Weisheit fruchtlos geblieben sind, das Schwert als die letzte Stütze ihres Rechtes und ihres Verhältnisses anzusehen. Dieses Schwert aber ist eine schwache Stütze, wenn sie es nicht allein führt, wenn der widerspenstige Haufe eben so gut wie sie mit demselben umgürtet ist.

Die Reihe dieser Sätze und Schlüsse wollen wir in ihrer inneren Wahrheit nicht angreifen, sondern wir wollen nur das Gegengewicht aufsuchen, was vorhanden ist und was ihre Wirkung auf der Wage der Wahrheit und Weisheit eben so gut aufhebt, als ob sie selbst vernichtet würden.

Die Bewaffnung des Volkes d. h. die Landwehr-Einrichtung gibt einen Widerstand nach außen, der durch kein stehendes Heer erreicht werden kann. Welche Einrichtungen man auch trifft, niemals wird man die Streitkraft durch ein stehendes Heer, mit denselben Finanzmitteln, mit denselben Aufopferungen von Seiten der Unterthanen, zu der Höhe bringen, wohin das Landwehrsystem sie führt. Wer dies absolut leugnet, mit dem müssen wir Ueberlegungen anderer Art anstellen, als wir uns hier vorgesetzt haben. Nur mit Denjenigen können wir die Discussion fortsetzen, welche diesen Satz einstweilen zugestehen, für welchen, abgesehen von den Beweismitteln a priori, die Erfahrungen der Jahre 1806 und 1813, neben einander gestellt, ein starkes Zeugniß ablegen.

Die Landwehr vermehrt die Gefahr einer Revolution; die Entwaffnung der Landwehr vermehrt die Gefahr einer Invasion. Welche von beiden ist nach historischen Zeugnissen die größere? Wo soll man in Deutschland die revolutionären Heere suchen, die in Italien, Frankreich und England sich so häufig vorfinden? In welchem Jahrhundert, in welcher Provinz? Ich dächte, das Mißtrauen müßte sich bei dieser Frage beschämt fühlen. Sind es etwa vorzüglich die Preußischen Länder, in denen das so ruhige, unblutige Deutschland noch am unruhigsten und gewaltsamsten war? Ist es etwa vorzüglich das achtzehnte Jahrhundert gewesen?

Von einer Revolution, von einer wahrhaften Rebellion wissen wir nichts. Wissen wir auch nichts von einer Invasion?

Wenn es also in gewisser Beziehung gewagt sein mag, ein bewaffnetes Volk zu haben, ist es nicht viel gewagter, ein unbewaffnetes zu beherrschen?

Die gewissenhafte Beantwortung dieser ersten Frage möchten wir denen an's Herz legen, welche vom unbequemen Bedürfnisse des nächsten Augenblickes sich fortreißen lassen. Der zweite Punkt, den wir etwas ins Klare setzen wollen, ist das Verhältniß, in welchem die Entwaffnung des Volkes zur inneren Ruhe und zur Sicherheit der Regierung steht, um dadurch das Maß der Vortheile zu bestimmen, welche man durch die Entwaffnung erhält, und mit diesem das Gegengewicht zu vergleichen.

Sind es die Waffen, worauf es allein oder hauptsächlich ankommt?

Sind die Tiroler weniger gute Unterthanen gewesen, weil sie bewaffnet waren?

War das französische Volk im Jahre 1789 bewaffnet? Ferner: Sind Landwehr und stehendes Heer, politisch genommen, auch wirklich wahre Gegensätze, wie man vorgibt? Ist es so leicht, den Geist des Volkes, wenn er anfängt sich zu verderben, vom stehenden Heere auszuschließen? War das stehende Heer Ludwig's XVI. nicht ein solches in der höchsten Potenz und ist es nicht vom Geiste der Revolution zusammengeschmolzen und vernichtet worden wie der Schnee im Frühjahre?

Können wir also die Aufhebung der Landwehr und die Vergrößerung des stehenden Heeres als den Talisman gegen den Brand einer Revolution betrachten, wenn zu dieser schon alle Funken bereit liegen?

Offenbar wäre nichts so verderblich als dieser Glaube. Das Schwert, auf welches sich eine von dem trunkenen Geiste eines verführten Volkes angegriffene Regierung in letzter Instanz stützen muß, ist die kriegerische Persönlichkeit des Herrschers und seiner Familie in Verbindung mit einem tugendhaften Willen. Für diese beiden Dinge wird sich immer eine Schaar von Männern finden, die, vom Gefühle des Rechtes durchdrungen, sich eng an den Thron anschließen.

Dieses Aeußerste ist hier bloß berührt, um damit anzudeuten,

daß wir nicht meinen, eine sich immer beschleunigende Bewegung des Nachgebens, eine unerschöpfliche Sanftmuth im Märtyrerthum der Duldung sei das einzige oder wahre Beschwörungsmittel; sonst aber scheint es uns ziemlich unnütz, von diesem Aeußersten zu reden, so lange noch gar kein Kampf vorhanden ist. Die Formel stehendes Heer ist es also nicht, welche das Unglück beschwören könnte, wenn es im Anzuge wäre; die Bewaffnung der Landwehr ist es nicht, welche den Schwerpunkt der Gefahr bildet. Eine redliche und kluge Behandlung von Heer, Landwehr und Volk kann allein die Elemente der Treue und Anhänglichkeit in allen dreien erhalten und vermehren; ohne diese ist nirgends Sicherheit und über die Kraft dieser hinaus reicht auch nicht die Gefahr einer Landwehr.

Der dritte Punkt, den wir zu berühren haben, betrifft den Quell aller dieser Besorgniß. Welches ist dieser Quell? Das Gefühl der Regierung, allein zu stehen. Sie sieht den Geist der Unzufriedenheit erregen und den Geist des offenbaren Widerstandes. Sie fürchtet, dieses Element werde sich früh oder spät entflammen, und was hat sie ihm denn entgegen zu stellen? Die Stärke der bewaffneten Macht wird durch eine doppelt so zahlreiche Landwehr vernichtet. Man räth also, die letztere aufzuheben und sich auf die erstere zu stützen.

Daß diese Stütze keine ist, glauben wir gezeigt zu haben. Die Regierung versammele um sich die Stellvertreter des Volkes, aus Leuten gewählt, welche die wahren Interessen der Regierung theilen und dem Volke nicht fremd sind. Dies sei ihre erste Stütze, ihr Freund und Beistand, wie es seit hundert Jahren das Parlament dem Könige von England gewesen ist. Mit diesem Werkzeuge leite sie die geflügelten Kräfte eines wehrhaften Volkes gegen seine äußeren Feinde und Neider; mit diesem Werkzeuge schlage sie die übermüthigen Kräfte in Fesseln, wenn sie im Rausche des gährenden Geistes das Schwert gegen sich selbst wenden wollen. Einen anderen Weg gibt es von unserem Standpunkte aus nicht, und bequemer und wohlfeiler kann der Preis nicht errungen werden; der, welcher durch Palliative dies zu bewirken verspricht, ist als ein Charlatan anzusehen, der das Uebel verschlimmert.

Und wäre der Eindruck, den eine Entwaffnung des Volkes auf dasselbe hervorbringen würde, nicht schon das erste unmittelbare

Zeichen dieser Verschlimmerung? Wenn die Spannung da ist, wird sie nicht vergrößert und geht nicht das letzte Vertrauen zur Regierung damit zu Grunde?

Diese Betrachtung ist in dem ganzen Raisonnement freilich eine untergeordnete ihrer philosophischen Stelle nach, aber keine ihrer praktischen Wichtigkeit wegen. Und diese Entwaffnung des Volkes, deren Gewinn uns so gering erscheinen muß in Beziehung auf die Gefahr innerer Gährung, die wir vielleicht ein großes Recht haben, eher als ein Beförderungsmittel derselben anzusehen, auf welche Weise steigert sie die Gefahren, die uns von außen bedrohen!

Wir wollen uns gar nicht auf augenblickliche Verhältnisse beziehen und dahin gestellt sein lassen, ob diese günstig oder ungünstig sind, sondern wir wollen nur an die allgemeine Lage Preußens seit seiner Erhebung zu den größeren Mächten, an seine Stellung zu den übrigen, an das denken, was sein charakteristisches Dasein ausgemacht hat.

Ueberall ist es von mächtigen Feinden umgeben; sowohl seine Erwerbungen als seine innere Ausbildung haben den Haß und Neid der übrigen erregt; am meisten hat der Glanz seiner Waffen einen heimlichen Groll, eine tückische Absicht, ihm gelegentlich zu schaden, in Deutschland bei Groß und Klein erweckt.

Preußen hat ein überspanntes Militär-System, heißt es, und das will so viel sagen: Preußen hat es höher gespannt als alle übrigen, und erhält sich dadurch, trotz seiner geringen Kräfte, mit den ersten Staaten im Gleichgewicht. Was wird entstehen, wenn Preußen diese sogenannte Ueberspannung wegläßt? Es wird in seiner Stellung und Wichtigkeit einen beträchtlichen Schritt hinunterthun, und, einmal im Sinken, wird es nicht schwer werden, es ganz niederzuwerfen. Diese Aussicht muß anderen Mächten bei einer eigennützigen Politik zu reizend sein, um nicht durch alle möglichen Sollicitationen den ersten freiwilligen Schritt hervorzulocken. Aus gespensterhafter Furcht vor dem Schwerte thun wir es von uns und lassen uns gefesselt abführen.

Nur großartige Einrichtungen von reellen Kräften, von lebendigem Geiste durchdrungen, können uns auf unserer Stufe erhalten, nicht leere Formen, wie wir sie vor 1806 hatten, nicht der Nachhall des Ruhmes, der in jedem Jahre schwächer wird; unsere eigene neuere

Geschichte hat uns dies Wort vor Wort zu deutlich vorgesagt, als daß wir es übersehen könnten, wenn in uns das mindeste Streben nach Wahrheit ist.

So mögen denn die Männer von 1806, welche das Heil in den verfallenen Formen jener Zeit suchen, alle die Fragen, welche wir hier gethan haben, ihrem Gewissen redlich vorlegen und dann die ungeheure Verantwortlichkeit fühlen, daß sie mit frevelhaftem Leichtsinne die vielleicht nur in Tändeleien geübte Hand an die Zertrümmerung eines Gebäudes legen, auf dem unser großartiges Schicksal durch die Jahre 1813, 14 und 15, wie eine Siegesgöttin auf ihrem Streitwagen, geruht hat.

XVI.

Clausewitz zum Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection in Breslau ernannt. — Abreise dahin und Besuch bei Gneisenau in Erdmannsdorf. — Antritt der neuen Stellung und erste Inspectionsreise. — Clausewitz in Folge der Ereignisse in Warschau nach Berlin berufen. — Sein sechswöchiger Aufenthalt daselbst. — Amtliche und wissenschaftliche Beschäftigung in Berlin. — Gneisenau erhält das Commando über die vier östlichen Armeecorps und Clausewitz wird Chef seines Generalstabes. — Abreise nach Posen. — Seine dortigen Beschäftigungen und sein Zusammenleben mit Gneisenau. — Der Tod Gneisenau's. — Knesebeck zu dessen Nachfolger im Commando ernannt. — Sein Verhältniß zu Clausewitz. — Das Ende des russisch-polnischen Krieges. — Clausewitz kehrt nach Breslau zurück. — Ein Abschnitt aus seinem Tagebuche bis zur Ankunft in Posen. — Briefe an seine Frau aus Posen vom 10. März bis zum 21. September 1831. — Literarischer Anhang. Drei politische Aufsätze von Clausewitz: 1) Die Verhältnisse Europa's seit der Theilung Polens; 2) Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesammt-Existenz; 3) Ueber einen Krieg mit Frankreich.

Auf den Vorschlag des Prinzen August wurde Clausewitz durch Cabinetsordre vom 19. August 1830, an die Stelle des kurz vorher mit Tode abgegangenen Generalmajors von Röhl, zum Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection in Breslau ernannt.*) Da er voraus sah, daß durch diese Anstellung bei einer neuen Waffe seine ganze Thätigkeit auf lange Zeit werde in Anspruch genommen werden, so trennte er sich, wenn auch mit den schmerzlichsten Gefühlen, von den

* v. Schöning, Histor.-biograph. Nachrichten zur Geschichte der brandenburg.-preuß. Artillerie, Thl. III., S. 500, wo auch eine kurze Lebensskizze Cl.'s sich findet. — Ueber Clausewitz's Versetzung zur Artillerie schrieb Gneisenau an Stein (Berlin, 25. März 1830): „Ueber Clausewitzens Anstellung in der Artillerie werden sich E. E. wohl gewundert haben. Es fehlt zu den höheren Stellen dieser Waffe an tauglichen Subjecten und da fiel auf Clausewitz wegen seiner unbezweifelten Talente die Wahl. Nun wird er der Schüler seines Schülers, aber in Kurzem sein Meister." (Leben Stein's v. Pertz, Bd. VI, 2. Hälfte, S. 852).

ihm so theuer gewordenen literarischen Arbeiten, welchen er während seines zehnjährigen Aufenthaltes in Berlin vorzugsweise seine Zeit und Kraft gewidmet hatte, und versiegelte vor seiner Abreise alle seine Manuscripte. Am 7. September trat er die Reise von Berlin nach Breslau an und nahm auf den Wunsch des Generals v. Witzleben, welchen dieser vor seiner Abreise gegen ihn ausgesprochen hatte, seinen Weg über Erdmannsdorf, wo er einen Tag blieb und den Feldmarschall Gneisenau zu einer Reise nach Berlin und zur Uebernahme eines Armee-Commando's für den Fall, daß ihm ein solches bei den durch die Julirevolution herbeigeführten politischen Verwickelungen übertragen werden würde, zu bestimmen suchte. Gneisenau äußerte zwar, daß er sich bei seinem hohen Alter (er hatte das siebzigste Lebensjahr fast vollendet) die zu einer so wichtigen Stellung erforderliche Kraft nicht zutrauen könne und es vorziehen würde, an dem Feldzuge als bloßer Stabsoffizier theilzunehmen; doch schied Clausewitz von ihm mit der Hoffnung, welche sich auch nachher erfüllte, daß die von ihm vorgebrachten Gründe nicht ohne Eindruck auf den Feldmarschall geblieben wären.

In der Mitte September traf er in Breslau ein, trat zu Ende dieses Monats seine Inspectionsreise nach Preußen und Posen an und kehrte zu Ende October nach Breslau zurück, wo er sich nun mit seiner Frau häuslich niederließ. Allein nur kurze Zeit sollte diese Ruhe dauern. Am 5. December traf die Nachricht von dem am 29. November in Warschau ausgebrochenen Aufstande in Breslau ein und bald nachher erhielt Clausewitz von Gneisenau, der sich inzwischen nach Berlin begeben hatte, von hier aus die Mittheilung, daß ihn der König bestimmt habe, das Commando im Osten über das 1. 2. 5. und 6. Armeecorps zu übernehmen und Clausewitz zum Chef seines Generalstabes ausersehen worden sei. Dieser erhielt auch bereits in der Nacht zum 11. December durch Estafette den Befehl des Königs, nach Berlin zu kommen und reiste nach wenigen Stunden, von seiner Frau begleitet, dahin ab, wo er am 12. December eintraf. Da hier über die politischen Verhältnisse erst weitläufige Conferenzverhandlungen stattfanden und das dem Feldmarschall zugedachte Commando noch nicht in's Leben trat, so mußte auch Clausewitz sich vorläufig noch ohne Auftrag ansehen und blieb sechs Wochen in

Berlin ohne eigentliche Geschäfte, aber keineswegs ohne Beschäftigung. Ein ihm von dem Prinzen August in der Prüfungscommission für militärisch-wissenschaftliche und technische Gegenstände zugeschriebenes Referat, welches die veränderte Construction der Proviantwagen betraf, nahm seine Thätigkeit einigermaßen in Anspruch; vorzugsweise aber suchte er sich durch genaues Studium mit der Geschichte des polnischen Feldzuges von 1793 und 94 bekannt zu machen und stellte in einer Denkschrift die verschiedenen Fälle zusammen, welche bei einer Mitwirkung preußischer Truppen zur Unterdrückung des polnischen Aufstandes zur Sprache kommen konnten. In noch höherem Grade war aber, in Folge der Ereignisse in Belgien, seine Aufmerksamkeit auf die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich und seiner Anstellung als Generalstabschef bei demselben gerichtet; daher verfaßte er eine zweite Denkschrift, in welcher er die Verhältnisse, die nach seiner Ansicht auf dem westlichen Kriegstheater entstehen würden, beleuchtete. Auch wurde er zu den Conferenzberathungen gezogen, welche auf Befehl des Königs zwischen dem Feldmarschall und den Generalen von Krauseneck und von Witzleben über die für den Fall eines Krieges mit Frankreich, in welchem der Feldmarschall für das Obercommando in Aussicht genommen war, erforderlichen Maßregeln gepflogen wurden.

Am 6. März 1831 erhielt endlich Gneisenau den Befehl, zur Uebernahme des Commando's über die vier östlichen Armeecorps nach Posen, welches zum Hauptquartiere bestimmt war, abzugehen, und damit war auch Clausewitz's Bestimmung ausgesprochen. Beide verließen am 7. März abends Berlin und kamen, da sie durch die schlechten Wege zwischen Schwerin und Kähme*) gehindert wurden, die zweite Nacht durchzufahren, erst am 9. März nachmittags 5 Uhr in Posen an.

Gneisenau und Clausewitz bezogen im Hôtel de Vienne eine schöne Wohnung, welche Letzterer ausgesucht hatte, der sich ungemein darüber freute, daß der Feldmarschall sich in der heitersten Stimmung befand, mit keinem Worte mehr seines Alters erwähnte und sich in dem neuen Verhältnisse überaus glücklich fühlte. Der berühmte Heerführer wurde überall mit der größten Auszeichnung und Verehrung

* Schwerin (Skwierzyna) und Kähme (Kamienno), Städte im Kreise Birnbaum, Reg.-Bez. Posen.

empfangen und auch hier gewann er alle Herzen durch sein offenes, menschenfreundliches Wesen. Von militärischen Persönlichkeiten verkehrten Gneisenau und Clausewitz am meisten mit dem General-Lieutenant v. Röder und dem Generalmajor v. Diest, welche ihnen auch im Kreise ihrer Familien angenehme Stunden bereiteten. Da Clausewitz mit den übrigen Offizieren des Hauptquartiers mittags an der Tafel des Feldmarschalls speiste, so war er schon durch diese Einrichtung genöthigt, auf das Zusammenleben mit seiner Gattin zu verzichten; doch machte er ihr über alle seine Erlebnisse in Posen ausführliche briefliche Mittheilungen.

Die preußischen Truppen kamen zu keiner kriegerischen Verwendung, und die Thätigkeit Clausewitz's in Posen konnte daher im Wesentlichen nur eine administrative sein. Dabei widmete er dem russisch-polnischen Kriege das genaueste Studium, verfolgte den Gang desselben mit dem größten Interesse und hielt über Alles dem Feldmarschall eingehende Vorträge. Völlig unerwartet trat das erschütternde Ereigniß ein, welches in den weitesten Kreisen auf's tiefste empfunden wurde und auch Clausewitz mit einem Schmerze erfüllte, wie er ihn seit dem Tode Scharnhorst's nicht ergriffen hatte. Am 23. August wurde Gneisenau von einer mit Cholerasymptomen verbundenen Krankheit befallen, welche aller angewandten Mittel ungeachtet schon am folgenden Tage seinen Tod herbeiführte. Mit welcher ruhigen Fassung er demselben entgegensah, geht schon daraus hervor, daß er kurz vor seinem Ende, mit Beziehung auf den am 9. Juni von der Cholera hingerafften Feldmarschall Diebitsch, scherzhaft gegen seine Umgebung äußerte: „Das ist die Feldmarschallskrankheit; von der werde ich wohl nicht genesen.“ Ueber den Verlauf und Ausgang der Krankheit verweisen wir auf die Briefe und Tagebuchsauszüge, welche wir unten mittheilen werden.

Nach Gneisenau's Tode mußte Clausewitz in Kobylepole bei Posen in einem Landhause eine zehntägige Contumaz bestehen, von wo er noch vor Mitte September nach Posen zurückkehrte. Seiner Gattin, welche Breslau verlassen hatte und sich bei ihrer Mutter in Berlin befand, konnte er bald nachher schon die beruhigende Nachricht geben, daß die Cholera in Posen im Verschwinden sei. Durch Cabinetsordre vom 8. September wurde das durch Gneisenau's Tod erledigte

Commando dem General der Infanterie von dem Knesebeck übertragen und schon am 15. trat dieser bei Clausewitz ein, der diese Ernennung eben erst erfahren hatte und von derselben auf's unangenehmste berührt worden war, weil er zu diesem seinen neuen Vorgesetzten immer in einem sehr gespannten Verhältnisse gestanden hatte. Knesebeck kam ihm aber mit der ganzen Herzlichkeit entgegen, welche in seinem Wesen lag, und der dienstliche und persönliche Verkehr zwischen beiden Männern gewann bald einen sehr freundlichen Charakter.

Inzwischen hatte der Feldmarschall Paskewitsch-Eriwanski am 6. und 7. September Warschau bestürmt und es am 8. September zur Capitulation gezwungen; Regierung und Reichstag begaben sich mit der Armee nach Modlin, allein, unter sich entzweit und von den Russen bedroht, blieb ihnen kein Ausweg, als auf preußisches Gebiet zu flüchten, wo die Armee entwaffnet wurde. Die von Preußen durch Aufstellung eines Observations-Corps getroffenen Maßregeln wurden, da der russisch-polnische Krieg beendigt war, zurückgezogen und Clausewitz konnte nunmehr, nach Auflösung des Obercommando's in Posen, nach Breslau zurückkehren.

Clausewitz hat über seine Erlebnisse in Posen und den vorhergegangenen sechswöchigen Aufenthalt in Berlin ein ausführliches Tagebuch geführt, aus welchem wir jedoch nur den ersten Abschnitt, der bis zur Ankunft in Posen reicht, hier aufnehmen werden, da der weitere Inhalt des Tagebuches sich in den Briefen wiederholt, welche wir unten folgen lassen. Eine den Tod Gneisenau's betreffende Stelle des Tagebuches werden wir in den Briefen gehörigen Ortes einschalten.

Tagebuch Clausewitz's vom 7. September 1830 bis zum 9. März 1831.

Im Monat August 1830, nachdem die Nachrichten von den Julitagen in Paris hier eingegangen waren, erhielt ich meine neue Bestimmung als Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection in Breslau.

Die Empörungen von Brüssel und Löwen sowie die Nachrichten von den Unruhen in Aachen erfüllten anfangs September alle Gemüther mit neuen Besorgnissen, und während der Herbstmanöver bei Potsdam war die Spannung so groß, daß man jeden Augenblick der Nothwendigkeit einer Kriegserklärung entgegensah. In der That rückten von dem Manöverplatze selbst die Regimenter des 3. Corps nach Sachsen ab, während dem 4. Befehl gegeben wurde, schleunigst nach dem Rhein zu marschiren. Die Stimmen über die Frage, ob die Verbündeten, namentlich Preußen, nicht schnellstens mit bewaffneter Hand einschreiten müßten, waren bei der niederländischen Revolution getheilt, wie sie es bei der Pariser gewesen waren. Von denjenigen, welche sich über diesen allgemeinen Geist der Empörung entrüstet fühlten, gab es viele, die nicht gewohnt sind, sich die Dinge mit Bestimmtheit und Klarheit zu denken, und die eine Einschreitung Preußens in die belgische Sache für sehr thunlich, folglich auch für nothwendig hielten. Wenn man sich aber sagt, daß eine Einschreitung mit einem unbedeutenden Corps von 6 oder 8000 Mann, wie wir es am Rhein hätten sogleich disponibel machen können, an sich keinen gesicherten Erfolg versprach und auf der Stelle eine eben solche Einschreitung von Seiten Frankreichs hervorrufen mußte; daß das Aufstellen einer bedeutenden Macht manche Zeit erfordert, wobei der Vortheil Frankreichs, so viel näher zu sein, immer noch hervortreten müßte, endlich, daß in einem solchen Falle die hart an der französischen Gränze liegenden Festungen der Niederlande nicht anstehen würden, den Franzosen sogleich ihre Thore zu öffnen, so konnte man nicht anders erwarten als überall zu spät zu kommen und sich die ungeheuren Folgen dieser Einschreitung ohne Nutzen auf den Hals zu ziehen. So war die Ansicht der meisten älteren Männer und der Regierung; daher wurde denn das Ansuchen des niederländischen Hofes um eine Unterstützung abgelehnt und die Frage über Krieg und Frieden blieb vor der Hand unentschieden.

In dieser Unentschiedenheit der allgemeinen Angelegenheiten reiste ich den 7. September von Berlin ab. General Witzleben hatte mir bei meiner Abmeldung auf dem Manöverplatze gesagt: ich möchte doch meinen Weg über Erdmannsdorf nehmen, um dem Feldmarschall Gneisenau zu wiederholen, was er ihn durch den Obersten Grafen

Gröben auch bereits schriftlich hatte wissen lassen, daß sich der König gewiß sehr freuen würde, ihn in Berlin zu sehen. Der Feldmarschall hatte nehmlich eine Reise, die er von seinem Gute in Schlesien im Sommer hatte machen wollen und wobei er über Berlin aus anderen Gründen hatte gehen wollen, unterlassen und zwar aus Besorgniß, durch seine Ankunft in Berlin theils die falsche Vermuthung zu veranlassen, daß er gerufen worden sei, was dem Könige leicht unangenehm hätte sein können, theils die andere, daß er eine Mitwirkung suche, was so ganz gegen sein Wesen ist, daß ihm der falsche Schein davon doppelt unangenehm sein mußte. Ich nahm also meinen Weg über Erdmannsdorf, wo ich einen Tag blieb, den ich dazu anwandte, den Feldmarschall zur Reise nach Berlin und zur Annahme eines Armee-Commando's zu überreden, im Falle ihm ein solches angetragen werden würde. Das Letztere gelang mir nur halb, indem er in seiner natürlichen Bescheidenheit und Wahrheit unaufhörlich antwortete, daß er sich zu alt dazu fühle und es vorziehen würde, den Feldzug als bloßer Stabsoffizier mitzumachen. Trotz dieser Einwendungen hatte ich doch die Hoffnung, daß meine Gründe nicht ohne Eindruck geblieben wären. Von Erdmannsdorf setzte ich meine Reise nach Breslau fort, wo ich Mitte September eintraf und noch Zeit hatte, dem am 28. entstandenen Pöbel-Auflaufe mit beizuwohnen und mir einige Grundsätze des Verfahrens bei solchen Gelegenheiten zu abstrahiren. Am Ende des Monats trat ich meine Inspectionsreise nach Preußen und Posen an. Von dieser kehrte ich zu Ende October nach Breslau zurück, wo ich mich nun mit meiner Frau häuslich niederließ. Diese Ruhe dauerte indessen nicht lange. Die Nachricht von dem in Warschau entstandenen Aufruhr traf am 5. December in Breslau ein und bald darauf schrieb mir der Feldmarschall, der unterdessen nach Berlin gegangen war, daß der König ihn bestimmt habe, das Commando im Osten über das 1., 2., 5. und 6. Corps zu übernehmen und ich zum Chef seines Generalstabes ausersehen sei. In der Nacht vom 10. zum 11. December erhielt ich auch durch Estafette den Befehl des Königs, nach Berlin zu kommen, wohin ich nach wenigen Stunden abreiste. In Berlin war unterdessen der Generallieutenant Grolmann, welcher die Division in Glogau befehligte, herbeigerufen und es fanden

nun eine Zeitlang Conferenzen über die zu ergreifenden Entschlüsse und Maßregeln statt, zu welchen folgende Personen versammelt wurden: Der Feldmarschall Gneisenau, der russische, in Berlin anwesende Feldmarschall Diebitsch, der Kriegsminister, der Generallieutenant Grolmann, der Generallieutenant Krauseneck, als Chef des Generalstabes, und der General Witzleben. Viel Faktisches scheint bei diesen Conferenzen nicht herausgekommen zu sein. Der Feldmarschall Diebitsch war in Beziehung auf den Westen sehr kriegerisch und bot eine schon bereite russische Armee von 180,000 M. an. Indessen war der König und sein Cabinet dem Entschlusse treu geblieben, sich nicht ohne die dringendste Noth in die westlichen Angelegenheiten zu mischen, sondern politisch auf der Vertheidigung zu bleiben. Der Erfolg war daher nur, daß in Beziehung auf den Westen die allgemeine Mobilmachung des Heeres vorbereitet wurde, in Beziehung auf den Osten aber die Mobilmachung des 5. Armeecorps bis zu seiner vollen Stärke von 35,000 Mann sogleich ausgeführt, von den 1. 2. und 6. Corps aber einige Landwehren eingezogen und die Linien-Regimenter um einige hundert Mann verstärkt wurden, so daß jedes dieser Corps auf 15,000 Mann kam, was mit dem 5. eine Macht von 80,000 Mann bildete. Das 1. und 6. Corps zogen einige tausend Mann gegen die polnische Gränze zusammen; das 3. stellte sich in zwei Massen bei Posen und Lissa auf, und das 5. blieb in seinen Garnisonen. Vier Regimenter, welche ihre Bezirke im Großherzogthum Posen hatten, nehmlich das 19. Linien- und das 19. Landwehr-Regiment, das 37. Infanterie-Regiment und das 6. Ulanen-Regiment wurden zurück nach den Marken, Sachsen und Schlesien gesandt, so daß jene vier Corps noch gegen 70,000 Mann stark blieben.

Als ich am 12. December in Berlin eintraf, meldete ich mich beim General Witzleben, der mir sagte, daß das Commando des Feldmarschalls noch nicht wirklich eingetreten sei, weil Rußland unsere Hülfe gegen Polen nicht in Anspruch nahm und der König durch eine solche Ernennung kein unnöthiges Aufsehen erregen wolle; ich hätte mich also vor der Hand noch ohne Auftrag anzusehen und diesen zu erwarten. Da der König am folgenden Tage keine Meldung annahm, so hatte ich nicht Gelegenheit, ihn zu sehen; die

gewöhnliche Einladung, welche der König in solchen Fällen zu machen pflegt, erhielt ich nicht; daher war ich vierzehn Tage in Berlin, ohne ihn gesehen zu haben, und ich würde ebenso drei Monate dort gewesen sein, wenn nicht eine Einladung zum Concert beim Kronprinzen mich zufällig mit ihm zusammengeführt hätte. Als er mich sah, kam er durch das ganze Zimmer auf mich zu, begrüßte mich freundlich und entschuldigte sich halb und halb, daß er mich noch nicht hätte sehen können, sprach aber dann weiter nicht mit mir. Dagegen unterhielt er sich mit meiner danebenstehenden Frau wohl zehn Minuten und zwar über die politischen Zeitumstände. Die Welt mochte glauben, daß wir Beide sehr in Gunst ständen und ich ein bedeutender Mann im Staate. So verlebte ich sechs Wochen in Berlin ohne eigentliche Geschäfte; nur ein Referat, welches mir der Prinz August in der Prüfungscommission für militärisch-wissenschaftliche und technische Gegenstände zuschrieb und welches die veränderte Construction unserer Proviantwagen betraf, nahm meine Thätigkeit einigermaßen in Anspruch.

Ich benutzte diese Zeit, um mich mit dem polnischen Feldzuge von 1793 und 94 bekannt zu machen, über welchen ich nie etwas gelesen hatte, und die verschiedenen Fälle durchzudenken und in Memoiren festzustellen, welche für uns zur Sprache kommen konnten; nehmlich einmal ein Zug auf Warschau in voller Mitwirkung mit den Russen und dann die Maßregeln gegen das Durchschlagen eines polnischen Corps. Den Feldmarschall habe ich in einem Grade munter und lebhaft gefunden, der mich fast in Bewunderung setzte. Es war nicht mehr die Rede von zu hohem Alter, abnehmender Gedächtniß- und Geisteskraft u. s. w.; er war mit dem Gedanken der Oberbefehlshaber-Stelle so vertraut, daß er nicht nur auf die im Osten rechnete, sondern auch auf die im Westen, nach Aeußerungen, welche ihm General Witzleben gemacht hatte. Gleichwohl hatte er noch keine Art von Commando und es beschränkte sich Alles darauf, daß der König ihm mündlich von dem Oberbefehle im Osten gesprochen hatte. Einige Conferenzen bei dem Kriegsminister zwischen diesem und dem Feldmarschall, dem General Witzleben und dem General Krauseneck betrafen ziemlich unwichtige Einrichtungen und Anfragen für das östliche Kriegstheater. Da ich die

Möglichkeit einer Anstellung als Chef des Generalstabes im Westen wie vorhersah, so beschäftigte mich fortan das dortige Kriegstheater mehr als das östliche, und ich entwickelte mir in einem Memoire die Verhältnisse, die dort entstehen würden. So verlebte ich die ersten sechs Wochen in Berlin, wie gesagt, ohne Geschäft, doch nicht unbeschäftigt. Ich konnte mich nicht entschließen, zum General Witzleben zu gehen, denn ich hatte ihm ja eigentlich nichts zu sagen, und wollte nicht das Ansehen haben, mich mit meiner politischen Thätigkeit aufzudrängen oder in Bezug auf die Nichtigkeit meiner Stellung unruhig zu erscheinen. Dagegen ging ich häufig zum General Krauseneck. Dieser hatte le coeur gros über den Mangel an Einheit in den Maßregeln, einen Centralpunkt für die nothwendigsten Entschließungen, Industrie und Thätigkeit für die Nachrichten. Er wollte den Feldmarschall zum Mittelpunkte von dem allem gemacht wissen; er wollte, daß der Feldmarschall sich unmittelbar an den König wenden, ihm die wichtigsten Dinge an's Herz legen und sich bemühen solle, sein Zutrauen zu erwerben und zu der Bedeutung zu gelangen, die ihm als dem vornehmsten Manne im Staate und dem ersten General gebühre. Er bezeigte sich in allen diesen Beziehungen nicht zufrieden mit dem Benehmen des Feldmarschalls; auch bemerkte ich wohl, daß von der früheren Spannung zwischen Beiden noch viel übrig war. Ich erwiederte dem General Krauseneck, daß eine solche Rolle dem Feldmarschall seinem ganzen Wesen nach unmöglich sei, daß er sich niemals aufdringen würde, daß, wenn er einen Mittelpunkt bilden sollte, dieser nur durch General Witzleben bewirkt werden könnte, daß ich aber überzeugt wäre, dieser würde die Aufstellung eines Mittelpunktes außer sich nicht wünschen, er glaube die Sachen genug in seiner Hand und im Auge zu haben, um selbst das Nöthige zu veranlassen. General Krauseneck glaubte doch nicht, daß der Ehrgeiz Witzleben's dabei eine Rolle spiele. Wenn indessen dies auch nicht der Fall ist, so scheint doch Witzleben zu fürchten, daß das Vertrauen des Königs von ihm abgeleitet werden könnte. Ueber diesen Gegenstand habe ich mit Krauseneck viele Unterredungen gehabt, die freilich zu nichts führten; ich suchte indessen dabei sein Vertrauen zum Feldmarschall zu heben und namentlich eine gewisse Unbehaglichkeit ihrer persönlichen Verhältnisse zu beseitigen. Bis zu einem gewissen Punkte

ist mir dies auch gelungen, da ich dem General Krauseneck namentlich die Ueberzeugung gegeben habe, daß eine gewisse feierliche Weise in der Natur des Feldmarschalls ist, und daß darin kein Uebelwollen gegen ihn läge.

Am 4. Februar kam ich endlich zu einer Art von Mitwirkung. Der Feldmarschall erhielt an diesem Tage vom Kriegsminister eine Einladung zu einer Conferenz wegen der Sachen am Rhein. In der Einleitung dieses Schreibens sagt der Minister, daß Seine Majestät der König sich dahin geäußert habe, das Commando im Westen für den Fall eines Krieges mit Frankreich dem Feldmarschall zu übertragen; es käme jetzt darauf an, über einige Maßregeln, die am Rhein zur Sprache kämen, zu berathschlagen; weshalb er den Feldmarschall, den General Krauseneck und den General Witzleben zu einer Conferenz einlade. Da es dem Feldmarschall vielleicht angenehm sein würde, wenn ich Theil daran nehme, so überlasse er es ihm, mich mitzubringen. Der Gegenstand dieser Conferenzen war ein Bericht des Generals Borstell, commandirenden Generals am Rhein, über die zu ergreifenden Maßregeln, um sich gegen Verluste zu schützen, welche durch einen plötzlichen Angriff der Franzosen in Belgien entstehen könnten. General Borstell war vom Könige dazu aufgefordert worden und hatte mit dem Gefühle großer Wichtigkeit und mit sichtbarem Selbstgefühle ein Memoire oder vielmehr einige Memoiren ausgearbeitet, worin er mit vielen verkehrten Gedanken und Phrasen bewies, daß man schleunigst die ganze Landwehr des 1. Aufgebotes von den beiden Rheinufern versammeln, die Kriegs-Reserven einziehen, auch die Infanterie mobil machen müsse. Von der Mobilmachung der Artillerie, als der Hauptsache, sagt er nichts. In der Conferenz waren alle Stimmen darin einig, daß die Ideen des Generals Borstell nicht zu gebrauchen wären; indessen es darauf ankäme, aus der Natur der Sache die erforderlichen Maßregeln zu entwickeln. Wie es häufig in Conferenzen zu gehen pflegt, die nicht durch eine feste Hand geleitet werden, daß hunderttausenderlei durcheinandergesprochen, kein fester Stützpunkt für das Raisonnement aufgestellt und kein Resultat gewonnen wird, so geschah es auch hier. Wir waren drittehalb Stunden bei einander und hatten noch nicht einen einzigen Punkt festgestellt. Ich hatte mir auf einem kleinen

Zettel diejenigen Punkte bemerkt, auf die es hinausgeführt werden mußte, und mußte mich denn, obgleich der Jüngste und Geringste, entschließen, die Sache zu einem Resultate zu bringen.

General Borstell hatte alle seine Vorschläge auf die höchst lächerliche Nachricht gegründet, daß die Franzosen schon in jeder ihrer Hauptfestungen an der deutschen Gränze ein Corps von 30,000 M. hätten. Dies war nun nach den bisherigen besseren Nachrichten so wenig wahr, daß sie in ganz Elsaß und Lothringen Ende Januar nicht mehr als 25,000 Mann hatten. Die von mir vorgetragenen Punkte liefen daher auf Folgendes hinaus:

1) Die Franzosen sind in diesem Augenblicke noch nicht so stark an der Gränze, daß es beunruhigen könnte;

2) Wir haben am Rhein, wenn die Kriegsreserven und Landwehr eingezogen werden, nach Abzug der Besatzungen von Mainz, Luxemburg und Saarlouis, 60,000 Mann disponibel. Für einen Krieg mit Frankreich reichen diese nicht hin; es sind aber auch 80-, ja 100,000 Mann ebensowenig hinreichend, sondern es ist dazu nöthig, daß die Hauptmacht von der Spree und Oder ankomme; diese braucht drei Monate Zeit, nämlich sechs Wochen zur Mobilmachung und sechs Wochen zum Marsch. Die Franzosen aber, wenn sie überhaupt zum Kriege stark genug sind und gerüstet, haben ihre Macht zwischen der Gränze und Paris. Will man sich also die Kriegsbereitschaft sichern, so muß man von hinten anfangen, mobil zu machen und nicht am Rhein.

3) Die Mobilmachung am Rhein kann nur angeordnet werden, weil man fürchtet, durch einen plötzlichen Ueberfall der Franzosen Material zu verlieren, was man auf diesem Kriegstheater besitzt. Allein zur Einberufung der Kriegsreserven und zur Versammlung der Landwehr braucht man höchstens vierzehn Tage, und ein Einbruch in unsere Provinzen faktisch von der Gränze aus, ohne daß die politischen Verhältnisse ihn einige Wochen hätten vorhersehen lassen, ist ein Unding.

4) Es ist also von Allem, was der General Borstell vorgeschlagen hat, gar nichts nöthig, aber höchst dringend das, was er ausgelassen hat, nämlich die Mobilmachung oder vielmehr Bespannung der Artillerie der am Rheine stehenden 7 Artillerie-Abtheilungen. Denn das erfordert sechs Wochen bis zwei Monate Zeit.

Dieser Meinung stimmten die übrigen Mitglieder bei, und der eine Entschluß wurde leicht gefaßt, nämlich nichts zu thun von dem, was der General Borstell vorgeschlagen hatte, aber über den anderen Vorschlag, die Artillerie am Rheine sofort zu bespannen, kam es zu keinem Entschlusse. Der Kriegsminister behauptete, es sei unmöglich, die erforderlichen 8000 Pferde durch Lieferung zu schaffen; wolle man sie aber am Rheine ausheben, so würde das einen gewaltigen Allarm in Frankreich verursachen, und diesen fürchtete man über Alles, weil man glaubte, er könne der ohnehin schon zu kriegerischen Stimmung der Pariser Volkspartei einen neuen Stoß geben und so den Krieg herbeiführen. Da man nun ohnehin diese Frage, obwohl sehr mit Unrecht, als eine allgemeine betrachtete, die nicht aus der speciellen Veranlassung der Conferenz hervorging, so erlaubte man sich, diesen Punkt ohne Beschluß zu lassen. Uebrigens erlaubte ich mir in dieser Conferenz, auf den großen Mangel an Nachrichten aufmerksam zu machen, den wir hatten, und daß es nöthig sei, diesen Gegenstand besser einzurichten. General Witzleben forderte mich auf, einen Entwurf dazu zu machen.

Kaum hatten wir die Reinschrift des Protocolls unterzeichnet, als der Kriegsminister zu einer neuen Conferenz und zwar beim Grafen Bernstorff aufforderte, weil neue Depeschen aus Paris neue Berathungen erforderten.

Wir versammelten uns den 7. Februar bei dem gedachten Minister. Außer ihm und den gewöhnlichen Mitgliedern war diesmal der Geh. Cabinetsrath Eichhorn gegenwärtig. Minister Bernstorff setzte die politischen Verhältnisse auseinander, aus welcher sich ergab, daß man in diesem Augenblicke freilich keinen Grund hatte, den Krieg als gewiß anzunehmen, daß aber auch Niemand den Frieden garantiren könne, und daß, wenn also die Rede davon sei, sich durch Maßregeln am Rheine gegen Verluste an Kriegsmaterial und gegen einen nachtheiligen moralischen Eindruck zu schützen, er allerdings davon auf keine Art abrathen würde. Dergleichen würde zwar allerdings eine große Sensation in Paris machen; indessen dürfe doch dies kein Grund sein, das Nothwendige zu unterlassen. Nach dieser allgemeinen Einleitung sagte General Witzleben, daß die letzten Depeschen des Ministers Werther ihn veranlaßt hätten,

diese Berathung vorzuschlagen. Diese Depeschen enthielten nun zwei wesentliche Umstände, einmal, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, General Sebastiani, von dem Freiherrn von Werther über die Annahme der belgischen Krone für den Herzog von Nemours befragt, jeder entscheidenden Erklärung ausgewichen sei, so daß man an einer Aenderung des Systems im französischen Cabinete in diesem Punkte kaum zweifeln könne; zweitens, daß die Aeußerungen, welche der Kriegsminister Soult und der General Sebastiani über die Einstellung der letzten 80,000 Conscribirten gemacht hatten, in Widerspruch ständen, und daß es schiene, man würde sie gegen die frühere Erklärung jetzt schon der Armee einverleiben. Diese beiden Nachrichten, verbunden mit dem immer fortschreitenden kriegerischen Sinne der öffentlichen Meinung und selbst der Kammern, gaben die Ueberzeugung, daß sich der Fall des Krieges mit starken Schritten zu nähern schiene, und daß es Zeit sein dürfte, sich über die Kosten und Bedenklichkeiten einer Armirung am Rheine hinwegzusetzen. Geh. Cabinetsrath Eichhorn und General Witzleben waren außerdem noch der Meinung, daß eine solche Armirung eine gute Meinung bei den deutschen Fürsten hervorbringen würde, die dessen sehr bedürften, weil sie ihren Blick ängstlich auf Preußen richteten und kein Vertrauen hätten, so lange dieser Staat keine ernstlichen Anstalten treffe. Ich konnte nicht umhin, meine in der vorigen Conferenz vorgebrachte Ansicht abermals geltend zu machen, daß es weder für die Sache noch für die Einwirkung auf die deutschen Fürsten darauf ankomme, am Rheine zu rüsten, so lange es nicht an der Spree und Oder geschehe, daß die Letzteren vielleicht darin eine halbe Maßregel sehen würden, die unmöglich einen guten Eindruck machen könnte. Uebrigens sei es freilich höchst dringlich, die Artillerie am Rheine zu bespannen. Ob man gleich dies nicht in Abrede stellen wollte, so war doch der Gedanke an die Kosten und an den Eindruck einer allgemeinen Rüstung in Frankreich hinreichend, davon zu entfernen, und man blieb daher dabei stehen, die rheinischen Kriegsreserven und Landwehren einzuziehen, und um dieser Maßregel den entscheidenden Charakter der Vertheidigung zu geben, diese von der Gränze zurück nach den Rheinfestungen zu verlegen, auch Anstalten zur Bespannung der drei Artillerie-Brigaden zu treffen, die in Westfalen und am

Rheine stehen. Als wir uns entfernten, blieben der General Witzleben und der Geheime Cabinetsrath Eichhorn bei dem Grafen Bernstorff zurück. Der erstere eröffnete dem Grafen, daß der König die Absicht habe, den Minister Humboldt nach Paris zu schicken. Graf Bernstorff war über diese Absicht höchst betroffen und erklärte sich sehr bestimmt dagegen. Der Zweck derselben sollte eine engere Verbindung mit dem Könige von Frankreich selbst und seiner kleinen Partei, eine genaue Beobachtung der dortigen Schritte und endlich eine beruhigende Erklärung über alle Maßregeln sein, die man unsererseits zu nehmen sich genöthigt sehe. Graf Bernstorff fand hauptsächlich in der Wahl des Mannes Schwierigkeiten und Nachtheile. Weder sein Charakter noch seine politischen Ansichten gäben die gehörige Bürgschaft und für den Minister Werther würde es ein sehr unangenehmes Verhältniß geben. General Witzleben bekämpfte diese Ansicht des Grafen Bernstorff, wobei es sich besonders um Humboldt's Persönlichkeit handelte. General Witzleben forderte den Geh. Cabinetsrath Eichhorn auf, seine Ansicht auszusprechen, der aber in diesem Augenblicke keine haben wollte und ihm antwortete, er kenne Humboldt zu wenig.

Am 10. Februar ging ich abends zu General Witzleben und übergab ihm den Entwurf zu einer besseren Organisation des Nachrichtenwesens. Ich sprach bei dieser Gelegenheit Vieles mit ihm durch und erfuhr, daß der König die Absicht habe, das 1. Armee-Corps zur Bewachung des Großherzogthums zurückzulassen, das 2. als eine Reserve, und mit den übrigen sieben am Rheine aufzutreten. Ich bekämpfte die Idee einer strategischen Reserve mit Erfolg, sah aber übrigens, daß General Witzleben weder Lust hatte, an seiner Stelle einen Anderen zum Mittelpunkte aller militärisch-politischen Berathungen zu machen noch sich zu sehr in die Karten sehen zu lassen.

Am 16. Februar waren wir beim Minister zu einer dritten Berathung versammelt. Es betraf diesmal das Durchschlagen der Polen. Der General Zieten hatte nämlich in dieser Beziehung Lärm geschlagen und verlangte, daß man ihm gestatte, sein ganzes 36,000 Mann starkes Armeecorps zu versammeln. Da mir das Referat zugetheilt war, so zeigte ich, daß wir im Großherzogthum Posen 26,000 Mann, in Schlesien wenigstens 12,000 Mann disponibel hatten, daß es mit diesen 38,000 Mann wohl gelingen müsse,

einer polnischen Armee den Uebergang über die Oder zu verwehren, ohne welchen sie doch durch unsere Staaten den Weg nicht nehmen konnte. Nach der uns mitgetheilten Uebersicht stand General Grolmann damals mit der 9. Division bei Lissa, General Röder mit der 10. bei Posen. Von einer namhaften Gränzpostirung wußten wir gar nichts, konnten sie auch bei dieser Stellung nicht voraussetzen. Um nun darzuthun, daß man im schlimmsten Falle nicht in Verlegenheit kommen konnte, der polnischen Armee den Oder-Uebergang durch das 5. Armeecorps zu verwehren, sagte ich: Wenn der General Grolmann nach Trachenberg, der General Röder an dessen Stelle nach Lissa marschirt und Zieten seine 12,000 M. bei Breslau vereinigt, so ist es unmöglich, daß die Polen an irgend einem Punkte über die Oder gehen, ohne alle drei auf dem Halse zu haben. Die Punkte von Lissa und Trachenberg wählte ich nur, weil es die Straße über Breslau nach Posen ist, Grolmann schon bei Lissa stand, und also vorausgesetzt werden mußte, daß die Verpflegung auf dieser Straße eingerichtet sei. Uebrigens war diese Anordnung nur dem Allarm des Generals Zieten entgegengestellt, der nicht mit Unrecht sagte: „Im schlimmsten Falle kann die polnische Armee von dem Augenblicke an, wo ich ihren Einmarsch erfahre, in drei Tagen bei Breslau sein." — Meine Ansicht wurde von sämmtlichen Herren genehmigt und jene Aufstellungen für den Moment beschlossen, wo die Polen sich nach einer Niederlage auf das linke Weichselufer zurückgezogen, die russische Hauptarmee aber diesen Fluß glücklich überschritten hatte.

Den 17. Februar wünschte General Krauseneck eine Unterredung mit mir zu haben. Er hatte Tages vorher beim Kronprinzen gegessen, der über die Absicht der Rüstung am Rhein im höchsten Grade allarmirt war und es für das sicherste Mittel hielt, uns in den Krieg hineinzustoßen. Er beschwor ihn, dagegen zu handeln. Krauseneck war wirklich noch denselben Abend zu Witzleben gefahren und hatte von diesem gehört, daß die Befehle noch nicht abgegangen wären. Er wünschte nun, daß der Feldmarschall auch einschritte. In der That war den Gründen, die man gegen eine Rüstung am Rhein haben konnte, ein wichtiger hinzugetreten, daß nehmlich seit einigen Tagen die bestimmte Ablehnung der belgischen Krone für

den Herzog von Nemours erfolgt war. Krauseneck hatte durch den Allarm des Kronprinzen das Gefühl bekommen, daß man in der Conferenz vom 5. Februar eine Unbesonnenheit begangen habe; er schob dies auf die Art, die Sache zu betreiben, auf den Mangel an Zusammenhang, welchem die Mitglieder dieser Berathungen stets unterworfen waren, war sehr angeregt von dem Gedanken, bei diesen Dingen eine verantwortliche Rolle übernommen zu haben. Sein Wunsch war nun, daß der Feldmarschall sich ein Herz fasse, gerade an den König zu schreiben und von der letzten Conferenz, deren Resultate einige Tage später als ganz unzweckmäßig erschienen seien, Veranlassung zu nehmen, dem Könige dringende Vorstellungen über die Gefahren zu machen, welche aus einer solchen Führung der Angelegenheiten entspringen müßten. Ich erwiederte dem General Krauseneck, daß der Feldmarschall sich zu einem solchen Briefe an den König nicht entschließen werde, daß ich aber ihn wohl bewegen würde, an Witzleben zu schreiben und zwar:

1) daß, nachdem die belgische Krone ausgeschlagen sei, es wohl besser sei, die Befehle an den Rhein nicht zu erlassen;

2) daß eine stehende Berathung derjenigen Männer, welchen Seine Majestät das Vertrauen schenken wollte, über die politisch-militärischen Maßregeln nothwendig sei, weil bei einzelnen immer nur auf eine besondere Veranlassung berufenen Conferenzen ein Mangel an Uebersicht, Zusammenhang und Einheit unvermeidlich sei, und daß

3) ein besseres Nachrichten-System höchst dringend sei, und

4) daß die Sendung von Humboldt sowohl bei den Franzosen als bei den deutschen Fürsten und auch bei Oesterreich einen nachtheiligen Eindruck machen würde.

Diesen letzten Punkt hatte ich sehr auf dem Herzen. Diese Sendung war offenbar ein Zeichen der Schwäche und Humboldt's Gemüthlosigkeit und gränzenlose Medisance würde unter seinen dortigen Freunden, die der Ministerial-Partei angehörten, wahrlich keine vortheilhafte Schilderung von den Personen und Dingen in Berlin machen.

Von Krauseneck ging ich zu Eichhorn, den ich auch zu sprechen gewünscht hatte. Dieser war nun wieder außer sich über die wahrscheinliche Zurücknahme der Befehle wegen der Rüstungen am Rhein. Ich beruhigte ihn jedoch bald wieder, indem ich ihm bewies, daß

die Sache von keinen so großen Folgen sei. Der Feldmarschall beschloß wirklich, an Witzleben zu schreiben; indessen machte er hauptsächlich nur den 1. und 4. Punkt zum Gegenstande seines Briefes und überging den 2. ganz. Ich übergab dem Feldmarschall ein Memoire von einigen Bogen über die Vorbereitungen zum Kriege, den Offensiv- und Defensivkrieg. Ich hatte in demselben nur die hauptsächlichsten Punkte berührt und gezeigt, daß man bei der Offensive Belgien zum Gegenstande machen müsse, daß man sich bei der Defensive bald in einer überlegenen Verfassung befinden würde, und daß, wenn man ein Corps als Reserve zurücklassen wolle, dies nur zulässig wäre, wenn es als Kern zur Bildung einer neuen Armee dienen solle.

Den 21. Februar besuchte General Witzleben den Feldmarschall des Morgens, um ihm sein Schreiben mündlich zu beantworten. Ich traf mich zufällig mit ihm dort. Diese Antwort war dann: daß der Befehl wegen der Rüstungen am Rhein zurückgehalten werden sollte; übrigens eine Rechtfertigung und Auseinandersetzung der Humboldt'schen Sendung. Der Hauptgegenstand derselben sollte sein, es beim französischen Gouvernement geltend zu machen, daß Preußen aus Rücksicht für die Lage der französischen Regierung sich aller Rüstungen enthalte, um nicht der zum Kriege und zum Umsturze der Ordnung hinneigenden Partei neue Waffen in die Hand zu geben; daß man dagegen auch von Frankreich erwarte, daß es die bedrohenden Maßregeln mit Versammlung seiner Truppen an unserer Gränze nicht fortsetzen werde. Ich machte dem General Witzleben einige Einwendungen gegen Humboldt's Sendung, besonders in Beziehung auf die süddeutschen Fürsten, die er indessen damit beantwortete, daß General Rühle an diese geschickt werden würde, um die Ursachen dieser Sendung auseinanderzusetzen. Ich konnte bald wahrnehmen, wie ich früher schon vermuthet hatte, daß es gerade Witzleben oder vielmehr Humboldt selbst gewesen war, welcher durch Witzleben die erste Idee dieser Gesandtschaft zur Sprache gebracht habe, und so war denn freilich nicht zu verlangen, daß er dieselbe Maßregel beim Könige rückgängig mache. — Den Minister Humboldt plagte die Eitelkeit, eine politische Rolle zu spielen, wie dies bei den Gelehrten zuweilen der Fall ist, wenn sie ihren Ruf in den Wissenschaften gewissermaßen

erschöpft haben. Er hatte schon bei seiner ersten Abreise nach Paris im Monat September beim Grafen Bernstorff kleine Versuche gemacht, politische Aufträge zu erhalten, und vielleicht hatte die ganze Reise diesen Hauptzweck. Damals ist es ihm zwar nicht gelungen, obgleich er die kleine Eitelkeit gehabt hat, hinterher zu verstehen zu geben, daß er nach Paris gesandt wäre. Vielleicht war er auch wirklich auf Witzleben's Anregung und mit des Königs Einstimmung hingegangen, aber man hatte damals nicht den Muth gehabt, Graf Bernstorff davon zu sprechen, daher war ihm denn auch kein politischer Auftrag geworden. Diese zweite Reise rührte also wohl um so sicherer von ihm selbst und Witzleben her und mußte als ein arger Mißgriff des Letzteren betrachtet werden. Eine Sendung gleich nach der Julirevolution wäre nicht unangemessen gewesen; sie hätte die französische Regierung überzeugt, daß sie von Preußen keine feindselige Gesinnung zu erwarten hatte, so lange sie nichts thue, was das Interesse Preußens verletze, und diese Beruhigung mußte ihr damals von großem Werthe sein, und uns war sie dadurch nützlich, daß sie die Regierung fester stellte und dem Dämon der Revolution Fesseln anlegte. Jetzt aber, nachdem Frankreich durch seine indirecte Einmischung in Belgien, durch die beständigen Machinationen gegen die Verbündeten, durch die immer stärkere Nachgiebigkeit gegen die kriegerisch gesinnte Partei, durch die fortgesetzten Kriegsrüstungen zu einer Zeit, wo sich Frankreich auf keine Weise mehr bedroht halten konnte, sich gegen alle europäischen Mächte, also auch gegen Preußen mehr als eines Unrechtes schuldig gemacht hatte, konnte ein solcher Schritt, eine solche unerwartete Freundlichkeit nur den Character der Besorgniß und Furcht haben, mithin unsere moralische Schwäche an den Tag legen. Diese Betrachtungen kamen zu spät und Bernstorff's Einwendungen anderer Art waren vergeblich gewesen. Humboldt reiste den 22. Februar von Berlin ab.

In Beziehung auf den Punkt der Nachrichten sagte mir General Witzleben, er würde das Sammeln derselben in meine Hand legen, mir alle früher eingegangenen zugehen und von Neuem Alles, was ferner einginge, sogleich an mich gelangen lassen. Der Feldmarschall gab dem General Witzleben bei dieser Gelegenheit das von mir verfaßte Memoire. Es waren also die Hauptsachen, die General

Krauseneck und ich als nothwendig erkannt hatten, verfehlt; indessen wurde doch zwischen General-Krauseneck und mir noch die Verabredung getroffen, diejenigen Dinge, welche hauptsächlich Noth thaten, zusammenzustellen und sie durch den Feldmarschall auf die eine oder die andere Weise zur Sprache zu bringen. Krauseneck dachte sich dabei immer noch ein Hervortreten des Feldmarschalls und meinte, es könne ihm dann nicht fehlen, sich zum Mittelpunkte aller politischen und militärischen Maßregeln zu machen. Ich war überzeugt, einmal, daß man den Feldmarschall zu einem solchen Hervortreten nicht bringen würde, weil es seiner bescheidenen Natur zu sehr entgegengesetzt wäre, zweitens, daß, wenn auch der Feldmarschall ein solcher Mann wäre, der, gestützt auf seine persönliche Wichtigkeit, kühn und heroisch hervorträte, der Zweck doch ganz verfehlt werden würde; weder der König noch General Witzleben fühlten sich durch die Zeiten so stark gedrängt, um sich einen solchen Vormund zu setzen. Indessen erbot ich mich doch, die oben erwähnte Zusammenstellung zu machen, weil es vor allen Dingen darauf ankäme, dem Feldmarschall das Gefühl zu geben von dem, was Noth thue und wie viel mit jedem Augenblicke versäumt würde.

In dieser Zeit gab ich dem Geh. Cabinetsrath Eichhorn auf sein Verlangen einen Zeitungsartikel, den ich bald nach meiner Ankunft in Berlin zur Berichtigung der Ansichten geschrieben und worin ich den Leutchen klar zu machen gesucht hatte, auf welche andere Weise als den Kosmopolitismus wir bei der polnischen, belgischen und anderen Fragen betheiligt wären, daß Deutschlands Unabhängigkeit in der größten Gefahr schwebe und daß es Zeit sei, an sich selbst zu denken. Die Allgemeine Zeitung, der ich diesen Artikel anonym zuschickte, hatte ihn nicht aufgenommen, weil sie seit den Julitagen in einem viel schlechteren Sinne als früher war und dem alten auf dem Bankerutt stehenden . . . . . . vermuthlich der Jakobinismus wieder in die Glieder gefahren war, der ihm seit seiner Jugend noch im Blute steckte. Eichhorn wollte diesem Artikel durch diplomatische Mitwirkung die Aufnahme verschaffen; es scheint aber nicht geschehen zu sein, denn er ist nicht erschienen.

Als ich den 28. Februar abends beim Major Radowitz auf einem Souper war, erhielt ich vom Feldmarschall eine briefliche Sendung.

Der General Röder hatte dem Könige einen Bericht über die nunmehr vom 5. Armeecorps eingenommene Stellung eingesandt, aus welchem auf den ersten Anblick der Dislocationsliste hervorging, daß er von 22 Bataillonen und 25 Schwadronen disponibler Truppen 9 Bataillone und 16 Schwadronen längs der Gränze von Thorn bis in die Gegend von Kempen 30 Meilen weit auseinandergezogen hatte. Da nun in diesem Augenblicke jeden Tag einer entscheidenden Schlacht entgegengesehen wurde, so war der General Witzleben gegen diese Aufstellung und ersuchte den Feldmarschall um sein Urtheil. Dieser schrieb mir dabei, daß man, wie man sich auch aufstellen möchte, im Cordon oder concentrirt, das Durchgehen kleiner Haufen nicht verwehren könne, daß aber eine concentrirte Aufstellung den Vorzug hätte, nicht zugleich einem Waffen-Mißerfolge ausgesetzt zu sein. Ich antwortete ihm, daß ich seine Meinung vollkommen theile. General Witzleben, der dem General Röder schon früher die Vereinigungspunkte Lissa und Trachenberg für den äußersten Fall genannt hatte, gegen welche das letzte Schreiben des Generals Röder aber protestirte, weil dadurch die Stadt Posen und die ganze Provinz bloßgestellt würde, beging nun den Fehler, dem Könige zu rathen, jene Vereinigung ohne Weiteres zu befehlen. Die inzwischen eingehenden Nachrichten der Schlacht vom 25. hatten ihn zu dieser Uebereilung veranlaßt; er sah die Polen schon auf flüchtigem Fuße an unsere Gränzen kommen. Bei diesem Erlasse hatte er aber weder den Feldmarschall noch mich weiter gefragt; ich würde gerathen haben, dem General Röder die Vereinigung der 10. Division bei Posen zu befehlen, den General Grolmann aber, den kein Mensch von uns anders als bei Lissa glaubte, dort zu lassen, mit dem Befehle, sich gleichfalls mehr zu vereinigen.

General Witzleben hatte mir unterdessen die früher von den französischen Gränzen eingegangenen Nachrichten wirklich übersandt, auch General Krauseneck ließ mir das Neueste zugehen; allein diese Nachrichten waren theils sehr alt, theils sehr allgemein und unbestimmt. Es sollten mir fortan die neueren immer zugehen.

Am 1. März aß ich beim Grafen Bernstorff und hatte nach Tische eine Unterredung mit ihm, in welcher ich ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen suchte, die uns daher entstehen müßte, daß

wir mit unserer Macht so viel weiter vom Kriegsschauplatze entfernt sind wie die Franzosen, wenn wir nicht in den Nachrichten oder in den diplomatischen Verhältnissen die Mittel fänden, die Gewißheit des Krieges wenigstens vier bis sechs Wochen vorherzuwissen. Eine solche Gewißheit ließe sich in diesem Falle nach seiner Meinung allerdings nicht verbürgen. In Folge dieser Unterredung sandte er mir am folgenden Tage eine Abschrift des letzten Briefes vom Hauptmann Clair. Da ich gerade denselben Mittag mit General Krauseneck beim Prinzen August aß, so fragte ich ihn, ob er Nachrichten aus Paris hätte. Er sagte Nein. Am folgenden Tage besuchte ich ihn, fragte abermals nach Nachrichten, er sagte wieder Nein. Ebensowenig erhielt ich etwas von Witzleben, von dem ich überhaupt in den vierzehn Tagen, daß er mir die Sammlung der Nachrichten übertragen hatte, außer der ersten Sendung nie wieder etwas erhalten habe. Da Graf Bernstorff nicht wünschte, daß ich von der mir gemachten Mittheilung den beiden Generalen gegenüber etwas erwähnte, so bin ich auch nicht im Stande gewesen, zu ermitteln, bei wem von beiden diese Clair'sche Meldung eingegangen ist, ob Krauseneck sie erhalten hat und aus einer Art Eigensinn und Verstimmung sie mir nicht hat geben wollen, oder Witzleben, wo sie in's Bodenlose der Registratur gefallen sein kann. Die Vorfall beweist, wie fahrlässig diese Sachen betrieben wurden.

Den 2. März war ich abermals im Bernstorff'schen Hause und benutzte dies, um zum Grafen hinzugehen, wo ich einige Stunden mit ihm allein war. Ich dankte ihm für die mir mitgetheilte Abschrift und führte nun wieder das Gespräch auf die Gefahr, daß wir unvorbereitet gefunden werden würden, wenn der Krieg ausbräche, daß ganz Europa darüber erstaunen würde, weil wir gerade in dem Punkte der Kriegsbereitschaft einen Ruf hätten, der die Leute zu ganz anderen Erwartungen berechtigte. Ich sagte ihm, daß, nachdem der König der Niederlande in Belgien, der Kaiser von Rußland in Polen, der Kaiser von Oesterreich in Italien überfallen worden wäre, wir den vierten Act liefern und die drei Vormauern unserer Rheinlande: Saarlouis, Luxemburg und Jülich eine nach der andern fallen sehen würden, während wir mit einer ungenügenden Macht les bras croisés dabei ständen.

Ich zog aus dieser Betrachtung den Schluß, daß nichts so wichtig sei, als die politisch-militärischen Maßregeln mit einem klaren und sicheren Blicke in jedem Augenblicke zu umfassen und daß mir gerade darin bei uns eine große Lücke zu sein schiene. Graf Bernstorff erwiederte darauf, daß er freilich nicht wisse, in wie weit in diesem Punkte das Nothwendige geschehen sei, daß aber, wenn es unterbliebe, wenigstens nicht der Mangel an Uebersicht der Verhältnisse daran Schuld sein könne, da General Witzleben sehr viel zu ihm komme und sich dabei über den politischen und diplomatischen Stand der Dinge in Paris und den anderen Hauptstädten fortwährend in genauester Kenntniß erhalte.

Ich hatte mich indessen wirklich mit Zusammenstellung derjenigen Dinge beschäftigt, die vor Allem in's Auge gefaßt oder auch gleich ausgeführt werden mußten, und darüber ein kleines Memoire geschrieben, welches ich dem General Krauseneck mittheilte. Dieser war damit ganz zufrieden, sagte aber, wenn der Feldmarschall nicht davon Veranlassung nähme, an den König zu schreiben, es nicht helfen könnte, da bloße Memoiren nur bei Seite gelegt würden. Ich wollte es auch dem Feldmarschall übergeben und sehen, in welcher Weise er die darin enthaltenen Dinge vielleicht geltend machen könnte, oder vielmehr ich wollte ihn nur mit allen den Besorgnissen erfüllen, die ich mit General Krauseneck in einem hohen Grade theilte, und ihm dann überlassen, ob und zu welchen Einschreitungen er sich dadurch veranlaßt fühlen würde. Allein die Ernennung nach Posen kam dazwischen und ich mußte sie dem General Witzleben selbst bringen mit folgendem Schreiben:

„Ich halte es für höchst wichtig, daß ein Centralpunkt für die eingehenden Nachrichten eingerichtet werde (am besten wird dies immer beim Generalstabe sein), damit man in kurzem zu einer vollständigen Uebersicht der französischen Streitkräfte in den östlichen Departements gelange. Ich bitte Ew. Hochwohlgeboren dringend, diesem Punkte Ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. Ich erlaube mir, Ihnen noch ein Memoire zu übersenden, was ich vor einigen Wochen geschrieben habe; es sind in demselben die Gegenstände enthalten, die ich gestern flüchtig berührte. Jetzt, wo nach Ihrer eigenen Ueberzeugung

auch die letzten Zweifel schwinden,*) darf der Zeitpunkt einer allgemeinen Mobilmachung nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wie die Umstände sind, vom heutigen Tage ab jede Woche, die wir früher mobil machen, uns eine Woche der höchsten Sorge und Verlegenheit auf dem Kriegstheater erspart, denn in vier bis sechs Wochen haben wir den Krieg, wenn in Frankreich nicht Umstände eintreten, auf die sich zu verlassen eine Thorheit wäre."

Am 6. März erhielt ich vom General Witzleben ein Schreiben des Generals Grolmann mitgetheilt, welches er durch Estafette erhalten hatte, und worin dieser General ihm sein höchstes Erstaunen über die befohlene Bewegung ausdrückte und ungefähr so viel sagte, als wenn die Leute in Berlin toll geworden wären. Er glaubt, daß durch diese Bewegung das Großherzogthum preisgegeben würde, und daß die Polen nicht ermangeln würden, diesen Fehler zu benutzen, um auf das schwachvertheidigte Posen zu fallen und einen argen Skandal zu erregen. Nachdem er sich auf einigen Seiten etwas ausgeras't hatte, schlägt er, um doch einigermaßen in die Idee der Rechts-Bewegung einzugehen, vor, den General Röder mit der 10. Division nach der Gegend von Schwerin und Gollmütz**), ihn aber nach Krotoschin gehen zu lassen. General Witzleben forderte mich auf, meine Meinung abzugeben; ich schrieb ihm zurück, daß die vom General Grolmann vorgeschlagene Stellung im Grunde von der vorgeschriebenen nur dadurch abweiche, daß sie drei Meilen weiter vor gelegen wäre, also unter den jetzigen Umständen füglich genommen werden könnte, daß übrigens der General Grolmann nicht wissen müßte, welche Fragen der Conferenz vom 16. Februar vorgelegt worden wären; übrigens wäre der Befehl zum Rechts-Abmarsch wahrscheinlich auf die Nachricht von der Einnahme Praga's gegeben, weil man erwartet hätte, daß sich die Sache nun schnell ändern würde; jetzt, da die Polen noch in Warschau, die Russen noch jenseit der Weichsel wären, würde diese Bewegung noch füglich aufgeschoben werden können. Der König gerieth durch diese Controverse in eine fühlbare Verlegenheit, und

* „Der General hatte nehmlich Tages vorher zu mir gesagt: der Finanzminister hat die Larve weggeworfen."

** Dorf im Kr. Birnbaum, Reg.-Bez. Posen.

ich war gar nicht zweifelhaft, wie er sich herausziehen würde; er sprach das Wort aus: „der Feldmarschall soll hingehen.“ Damit war denn auch meine eigene Bestimmung ausgesprochen.

Den 7. März abends, nachdem ich dem General Witzleben mein zweites Memoire übersandt hatte, setzte ich mich in den Wagen und fuhr nach Posen. Die schlechten Wege zwischen Schwerin und Kähme hinderten mich, die zweite Nacht durchzufahren und ich kam

Den 9. abends um fünf Uhr an.

Briefe von Clausewitz an seine Frau vom 10. März bis zum 21. September 1831.

Posen, 10. März 1831.

Wir sind glücklich hier eingetroffen; ich habe das Vergnügen, dem Feldmarschall und mir im Hôtel de Vienne eine idealische Wohnung verschafft zu haben. Der Feldmarschall ist ganz wohl und sehr munter; er ist bei allen seinen Besuchen so gesprächig und liebenswürdig, wie ich ihn lange nicht gesehen habe. Du kannst denken, daß die ersten Tage sehr besetzt sind, nicht sowohl mit Geschäften, die sich erst nach und nach einfinden werden, als mit hunderttausend Besuchs- und Einrichtungspflichten. Du wirst daher, wenn ich Dir heute wieder nur ein paar Zeilen schreibe, nicht glauben, daß es aus Mangel an Bedürfniß wäre, mich mit Dir zu unterhalten, vielmehr ist ja der einzige reine Seelengenuß in dieser Zeit für mich Dein Umgang. Mit Sehnsucht sehe ich Deinem Briefe entgegen, der aber leider erst diesen Abend um 10 Uhr hier ankommt und folglich nicht vor morgen früh in meinen Händen sein wird.

Die Weichsel steht und geht nicht, daher ist an keinen Uebergang der Russen jetzt zu denken; ich fürchte, ehe sie diesen zu Stande bringen, vergehen vierzehn Tage bis drei Wochen. Die Polen scheinen entschlossen, nach diesem Uebergange noch eine Entscheidung zu wagen; ich glaube indessen, daß, wenn sie den Uebergang selbst nicht verhindern können, ihnen die Lust zu einer zweiten Schlacht im freien Felde vergehen wird. Aber den Uebergang selbst halte

ich allerdings noch für einen kritischen Act. Ihren Rückzug scheinen die Polen später gegen den Süden nehmen zu wollen, und es ist, wenn sie dann noch an ein Durchschlagen denken, wahrscheinlich, daß sie die südöstlichste Spitze von Schlesien wählen, um nach Mähren und Böhmen zu gehen.

Wir haben hier einen furchtbaren Koth und Du kannst denken, daß dies bei dem Mangel eigener Equipage und der Passion des Feldmarschalls, zu Fuß zu gehen, eine rechte Last ist.

Posen, 12. März 1831.

Gerade wie ich Deinen lieben Brief erhielt, bekamen wir beunruhigende Nachrichten aus Warschau, wo Alles in vollem Jubel ist, weil Diebitsch sich zurückzieht. Ihr werdet vermuthlich auch durch diese Nachrichten erschreckt worden sein. Ich halte sie aber, nachdem ich sie gehörig durchgesehen, für polnischen Leichtsinn. Diebitsch scheint allerdings vor Praga ganz abgezogen zu sein; dies kann sich aber nur auf seinen Weichsel-Uebergang beziehen, oder er legt den Polen eine Falle, um sie noch einmal im freien Felde zu treffen, oder endlich, er will seinen Truppen, während die Weichsel im Kampfe mit dem Eise ist und das Uebergehen verbietet, etwas Ruhe geben.

Daß er, wie die Polen glauben, wegen eines Aufstandes in Volhynien und Podolien zurückgegangen sei, scheint mir Unsinn. Indessen hat dieses Verschwinden der Russen vor Praga immer etwas Beunruhigendes — nun wir müssen das Weitere abwarten und es nicht an Seelenstärke fehlen lassen, wenn wir auch Schlimmes erfahren. Der Himmel hat nun einmal dem heutigen Geschlechte alle diese schweren Prüfungen auferlegt; man thut das Seinige und wenn's dann nicht zum Besseren zu wenden ist, so sagt man: „Herr, Dein Wille geschehe!"

Auf Betrieb des Generals Röder ist der General Grolmann hierherberufen worden. Er hat denn doch mildere Saiten aufgezogen und nicht den Muth gehabt, mir zu sprechen, wie er Witzleben schreibt. Des Letzteren Uebereilung habe ich freilich nicht in Schutz nehmen können; indessen habe ich doch meine Ansicht gegen G. geltend zu machen gewußt. Wenn der General Röder geglaubt hat, den

General G. hierherkommen zu lassen, um dem Feldmarschall die Direction zu geben, so hat er sich in ihm und in mir sehr betrogen, und er wird sehen, daß der Feldmarschall es ist, welcher der Armee befiehlt und daß ich es bin und nicht der General G., mit dem er sich berathet.

Den ersten Abend haben wir beim General Röder zugebracht, in seinem Familienkreise, wo es ganz angenehm war; den zweiten Abend sowie den heutigen ist der Feldmarschall ganz allein in seinem Zimmer geblieben, sowie ich auf dem meinigen. Ich würde recht gern den Abend mit ihm sein, aber die Aufforderung müßte doch von ihm ausgehen. Uebrigens sagt mir August,*) daß er sowohl in Berlin wie in Erdmannsdorf, wenn Niemand Fremdes da ist, meistens den ganzen Abend auf seinem Zimmer bleibt; es muß ihm also wirklich nicht unangenehm sein; ohnehin würde ja ein sich täglich wiederholendes tête à tête zwischen uns beiden auch keine Zerstreuung für ihn sein. Da er übrigens am Tage doch mehr Geschäfte und Zerstreuungen hat, so geht der Abend über das ihm so angenehme Geschäft der Zeitungslectüre hin. Ich denke, er wird seinen Besuch bei General Röder von Zeit zu Zeit erneuern, da er dazu aufgefordert worden ist; Mittags hat er zehn bis zwölf Personen zu Tisch, meist die Offiziere seines Gefolges. Unser Geschäft ist noch immer nicht recht im Zuge, daher kann ich noch nicht urtheilen, wie sich's für mich machen wird, ob angenehm oder unangenehm. Mit dem Letzteren würde ich vorzüglich meinen, wenn der Feldmarschall nicht lebhaft genug darauf einginge, mich zu viel allein handeln ließe. Die Art, wie ich meine Zeit verlebe, ist nicht sehr genußreich, was Du daraus entnehmen kannst, daß ich im Bette zu meiner Zerstreuung die Zeitungen lese.

Anfangs hatte der Feldmarschall die Absicht, Fritz**) gleich kommen

* Der älteste Sohn des Feldmarschalls, geb. am 24. Mai 1798. Er gelangte als Major a. D. zum Besitze der Majoratsherrschaft Sommerschenburg und starb daselbst am 12. Mai 1857, worauf die Majoratsherrschaft auf den zweiten Sohn Hugo (geb. am 10. August 1804) überging.

** Gneisenau's Schwiegersohn und Clausewitz's Schwager, Graf Friedrich von Brühl, später Generallieutenant und Generaladjutant Friedrich Wilhelm's IV. Er war seit dem 19. Juni 1828 mit Gneisenau's Tochter Hedwig verheirathet, die als Witwe noch in Potsdam lebt. Im Jahre 1831 war er als Major dem 1. Cürassier-

zu lassen; er wollte ihn namentlich zu einer Sendung an den General Diebitsch bestimmen; er hat sich aber anders besonnen; er sagte: „der Zufall kann wollen, daß er dort ein Gefecht mitmachen muß und da könnte er mir todt geschossen werden; das wäre doch für eine Sache, die nicht die unmittelbare des Vaterlandes ist, zu viel.“ Dieser Meinung bin ich denn allerdings auch, finde auch, daß mit dieser Sendung viele andere Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten verbunden sind; daher habe ich nur einstimmen können und es ist ein anderer Stabsoffizier, der „distinguirte Pranghe“ geschickt worden. Wahrscheinlich dränge ich den Feldmarschall nicht, Fritz herzurufen, so angenehm mir sein Hiersein für den Feldmarschall und mich selbst wäre, weil ich doch weiß, daß es Fritz unangenehm sein würde, für eine Thätigkeit, die doch keine rechte ist, sich von der kleinen Frau und dem Commode-Jäckel zu trennen. Wenn Du ihm schreibst, so thue es in diesem Sinne; er mag sich aber doch nur darauf gefaßt machen.

Posen, 14. März 1831.

Ueber die Ursache, aus welcher sich die Russen vor Praga zurückgezogen haben, sind wir immer noch in Ungewißheit und können auch bis morgen Abend um 10 Uhr, wo die Post ankommt, nichts darüber erfahren. Leider sind die Nachrichten, welche wir durch Reisende haben und die nichts davon enthalten, alle einen halben Tag älter. Nichtsdestoweniger halte ich den polnischen Jubel immer mehr für polnischen Leichtsinn, da man seit zwei Tagen nichts

Regiment aggregirt und Director der 11. Divisionsschule. Gneisenau schrieb an Stein über die Verheirathung seiner Tochter (Berlin, 21. Juni 1828): „Zu gleicher Zeit beehre ich mich, E. E. ergebenst anzuzeigen, daß vorgestern die Hochzeitfeier meiner Tochter Hedwig stattgefunden hat; sie wurde nur unter Gegenwart der allernächsten Verwandten begangen, da eine gar nicht gefährliche, aber wohl beschwerliche Unpäßlichkeit mich hinderte, solche in einem größeren Styl zu feiern. Diese Verbindung ist ein für mich doppelt glückliches Ereigniß, einmal, weil mein neuer Schwiegersohn ein unterrichteter, heiterer und edler Mensch zugleich ist, und dann, weil die Gräfin Brühl und Frau von Clausewitz, beide geeignete Beurtheilerinnen weiblichen Verdienstes, sich so glücklich über diese Verbindung fühlen. Gott gebe seinen Segen dazu und möge uns Eltern möglicher Weise daraus entstehenden Kummer ersparen. E. E. guter Wünsche sind wir hiebei versichert.“ (Leben Stein's von Pertz, Bd. VI, 1. Hälfte, S. 599).

weiter gehört hat und ein eigentlicher Rückzug der Russen gewiß durch Estafetten berichtet worden wäre; daß die Russen oberhalb Warschau übergehen wollen, sagen auch unsere Nachrichten; ich glaube es aber nicht. An sich würde der Uebergang dort wohl leichter sein, allein er stimmt nicht zu der Lage der russischen Verbindungslinie. Eine eben angekommene Nachricht sagt, daß die Polen, wenn sie sich zurückziehen müssen, ihren Weg auf Krakau nehmen werden. Unserer Verhältnisse wegen wäre mir dies das Liebste.

Heute hat der Feldmarschall die ersten Truppen inspicirt. Das zu sehen, würde Dir gewiß eine große Freude gemacht haben. Ebenso würdest Du an dem Anblicke unseres Hauptquartiers einigen Spaß haben. Zwei, drei Geschäftszimmer mit vielen Karten, arbeitende Offiziere, Feldjäger und Ordonnanzen! Das nimmt sich doch nach etwas aus, oder, wie Frau von Bismarck sagt, „das lautet nach Ville." Grüße die Mutter und alle Freunde tausendmal!

Posen, 17. März 1831.

Was Fritz betrifft, so wußte ich die Umstände Deines Briefes schon durch einen, den August heute von ihm bekommen hat. Ich glaube nicht, daß der Feldmarschall ihn nachkommen läßt, da unsere Thäigkeit oder Nicht-Thätigkeit hier schwerlich noch über vier Wochen dauern dürfte, und für seine allgemeine Stellung, die er ja ohnehin nicht zu ändern wünscht, könnte diese Berufung auch zu nichts führen. Wenn der Feldmarschall später ein Commando am Rhein bekommt, so wird er ihn unfehlbar zu sich rufen, und da jetzt noch von gar keiner bestimmten Anzahl Adjutanten die Rede ist, so kann ihm jetzt keine Stelle verloren gehen, und ich gönne ihm sein Commode-Jäckel.

Graf B. (Bernstorff) wundert sich, daß die Russen nicht über Thorn gehen? Und Ihr Alle denkt dabei nur an den Umweg? Frag' doch Graf B., ob er es verantworten will, wenn wir den Russen die Thorner Brücke einräumen? Ein größeres Geschenk könnte man ihnen wahrlich nicht machen.

Der polnische Jubel über den Rückzug der Russen ist denn wirklich der kindischste Leichtsinn gewesen. Bei einer versuchten Verfolgung haben sie sich eine halbe Stunde vor Praga die Nasen blutig gestoßen. Die Polen, und deshalb auch wir, wissen so wenig wie Diebitsch, da

es noch ganz unbestimmt ist, ob er ober- oder unterhalb Warschau übergehen wird; ich glaube noch immer das Letztere. Es scheint, daß die Polen einen Versuch zum Unterhandeln haben machen wollen, denn einer der Miecielsky's ist als Parlamentair zweimal drüben gewesen, aber les Russes ont trop de morgue et nous trop de fermeté heißt es. Niemczewitz ist nach dem Krakauischen abgereist, wohin das Gouvernement verlegt werden wird, wenn die Russen über die Weichsel sind; wohlzuverstehen die Woywodschaft, nicht die Republik Krakau.

Wir haben gestern Prinzeß*) ihre Wohnung besehen. Unter uns gesagt, ich habe sie mir hübscher gedacht, denn die Zimmer und Säle haben durch das schwere und niedrige Gewölbe etwas sehr Gedrücktes und die Einrichtung und Verzierung ist nicht mit Glück und Geschmack gemacht. Doch that bei dem Eindrucke, den sie mir machten, freilich auch viel, daß sie öde, halb ausgeräumt und unbewohnt aussehen. Aber verrathe davon um des Himmels willen nichts, sondern rühme nur lebhaft den Eindruck, den sie, besonders aber die Terrasse, der Garten, die Aussicht mir gemacht hätten. Dies ist wirklich Alles sehr hübsch, und muß es im Sommer, wo Alles grün ist, noch mehr sein. Auch den Gartensaal unten finde ich sehr angenehm und pikant. Der alte Baptist mit 82 Jahren geht so gerade und sieht aus, als wenn er 32 wäre. Ich glaube, in dem ganzen revolutionirten und revolutionären Frankreich gibt es kaum noch einen Franzosen, der so den Charakter der alten Zeit an sich trägt: un mélange de politesse, de sentiment, de respect, d'attachement in den schönsten Redeformen aus der Zeit Ludwig's XIV. Dabei fällt mir ein etwas gemeiner, aber treffender Witz von Raumer ein, der Dir vielleicht entgangen ist; er hört Lamartine ein Gedicht hersagen und meint, es wäre gewesen, als wenn er einen obligaten Hammel in der Tasche gehabt hätte. Wenn man an die vielen mais und darauf assonirenden Töne der französischen Sprache denkt und wie sie sich darin gefallen, so ist nichts wahrer als jenes Gleichniß.

Gewöhnlich sind wir des Abends zu Hause, der Feldmarschall auf seinem, ich auf meinem Zimmer. Da ich mittags mit ihm esse

* Die Gemahlin des Fürsten Anton Radziwill, geb. Prinzessin Louise von Preußen, Schwester der Prinzen Louis Ferdinand und August.

und ihn außerdem wohl zwanzigmal im Laufe des Tages auf einen Augenblick spreche, so hat diese Trennung an sich wenigstens keinen Charakter von Unfreundlichkeit, und ich glaube nicht, daß der Feldmarschall es anders haben mag. Auch mir ist diese Einsamkeit in so weit traurig und schmerzlich, als ich Dich, geliebtes Weib, vermisse; denn übrigens finde ich mich ganz gut darin. Vorgestern war ich mit dem Feldmarschall einmal wieder abends bei General Röder. Da Niemand da war, selbst nicht die Tochter des Hauses, Frau von Mutius, und ein paar Adjutanten ungefähr so gesprächig wie der doyen unter ihnen, unser Wilhelmchen,*) so ging trotz der ungemeinen Liebenswürdigkeit des Feldmarschalls der Abend doch nicht sonderlich.

Mit des Feldmarschalls Befinden bin ich sehr zufrieden. Er scheint an Müdigkeit gar nicht zu leiden, auch hat er hier nie überheizte Zimmer. Nach und nach hoffe ich auch, daß er mehr mit eigener Thätigkeit in sein Geschäft hineingeht; er hat mich bis jetzt noch gar zu viel allein handeln lassen, und die Folge davon ist, daß die Sachen nicht in sein eigenes Blut übergehen, er sie sogar wieder vergißt und dann auf einen ganz anderen Punkt hin will, als er selbst früher genehmigt und unterzeichnet hat; das ist dann freilich schlimm, allein ich habe immer die Hoffnung gehabt, daß es im Augenblicke des eigentlichen Handelns und überhaupt nach und nach besser werde, und diese Hoffnung sehe ich jetzt schon in Erfüllung gehen. Handelt er ganz nach eigener Ueberzeugung, so ist mir für nichts bange. — Uebrigens ist unsere Aufgabe eine solche, die sehr viel schwieriger ist als eine gewöhnliche kriegerische, eine Aufgabe, die eigentlich noch nie dagewesen ist. — Das Hauptübel ist, daß wir die taktischen Mittel der Benachrichtigung, Patrouillen, Recognoscirungen u. s. w. nicht haben, weil wir nicht über die Gränze dürfen; es fehlt uns also das eigentliche Auge des Feldherrn. Hat man im Kriege seinen Gegner einmal im Auge, so verläßt man ihn nicht wieder und er kann einem höchstens einmal einen Marsch abgewinnen; hier aber handelt der Feind hinter einer Gardine und kann uns zwei bis drei Märsche abgewinnen; denn die Nachrichten durch Spione sind hier höchst unbestimmt und unzuverlässig. Ein

* Graf Wilhelm v. Brühl, damals Adjutant beim Generalcommando in Posen, gestorben 1867 als Generallieutenant a. D. (S. über ihn Bd. I, S. 177, Anm. 43.

großer Vortheil für uns ist die Oder; dieser Fluß macht aber die ganze Aufgabe auch allein thunlich. — Beunruhige Dich nicht ohne Noth über die polnische Sache; sie steht besser, wie Du denkst. Man scheint jetzt schon wieder mit dem neuen Generalissimus nur halb zufrieden. Der Reichstag und die Armee sind nicht ganz eine Seele. Daß Szembeck seinen Abschied genommen hat, beweist, daß die Sachen dort nicht aus vollem Holze geschnitten werden.

Wilhelm, der hier ist, grüßt Dich herzlich.

Posen, 18. März 1831.

.... Unter Anderem wollte ich Dir sagen, daß ich nicht zweifle, der Aufsatz in der Staatszeitung, mit — ſ — unterzeichnet, ist wieder von Willisen, wenigstens schien es mir ganz seine Feder. Ich bin auch verwundert gewesen, daß man ihn aufgenommen hat. Wenn wir dergleichen oft drucken lassen, so können die Franzosen nicht bezweifeln, daß es hier unter der Asche glimmt. Mit meinem Auffsatze muß Eichhorn wohl bei der Allgemeinen Zeitung nicht durchgedrungen sein — er hätte bei dem jetzigen Stande der Dinge wieder sehr gepaßt.

Heute ist hier der Fürst Czartoryiski, Wanda's Verehrer, durchgegangen; er war beim Feldmarschall, ich habe mich aber absichtlich entfernt, als er hereintrat und daher nichts als seinen Anblick gehabt. So garstig hatte ich ihn mir doch nicht gedacht; ich bewundere Wanda's Solidität.

Wir haben hier gar nichts Neues; die Nachrichten von beiden Armeen sind höchst allgemein und unbestimmt. Es scheint ziemlich sicher, daß Diebitsch die seinige in Quartiere verlegt hat, um den praktikableren Wasserstand der Weichsel abzuwarten. Vor vier Wochen wird die Sache in Polen schwerlich beendigt sein. In Frankreich wird durch die jetzigen Umstände wenigstens Zeit gewonnen. Vor der neuen Kammer wird schwerlich ein Krieg ausbrechen; das sind wenigstens noch sechs bis acht Wochen hin; bis dahin wird bei uns wohl auch noch Manches in sein Schick kommen.

Den 19. Heute haben wir Nachricht von unserem Brandt aus Lyk gehabt. Er hat bis Lyk in Ostpreußen hinaufgehen müssen und dort erfahren, daß Diebitsch sein Hauptquartier in Brok am

Bug gewesen war, den 17. aber nach Kaluszyn auf dem Wege von Warschau nach Brzesc-Litewski, etwa acht Meilen von Warschau, verlegt werden sollte. Er hat also mit der ganzen Armee eine merklich rückgängige Bewegung, nehmlich von zwei bis drei Märschen gemacht. Man kann sich's wohl erklären; da er doch nicht über die Weichsel kommen kann, und da wo er stand und wo man sich so anhaltend geschlagen hatte, vermuthlich weder Lebensmittel noch Dörfer zum Unterkommen fand, so ist er lieber etwas zurückgegangen. Kaluszyn ist schon wieder einen Marsch näher an Warschau als Brok. Das Wetter ist hier fürchterlich schlecht, denn Schnee nnd Regen wechseln unaufhörlich mit einander ab. Das wird die Russen auch abhalten, ihre Unternehmungen so bald wieder anzufangen, wie sie es sonst vielleicht gethan hätten. Die russischen Garden werden mit ihrer Spitze den 17. in Raygrod (in der Nähe von Lyk) angekommmen sein; die will Diebitsch vermuthlich noch abwarten.

Im Westen sieht es mit einem Male sehr kriegerisch aus. Im Journal des Débats steht die Unterhaltung Metternich's mit Maison über Italien, und Maison räth dem Gouvernement nach diesen Aeußerungen des österreichischen Ministers, nur gleich mit einer Armee in Piemont einzurücken. So schnell wird's nun wohl nicht gehen, denn in jener Gegend haben die Franzosen vermuthlich die wenigsten Truppen. Ich denke, diese Umstände werden uns zur Mobilmachung bestimmen, denn die Franzosen rücken gewiß nicht in Italien ein, ohne es zugleich in Belgien zu thun. Hätten sich nur die Oesterreicher in Italien besser in Bereitschaft für solche Dinge gehalten, und dann ohne viel Redens zugegriffen; ich bin fest überzeugt, daß die Thatsache in Frankreich weniger Widerspruch und Aufregung hervorgerufen hätte wie die Discussion darüber. Jetzt kann es ihnen wahrhaftig geschehen, daß sie in einem Jahre aus Italien expulsirt sind. Welchen Trost gibt es für uns bei allen diesen Dingen? Daß wir uns recht herzlich lieb haben. Ich bin ja unaussprechlich gesegnet gewesen, in der Welt so ein Weib gefunden zu haben, wie Du, süßer, lieber Engel, bist. An diesem Gedanken erquicke ich mich. Soll übrigens Alles in der Thorheit unserer Zeit zu Grunde gehen, so muß es wohl eine Fügung Gottes sein, und mir wird es dann genug sein, wenn ich mir sagen kann, den Muth in keinem Augenblicke verloren zu haben.

Posen, 21. März 1831.

Der Feldmarschall war vorgestern etwas unwohl; er hatte vom 18. zum 19. urplötzlich eine so heftige Diarrhöe bekommen, daß er zwölfmal hatte aufstehen müssen. Das Uebel ist aber von selbst eben so schnell wieder verschwunden und er war gestern ganz wohl. Seine Stimmung ist recht gut und er sieht namentlich in Bezug auf die westlichen Angelegenheiten nichts weniger als schwarz, glaubt vielmehr, daß, wenn die Mächte das Ihrige thun, es nicht schwer werden wird, noch einmal nach Paris zu kommen. Ich suche ihn in dieser Ansicht zu erhalten, denn wenn er im Westen commandiren soll, so ist nichts so viel werth, als Muth und Hoffnung zu diesem Commando mitzubringen.

Unsere Lebensweise ist sehr einfach. Am Tage verkehren wir durch die Geschäfte viel mit einander. Mittags essen wir zu zwölf bis vierzehn Personen zusammen, meistens von seinem Gefolge, außerdem ein paar Gäste von der hiesigen Garnison. Ich suche dabei das Gespräch in einer gewissen Lebhaftigkeit zu erhalten, damit es nicht gar zu trübe und gedrückt aussieht, und das gelingt mir auch ziemlich. Abends ist der Feldmarschall immer allein, liest und legt sich um zehn Uhr schlafen. Gestern Abend war ich eine Stunde bei ihm, weil ich wissen wollte, ob er sich nicht wieder unwohl fühlte. Er war aber ganz munter. Ich bringe das Gespräch oft auf den bevorstehenden Feldzug am Rhein und suche darüber in ihm Ideen zu wecken, damit er mit dem Gegenstande schon etwas vertraut werde und die Sachen dann mehr von ihm selbst als von mir oder Anderen ausgehen.

Leider sehe ich den Himmel im Westen sich nicht aufheitern. Die französische Regierung zieht die 80,000 Ausgehobenen jetzt wirklich ein und ein in St. Denys stehendes Regiment bricht schleunigst nach der piemontesischen Gränze auf; das läßt kaum noch an dem Kriege in Italien zweifeln.

Wir haben Nachrichten von Canitz. Diebitsch sein Hauptquartier war in Sienin, etwa sechs Meilen von Warschau, südlich der Straße nach Brzesc-Litewski. Er wartet auf die Oeffnung des Flusses, um überzugehen. Die Briefe haben einen ganz beruhigenden Charakter.

Posen, 24. März 1831.

Die Dinge in Polen gehen allerdings nicht brillant und Diebitsch hat seit der Schlacht*) zwei Fehler gemacht, nämlich nicht gleich den Brückenkopf genommen und die Brücke zerstört zu haben, und die Polen zwischen dem Bug und unserer Gränze nicht vollkommen unterworfen und ihre Truppen ganz über die Weichsel getrieben zu haben, wie Gröben ganz richtig bemerkt hat; besonders begreift man nicht, warum die nachrückenden Garden nicht wenigstens dazu benutzt worden. Uebrigens aber muß man, um ein ganz gesundes Urtheil zu behalten, sich hüten, die Dinge genau nach einer vorgefaßten Meinung zu messen, die man sich im Zimmer gemacht hat. Die Natur des Landes und die schlechte Jahreszeit haben allerdings dem General Diebisch Schwierigkeiten entgegengestellt, welche sein, wie es uns schien, langsames Vorrücken bis zur Schlacht hinreichend erklären. Als Bonaparte in Rußland einbrach, hat er auf dem kurzen Wege von der Gränze bis an den Dnjeper zwei Aufenthalte gemacht, einen von zehn Tagen bei Wilna und einen von vierzehn Tagen bei Witepsk. Dies ist damals nicht beachtet worden, beweist aber, daß auch der Kühnste in seinen Schritten aufgehalten werden kann durch Umstände, die dem Zeitungsleser ganz unbekannt bleiben. Uebrigens geht aus einer Depesche Schöler's hervor, die uns hier auszugsweise mitgetheilt worden ist, daß bei den durch den Michael Miezielski angeknüpften Unterhandlungen Diebitsch nicht einen Zollbreit aufgegeben hat; auch sagen die Polen: les Russes ont trop de morgue et nous trop de fermeté. Diese morgue ist mir übrigens ein großer Trost, denn sie beweist, daß Diebitsch in keiner Beziehung sich in einer sehr schwierigen Lage zu befinden glaubt; auch sind die Briefe von Canitz in dieser Farbe, die Polen aber, nämlich die Verständigen, sprechen zwar viel von ihren Entschlüssen, ihrer Hingebung und Festigkeit, aber nicht viel von ihren Hoffnungen. Diejenigen, welche sie beim Ausbruche der Revolution gefaßt hatten, nennen sie selbst des illusions.

In diesem Augenblicke begreife ich kaum, wie Diebitsch seine Unternehmungen anfangen könnte, da die Wege und Felder so tief

* Bei Grochow am 24. und 25. Februar 1831.

sind, daß es unmöglich ist, das Fuhrwesen in Bewegung zu setzen. Vor den Unternehmungen des Generals Dwernicki in Volhynien brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Die Russen haben Truppen von hinten her nach Volhynien gezogen.

Mit unseren Geschäften geht es ganz gut. Der Feldmarschall geht immer mehr darin ein und in Berlin ist man mit uns zufrieden, sowohl mit des Feldmarschalls Bericht und Ansicht als auch insbesondere mit dem freundlichen Verhältnisse zum General Röder, dessen dieser sich gegen den General Witzleben ganz vorzüglich gerühmt hat.

In Rücksicht meiner Lebensweise bin ich nicht so sehr zu bedauern, wie Du glaubst, liebe Marie! Es ist nicht aus Mangel an Gesellschaft, daß ich meine Abende allein zu Hause zubringe, sondern aus Geschmack. Frau von Diest und ihre Schwester Fräulein Gerlach*) (keine Töchter der Meusebach'schen Gerlach's) sind sehr angenehme Frauen, wo ich abends oft hingehen könnte; auch in's Röder'sche Haus könnte und sollte ich wohl öfters gehen, denn sie sind sehr freundlich gegen mich und mit ihm sind wir in dem besten Verhältnisse, auch finde ich Frau von Mutius, zwar nicht von einer eminenten Offenheit und Ehrlichkeit, worin Prinzeß Louise Recht hat, aber doch angenehm; endlich könnte ich zu meinem hiesigen Steindorff, dem Major Jähnichen**), des Abends zuweilen hingehen, denn er hat eine ganz artige Frau und zwei nicht üble Töchter; aber ich gestehe Dir, daß ich froh bin, wenn ich mir sagen kann, es ist keiner dieser Besuche durchaus nöthig und ich kann zu Hause bleiben. Da ich täglich ausreite, so bin ich des Abends ziemlich müde und gehe, wenn ich mich bis zehn Uhr nützlich oder angenehm beschäftigt habe (z. B. wenn ich Dir schreibe) ganz gern zu Bette. Für meine Schlaflectüre hat der gute Storch gesorgt durch Barthold's „Römerzug Heinrich's von Lützelburg", ein in Haupt- und Nebenideen etwas überladenes, aber geistreiches Buch.

* Frau v. Diest war eine geborene v. Gerhardt. Ihre hier genannte Schwester, Fräulein Caroline v. Gerhardt, starb unverheirathet in Merseburg am 16. März 1873.

** Oberstlieutenant v. Steindorff war Brigadier der 6. Artillerie-Brigade (Breslau) und Major Jähnichen Brigadier der 5. Artillerie-Brigade (Posen).

Sehr viel Vergnügen hast Du mir mit der Abschrift des Schleiermacher'schen Aufsatzes gemacht. Er wird ihn beim Könige rehabilitiren und ist eine ganz andere Widerlegung der Artikel im M. d. Ch. (Messager des Chambres) als der Aufsatz von W. (Willisen?) und jeder andere, den man einrücken ließ. Ich habe ihn hier rechts und links mitgetheilt, wo er mit größtem Interesse gelesen worden ist.

Grüße an die Mutter, Prinzeß Louise, Bernstorffs u. s. w.

Posen, 31. März 1831.

Ich danke Dir für die aus der Schwerin*) ihrem Briefe abgeschriebene Stelle, die in Beziehung auf die allgemeinen Weltverhältnisse wirklich sehr schön gefaßt ist. An diese neue Aera, welche sie darin bezeichnet, glaube ich übrigens nicht; eine neue Aera hat mit der französischen Revolution allerdings angefangen; ich glaube aber nicht, daß sich in der Geschichte das Jahr 1831 wie ein so bestimmter zweiter Abschnitt darstellen wird. Verwirrung und Krisen wird es freilich noch genug geben, und Du weißt, daß ich die Ueberzeugung habe, das Ende davon nicht zu erleben. An den Krieg mit Frankreich muß ich leider immer noch glauben; denn alle Gesinnungen eines Ministeriums sind nichts gegen die Gewalt der Umstände. Aber ich habe Unrecht, leider zu sagen; zwar wünsche ich den Krieg weder für mich noch für das Vaterland und möchte ihn uns beiden gern ersparen; allein Du weißt, daß ich ihn schon seit einiger Zeit für den Zustand von ganz Europa als eine durchaus nothwendige Krise angesehen habe, ohne welche an keine Heilung zu denken ist. Indessen lasse ich mir den Aufschub gern gefallen, welchen die immer neu versuchten Wege des Friedens uns verschaffen; denn die Parteien bilden sich in Frankreich unterdessen stärker aus, in Polen wird das Ende des Vorspiels herbeikommen, Oesterreich und England und der deutsche Bund rüsten sich, und auch wir schreiten, trotz unserer Unentschlossenheit und Aengstlichkeit, immer ein wenig mehr vor.

Das Blatt mit dem Auszuge aus dem Briefe der Schwerin habe ich dem Feldmarschall mitgetheilt und er hat es mir mit der

* Gräfin Sophie v. Schwerin, Witwe des Grafen v. Schwerin, der 1815 vor Paris blieb (S. oben S. 148).

ihm in solchen Fällen eigenthümlichen Beschönung zurückgegeben, stimmt aber, was die allgemeinen Verhältnisse betrifft, sehr und mehr als ich mit ihr ein. Der Feldmarschall ist sehr wohl; obgleich er nicht mehr die eigentliche Fröhlichkeit und scherzhafte Laune hat, wie wir sie an ihm aus früherer Zeit kennen, so ist er doch nie verstimmt, sondern von einer sich immer gleichen, sanften und ruhigen Stimmung. Seine Theilnahme und eigene Thätigkeit an seinem Geschäfte nimmt immer zu, so daß ich darüber ganz außer Sorge bin, was mir viel wichtiger ist, wenn ich an unsere künftigen Verhältnisse am Rhein, als wenn ich an die jetzigen denke. Vor einigen Tagen hat er die Königliche Bestimmung erhalten, daß ihm während der Dauer seines jetzigen Commando's der Etat des für den Feldherrnposten in dem Mobilmachungsetat festgestellten Gehaltes von 12,000 Thaler und 12,000 Thaler Zulage gewährt werden solle. Da er dies vom 1. März ab erhält und doch wohl bis zum 1. Mai behalten wird, so macht das 6000 Thaler, wobei er denn trotz der beträchtlichen Ausgaben, die er hier hat, noch immer einige Tausend Thaler erübrigen wird.

Ich leide an einer mit heftigem Husten verbundenen Verkältung und habe mich ärztlicher Hülfe bedienen müssen.

Den Sonntag reisen wir nach Breslau ab, wo wir Montag, den 4. ankommen, den 5., 6. und 7. bleiben, um die dortigen Truppen zu sehen; den 11. treffen wir wieder hier ein, nachdem wir uns ein paar Tage in ganz kleinen Nestern herumgetrieben haben.

Posen, 1. April 1831.

Gestern haben wir die traurige Meldung erhalten, daß der General Grolmann sich bei einem Sturze mit dem Pferde das linke Schlüsselbein und das Schulterblatt nahe an dem Gelenke gebrochen hat. Für unsere Thätigkeit hier, wenn sie nöthig wird, ist also seine Mitwirkung verloren, was freilich schon schlimm genug ist; wichtiger aber ist es doch, daß er uns für den Krieg im Westen nicht entzogen werde; bis dahin hoffe ich indessen wird er ganz wiederhergestellt sein.

Mit meinem Husten geht es sehr viel besser und ich brauche die Reise nicht zu fürchten.

Der Unwille oder die Kälte des Feldmarschalls Diebitsch gegen mich scheint doch keine andere Ursache zu haben als meinen Austritt aus dem russischen Dienste; denn er macht es gerade ebenso mit dem General Diest, der im Kriege lange bei ihm gewesen ist und dem er auf einen Brief eben so wenig geantwortet hat wie mir, den er auch nie grüßen läßt. Dagegen hat mich Freund Neidhardt freundlich grüßen lassen.

Wir sind jetzt täglich in Erwartung von Nachrichten; das Wetter ist seit ungefähr acht Tagen trocken, daher müssen Weichsel und Wege nun bald den Operationen keine Hindernisse mehr entgegenstellen. Ehe der wirkliche Uebergang erfolgt, dürften doch wohl noch acht Tage hingehen. — Die herzlichsten Grüße an die Mutter.

Posen, 6. April 1831.

Unaussprechlich jammerst Du mich, wenn ich schlechte Nachrichten aus Polen bekomme; denn ich denke immer gleich, wie sie Dich betrüben und erschüttern werden. Die gestrigen aus Warschau waren immer noch sehr schlecht und die Kanonade bei Plock, die man in Thorn so deutlich und bestimmt gehört zu haben glaubte, scheint eine Täuschung gewesen zu sein; denn es ist seitdem kein Wort darüber eingegangen. Ob nun gleich dieser Schlag, den die Polen am 31. und am 1. auf Geismar und Rosen gethan haben, ein sehr glänzender ist, so ist doch das Ganze in diesem Augenblicke noch eine unbeendigte Krise, die erst durch die Entscheidung, welche die russische Hauptarmee geben wird, als beendigt zu betrachten ist. Je größer eine Krise ist, um so größer pflegt auch der Erfolg bei ihrer Lösung zu sein. Ist die Entscheidung den Russen günstig und wird sie so benutzt, wie die Umstände es an die Hand geben, so kann gerade dieses Unternehmen der Polen ihr Schwanengesang sein und dann wird das Ganze schneller beendigt sein, als wir sonst hoffen durften. Ich will mich in diese Betrachtungen nicht weiter verlieren, da wir, ehe ich diesen Brief schließe, wahrscheinlich schon historisch mehr wissen als jetzt durch die Conjectur herauszubringen ist. — Daß des Feldmarschalls Vorschläge über eine schnelle Theilnahme von unserer Seite vom Könige angenommen werden sollten, glaube ich selbst dann nicht, wenn der Krieg mit Frankreich so gut als ent-

schieden wäre, und es ist nur das heiße Verlangen, den vor unseren Augen im Schiffbruche begriffenen Genossen zu Hülfe zu eilen, was mich einen Augenblick an die Möglichkeit eines solchen Entschlusses hat glauben lassen.

Daß Prinzeß Louise so ernstlich krank ist, macht mir auch großen Kummer. Sie ist von einem so vortrefflichen Charakter und gegen uns beide immer so gleich freundlich gesinnt, daß mich ihr Verlust tief erschüttern würde. Ich erwarte in diesem Punkt Deinen nächsten Brief mit doppelter Ungeduld.

Mit meiner Gesundheit geht es besser. Ich würde viel schneller hergestellt sein, wenn nicht die schlechten Nachrichten durch den Nervenreiz, den sie nothwendig ausüben müssen, mich immer wieder zurückbrächten. Wir befinden uns in dieser Rücksicht gerade in der schlimmsten Lage, in der man sein kann. Wir sind nicht bloße Zuschauer wie Ihr, die bloß ihren Antheil an dem allgemeinen Schmerze zu tragen haben, sondern wir sind auf eine entfernte Art in die Handlung verflochten und die Dinge gehen uns fünfzigmal durch den Kopf und die Feder; wir sind aber nicht in dem Maße handelnd, daß das Interesse für unser eigenes Wirken den allgemeinen Antheil weit überflügelte, wodurch man, wie mich meine lange Erfahrung lehrt, die härtesten Schläge viel leichter trägt. Mir wird tausendmal besser sein, wenn wir uns nur erst mit einem der beiden Gegner, sei es Polack oder Franzos, bei den Ohren hätten.

Ich habe Dir erzählt, daß W. (Witzleben) dem Feldmarschall in Betreff seines Sohnes einige Entschuldigungen gemacht und ihn auf die Auflösung des hiesigen Verhältnisses vertröstet hat. Ich habe diese Gelegenheit benutzt, um an W. (Witzleben) zu schreiben und ihm zu sagen, daß es den Feldmarschall allerdings sehr geschmerzt hätte, daß ihm am 31. nicht diese Freundlichkeit erwiesen worden wäre, worauf er in seiner jetzigen Stellung doch wohl hätte hoffen dürfen; daß ihn aber sein Brief beruhigt hätte. Ich meine, er soll dadurch fester an sein Versprechen gebunden werden. Bei dieser Gelegenheit habe ich denn nicht lassen können, auch meiner eigenen Verhältnisse zu gedenken, nicht um zu betteln, sondern um zu zeigen, daß ich wohl meine Beförderung hätte erwarten können. Ich habe ihm gesagt, daß ich es unter anderen Verhältnissen nicht anders

erwartet haben würde, als daß der König das Avancement bei mir stehen lassen würde, daß ich aber gehofft hätte, durch meine Bereitwilligkeit und meinen Eifer, mich in eine ganz neue, schwierige Laufbahn zu werfen, bei Gelegenheit eine kleine Berücksichtigung verdient zu haben. Ich sähe indessen wohl, daß mir das nicht gelänge; ich legte für meine Person keinen großen Werth darauf, weil in dieser schweren Zeit alle Wünsche und Gemüthskräfte für größere Dinge in Anspruch genommen würden; es würde mir in meiner Stellung als Chef des Generalstabes einige Consideration gegeben haben, nicht sowohl durch den höheren Rang, als durch das in der Beförderung liegende Anerkenntniß des Königs. Aus den Mobilmachungs-Etats hätte ich entnommen, daß die Stelle eines Chefs des Generalstabes für eine Armee von drei Corps und mehr, nur ein Oberst und höchstens Generalmajor sein sollte. Dies schiene zu beweisen, wie wenig Wichtigkeit man, aller Kriegsgeschichte der neueren Zeit und besonders unserem eigenen und allen Beispielen anderer Armeen zum Trotz, auf diese Stelle lege; dies wäre es eigentlich, was mir über diesen Punkt die Feder in die Hand gegeben habe; ich bäte ihn um der Sache willen, diesen wahrscheinlich in Monbijou entstandenen Fehler zu beseitigen. Uebrigens möchte er diese Zeilen weder für eine Beschwerde noch für einen Vorwurf gegen ihn nehmen; die erstere würde ganz unnütz sein und ich liebte mehr, stolz zu schweigen als mich zu beklagen; und die letztere wäre eine Ungerechtigkeit, denn ich wüßte recht gut, wer die Ursache sei.

Die heutigen Nachrichten sind nicht ganz ungünstig. Diebitsch war im Begriff, bei Pulawy über die Weichsel zu gehen, als der Schlag gegen die Generale Geismar und Rosen erfolgte. Am 5. April hatte der polnische Feldherr sein Hauptquartier da, wo Diebitsch gewesen war; und an diesem war noch nichts geschehen.

Posen, 8. April 1831.

Wichtiges ist nichts eingegangen, doch sagen gestrige Warschauer Briefe, daß am 5. die Arrieregarde von Diebitsch wieder in Sienin stand, wo früher sein Hauptquartier war, und daß Skrzynecki also etwas zurückgegangen war. Mit jedem Augenblicke sehen wir entscheidenden Nachrichten entgegen.

Posen, 16. April 1831.

Ich muß Dir, liebe Marie, von unseren gestrigen Festlichkeiten noch etwas erzählen. Nach dem Gottesdienste folgte ein gewaltiges Diner von 4—500 Couverts in der Wohnung des Fürsten. Die erste Gesundheit wurde von dem Feldmarschall ausgebracht und war die des Königs mit einem dreimaligen sehr lebhaften Hurrah. Dann erhob sich der General von Both,*) welcher der Veranstalter aller dieser Festlichkeiten ist, und trank mit einer feierlichen Rede die Gesundheit des Jubelgreises, gleichfalls mit einem dreimaligen Hoch, welches den gewöhnlichen Charakter hatte. Einige Zeit darauf stand der General R. (Röder) auf und man glaubte natürlich, er werde die Gesundheit des Feldmarschalls zunächst ausbringen. Das that er aber nicht, sondern trank die seines Armeecorps. Dies schien mehrere Gäste zu verwundern und es erhob sich bald der General Zastrow, trat dem Feldmarschall und dem General R. (Röder) gegenüber und bat um die Erlaubniß, die Gesundheit unseres Führers zu trinken. Jedermann glaubte, es gelte dem Feldmarschall, er setzte aber hinzu: des Herrn Generals von Röder**) und — im Tone einer Vergessenheit — des Feldmarschalls Grafen von Gneisenau. Nun entstand nach einem dreimaligen sehr lebhaften Hoch ein dreimaliges starkes Hurrah. Dies letztere schien wohl hauptsächlich dem Feldmarschall zu gelten, da es die dem General R. zuerst gebrachte Gesundheit nicht begleitet hatte; auch war es ganz sichtlich, daß Zastrow aufgestanden war, um des Feldmarschalls Gesundheit auszubringen, sich aber im Augenblick selbst mit der Höflichkeitspflicht verwirrt hatte. Natürlich wurden darüber einige Glossen gemacht. Nun mahnte den General Röder sein Gewissen; er erhob sich und brachte die Gesundheit des Oberbefehlshaber in aller Form aus. Dieses Hoch hättest Du hören sollen. Nach demselben entstand ein solches Hurrahrufen, daß es einige Minuten anhielt und sich gar nicht beruhigen zu können schien. Namentlich waren alle anwesenden Civilbeamten die ärgsten Schreier. Der Feldmarschall war natürlich sehr

* Generallieutenant und damals Commandeur der 10. Division (Posen).

** General der Cavalerie von Röder commandirte damals (1831) das 5. Armeecorps (Posen) und Generalmajor von Diest war Chef seines Generalstabes.

gerührt über diese echte Herzenshuldigung. Auch die hier noch anwesenden Polen, welche in Staatsämtern und landschaftlichen Stellen hier sind, waren bei dem Diner gegenwärtig, unter Anderen unser Graf Eduard Radzinski. Diesen und einen Herrn von Poninski, der zu den sehr gemäßigten Polen gehört, hatte ich im Auge während aller dieser Gesundheiten; sie schienen mir aber bei keinen den Mund aufzuthun, woraus ich aber nicht mit absoluter Gewißheit auf üblen Willen schließen will, da ich weiß, daß es mir selbst schwer wird, in solchen Fällen die Stimme recht laut werden zu lassen. Ich habe sehr bedauert, daß Du, geliebtes Weib, bei diesem Diner nicht gegenwärtig sein konntest; es würde Dich bis zu heißen Thränen gerührt haben, den Feldmarschall so gefeiert zu sehen.

So eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 14. Was ich dem Ober-Präsidenten über Tisch zugerufen haben soll, ist die dümmste Lüge von der Welt. Gestern haben wir zum ersten Male mit dem Ober-Präsidenten zusammen gegessen seit den ersten Tagen unserer Ankunft. Nie würde ich übrigens so albern gewesen sein, über Tisch dergleichen zu berühren; endlich wünsche ich keineswegs, daß die anhängig gemachten Confiscations-Prozesse eine Mummerei seien, da der freche Uebermuth unserer polnischen Edelleute diese Strafe vollkommen verdient. Daß 2 Schwadronen Posener bei der polnischen Armee mitfechten, macht diese um nichts stärker, und wenn die hiesigen Polen es lebhaft wünschen, daß ihr Vaterland sich der russischen Herrschaft gänzlich entwinde, so brauchen sie darum nicht den Willen und die Gesetze ihres eigenen Monarchen zu verhöhnen, der dadurch, daß er nicht in den polnischen Angelegenheiten einschreitet, ihrem Vaterlande tausendmal mehr nützt, als sie mit ihrer persönlichen Theilnahme es können. So lange also das Großherzogthum Posen nicht als ein wirklicher Verbündeter des Königreichs erscheinen und den König dadurch berechtigen will, mit den Russen gemeinschaftliche Sache zu machen, so lange ist es unredlich und frech, daß Einzelne dieses politische Verhältniß ganz aus dem Auge setzen und dabei die natürliche Strafe wie eine willkürliche Tyrannei betrachten wollen. Allerdings fürchte ich, daß hinterher der König dennoch Gnade für Recht ergehen lassen wird. Du siehst, daß ich in diesem Punkte gar nicht von solchen Ansichten bin wie die Radziwill'sche Familie mich

glaubt und um so mehr mit Unrecht glaubt, als ich mit dem Fürsten selbst über diesen Punkt schon einmal einen kleinen Auftritt gehabt habe. Daß ich übrigens die Polen, wenn ich mich mit ihnen viel begegnete, nicht durch einen Ausdruck des entschiedenen Mißtrauens oder gar des Stolzes verletzen würde, liegt schon in meinen Grundsätzen und Lebensansichten, und sie würden daher von dieser Seite wohl mit mir zufrieden sein, namentlich solche, die sich selbst nicht störrisch und mißtrauisch zeigen. Allein ich komme in gar keine Berührung mit ihnen. Gestern habe ich zum ersten Male ein halbes Dutzend derselben kennen gelernt; es kann aber sehr gut sein, daß ich sie gar nicht wiedersehe; denn ich gestehe, es ist mir unmöglich, sie ganz eigens aufzusuchen in einer Zeit, wo sie von ihren gesellschaftlichen Verbindungen mit den Preußen ganz loslassen und wo so entgegengesetzte Interessen von den unsrigen in ihren Herzen leben. Hätte mich mein Geschäftsverhältniß mit dem einen oder anderen in Verbindung gebracht, so würde ich recht gut mit ihnen fertig geworden sein und schon dafür gesorgt haben, daß er sich gegen mich nicht anders geäußert hätte, wie es schicklich ist; allein in ein solches Verhältniß komme ich mit keinem und selbst nicht mit dem hiesigen Landrath, der mir übrigens wohl die Ehre hätte erweisen können, mir einen Besuch zu machen. Ich erzähle Dir dies, liebe Marie, damit Du Bescheid über mein hiesiges Verhältniß weißt, im Falle bei Prinzessin davon die Rede ist. Prinzeß ist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß in diesem Augenblicke die gesellschaftlichen Verhältnisse hier unmöglich so sein können, wie sie es vor der Warschauer Insurrection waren; sondern daß sie vor der Hand ganz ruhen und, mit Ausnahme eines Tages, wie der gestrige war, ganz abgebrochen sein müssen.

Der Feldmarschall hat sich übrigens auf den Fuß gesetzt, keine großen Diners zu geben und Niemand vom Civil einzuladen. Er ist dazu durch den gänzlichen Mangel einer Einrichtung berechtigt; das überhebt ihn denn auch, sich weiter mit den Polen zu befassen, als daß er denjenigen, die ihm einen Besuch gemacht haben, diesen freundlich erwiedert hat. Eben so hat sich der Feldmarschall, mit Ausnahme der Röder'schen Familie und der Generalin Diest, enthalten, einer der hiesigen Damen einen Besuch zu machen, so wenig

einer Preußin wie einer Polin, was, wie Du begreifst, auch seine Vortheile hat. Da er nicht in ähnlicher Absicht hierher geschickt ist, wie der Prinz Wilhelm an den Rhein, sondern für rein militärische Zwecke, und Posen wie ein bloßes Kantonnirungsquartier betrachtet, so kann ihm dies Verfahren nicht zum Vorwurfe gemacht werden.

Was den Oberpräsidenten Flottwell betrifft, so hat der Kronprinz schon an den Feldmarschall schreiben lassen, er möchte doch dem Fürsten Radziwill eine bessere Meinung von ihm beizubringen suchen. Ich halte ihn für einen sehr vorzüglichen Geschäftsmann und für einen eben so gefühlvollen und gemüthlichen als durchaus rechtschaffenen Mann. Auch hat er mehr Tournüre als die meisten unserer Geschäftsmänner; indessen mag es ihm etwas an Takt und einer gewissen kalten Zurückhaltung fehlen, die in seiner Stellung und Lage wünschenswerth sein würde.

Von den Polen, sagt man, würde er unbändig gehaßt, wahrscheinlich weil man die Maßregel der Güter-Confiscation ihm zuschreibt; ich weiß übrigens, daß er ein viel strengeres Gesetz, was ihm zur Begutachtung zugesandt war, abgewehrt hat. Auch mag er in einem und dem anderen Stücke ihnen zu entschieden handeln. Der Haß aber ist in jedem Falle ein unverdienter und beweist nur, daß die verderbten Gemüther der Polen für wirkliches Verdienst wenig empfänglich sind. Mit Dieſt bin ich auf einem sehr guten Fuße, was ich indessen mir selbst wohl zum Verdienste anrechnen kann. Er hat wenig Lebensklugheit und Haltung, aber für intriguant halte ich ihn nicht. . . .

Diebitsch hat sich eines Besseren besonnen, seinen Weichsel-Uebergang aufzugeben, und zwar nicht gethan, was das Beste schien, nämlich mit seiner Hauptmacht gleich über den General Skrzynecki herzufallen, aber sich doch dadurch, daß er nach Siedlec marschirt ist und sich dort mit dem Rosen'schen Corps vereinigt hat, gegen ungewöhnliche Unfälle gesichert.

Posen, 9. Mai 1831.

Du bist also schon den 3., 4., 5. und 6. ernstlich unwohl und kannst denken, daß mich dies aller Deiner Versicherungen ungeachtet sehr beunruhigt. Es ist nicht gerade eine heftige Krankheit, die ich

fürchte, weil diese sich in den ersten paar Tagen auszusprechen pflegt; allein es kann doch noch ein kaltes Fieber daraus werden und in jedem Falle wird es nicht so ganz schnell abgethan sein, und der Gedanke, Dich leidend und allein zu Hause zu wissen, ist mir ein sehr betrübender. Unaussprechlich hat es mich gefreut, daß Du in der Nacht nach meinem Briefe wie nach meiner Hand gegriffen hast. Könnte ich nur meinen Briefen auch durch ihren Inhalt einiges Interesse geben; allein das wird mir sehr schwer, da man sich bei dem unverrückten Stande der Dinge über die politischen Begebenheiten leicht erschöpft und das gesellschaftliche Innere von Posen nichts darbietet, was Deiner Aufmerksamkeit werth wäre.

Diebitsch scheint jetzt die Absicht zu haben, sich zwischen dem Bug und der preußischen Gränze der Weichsel zu nähern; allein nach den Proben von Unternehmungsgeist, die er uns seit Anfang dieses Monats gegeben, zweifle ich, daß er den Muth haben wird, den Uebergang auszuführen. Im Allgemeinen müssen sich doch die Angelegenheiten bald zum Besten der Russen wenden. Die Unternehmung des Generals Dwernicki auf Volhynien scheint vollkommen mißglückt. Dein Bruder schreibt, daß man in Breslau schon die Nachricht habe, daß er sich ins Oesterreichische geflüchtet und dort die Waffen niedergelegt habe. Wenn sich dies auch nicht bestätigen sollte, so zeigt doch schon die Richtung seines Zuges dicht an der österreichischen Gränze, daß er die Besorgniß hatte, ganz umringt zu werden, sich auf diese Weise den Rücken freihalten und durch seine Gegenwart die Volhynier über ihre Insurrectionslust befragen wollte. Mit dieser scheint es nun nicht so gut, wenigstens nicht so rasch zu gehen, um den gegen ihn gerichteten Waffenstößen zuvorzukommen, und so wird er wohl unvermeidlich das thun müssen, was man jetzt schon vermuthete. Alsdann rücken aus diesen Gegenden unter Rüdiger und Kayßarow doch wohl gegen 30,000 Mann neue Truppen heran und dann wird die Sache zu Ende gehen. Es könnte hienach sein, daß in sechs bis acht Wochen die Sache beendet wäre. In Warschau geht die Stimmung merklich wieder herunter.

Wir haben kürzlich hier einen Oberst Omolossow gehabt, der Adjutant des Herzogs Eugen von Württemberg ist, mit diesem in Schlesien lebt und jetzt sich bei der Armee von Diebitsch hat anstellen

lassen, zu der er sich begeben wollte. Er ist ein geborner Kasaner von einer Tartarenfamilie und hat den asiatischen Typus noch im höchsten Grade; dabei hat er aber eine ganz deutsche Bildung. Er hat uns viel von Rußland und von der Cholera erzählen müssen. Diese kannte er deshalb genau, weil er in Kasan gegen sie commandirt hatte. Die Herrnhutergemeinde von Saratow hat sich durch eine sehr strenge Sperre mitten in ihrem Verwüstungs-Kreisgange frei davon erhalten. So kann man freilich einen Ort sperren, aber nicht ein ganzes Land. Hier ist der gegen die Krankheit gezogene Cordon ziemlich dicht und doch bin ich überzeugt, daß wir sie in drei bis vier Wochen hier haben. Daß die Anstalten zu spät getroffen sind, glaube ich nicht; denn bis jetzt, wo die Sperre schon vollendet ist, hört man noch nichts davon, daß sie über die Gränze gedrungen sei. Uebrigens sind die Stimmen ziemlich einig darin, daß sie an Intensität abgenommen und keinen sehr heftigen Charakter hat. Wenn die Furchtlosigkeit und Gemüthsruhe dagegen schützen, so bekomme ich sie gewiß nicht, denn die Vorstellung davon macht mir bis jetzt noch gar keinen Effect. Ich habe aber das Schreiben eines vornehmen Beamten an den Minister Lottum gesehen, in welchem er anfragt, ob das Collegium zusammen bleiben solle, oder ob Jeder sich retten solle, wo und wie er könne, und ob er ihnen einen viermonatlichen Gehalt zu diesem Behufe vorschußweise auszahlen lassen solle — das Collegium war eine Regierung, die bei einer solchen Landplage der Schutz des Bürgers sein, ihm mit Rath, That und Beispiel vorangehen soll. Gegen diesen Mann ist der Küstriner Ingersleben freilich ein Judas Makkabäus!

Vorgestern habe ich einen sehr musikalischen Tag gehabt, wie ich einen ähnlichen lange nicht gehabt habe. Ich war von einem Herrn Agthe, der von hier als Musiklehrer nach Breslau geht, eingeladen, einer musikalischen Prüfung beizuwohnen. Ein Knabe von zwölf Jahren, der auch dem Fürsten bekannt ist, und die Tochter des Generals Diest, die auch zwölf Jahr alt ist, haben mich in Erstaunen gesetzt. Der Knabe schien mir ein kleiner Kalkbrenner. An Kindern macht mir das jedesmal Vergnügen, weil es etwas von einer Offenbarung hat; die Musik dringt zwischen der Kindheit wie durch eine Spalte hervor und zeigt uns schon den ganzen entwickelten Menschen

von einer sehr ernsten und tiefen Seite. Von da ging ich zu einer Soirée bei meinem Major Jenichen, die ich wegen der Langeweile sehr fürchtete; aber schon auf der Straße scholl mir der Gesang entgegen. Unter Anderen — und das bitte ich Emilie G. zu erzählen — sang ein Fräulein Mühlbach ein gewisses Lied, was wir von Emilie so gern hörten, ich glaube es ist „Der Wanderer“, mit einer etwas trockenen, aber doch sehr frischen Altstimme, und rührte mich dadurch wegen der Anklänge an andere Zeiten sehr. Dieses Fräulein Mühlbach hatte übrigens noch eine andere mir interessante Aehnlichkeit, nämlich mit Fräulein Bülow; auf eine gewisse Entfernung ist sie frappant, in der Nähe findet man gröbere Umrisse und weniger Feinheit des Ausdruckes. Mit Hülfe dieser Musik, wobei auch mit drei recht guten Stimmen Alexis gesungen wurde, ging der Abend ganz gut hin. .... Bei Frau von Röder, die mir wegen ihrer Einfachheit und Gutmüthigkeit alle Tage besser gefällt, bin ich sehr in Gunst, so daß sie mir, wenn ich einen Tag länger ausbleibe, jedesmal Vorwürfe macht. Der Feldmarschall geht häufig hin und auch unsere übrigen Herrn. Frau von Röder ist nicht so ängstlich wie Elise; sie ist keine Kostverächterin, nimmt Jeden freundlich auf und daher ist ihr Salon denn auch immer gut besetzt. Den Abend bei Major Jenichen hat mir die Generalin Wrangel gesagt, daß die Miezielska, mit der sie etwas verkehrt, weil sie neben einander wohnen, sich über mich dahin geäußert hätte, daß ich allerdings nicht ohne Amabilität wäre, aber ich hätte gegen sie einige so sonderbare Aeußerungen gethan, die gar nicht in der Ansicht des Königs wären, daß sie es nicht begreifen und es sich nur dadurch erklären könnte, daß ich noch so wenig bekannt mit ihr wäre. Diese sonderbaren Aeußerungen waren nichts als eine lebhafte Mißbilligung der Polen, die nach Polen gegangen sind. Du siehst, was sich diese Leute für Illusionen machen und wie sie ein anderes Interesse als das ihrige gar nicht begreifen können. Sie hat hier einen Garten, welchen sie zum Behufe der Festungswerke dem Staate verkauft; der Feldmarschall geht zuweilen hinein und neulich sagte ihm die Gärtnersfrau, die Frau Gräfin wäre ganz in der Nähe, sie wolle sie rufen; da hat der Feldmarschall sehr gebeten, es nicht zu thun, denn er sei im Ueberrock und könne sich so nicht

vor der Frau Gräfin zeigen, und ist bald darauf weggegangen. Das wird sie wahrscheinlich übel empfinden.

Unsere Diners beim Feldmarschall sind immer noch recht munter; es wird manches Lustige erzählt und mancher Witz gemacht. Da wir drei Feldjäger und einen anderen Offizier am Tische haben, die fast gar nicht sprechen (außer mit August von der Jagd), so will es etwas sagen, daß wir paar Schwimmer so viel Ballast über dem Wasser erhalten .... Zu den stummsten Menschen, die es gibt, gehört doch unser Wilhelmchen; er ist ein im Röder'schen Hause von Allen verzogenes Kind und doch hört man äußerst selten seine Stimme und nie für ein allgemeines Gespräch. Uebrigens scheint er seine Adjutanten-Stelle wirklich gut auszufüllen und es fehlt ihm dabei nicht an Charakter, wenigstens so viel wie für eine würdige Stellung in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens nöthig ist.

Posen, 23. Mai 1831.

Ich schreibe Dir unter den Tönen einer sehr schönen Morgenmusik, die dem Feldmarschall an jedem Sonn- und Festtage von den hiesigen Truppen gebracht wird, und die mich ganz in Wehmuth und Sehnsucht versetzt über unsere lange Trennung, von der sich das Ende immer noch nicht absehen läßt. Wie viele in mir schlummernde Gefühle werden durch eine solche Musik erweckt! Es ist, als wenn eine neue Welt in uns aufginge! Es durch Worte wiedergeben zu wollen, hieße Luft und Duft mit einem Siebe schöpfen wollen. Ich kann nur den Eindruck des Ganzen in dem Ausdrucke der unaussprechlichen Liebe und Sehnsucht zusammenfassen, mit welcher ich Dich, geliebtes Weib, an mein Herz drücken möchte. Das Pfingstfest, was Du so liebst und was hier und vermuthlich auch bei Euch diesmal von dem schönsten Wetter verherrlicht ist, hätte ich so gern mit Dir gefeiert. Statt dessen sind wir hier ganz einsam; denn auch das Röder'sche Haus ist seit fast vierzehn Tagen verschlossen, da Frau von Röder ernstlich krank ist ...

Ueber das Verhältniß von Vater und Sohn bin ich gar nicht erfreut. Ohne ein unfreundliches zu sein, ist es das kälteste, was man sich auf der Erde denken kann und — leider muß ich es sagen — zum großen Theile durch die Schuld des Vaters. Es ist fast

unmöglich, einen Menschen dédaigneuser zu behandeln, wie er den August. Die Briefe von Scharnhorst*) und Fritz, die er mir in der Regel mittheilt, bekommt August nie zu sehen, obgleich es ihn doch sehr interessiren müßte, besonders die ersteren zu lesen. Woher nun dieser äußerst harte und ganz unmotivirte dédain? Ebenso hat sich der Feldmarschall vor einigen Tagen ein neues Reitpferd gekauft, ohne seinen Sohn darüber im mindesten um Rath zu fragen oder seinen Beistand in Anspruch zu nehmen, während dieser als Cavalerist sich doch als der natürlichste Rathgeber des Vaters in solchen Dingen betrachten muß. Auch sieht man sie nie irgend etwas gemeinschaftlich thun. Ich habe mir vorgenommen, diesen Punkt in diesen Tagen noch einmal beim Feldmarschall zur Sprache zu bringen. Wenn August ein ungerathener Sohn wäre, was er doch ganz und gar nicht ist, so müßte der Vater mehr Liebe zu ihm an den Tag legen. Ich gestehe, daß mich diese Härte in dem Charakter des Feldmarschalls, dem jede andere so fremd ist, oft empört; sie ist mir ein psychologisches Räthsel, zu dessen Lösung mir jeder Schlüssel fehlt. Auf August selbst hat dieses Benehmen des Vaters nur eine verschlimmernde Wirkung, indem er alle Anlagen und Eigenthümlichkeiten, die dem Vater an ihm unangenehm sind, nur stärker entwickelt.

Es ist mir lieb, wenn man in Berlin friedlichere Aussichten hat, als mein letzter Brief enthielt; allein es ist nur zu ausgemacht, daß der Grund, auf welchen man seine Hoffnungen baut, ein wahrer Triebsand ist, der sich in jedem Augenblicke anders gestaltet. Die vielen Reclamationen gegen die Beschlüsse der grande chaumière haben auch mich etwas besser von der Stimmung der Pariser denken lassen; aber die neuen Kammern und die belgische Entscheidung sind noch zwei gefährliche Krisen. Unterdessen steht, wie Du ganz richtig sagst, Diebitsch wie der Münchhausen'sche Hund. Er steht mit 80,000 gegen 30,000 und hat nicht den Muth zuzufahren. Diese Schande werden die Russen so bald nicht wieder los. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Franzosen die ganze Schwäche des russischen

* Wilhelm von Sch., Sohn des berühmten Sch., hatte damals als Oberstlieutenant das Commando der 4. Artillerie-Brigade (Münster) und war mit Gneisenau's ältester Tochter Agnes verheirathet gewesen, welche am 24. April 1800 geboren war und am 5. Juli 1822 in Erdmannsdorf starb.

Reiches kennen lernen und sich also auch nicht mehr so sehr vor demselben fürchten werden.

Heute hat hier das bürgerliche Scheibenschießen begonnen, zu welchem der Feldmarschall eingeladen worden ist, um seinen Schuß für den König zu thun. Er und sein ganzes Gefolge haben sich durch Fehlen hervorgethan; nur der gute Storch hat unsere Ehre gerettet. Dieser Storch ist ein etwas pedantischer, aber vortrefflicher Mensch. Seine Reise über Jonien nach Italien ist mit einer allerliebsten Laune geschrieben; wenn sie gedruckt erscheint, so versäume nicht, sie Dir zu verschaffen. Was ich bei dem Scheibenschießen von der Posener Bürgerwelt sah, war eben nicht anziehend; die Hauptmasse war ziemlich aus der geringsten Classe; das Ganze hatte wenig Charakter und der Begriff einer stattlichen Bürgerschaft fehlte ganz. Nur eine Masse von Bäuerinnen aus den deutschen Dörfern haben mich durch ihren deutschen Typus, deutschen Anzug und echt süddeutschen Dialect ergötzt.

General Gröben ist nichts weniger als ein dummer Mann, aber er ist ein Original und hat sich vielleicht bloß damit amüsirt, den Damen einen Schreck einzujagen. Er ist im Jahre 1809, wo er in westfälischem Dienste war, mit in Dörnberg's Verschwörung gewesen und in jedem Falle ein ausgezeichneter Mensch.

Posen, 28. Mai 1831.

Du hast ein vortreffliches Mittel der Unterhaltung für mich, wenn Du mir erzählst, was Du alle Tage vornimmst, und von den vielen Freunden sprichst, die wir in Berlin haben. Mein einförmiges Leben hier aber bietet sehr wenig Stoff zur Unterhaltung dar; von den Menschen kann ich nicht viel erzählen, schon darum, weil Du sie nicht kennst, und das Kriegstheater ist für mich nur ein unerschöpflicher Quell des Aergers, wobei übrigens dieselben Vorstellungen immer wiederkehren.

Heute will ich Dir von der Landpartie erzählen, die am 24. zu Ehren des Geburtstages der Prinzessin stattgehabt hat. Eine starre Masse von Offizieren, um mich des Ziehe'schen*) Ausdrucks zu bedienen, eine Anzahl Damen des 6. Regiments, die wir nicht kannten und die mit den unsrigen wenig bekannt waren, von unseren be-

* Ziehe war damals Garnisonsprediger in Berlin.

kannten Damen nur die Röder'sche Familie, die Diest und Flottwell — das war die Zusammensetzung der Gesellschaft, die natürlich zu keinem lebendigen Verkehr der Heiterkeit und Lust führen konnte. Doch gelang das Ganze nicht übel; einmal war es himmlisches Wetter, nämlich ein warmer Tag mit bedecktem Himmel, dann ist der Ort (ein Park, der dem Herrn von Treskow in Owinsk gehört) wirklich so frisch grün und angenehm, wie man selten einen findet; endlich machte ein Hauptmann Mauschwitz vom 6. Regiment, ein Protegé von Blanche,*) und seine Frau, eine geborne Unruh, den Wirth auf eine so freundliche, geschäftige und gutmüthige Art, daß man sich schon darüber freuen mußte. Dem Feldmarschall hat das Ganze sehr gefallen. Bei dem Souper, was in kalter Küche bestand und schon um halb neun stehend und gehend genommen wurde, sollte er die Gesundheit der Prinzessin ausbringen. General Röder war schon früher weggegangen, weil seine Frau noch unwohl ist; Flottwell und ich regten ihn nun dazu an, aber er hatte eine solche Blödigkeit, daß er die laute Gesundheit nicht über seine Lippen bringen konnte und sich begnügen wollte, mit Blanche und einigen Damen in der Stille anzustoßen. Da erhob aber Flottwell seine Stimme; der Tusch erfolgte und wurde dann von einem lauten Vivatruf begleitet, obgleich die Schreier von Regimentern waren, welche die Prinzessin nicht kannten. Sehr angenehm konnte natürlich dieser Eindruck nicht sein, hauptsächlich wenn man an den großen Kummer dachte, welcher der armen Prinzeß bevorsteht oder vielmehr sie schon umlagert hat. Eine komische Scene folgte bald darauf, als von uns Herrn (hauptsächlich von Diest) unter lautem Tusch die Gesundheit „des Grafen Gneisenau“ (August's) ausgebracht wurde; die meisten von der „starren Masse“ glaubten, es gelte dem Vater und daher wurde dann recht tüchtig geschrieen, und August mußte der dreimaligen Fluth in dem Gefühle der Verlegenheit widerstehen, was natürlich unzertrennlich von seiner Situation war. . . .

* Blanche von Wildenbruch war eine Tochter des Prinzen Louis Ferdinand. Die Fürstin Louise von Radziwill, des Prinzen Schwester, nahm sie als kleines Kind zu sich und ließ sie mit ihrer Tochter, der vortrefflichen Prinzessin Elise, gemeinschaftlich erziehen. Sie verheirathete sich in der Folge mit dem damaligen Premier-Lieutenant und Adjutanten Friedrich von Röder, dem Sohne des Generals v. R. in Posen.

Daß Du noch nicht ganz wieder bei Kräften bist, und daß Deine Mutter in ihrer Herstellung noch so weit zurück und dabei noch verstimmt ist, Alles das verstimmt mich auch sehr. Was mußt Du, armes Wesen, für ein trauriges Leben führen! Ach! mit den fröhlichen Tagen ist es auf immer vorüber! Das höchste Glück, was ich mir noch vorstellen kann, wäre, ganz in Ruhe und Abgeschiedenheit von der Welt mit Dir zu leben. Wie wenig befriedigen mich alle meine Verhältnisse und Pflichten! Ich zwinge mich oft, lustig zu sein und mich kleiner Annehmlichkeiten zu erfreuen, damit es nicht ganz unausstehlich werde; aber im Inneren des Herzens ist eine große Verstimmung in mir, die sich nicht anders heben oder lindern wird, als durch Deine milde beruhigende Nähe, Du theurer Engel! Könnte ich mich nur in völliger Abgezogenheit daran erfreuen! . . . Blanche hat mir etwas zur Lectüre geborgt, die Memoiren der Mlle. Du Barry. Welche Verderbtheit stellt sich in diesem Buche dar! Ich lese übrigens nur beim Schlafengehen darin.

Diebitsch läßt sich von seinem Gegner bei der Nase aus Polen hinausführen. Nachdem er ewig darüber geklagt hat, daß die Polen aus ihrer starken Stellung bei Grochow nicht herauswollten, läßt er sie jetzt dreißig Meilen vorrücken und hat nicht den Muth, sie anzugreifen. Er hat 80,000 Mann, sein Gegner gewiß nicht 40,000. Uebrigens scheint dieser auch schon wieder auf dem Sprunge zu stehen, um eiligst nach Warschau zurückzukehren, wenn Diebitsch das eingerostete Schwert wirklich aus der Scheide ziehen sollte; dieser aber wird so lange wirkungslos hin und herziehen, bis er nirgends mehr zu leben findet. Schon hat er bei diesem Rückzug Siedlec, eines seiner Hauptmagazine, räumen müssen; er dürfte also vielleicht nicht im Stande sein, an die Weichsel zu folgen. Ich begreife nicht, daß des Kaisers Geduld nicht längst erschöpft ist.

Posen, 1. Juni 1831.

Daß der Feldmarschall mit seiner hiesigen Lebensweise so zufrieden ist, freut mich sehr; denn ich habe doch oft gefürchtet, daß seine vielen einsamen Abende ihm drückend sein möchten, sehe aber wohl, daß man Recht hat, ihn nicht darin zu stören. General Diest, bei dem er vorgestern Abend gewesen war (Beide waren gerade den

Abend ganz allein geblieben) hat die Idee gefaßt, von Zeit zu Zeit uneingeladene freiwillige Vereinigungen von einigen Personen bei sich und Anderen zu veranlassen, in die ich ihn dann führen soll; ich glaube nicht, daß dies Project viel Aushülfe herbeiführen wird, habe indessen der Freundlichkeit keinen Widerspruch entgegensetzen wollen. Daß der Feldmarschall hier allgemein verehrt wird, wird Dir Blanche sagen; selbst von den Polen und Polinnen, was viel sagen will, und die ihn gar nicht kennen, die aber hier, wie gewöhnlich, die falsche Voraussetzung machen, daß er ein heimlicher Pole wäre. Die alte Miezielska kann sich noch nicht beruhigen; sie regt alle Frauen unseres Cirkels an, um auf mich zu wirken, daß ich ihr einen Besuch vom Feldmarschall verschaffen soll; ich werde es dem Feldmarschall sagen, zweifle aber, daß er sich darauf einlassen wird.

Am liebsten hätte ich Dich zu Deinem Geburtstage mit den Trophäen des Generals Diebitsch als Angebinde überrascht; aber leider ist seit der ersten Nachricht, die Du durch mein gestriges Billet erhalten haben wirst, hier nicht eine Silbe eingegangen; erst heute Abend werden wir durch die Warschauer Post Einiges erfahren. Ich gestehe, daß mich sehr nach bestätigenden näheren Umständen verlangt; denn es ist in der Sache selbst einiges schwer Erklärliche; an dem Factum einer großen Schlacht ist nicht zu zweifeln und eben so wenig daran, daß sie zu Gunsten der Russen ausgefallen ist; aber die Russen und wir Alle brauchen einen Sieg der entscheidendsten Art mit vielen Trophäen, und nach dieser Gewißheit verlangt mich. In Podolien scheint wirklich nach dem Abmarsche des Generals Rüdiger eine Insurrection ausgebrochen zu sein; alles das kann nur gegen Skrzynecki gut gemacht werden, und darum werden hier die entscheidenden Erfolge immer dringender.

Ich weiß nicht, ob ich Dir in Berlin einmal ein Gespräch erzählt habe, was ich mit dem General Krauseneck über sein Verhältniß zum Feldmarschall gehabt habe. Es ist mir in der That gelungen, Beide auf einen recht guten Fuß mit einander zu setzen, was Krauseneck so viel Vergnügen zu machen scheint, daß er seitdem gegen mich einen sehr freundschaftlichen Ton annimmt. Mir macht so etwas so viel Vergnügen, daß ich nicht begreife, wie es so viele Menschen geben kann, die beständig das umgekehrte Bestreben haben.

Posen, 4. Juni 1831.

Der Feldmarschall scheint mit seiner hiesigen Existenz ganz zufrieden. Als ich gestern mit ihm spazieren ritt, gestand er unverhohlen, daß er sich dieses Leben noch ganz gern den Sommer hindurch gefallen lassen würde; die Zeit ginge ihm angenehm und schnell vorüber und dabei gewönnen seine Finanzen, da er nur ungefähr die Hälfte von dem brauchte, was er einnähme, also monatlich 1000 Thlr. ersparte. Du kannst denken, daß mir dies wenigstens ein großer Trost ist für die Entbehrungen, welche mir diese Zeit auferlegt.

Der Sieg, welchen ich Dir am 30. angekündigt habe, hat sich leider nicht so bestätigt; es war ein bloßes Arrieregarde-Gefecht, in welchem die Russen zwei Geschütze genommen haben. Indessen hat doch der Rückzug der polnischen Hauptarmee bis in die Gegend von Warschau und der große Verlust, den sie an Todten und Verwundeten gehabt haben, Mißhelligkeit, Unzufriedenheit und Muthlosigkeit bei ihnen verbreitet — was würde erst ein eigentlicher Sieg der Russen in diesem Stücke bewirken! Aber auf einen solchen ist gar nicht zu rechnen. Ist es dem russischen Feldherrn nicht gelungen, sich ihn zu verschaffen, nachdem sein Gegner den kühnen Marsch zwischen der russischen Hauptarmee und den Garden hindurch gethan und sich dreißig Meilen von Warschau entfernt hatte, so weiß ich nicht, unter welchen Umständen man ihn erwarten sollte. Auch macht Diebitsch dazu, wie es scheint, gar keine weiteren Anstalten. Zehn Tage sind seit dem Gefechte bei Ostrolenka verflossen und noch immer hören wir nicht, daß sich die Russen der Weichsel nähern. Nach gestrigen unverbürgten Nachrichten sollte ein heftiges Gefecht bei Sierock am Narew, drei Meilen von Warschau, zum Nachtheil der Polen stattgefunden haben. In Warschau soll große Zwietracht sein. Der abgesetzte Gouverneur Krukowiecki (einer der exaltirtesten und schlimmsten Gegner der Russen), der bekannte Demagoge Lelewel und einige Andere sollen eine Revolution gegen die jetzigen Machthaber im Sinne gehabt, und General Uminski soll sich erschossen haben. Alles dies sind aber unverbürgte Nachrichten. Ich glaube zwar, daß Diebitsch jetzt die Absicht hat, unterhalb Warschau über die

Weichsel zu gehen, allein ich stehe nicht für den glücklichen Erfolg; denn der Uebergang über einen großen Strom ist ein sehr mißliches Ding, wozu in jedem Falle mehr strategische Gewandtheit gehört, als Diebitsch sie bis jetzt gezeigt hat. Und ist er wirklich glücklich über den Fluß, so kommt es immer noch darauf an, eine Schlacht zu gewinnen und auf das moralische Element zu wirken. Ziehen sich die Polen unter die Mauern von Warschau zurück und begnügt Diebitsch sich damit, sie dort einschließen zu wollen, so werden sie bei ihrer Gewandtheit und ihrem Unternehmungsgeiste im Detachementskriege Mittel finden, Herren des Landes zu bleiben und dadurch die Entscheidung noch lange hinzuhalten.

Für die Mittheilung von Elisens Brief danke ich Dir herzlich; er hat mir doch viel Vergnügen gemacht. Wie sie sich bei Salvandy's Geschichte Sobiesky's so für die Polen habe enthusiasmiren können, ist nicht begreiflich. Gerade in diesem Buche lernt man sie von ihrer schlimmsten Seite kennen. Wenn Elise zurück ist, so bitte ich, grüße sie herzlich von mir und sage ihr, ich sei dankbar, daß sie meiner in ihrem Schreiben doch auch einmal mit einigen Worten gedacht habe. Die Beruhigung über die Angelegenheiten im Westen welche sie äußert, theile ich in dem Maße immer noch nicht. Im Journal des Débats vom 23. ist ein Artikel, welcher die drei Hauptfragen, die belgische, polnische und italienische gar nicht als abgemacht, sondern als der endlichen Entscheidung Frankreichs angehörend darstellte. Das kann nun freilich eine bloße captatio für die Wähler sein, allein immer bleibt es wahr, daß der Zustand aller europäischen Reiche durch den unruhigen, gährenden Liberalismus getrübt ist und daß es für Frankreich eine gute Gelegenheit ist, im Trüben zu fischen. So war die Lage der Dinge am 1. August 1830 und so ist sie eigentlich noch. Es ist freilich seitdem manches Palliativ mit Erfolg angewandt worden, aber das Hauptverhältniß greift zu tief durch, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen. Ich gestehe, daß ich eigentlich keine andere radicale Heilung kenne, als wenn der Jakobinismus in Frankreich noch einmal so die Oberhand bekommt, daß die anderen Völker daran abermals einen Ekel finden.

So eben geht hier aus Breslau die Nachricht ein, daß die Generale Kreutz und Rüdiger bei Pulawy über die Weichsel gegangen

wären und Radom besetzt hätten. Da nun nach den polnischen Zeitungsnachrichten Diebitsch über den Bug nach Podolien zurückgegangen sein soll, so könnte man fast auf den Gedanken kommen, er wolle jenen Generalen folgen. An sich aber ist dies freilich ziemlich unwahrscheinlich, weil er einen Weg von 24 Meilen durch ein ganz erschöpftes Land zu machen hätte und sich dann von den Verpflegungsanstalten bei Thorn ganz entfernen würde.

Posen, 9. Juni 1831.

Du forderst mein Urtheil über die Luxemburger Angelegenheit. Ich weiß selbst noch nicht, wie es gemeint ist, und bitte Dich, Graf B. (Bernstorff) deshalb zu fragen: ob das Herzogthum aufhören soll, deutsches Bundesland zu sein (die letzte Staatszeitung löst diesen Zweifel), was doch nicht absolut nothwendig wäre, aber höchst wahrscheinlich ist, und hauptsächlich, ob die Festung in diesem Falle mit abgetreten werden soll. Ist das Letztere der Fall, so geht das Hauptbollwerk Deutschlands verloren. Bleibt die Festung in deutschen Händen, was ich doch für wahrscheinlich halte, so finde ich, im Vergleich mit der Gefahr, die uns noch vor einem halben Jahre in Bezug auf Belgien bevorstand, den Ausgang des ganzen Handels noch erträglich, insofern der Herzog von Coburg und seine Dynastie, immer in der Gefahr schwebend, von Frankreich verschlungen zu werden, sich doch an England und die deutschen Mächte halten werden. Freilich ist das eine äußerst schwache Garantie, aber doch etwas Besseres, als wenn das Land eine französische Provinz oder eine Republik geworden oder dem Herzog von Nemours zugefallen wäre. Die Note des Herrn Ponsonby (das ist ja der Freund der N. Wilson) finde ich allerdings nichts weniger als würdig, sondern in den Gesinnungen, ich weiß nicht des Herrn Ponsonby oder der Conferenz oder der fünf Mächte, von einer Deferenz gegen diesen Rebellenstaat, daß sich dabei mein ganzer Magen umkehrt. Darin kann ich Deiner Freundin Julie nur vollkommen Recht geben. Mir scheint diese Note gerade in dem Tone sehr abzustechen gegen die Conferenzprotokolle und es ist fast, als wäre sie mehr im Geiste der englischen Regierung als der Conferenz abgefaßt. Ich möchte fast sagen, es weht der Geist der englischen Times darin. Dies ist

die erste europäische Folge der Julirevolution und es wird wohl nicht dabei bleiben. Ich habe vor einiger Zeit einen Brief von Krauseneck gehabt, worin er viel von dem Bestreben der süddeutschen Fürsten spricht, sich eng an uns anzuschließen, von dem Mißtrauen gegen Oesterreich und der Eifersucht Oesterreichs auf uns. Du wirst Dich erinnern, daß ich diese ersten Spuren einer künftigen Spaltung vorhergesehen und sehr gefürchtet, deshalb sehr lebhaft gewünscht habe, man möchte von unserer Seite alles Mögliche thun, um ihnen vorzubeugen; aber das war in den Wind gesprochen. Wie eine Coquette haben wir an dieser Liebelei wider besseres Wissen und Gewissen doch Vergnügen. Wenn ein Krieg ausbricht, so kann in dem Verfolge seiner Ereignisse der unbedeutendste Riß in einem Bündnisse schnell größer werden und zuletzt so weit auseinanderklaffen, daß nichts übrig bleibt als die Trennung. Alle diese Dinge machen mich, wenn ich daran denke, unaussprechlich traurig und lassen mir nichts übrig als den Trost, daß wir beide nur noch einen kleinen Theil unseres Lebens vor uns und keine Kinder hinter uns haben.

Die Sachen in Polen gehen, wie Du siehst, herzlich schlecht. Mit jedem Tage ein neuer Aufruhr bei den Litthauern und Kleinrussen und ein neues Detachement, ihn zu bändigen, und alle diese Detachements siegend und besiegt verfehlen ihr Ziel. In der polnischen Hauptarmee mußte der litthauische Aufstand besiegt werden, nicht durch Entsendungen und Versplitterung der Kräfte; das hat ja der Feldmarschall anfangs April dem Könige geschrieben und das wird man im russischen Hauptquartiere und in Petersburg erst hinterher begreifen. Die polnische Hauptarmee scheint wirklich nach dem Stoße von Ostrolenka eine solche Erschütterung empfunden zu haben, daß, wenn Diebitsch schnell gefolgt oder an die Weichsel vorgedrungen wäre, große Erfolge eingetreten sein würden. Sie hat nur die Hälfte ihrer Pferde zurückgebracht und diese in einem Zustande, daß sie einer vierzehntägigen Ruhe bedurften, um wieder brauchbar zu werden. Diebitsch aber scheint sich zu schwach für ein weiteres Unternehmen zu glauben, oder weiß auch vielleicht schon, daß er abgelöst werden soll, was sich wohl mit ziemlicher Gewißheit aus der Ankunft des Grafen Paskewitsch in Petersburg schließen läßt. Die Persönlichkeit des Letzteren kenne ich sehr wenig; General Diest sagt, er sei weniger

als Diebitsch, und das würde ich früher auch geglaubt haben, allein sein Feldzug in Asien hat mir immer mehr Respect eingeflößt als der von Diebitsch an der Donau, und die Leistungen des Letzteren in dem polnischen Feldzuge sind unter dem Mittelmäßigen, so daß ich nicht ohne die Hoffnung bin, die Sache durch den neuen Feldherrn in einen besseren Zug kommen zu sehen. Schon das neue Vertrauen, welches durch einen solchen Wechsel geweckt wird, ist viel werth, besonders in einem Falle, wo man eben nicht einen Napoleon mit seiner pyramidalischen Macht gegen sich hat, sondern einen Gegner, der auf sehr schwachen Füßen steht und den jeder derbe Stoß über den Haufen wirft. Wenn Paskewitsch wirklich das Commando bekommt, so kann in einigen Wochen eine lebhafte Führung des Krieges beginnen und dabei vielleicht auch unsere Thätigkeit, die mir aber mit jedem Tage weniger angenehm erscheint, nachdem der Pestcordon uns einen ansehnlichen Theil unserer Truppen geraubt hat. Ich rechne, wenn eine kräftige Hand das russische Schwert ergreift, jetzt ziemlich auf die freiwillige Unterwerfung der Polen. Sie sind in ihren Kräften sehr erschöpft, der Schuh fängt an überall zu drücken, und der Kampf der aristokratischen und demokratischen Partei, der sich in diesem Augenblicke stärker entwickelt, könnte die Veranlassung werden, daß der Adel das Panier früher senkte. Auch hat Athanasius Radzynski, der hier war, gegen den Feldmarschall in diesem Sinne gesprochen. Von der Spannung der Parteien haben wir einen augenscheinlichen Beweis gehabt. Der Kaiser Nikolaus hatte durch den Kriegsminister Czernitscheff einen moskauischen Arzt an den Feldmarschall adressiren lassen, damit er seine Reise nach Warschau vermittle, in der Absicht, dort bei der Behandlung der Cholera nützlich zu sein, in welcher er ein großer Meister sein sollte. Der Auftrag war für den Feldmarschall nicht angenehm, denn er hatte bei der Art, wie wir mit den Polen stehen, auch keine rechten Mittel, die Absicht des Kaisers mit Sicherheit durchzuführen. Es blieb ihm nichts übrig, als dem Doctor einen Brief an den Fürsten Czartoryiski mitzugeben, in welchem die Absicht des Kaisers angegeben war, ihn außerdem mit dem Schreiben des Grafen Czernitscheff an den Feldmarschall originaliter zu versehen und ihn nun durch den Major Brandt an die Gränze Kalisch gegenüber

zu senden, um durch mündliche Vermittelung mit dem Commandanten von Kalisch den Eintritt in das Königreich Polen und die Reise nach Warschau zu erhalten. Alles dieses geschah. Brandt schrieb an den Commandanten von Kalisch, den General Bernacki, der eben abwesend war. Es erschien daher sein chef d'état-major, der sehr artig und freundlich gegen Brandt war und die Sache für ganz unbedenklich hielt. Da es indessen schon gegen Abend wäre, meinte jener Offizier, würde es doch gerathen sein, daß Major Brandt den Doctor wieder mit nach Ostrowo nähme, weil man der populace von Kalisch nicht trauen dürfe. Anderen Tages kam dieser polnische Offizier an der Gränze wieder mit Brandt zusammen und erklärte mit großem Bedauern, daß er sein Wort zurücknehmen müsse; die civile Obrigkeit habe sich in die Sache gemischt und diese Demokraten spielten jetzt so die Herrn, daß der Adel und die Militär-Befehlshaber ganz von ihnen beherrscht würden. Sie stießen sich ganz besonders an das Schreiben des Feldmarschalls an den Fürsten Czartoryiski und glaubten, in demselben könnten verfängliche Sachen enthalten sein, ein Beweis, welches Mißtrauen diese Partei gegen den Fürsten schon hat. Sie haben also erst nach Warschau berichtet; unser Doctor ist in Ostrowo geblieben, und ich fürchte fast, wir bringen ihn nicht hin, was mir deßwegen unangenehm wäre, weil der Kaiser an dem Erfolge gar nicht zu zweifeln scheint.

Nun genug von politischen Dingen; sie sind so unerfreulich, daß ich mir den besten Genuß verderbe, den ich hier habe, mit Dir mich zu unterhalten, theure Freundin, wenn ich viel Politik hineinmische.

Posen, 14. Juni 1831.

Die traurige Nachricht von dem Tode des Feldmarschalls Diebitsch*) wird Dich sehr erschüttert haben. Welche Fügung des Himmels, daß der erste Mann, welcher aus den höheren Ständen dieser Krankheit erliegt, gerade er sein muß! Wie wird der König davon betroffen sein! Da die Krankheit sich im russischen Hauptquartiere eingefunden hat, so ist allerdings die größte Besorgniß vorhanden, daß sie dort noch neue Opfer fordern werde, und es ist nicht zu übersehen, was daraus für Unglück entstehen kann. General Toll ist der einzige zum

*) Er starb am 10. Juni 1831 in Pultusk.

Commando geeignete Mann — wie wenn auch er in wenigen Stunden fortgerafft würde! Für Diebitsch selbst finde ich seinen schnellen Tod kaum zu bedauern; sein Ruhm war dahin und er ging vielleicht einer Periode eigentlicher Schmach entgegen. Die Noth wegen dieser polnischen Sache ist noch immer im Steigen und es ist ihr jetzt kein Ende abzusehen.

Blanche ist eine große Verehrerin Deiner Mutter, was sie oft gegen mich ausspricht; gegen Dich scheint sie einiges Mißtrauen zu haben. Dein Brief an den Feldmarschall hat ihm sehr viel Vergnügen gemacht, und er hat die Geschichte von Rolandseck sehr belustigend gefunden und sie mir sowie einige andere Stellen vorgelesen, aber Alles überschlagen, was ihn selbst betraf. Daher habe ich auch nichts von den Versen und nichts von dem Eindrucke erfahren, den Blanche gemacht hat; ich kann ihn mir aber sehr gut denken.

Posen, 16. Juni 1831.

Gestern erhielt ich Deinen Brief vom 14., theure Marie, der so traurig und verstimmt ist, daß er mich ganz unglücklich gemacht hat. Ich bitte, theures Weib, laß dich nicht von den Begebenheiten so überwältigen und verliere die schöne Fassung nicht, die Dich so sehr auszeichnet und so ganz zu Deinem Wesen gehört, daß ich sie mir gar nicht getrennt davon denken kann. Seitdem wird nun der Tod von Diebitsch ein neuer heftiger Schlag für Dich gewesen sein und ich sehe Deinem nächsten Briefe mit wahrer Besorgniß entgegen. Für die allgemeinen Angelegenheiten, gestehe ich, kann ich den Tod des Generals Diebitsch nicht für ein großes Unglück ansehen. Zwar ist er in meinen Augen immer ein tüchtiger Mann und ein solcher weniger auf unserer Seite ist ein fühlbarer Verlust, allein dies wird einigermaßen dadurch ausgeglichen, daß er die Stelle, welche er jetzt inne hatte, offenbar schlecht ausfüllte, und daß der Kaiser doch nicht entschlossen schien, sie ihm zu nehmen. Leute, die Paskewitsch kennen, behaupten leider, auch er sei kein großes Licht, und trauen ihm wenige gute Conception zu; ich gestehe aber, daß mir sein Feldzug in Armenien immer mehr imponirt hat, wie der von Diebitsch in Bulgarien, und schon der Wechsel wird gut thun; Diebitsch hat unmöglich noch das Vertrauen der Armee besitzen können.

Jetzt sind die Polen wieder auf neue Unternehmungen aus; sie haben sich den 14. in Bewegung gesetzt und wir können täglich wieder blutige Neuigkeiten erwarten. Gebe der Himmel, daß sie wenigstens nicht ganz schlecht für die Russen ausfallen mögen! Uebrigens sind die Russen bei ihrer durch den Bug und Narew getrennten Stellung immer in einem strategischen Nachtheile, der um so größer ist, als die Polen sich so wenig vor ihnen fürchten, daß sie im Stande sind, gegen den Einen nichts stehen zu lassen und sich mit der ganzen Kraft auf den Andern zu werfen.

Daß Graf B. (Bernstorff) ein so besorgliches Gesicht zu der Wahl des Herzogs von Coburg macht, begreife ich sehr gut. Du weißt, daß ich diese Sache, wie überhaupt die westliche, noch nicht für abgemacht halte, vielmehr an den Krieg immer geglaubt habe; indessen muß ich dennoch sagen, daß ich Graf B.'s Besorgniß diesmal nicht begründeter finde, als bei vielen anderen Gelegenheiten, wo es denn doch anders und besser gekommen ist. So will ich denn hier auch die Hoffnung dazu nicht aufgeben. In Frankreich regt sich das demokratische Element immer mehr, und vielleicht deswegen wird der König und sein Ministerium das Möglichste thun, um mit den anderen Cabinetten auch in der belgischen Sache im Einklang zu bleiben. Mich dünkt, beide haben sich schon zu sehr von jener Partei getrennt, um ihr ferner in irgend einer Sache nachzugeben.

Deine Herreise, theure, liebe Marie, nicht wünschenswerth zu finden, ist mir im höchsten Grade schmerzlich, aber ich gestehe, daß ich jetzt dies noch weniger kann als früher. Die Gründe, welche ich Dir früher schrieb, bestehen noch. Schon der einzige Umstand, daß wir beide doch nicht schicklicher Weise an des Feldmarschalls Tische essen könnten und daß, wenn ich mich von seinem Tische entferne (ohne auf meine Liebenswürdigkeit viel geben zu wollen) ich doch überzeugt bin, daß eine Art von Ertödtung der Fröhlichkeit eintreten würde, die ihm jetzt so viel Freude macht und die seine einzige gesellige ist, schon das macht mich bedenklich; ich habe Angst, ihn aus der Behaglichkeit zu stören, in der er sich jetzt fühlt und wovon er noch gestern sprach; Du weißt, wie leicht er umschlägt, und ich stehe nicht für die Laune, die wir dann zu tragen hätten. Daß er Deine Gesellschaft an sich sehr liebt, das kann ja keinem Zweifel unter-

worfen sein; aber es ist die ganz veränderte Lebensweise, die wir schwerlich gutmachen könnten. Allein das Alles ist jetzt nicht die Hauptsache. Die Annäherung der Cholera, die Du für einen Grund der Vereinigung anführst, ist in meinen Augen gerade das Gegentheil. Glaubst Du denn, daß ich Dich gern mit auf ein Schlachtfeld nehme? Und doch wäre das nichts als eine Steigerung dieser so plötzlichen Gefahr. Hier denken die Leute daran, ihre Frauen und Kinder wegzuschicken — und ich sollte Dich in eben dem Augenblicke herkommen lassen? Weibliche Pflege ist in dieser so kurzen Krankheit, wo man aus den Händen der Aerzte und Chirurgen gar nicht loskommt, ohnehin so gut wie gar nicht möglich — und glaubst Du denn nicht, daß ich zehnmal eher ein Opfer der Krankheit werden würde in der Angst, sie Dir mitzutheilen, als wenn ich wegen Deiner ruhig sein kann? Nein, wenn mich etwas dagegen schützt, so ist es meine völlige Gemüthsruhe. Neben mir an ist eine Fremdenstube; gestern Abend, als ich schon im Bette lag, hörte ich Jemand sich sehr heftig übergeben; was war natürlicher, als dabei an die Cholera zu denken und doch bin ich gleich darüber eingeschlafen. Und wenn Du, geliebtes Weib, nun hier von der Krankheit befallen und ein Opfer derselben würdest, welche elenden Sophismen sollten mich dann in dem lebenswierigen Schmerze über meinen Leichtsinn beschwichtigen? Nein, theure Freundin, für eine solche Inconsequenz habe ich doch ein zu klares Vorstellungsvermögen.

Uebrigens können doch die Dinge in Polen nicht immer auf demselben Punkte bleiben, und wie stagnant auch das Ganze aussieht, so sind wir doch immer von einem Tage zum andern sur le qui vive. Jetzt wo die russischen Reserven heran sein müssen und ein neuer Feldherr die Befehle übernehmen wird, ist ohnehin auf einen neuen Anstoß zu rechnen. Also, liebes Wesen, laß uns jetzt noch eine Weile ausharren, und werde nicht ungeduldig. Mir ist es unbeschreiblich schmerzlich, diese Ansicht gegen Dich aufstellen zu müssen; erleichtere es mir wenigstens dadurch, daß Du Dich von keiner Verstimmung überwältigen lässest. Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß die Cholera bisher noch nicht in Kalisch war; der dort vorgekommene Todesfall bedenklicher Art ist der einzige geblieben und scheint gar kein Cholera-Fall gewesen zu sein.

Jetzt muß ich schließen; ich bin etwas müde, denn ich habe sehr eifrig an meinem Berichte an den König geschrieben. Halte mir den Daumen etwas bis zu den nächsten acht Tagen. Die Anordnung des Danziger Cordons wird gewiß in Berlin in diesem oder jenem Stücke nicht recht sein, ob es gleich ganz von ihnen abgehangen hätte, die Sache in Berlin zu bestimmen; aber dort schiebt man gar zu gern eine andere Autorität dazwischen, um sich die Freiheit der Kritik vorzubehalten. Das wird viel Aerger geben, darauf mache Dich nur in meinem nächsten Briefe gefaßt. Ich würde es weniger besorgen, wenn sie in Berlin nicht wüßten, daß die Dinge von mir ausgehen, und Du kannst glauben: man ist mir dort nicht grün.

Posen, 23. Juni 1831.

Seitdem ist Graf Orlow gekommen; was bringt, was will der? Diese Reise mißfällt mir sehr. Da er von der polnischen Armee kommt, so hat seine Reise offenbar eine Beziehung auf die östlichen Dinge und nicht auf westliche Angelegenheiten. Was kann aber der Kaiser in Beziehung auf die polnischen Sachen unserem Hofe mitzutheilen haben? Daß er anfängt, einzusehen, er wird ihrer nicht Herr werden, daß die Dinge im Inneren Rußlands vielleicht sich schlimmer gestalten? Alle diese Voraussetzungen wären unaussprechlich betrübend. Nach den neuesten Nachrichten haben die Insurgenten in Litthauen die Festung Botonisk an der Berezina überrumpelt und dort sehr große Waffen- und Munitionsvorräthe gefunden. Ich hoffe, daß diese Nachricht sich nicht bestätigt, denn das wäre für sie von ungeheurer Wichtigkeit, weil sie dadurch einen Centralpunkt gewönnen. Von der anderen Seite bin ich noch geneigt, jetzt das Vortheilhafteste bei der Hauptarmee zu erwarten. Skrzynecki ist von seiner gegen Kreutz gerichteten Expedition, die erfolglos geblieben ist, in Eilmärschen nach Praga zurückgekehrt, und die Russen schlagen Brücken über die Narew. Dies halten wir für eine Demonstration, die aber auf einen beabsichtigten Weichsel-Uebergang deutet. Ich erwarte von einem solchen, wenn er glücklich (also geschickt) ausgeführt wird, sehr viel, denn die Polen fangen an, auf schwachen Füßen zu stehen. Das Vertrauen zu Skrzynecki ist so geschwächt, daß man seinen Fall

täglich erwartet. Die Landleute, selbst den Edelmann nicht ausgenommen, sind über die neuesten Leistungen und Lieferungen außer sich und es haben schon gewaltsame Widerstandsscenen stattgefunden. Sehr viele Einwohner fangen an, die Ankunft der Russen lebhaft zu wünschen. Mit dem Falle von Warschau, wenn er nach dem Uebergange der Russen erfolgen sollte, ist über die hinteren Aufstände mit entschieden, wenn sie sich auch nicht auf der Stelle beruhigen sollten.

Wie die belgische Sache sich jetzt drehen wird, bin ich höchst neugierig zu sehen. Ich sehe nicht, daß Anstalten gemacht werden, diese tabageurs zu bezwingen, und fürchte, daß der deutsche Bund sich und uns allein einen Scandal zuziehen wird, wenn er mit zu wenigen Kräften nach Luxemburg marschirt. In Betreff dieses Landes hätte ich eine sehr große Bitte an Dich, mir nämlich einen Aufsatz zu machen (bloß für meinen eigenen Gebrauch), aus welchem die Schicksale dieses Landes, seit den Kaisern aus seinem Hause, in Betreff des Hoheitswechsels ununterbrochen hervorgehen. Das Kürzeste würde sein, wenn Du Dir den Band des Conversations-Lexicon's verschafftest, in welchem der Artikel Luxemburg enthalten ist; vielleicht ist auch der Dictionnaire historique Deiner Mutter zu gebrauchen. Ich wundere mich, daß die Staatszeitung noch keinen solchen Artikel gehabt hat, da die Sache, so viel ich mich erinnere, ziemlich verwickelt ist, und natürlich bei der jetzigen Frage, ob und in wie weit Luxemburg zu Belgien gehört, die historische Ableitung seiner jetzigen Stellung allein entscheiden kann. Ich frage: wie viele Männer könnten ihren Frauen einen solchen Auftrag geben? Durch eine natürliche Ideenverbindung fällt mir der Unwille ein, den wir beide oft durch unsere Ungläubigkeit in dem Feldmarschall hervorgerufen haben. In meinem jetzigen Verhältnisse hat sich dieser Unwille oft erneuert; er kann sich schlechterdings nicht angewöhnen, die Dinge mit Kritik aufzufassen, wenigstens nicht im ersten Augenblicke, und nicht, wenn sie pikant sind. Gestern fand ich im Journal des Débats bei folgender Stelle meinen Namen mit Rothstift geschrieben, den ich natürlich ausgewischt habe: Il est de fait, que les esprits les plus sérieux et les plus éclairés sont ceux qui doutent le plus et que ceux qui doutent le plus sont ceux qui ont les

convictions les plus solides. Das ist natürlich sehr schmeichelhaft, mir aber nicht sowohl deswegen angenehm, als weil es mich darüber beruhigt, wenn ich den Feldmarschall durch meinen (in diesem Falle meistens pflichtmäßigen) Unglauben zuweilen verletze. Von Krauseneck habe ich kürzlich einen Brief gehabt. Ich hatte ihm als Antwort auf einen früheren gesagt, daß mir das Mißtrauen der süddeutschen Fürsten gegen Oesterreich und das Herandrängen an uns nicht gefiele, weil ich darin den ersten Riß erkennte, der sich in dem Bündnisse gegen Frankreich zu einer weitklaffenden Spalte öffnen könnte, und daß in dem Kriege gegen Frankreich die Einigkeit das Erste und Höchste sei. Nun antwortet er mir auf eine Art, woraus ich deutlich sehe, daß eben die Ideen, welche nach meiner Meinung den Zwiespalt gebären, tief in ihm sitzen. Furcht vor österreichischer Herrschsucht über die deutschen Staaten, Furcht vor seinem Verfinsterungssysteme, Vertreten der constitutionellen Ideen durch Preußen „ein großes Wort muß Preußen sprechen, es mag den Frieden erhalten oder Krieg führen wollen; eine colossale Popularität kann es sich erwerben", das sind diese vagen Ideen, durch die man sich cajolirt fühlt und für die man ein sehr reelles, höchst nothwendiges Gut hingibt. Anstatt uns wie den natürlichen Anführer der constitutionellen Staaten zu betrachten, sollten wir nur dahin arbeiten, alle Gegensätze der Art aus dem Spiele zu lassen oder zu bringen, um die Frage rein auf die ehrgeizigen Absichten Frankreichs und die für Deutschland daraus entspringende Gefahr zurückzuführen. Wir sind übrigens gar nicht die Leute, um eine erste Stelle zu übernehmen; es fehlt uns eben so sehr an Entschlossenheit, unsere ungeheure Masse der ersten Ausrüstung auf eine entscheidende Art zu gebrauchen, als an materiellem Nachhalte, um sie dauernd in die Wagschale zu legen. Uns fehlt ein klarer Kopf an der Spitze des Ganzen. W. (Witzleben) ist keiner. Wenn ich an alles das denke, so sage ich wie der sehr edle Thomas Lubiensky in jedem seiner Briefe sagt: pour moi je me restreins absolument sur moi-même, et je ne pense qu'à faire mon devoir. Das Gefühl, dies zu können, ist mein Trost und ein ehrenvoller Tod meine Hoffnung. Sprich mir jetzt von etwas Anderem, denn viel an solche Dinge denken ist nicht gemacht, den inneren Menschen zu kräftigen.

Posen, 27. Juni 1831.

Die Nachrichten über die Angelegenheit des auswärtigen Ministeriums sind sehr unangenehmer Natur. Die Ernennung Nagler's wäre, auch abgesehen von der Entfernung des Grafen B. (Bernstorff), eine wahre Calamität, und ich fürchte nur zu sehr, daß es dahin kommt, denn ich bin zu sehr gewohnt, bei uns schlechte Wahlen treffen zu sehen. Wenn Nagler dem General W. (Witzleben) die gehörigen Bücklinge macht — und dazu ist er ganz der Mann — so wird er in ihm gewiß eine Stütze finden, denn für W. (Witzleben) ist Graf Bernstorff keine Natur.

Der Feldmarschall hatte dem Grafen Bernstorff eine vertrauliche Mittheilung gemacht über Aeußerungen, welche Graf Orlow zu Thorn gemacht hatte. Darauf hat Graf Bernstorff nun geantwortet, so diplomatisch, daß man aus dem Briefe schlechterdings nicht entnehmen kann, was Graf Orlow in Berlin gesollt oder gewollt hat. Wenn er auch zu Diebitsch geschickt war, so muß er doch auch Aufträge für Berlin gehabt haben, da er diesen Umweg doch nicht ohne Grund gemacht haben kann. Graf Bernstorff spricht bloß von seinen zweideutigen und sich widersprechenden Aeußerungen sowohl über die politischen Angelegenheiten als über Diebitsch's Tod, dessen Art durch den Bericht des Arztes nun wieder zweifelhaft wird, noch mehr aber durch die scheinbare Unzuverlässigkeit des Grafen Orlow. Soviel aber geht zu meiner Zufriedenheit aus dem Schreiben des Grafen Bernstorff hervor, daß Rußland keine Einmischung fremder Mächte wünscht, sie vielmehr gegen Frankreich jetzt stärker als je zurückgewiesen hat. Das beweist doch wenigstens, daß man sich dort noch nicht hülf- und rathlos fühlt, wozu auch wahrhaftig kein Grund vorhanden ist. Der neue Feldherr wird nun schon eingetroffen sein; er hat von Memel aus ein Begrüßungsschreiben an den Feldmarschall gerichtet, was von den gewöhnlichen Briefen der Art nicht abweicht, worin aber viel von dem Wohlwollen des Kaisers für den Feldmarschall die Rede ist. Ich bin sehr ungewiß, ob der neue Feldherr über die Weichsel gehen wird. Thut er es, so werden die Polen einen ungeheuren Schrecken bekommen und Skrzynecki wird fallen; nichts desto weniger werden sie sich in Warschau wehren und es

würde also nur eine Suwarow'sche Energie einen entscheidenden Vortheil davon ziehen. Soll Warschau aber durch Hunger bezwungen werden, so gehört dazu eine dichte und starke Einschließung von beiden Seiten, und dazu, fürchte ich, sind die Russen nach den vielen Entsendungen jetzt wirklich nicht stark genug. Sie sind wirklich in den Fehler verfallen, den wir vor drei Monaten vorher gesehen haben, die Insurrection in Litthauen und Volhynien an Ort und Stelle und nicht in Warschau besiegen zu wollen. Diebitsch hat seinem Nachfolger eine solche Schuld von Fehlern hinterlassen, daß dieser vielleicht dadurch noch auf einige Zeit gelähmt sein wird. Eine Nachricht, die von einem Postsekretär aus Memel hierhergekommen war, hatte sehr gescheidter Weise etwas über seine persönliche Erscheinung hinzugefügt, was mir sehr interessant gewesen ist. Er ist von mittlerer Größe, acht und vierzig Jahre alt, frisch von Gesichtsfarbe, hat schnelle und kräftige Bewegungen; seine Züge drücken mehr Milde als Entschlossenheit aus, doch ist sein Blick ruhig und fest. Als man ihm etwas Schmeichelhaftes über die bessere Wendung sagte, welche er dem Kriege geben würde, hat er geantwortet: „Das Schicksal der Schlachten steht in Gottes Hand; es wäre vermessen, von mir so etwas vorher sagen zu wollen." So sind die Worte des Berichterstatters. Du weißt, ich habe wegen seines Feldzugs in Armenien Zutrauen zu ihm. Einstweilen hat der General Toll einige Kosaken-Detachements über die Weichsel geschickt, die im Lande einen großen Schrecken verbreiten; wollte Paskewitsch über die Weichsel gehen, so wäre dadurch die Besorgniß für den Erfolg des Uebergangs wenigstens gehoben.

Was die Cholera betrifft, so bleibe ich bei meiner Ansicht, liebe Marie, daß es ein Grund wäre, Dich von hier wegzuschicken, nicht aber, Dich herkommen zu lassen. Darin werden mich die Damen, welche Du nennst, nicht irre machen. Da die Krankheit gewöhnlich nur einen bis zwei Tage dauert, so ist von weiblicher Pflege gar nicht die Rede; der Kranke, wenn er gut behandelt werden soll, muß immer unter den Händen der Chirurgen und Wärter sein, und befindet sich in einem Zustande, wo ihm die Gegenwart seines Freundes gar nichts nützen kann. Die Gefahr, diesen mit in das Grab hineinzuziehen, ist also eine ganz unnütze. Uebrigens ist es fast eine Thor-

heit, sich viel mit dem Falle der Ansteckung zu beschäftigen, da wir sehen, wie äußerst selten solche Menschen von dieser Krankheit befallen werden, die unter guten Bedingungen leben.

Auf Deinen Luxemburger Aufsatz bin ich sehr begierig. Du irrst, glaube ich, wenn Du denkst, dieses Herzogthum sei seit den Luxemburgischen Kaisern bei Deutschland geblieben; ich müßte mich sehr irren, oder es ist einmal von einem Seitenverwandten den Burgundern verkauft worden.

Graf Radzinsky hat bei seiner Hinreise zu dem Gute seines Bruders dem Feldmarschall einen Besuch gemacht, eine Einladung zum Diner aber ausgeschlagen; ich bin ihm im Bureau zufällig begegnet, wo er August Gneisenau aufsuchte; bei mir ist er nicht gewesen. Auf der Rückreise hat er bloß August Gneisenau gesehen und sich beim Feldmarschall wegen Eile entschuldigen lassen. Uebrigens wird das wohl nicht der Grund seines Schweigens sein, sondern es mögen die Polen wohl nicht sonderlich auf uns zu sprechen sein, weil sie sich dummer Weise eingebildet haben, wir wären heimlich ihre Freunde.

Posen, 2. Juli 1831.

So eben erhalte ich einen Brief von Freund Stülpnagel, der den Cordon gegen Samogitien commandirt und es für seine Pflicht hält, mir als seinem Freunde und Chef des Generalstabes zu berichten. Der Brief ist vom 21. und er theilt darin mit, daß der General Chlapowski am 20. bei Wilna durch den General Tolstoy tüchtig geschlagen ist, daß General Gielgud mit seinem Corps zu spät gekommen ist und daß Beide in Folge dieses Gefechts genöthigt gewesen sind, bei Georgenburg über den Niemen zurückzugehen. Dies ist sehr wichtig, weil die Polen ihre ganze Hoffnung auf Litthauen gesetzt hatten. Hier werden wir nun wohl nächstens einen Weichsel-Uebergang erleben, und in vier Wochen kann das Stück ausgespielt haben.

Nach den Nachrichten, welche wir durch Canitz haben, ist die russische Armee überhaupt viel weniger stark, als man vor fünf oder sechs Jahren annehmen zu dürfen glaubte. Damals war der Feldmarschall ganz allarmirt davon und ich erinnere mich noch sehr wohl, daß er mir bei einem Manöver in Potsdam sehr böse wurde, als

ich nichts davon glauben wollte; jetzt schiebt er diese Besorgniß ganz von sich weg. Ohne Garnisontruppen und ohne Landwehren beträgt die Macht Rußlands, die man bei einer Offensive zu fürchten hat, etwa 400,000 Mann. Diese zersplittert sich natürlich auf einer so großen Oberfläche sehr. Nichtsdestoweniger kann ich Dir die erfreuliche Nachricht geben, daß die in Litthauen und Volhynien einrückenden Reserven wenigstens 90,000 Mann betragen werden und daß nach vier oder sechs Wochen Rußland gegen Polen über 200,000 Mann im Felde haben wird. Daraus geht schon hervor, daß diese Sache aufgehört hat, irgend einem Zweifel unterworfen zu sein. Auch merkt man aus vielen Anzeigen, daß die Polen sich der Agonie nähern. Von unseren Posenern kommen jetzt einzelne der Hauptpersonen, ein Miezielsky, ein Kalofkin u. s. w. zurück und hoffen durch die späte Reue noch Alles gut zu machen. Reue kann man es übrigens nicht nennen, denn kein Mensch hier thut dergleichen. Jene 200,000 Russen werden übrigens auch für die westlichen Angelegenheiten nicht übel sein, und die Wirkung, die sie auf Frankreich machen werden, ist schon vorbereitet durch die früheren Besorgnisse der Art.

Die Nachrichten über unser auswärtiges Ministerium sind höchst betrübt. Bülow würde Graf Bernstorff's fernere Mitwirkung eben so sicher ausschließen wie Nagler, und ich gestehe ihm nicht Talent genug zu, um mich über das lächerliche Glück zu trösten, was dieser Mensch gemacht hat und was bis dahin schon keine unbedeutende Arroganz in ihm entwickelt hatte; Witzleben mit seiner geringen Menschenkenntniß ist aber ganz gewiß für ihn. So viel ist einmal gewiß: würdig werden wir gegen das Ausland in keinem Falle repräsentirt werden, und was H. von Bülow betrifft, so wird er uns in Unbesonnenheiten verwickeln, die wir, da es uns an Hintertheil fehlt, wie man bei den Pferden sagt, durch Niedrigkeit und Schlechtigkeit wieder auszugleichen suchen werden. Von den fünf großen Mächten hat kein Minister der auswärtigen Angelegenheiten eine so schwierige Stellung als der preußische. Eine stolze Unabhängigkeit zu zeigen, wäre eine Komödie, und Unterwürfigkeit gegen die Anderen würde ihn bald aus seiner politischen Stellung bringen.

Bald hätte ich vergessen, Dir zu erzählen, daß der Feldmarschall

neulich von selbst über August wieder mit mir zu sprechen anfing und ganz unverhohlen erklärte, daß außer seinen unangenehmen Manieren ihn ein Umstand sehr gegen ihn aufgebracht habe, daß er nämlich vor mehreren Jahren mehr als einmal in ihn gedrungen sei, ein Majorat zu stiften. Er legte dies nun wie den entschiedensten Egoismus aus. Ich antwortete ihm, daß diese Voraussetzung ungerecht sei; August könne ihm diesen Vorschlag aus Princip gemacht haben; ich selbst hätte ihm denselben schon gemacht und könnte doch durch Egoismus nicht dazu vermocht sein. Alles das half gar nichts; denn wer ihn durch Logik besiegen will, kann nur auf jeden Erfolg verzichten. Dabei hat er mir gesagt, daß er B. (Bruno) und H. (Hugo) auf das Pflichttheil setzen, und was dadurch erübrigt wird, den Scharnhorstischen Kindern vermachen will. Das nenne ich Egoismus, denn Enkel sind das Spielzeug der Großeltern, und was sie für diese thun, bringen sie meistens ihrer Schwäche zum Opfer. Das hat mir einen traurigen Eindruck gemacht.

Posen, 9. Juli 1831.

Meine theure, geliebte Marie! Du hast mir ja nichts als Trauerposten mitzutheilen seit einiger Zeit. Die Nachricht von Herrn vom Stein's Tode hat mich vollkommen überrascht. So sinken die Erscheinungen des Lebens, mit denen wir enger zusammenhangen, in Menschen und Dingen nach und nach unter und mahnen uns, daß es nicht mehr so fern ist, wo auch wir untersinken werden. Ich glaube, daß er die Welt gern verlassen hat, denn er sah viele Dinge mit eben so trostlosen Blicken an als ich und fühlte, daß er nichts mehr gegen das Uebele in der Welt zu leisten vermöchte. Auch würde man sich seiner schwerlich noch einmal bedient haben. Inniges Bedauern habe ich mit Dir gefühlt, Du liebes Weib, bei der Art, wie Du seinen Tod erfahren hast. Wie hat denn Deine Mutter diese Nachricht aufgenommen und Prinzeß Louise? Außerdem hat er ja in Berlin kaum noch einen gefühlvollen Freund. Was der König zu seinem Tode gesagt haben mag, wäre ich auch sehr neugierig zu wissen, aber das ist schwerlich zu erfahren.

Nach sicheren Anzeigen, die wir haben, sind die Russen in diesem Augenblicke vermuthlich mit ihrer Hauptarmee schon an der Weichsel

angekommen, in der Absicht, sie zu überschreiten, und vielleicht ist davon die Nachricht auch schon vor Ankunft dieses Briefes in Berlin. Ich gestehe, daß ich nicht ohne lebhafte Besorgniß für den Erfolg bin; nicht daß ich unter den jetzigen Umständen einen glücklichen Widerstand der Polen an der Weichsel selbst erwartete, sondern weil ich glaube, die Russen sind nicht stark genug, um die verwickelten Verhältnisse, in die sie nach einem Uebergange treten, auf das ganz reine und einfache einer engen Einschließung Warschau's von beiden Seiten zurückzuführen. Ist das aber nicht, so stehe ich nicht dafür, daß sie sich auf diesem Weichselufer behaupten werden, denn es können ihnen, bis die Reserve-Armeen ihre 90,000 Mann gesammelt haben, noch mancherlei Unglücksfälle begegnen, und wehe uns! wenn sie einen Hauptschlag erleiden; dann wird die verkehrte Theilnahme an den Polen bis zum Wahnsinne steigen, und es ist wirklich möglich, daß Frankreich und das jenem nachdemokratisirende England dann die polnische Frage noch in den Ofen der europäischen Zwietracht schütten, wo die belgische noch immer so hübsch brennt. Die Polen fürchten sich indessen einstweilen doch vor dem entscheidenden Schlage, der, wie sie glauben, bevorsteht, wegen der Ueberzahl, der zahlreichen Artillerie, besseren Cavalerie und des kühnen, unternehmenden Charakters des neuen Feldherrn. Das ist Alles wahr; wenn sie aber einem großen Schlage so geschickt auszuweichen wissen wie bisher, so wird das Alles nichts helfen. — Du kannst denken, daß wir jetzt in großer Spannung sind. Die Stülpnagel'schen Nachrichten, welche ich Dir mitgetheilt hatte, haben sich nur zur Hälfte bestätigt; der General Gielgud hat sich gegen Kurland hingewendet; die Folge davon kann sein, daß, wenn er zurück muß, er in's Preußische kommt; ob unsere Rolle dann so gut ausfallen wird, wie die der Oesterreicher, ist eine große Frage; denn über 2000 Mann hat ihm der General Krafft nicht entgegenzustellen, und das Beispiel von Dwernicki könnte ihn leicht abhalten, die Waffen freiwillig niederzulegen. Eine Gebietsverletzung ist in diesem Falle gar nicht zu verhüten, und wenn ihm die Russen den Weg nach Georgenburg nicht verlegen, so daß er an der Gränze des Königreichs Polen über die Memel gehen kann, so wird er es auch ungestraft thun; nur wenn er gezwungen wäre, die Memel

in unserem Gebiete zu passiren, könnte Freund Stülpnagel ihm mit 2000 Mann den Weg verrennen. In jedem Falle scheint mir die litthauische Insurrection nicht den Fortgang zu haben, den sich die Polen von ihr versprochen haben; denn diese Abtheilungen ihrer Armee sind nun schon sechs Wochen dort und noch ist keine der bedeutenderen Städte in ihre Hände gefallen. Nun genug von Operationen! Ich gewöhne mir an, Dich wie einen Generalstabsoffizier zu behandeln.

Für die Notiz von Luxemburg's Hoheitswechsel danke ich Dir zwar, hätte sie aber viel lieber von Deiner Hand gehabt; denn alsdann würde sie gründlicher ausgefallen sein. Ich hatte es noch in der Erinnerung, daß das Land durch Kauf an die Burgunder gekommen war, und ich müßte mich sehr irren, wenn es nicht ein Herzog von Jägerndorf war, der dies Land in Erbschaft von den Luxemburgischen Kaisern besessen und verkauft hat. Was heißt die Phrase: „es ward 1713 durch den Utrechter Frieden zum Vortheil des Hauses Oesterreich an die Generalstaaten abgetreten?“ Ich denke, es kam mit den belgischen Provinzen an Oesterreich und gehörte zum burgundischen Kreise des deutschen Reiches; da liegt aber eben die Frage, nämlich: wie Luxemburg zu einem anderen Verhältnisse zum deutschen Reiche kommt als die übrigen belgischen Grafschaften und Herzogthümer?*) Du siehst, lieber Historiograph, Du mußt die Sache noch in die Hand nehmen und Dir zu diesem Behufe den Iselin von der Bibliothek holen lassen.

* König Wenzel IV. von Böhmen überließ Luxemburg seiner Nichte Elisabeth (1383), welche es 1443 an den Herzog von Burgund, den Herrn fast sämmtlicher Niederlande, abtrat. In Folge der Verheirathung Maximilian's mit Maria von Burgund kam Luxemburg im Wormser Tractat an die spanische Linie des Hauses Habsburg, blieb aber, als Theil des burgundischen Kreises, im Reichsverbande. Im Utrechter Frieden wurde es mit den spanischen Niederlanden vorläufig den Generalstaaten übergeben, welche es, nach Berichtigung des bekannten Barrieretractats, an Oesterreich überliefern sollten, was auch geschah. Im Frieden von Campo Formio (1797) wurden diese Gebiete an Frankreich abgetreten und durch den Wiener Congreß (1815) aus den sämmtlichen batavischen und belgischen Provinzen das Königreich der Niederlande für die ottonische (oranische) Linie des Hauses Nassau gebildet, welche Luxemburg, als Entschädigung für die in Deutschland verlorenen Länder, mit der Bestimmung erhielt, daß es ein für sich bestehender deutscher Bundesstaat sein und bleiben sollte.

Auf unseren Freund, den Feldmarschall in Beziehung auf seinen Sohn August und die Familienangelegenheit überhaupt zu wirken, gebe ich ganz auf. Mein Versuch hat nicht den mindesten Erfolg gehabt; er theilt ihm nicht einen einzigen Familienbrief mit, sondern bestellt jedesmal bei Tisch einen steifen Gruß, so daß die anderen Tischgäste schon daraus auf das ungemüthliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn schließen müssen. Ich glaube, es gibt kaum ein zweites Beispiel von einer solchen Antipathie gegen einen Sohn, der den Zorn des Vaters durchaus nicht verdient.*)

Der Feldmarschall hat heute ein Schreiben des Generals Czernitscheff erhalten, in welchem ihm dieser den Grafen Paskewitsch auf Befehl des Kaisers empfiehlt. Das Schreiben ist voll der schönsten Versicherungen von Seiten des Kaisers für den Feldmarschall; unter Anderem ist son noble caractère auf eine Art herausgehoben, daß man sieht, es ist mit Gemüthlichkeit geschehen.

Posen, 13. Juli 1831.

Wir leben hier in stündlicher Erwartung von wichtigen Nachrichten, da die russische Armee schon den 8. an die Weichsel gerückt ist, also in diesen Tagen übergegangen sein kann. Gebe der Himmel, daß die entscheidenden Schritte, welche jetzt eintreten können, nicht

* Die Abneigung des Vaters gegen einen Sohn, den er zu lieben allen Grund hatte, scheint aus einer vorübergehenden, übrigens schwer zu erklärenden Gemüthsverstimmung hervorgegangen zu sein. Hatte ihm doch dieser Sohn, der in der Schlacht bei Groß-Görschen tapfer kämpfte und verwundet wurde, so viele Freude bereitet. Damals schrieb er der Mutter (Pertz, Bd. II., S. 594 f.): „August hat sich ein Ehrenzeichen verdient, nämlich einen Schuß in die Oberwade, glücklicher Weise nur eine Fleischwunde .... Nach dem Zeugniß aller derer, die ihn im Getümmel und Wüthen der Schlacht gesehen haben, hat er sich mit Tapferkeit und Furchtlosigkeit betragen. Sein Pferd, ein schöner Brauner von mir, ward tödlich verwundet; er mußte solches auf dem Schlachtfelde lassen. Von seinem Schicksal nichts wissend und bekümmert um ihn, saß ich bei meinem General morgens um 3 Uhr im Posthause zu Pegau, als August auf einmal zufällig ins Zimmer trat. Ich freute mich sehr, ihn zu sehen. Wir sprachen lange mit einander. Erst hinterher erzählte er mir, er sei verwundet. Du kannst Dir mein Erstaunen denken ..... Nun muß ich Dir noch hersetzen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt. Er sagt mir „„Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, ich habe ihn fechten gesehen; er verdiente zum Beispiel Allen

zu ihrem Nachtheile ausfallen; denn die strategischen Verhältnisse sind so verwickelt, daß der Erfolg dadurch sehr gesteigert werden würde. Auch aus Litthauen sehen wir mit jedem Augenblicke wichtigen Nachrichten entgegen, da General Tolstoy mit einem Theile seiner Armee bei Wilna angelangt ist. Die heutige Warschauer Post mit Briefen vom 10. und 11. bringt noch nichts Entscheidendes, und geht aus denselben hervor, daß die Polen beabsichtigen, über Modlin vorzugehen, in dem Augenblicke, wo die Russen übergehen werden. Mir ist es viel lieber, daß die entscheidende Schlacht jenseit der Weichsel geliefert werde, denn diesseits sind die Verhältnisse viel verwickelter, und hoffe ich, Paskewitsch wird sich nicht in den Fall setzen, mit der halben Armee zu schlagen, während die andere Hälfte schon übergegangen und dann nicht mehr zur Hand wäre. Mein Trost ist, daß die Polen ihre Kräfte auch sehr getheilt zu haben scheinen. — Ich habe Unrecht, Dir, liebes Wesen, so viel von diesen strategischen Verhältnissen zu sprechen; denn es vermehrt natürlich Deine Spannung und Unruhe; von der anderen Seite aber würde Dich ein Brief von mir sehr unbefriedigt lassen, in welchem ich kein Urtheil über den Stand der Dinge hier abgäbe.

Im Westen scheinen mir die Sachen schlimmer zu gehen und der

aufgestellt zu werden."" Was denkst Du hierzu, zu diesem Zeugniß eines der tapfersten Generale? Wundern wirst Du Dich darüber, daß August wahrscheinlich das eiserne Kreuz erhalten wird, denn er ist dazu vorgeschlagen. Sage ihm dies, wenn er bei Dir ankommen sollte, und wie rühmlich für ihn es sei, in so jungen Jahren schon sich die Achtung seiner Vorgesetzten erworben zu haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen fortsetzt und Gott ihn in Gefahren erhält, so kann es nicht fehlen, daß er sich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich ihn fortan nicht mehr als Sohn allein, sondern auch als Freund behandeln werde." In einem späteren Briefe vom 2. Juni theilt Gneisenau seiner Frau folgende Stelle aus einem Schreiben des Obersten von Boyen mit: „Ich habe Ihren Sohn nach seiner Verwundung gesehen; er betrug sich brav und männlich." Dieses Lob haben mir andere Zeugen mündlich wiederholt. Fast scheint es mir, als ob der junge Mensch Talent für den Krieg habe, denn auch sein letzter Brief, den er mir über seine Begebenheiten in der Schlacht schrieb, ist der beste, den ich je von ihm erhalten habe, und wirklich recht gut geschrieben. Wenn daher sein Glücksstern ihm durch die Gefahren hilft, so mag er sich dereinst in dieser Laufbahn auszeichnen, sofern er sie ferner wählt."

Stand der Papiere drückt dies auch aus. Die Kammern scheinen ultraliberal gewählt zu werden; ich habe es nie anders erwartet und alle die Utopien der Doctrinairs und des Journal des Débats zeigen sich immer mehr als solche. Das letztere hört nicht auf, zu ermahnen, zu bitten, zu flehen, daß man monarchische Deputirte wählen möge, aber diese Artikel beweisen ja schon die Unvermeidlichkeit der Sache und werden den Tod der Monarchie so wenig abwenden, wie der Kuhstall den Tod des armen Waddy*) abgewandt hat. Es ist keine andere Hoffnung für Frankreich und Europa als eine neue Schreckensregierung, damit wenigstens die anderen Völker etwas von der Narrheit zurückkommen, von der sie angesteckt sind.

Herr von Werther ist nach Paris zurück und es scheint, daß Graf Bernstorff vor der Hand die Sachen noch fortführen wird, was auch gewiß das Beste ist.

Die Cholera hat nun bereits an drei Punkten, nämlich bei Polangen, bei Schirwind und bei Kempen**) an der schlesischen Gränze unseren Cordon überschritten, aber immer nur in einzelnen Sterbefällen, so daß bis jetzt noch keine Verbreitung bemerklich ist. Wenn sie wirklich in's Land vorrückt, so werden unsere Verhältnisse sehr verwickelt.

Wegen der für den Danziger Cordon getroffenen Anordnungen haben wir keine Unannehmlichkeit gehabt, vielmehr haben sie sich hinterher bewährt. Der König ist in allen Dingen sehr rücksichtsvoll gegen die Anordnungen und Meinungen des Feldmarschalls und wir sind bis jetzt noch in nichts gemißbilligt worden. Vor einigen Wochen hatte der Feldmarschall darauf aufmerksam gemacht, daß der Sanitätscordon die gegen die Polen disponiblen Truppen um 8—9000 M. geschwächt hätte; er hielt eine Verstärkung nicht gerade für nothwendig, sagte aber, er könne freilich auch nicht dafür stehen, daß Fälle eintreten könnten, wo man sie lebhaft gewünscht hätte; er müsse es also dahin gestellt sein lassen, ob die noch an der Oder stehenden

* Ein kurz vorher an der Schwindsucht gestorbener Sohn des Fürsten Anton Radziwill.

** Polangen Flecken in Rußland, Gouvernement Wilna. — Schirwind Stadt in Preußen, Regierungs-Bezirk Gumbinnen. — Kempen (Kempno) Stadt im Regierungs-Bezirk Posen.

Truppen des Kronprinzen nicht etwas näher herangezogen werden sollten. Das hat der König nun genehmigt. Wahrscheinlich macht diese Bewegung in Berlin viel Lärm; es ist aber eine bloße Vorsichtsmaßregel.

Der Tod des Großfürsten Constantin ist ein rechtes Glück; denn er wäre später gewiß noch ein gefährliches Instrument der Parteien geworden. Die Polen bedauern ihn sehr aufrichtig, denn er hätte sich gewiß lebhaft für sie verwendet und dadurch hätte er viele Verlegenheiten und Inconsequenzen herbeiführen können.

Posen, 24. Juli 1831.

Die Verlegung der Mannschaft aus dem Städtchen, wo die erste Krankheit ausgebrochen war, nach der übrigen Stadt ist wahr, und die Klagen der Bürgerschaft beim Könige darüber auch; das Letztere ist aber eine wahre Infamie. Als der erste Krankheitsfall bekannt wurde, welches ein Soldat war, der mit 16 anderen in einem Quartiere lag, wurden diese 16 Mann sogleich in die dazu bestimmte Anstalt unter Contumaz gesetzt, die übrigen Leute aber, 50 an der Zahl, aus dem Stadtviertel ausquartiert. Gegen diese Maßregel kann kein vernünftiger Mensch etwas einwenden; denn wenn man nicht sogleich nach dem ersten Krankheitsfalle eine Truppe herausziehen soll, so kann man es überhaupt nicht, und doch werden die Truppen von allen Seiten begehrt, um Sperrlinie zu bilden, und der König selbst hat es übel vermerkt, daß man die Garnison von Danzig nicht sogleich bis auf den möglichst kleinsten Stand vermindert hat, als sich die Krankheit zuerst zeigte. Sollten jene 50 Soldaten aber aus dem inficirten Viertel herausgenommen werden, so mußten sie irgendwo ein Unterkommen finden, und jede andere Ortschaft, wohin man sie verlegt hätte, konnte sich eben so gut beschweren wie die Stadt Posen, daß sie dadurch der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt würde. Eine solche Consequenzmacherei in einer Sache, die schon tausend Schwierigkeiten hat, ist abgeschmackt. Auch ist von jenen 50 Mann erwiesenermaßen auch nicht ein einziger erkrankt, und nicht in einem einzigen Hause, wohin diese Leute verlegt worden sind, ist die Krankheit ausgebrochen. Was nun die Klage der Stadt (d. h. der Munizipalität, was in hier gebräuchlicher

französischer Einrichtung ungefähr so viel ist wie bei uns die Stadtverordneten) betrifft, so ist es doch unerhört, daß sie, abgesehen von der Unvernunft der Klage, diese durch Staffette an den König schickte, ohne vorher gegen diese Maßregel protestirt zu haben, ohne sich bei der Regierung, die im Orte ist, bei dem Oberpräsidium, was im Orte ist, bei dem commandirenden General oder beim Feldmarschall beklagt zu haben, und um Dir die Böswilligkeit dabei klar zu zeigen, brauche ich nur zu erzählen, daß der Vorsteher dieser Munizipalität, ein Kaufmann ....., der beim Oberpräsidenten war, ehe die Staffette abgegangen war und sich damit entschuldigte, daß er überstimmt worden wäre, während es eine bekannte Sache ist, daß er allein die Klage recht lebhaft betrieben hatte, daß dieser, nachdem der Oberpräsident ihm gesagt hatte, die Sache wäre einmal nicht mehr zu ändern, wie er sähe; er würde indeß der Immediat-Commission sein Gutachten gleich mitsenden, und bäte, daß die Staffette ein paar Minuten aufgehalten würde, nach der Post hinläuft und verlangt, daß die Staffette auf der Stelle abgehen sollte, er habe sie bezahlt und kein Mensch habe das Recht, seine Staffette eine Secunde aufzuhalten. Wenn man bedenkt, welchen Mangel an Vertrauen, welchen Mangel an Achtung und auch an Furcht, kann man wohl hinzufügen, dieses Betragen eines Häringskrämers einer der ersten Behörden gegenüber beweist, so hat man eine Vorstellung von dem polonisirenden Geiste der hiesigen Einwohnerschaft. Die Deutschen sind dabei ärger als die Polen, weil sie sich einbilden, im tausendjährigen Reiche des neuen Polens werde Alles recht demokratisch hergehen. Dieselbe Untreue der Deutschen an ihrem eigenen Volke, was leider ein wahrer Nationalfehler ist, wie wir im Elsaß und manchem anderen Beispiele sehen, empört mich mehr als alle anderen Verkehrtheiten, und ist hier, wo es darauf ankommen muß, daß eine Nationalität die andere zuletzt ganz verdrängt, dümmer und gefährlicher als irgendwo.

Posen, 26. Juli 1831.

Ich kann Dir auf die Hauptangelegenheit Deines rührenden Briefes nicht viel antworten. Thu, was Dein Herz Dir eingibt. Ich hoffe nicht, Dich zu überleben; wäre es dennoch der Fall, so weißt Du ja, daß ich, verarmt an Allem, es doch nicht gerade an

Einkommen sein werde, daß mir auch im schlimmsten Falle vom Staate so viel werden wird, um zu existiren. Nun laß mich von diesen Dingen schweigen; was Du darin thust, wünsche ich gar nicht zu wissen, und ich beschwöre Dich bei unserer Liebe, ganz nach den Wünschen Deines Herzens zu verfahren.

Um Dir auch einmal etwas zu schreiben, was Dir einiges Vergnügen machen wird, schreibe ich Dir eine Cabinetsordre ab, die der Feldmarschall dieser Tage erhalten hat. Als die Russen in der Gegend von Thorn über die Weichsel zu gehen anfingen, wollte er dort Truppen hinmarschiren lassen; ich war anderer Ansicht und behauptete, es sei für die Verhältnisse viel besser, wenn wir dort ganz schwach wären; ich überzeugte ihn; indessen war er doch ungewiß geblieben und wollte sein Verfahren wenigstens dem Könige mit allen Gründen vorlegen. Dies geschah in einem Berichte, den ich selbst in der Nacht abgefaßt und auch abschrieb. Darauf ist nun folgende Antwort gekommen:

> „Ich habe Ihre Meldung vom 17. d. M. über den Fortgang der Truppenbewegungen an der Gränze erhalten und Ihre darin entwickelten Ansichten über die daraus zu erwartenden Ereignisse mit besonderem Interesse vernommen. Sie haben Ihr sachkundiges Urtheil mit so überzeugenden Gründen unterstützt, daß ich denselben nur beistimmen und die Maßregeln nur billigen kann, welche Sie für den einen oder anderen Fall in Ausführung zu bringen beabsichtigen, und gebe Ihnen solches hierdurch in Antwort zu erkennen."

Ich gestehe, daß mir dies großes Vergnügen gemacht hat, wenn gleich nach der Natur einer solchen Stellung, wie ich sie habe, mir selbst der Beifall nicht zu Theil werden kann; auch rechne ich nicht darauf, daß ich darum besser angeschrieben sein werde. Ueberhaupt sind wir bis jetzt immer gelobt worden, besonders von der Immediat-Commission. Diesen Sold muß ich mit meiner lieben Frau theilen, wie alles Gute und Schlimme.

Die Cholera macht es noch gnädig. Gestern hatten wir nur 7 neue Kranke, überhaupt jetzt 69. Sonderbar ist es, daß fast alle anderen Krankheiten schweigen, wie die Aerzte behaupten. Ich befinde mich sehr wohl. Aus dem politischen Leben habe ich Dir nichts

mitzutheilen. Die russische Armee steht noch einen Marsch von ihrer Brücke und backt Zwieback, was füglich hätte vorher geschehen können. Etwas beruhigter bin ich über ihre Lage dadurch, daß das Corps des Generals Gerstenzweig, was bis jetzt bei Ostrolenka gestanden hat, 10,000 Mann stark, an die Weichsel rücken soll; dadurch sichern sie sich dort einigermaßen einen Rückzug. Wahrscheinlich wird die Schlacht, welche die Polen noch liefern wollen, in der Gegend von Sochaczew vorfallen; gewinnen die Russen sie, so setzen wir uns in Bewegung, um uns rechts zu schieben, und dann dürfte die Sache in vier Wochen vorbei sein.

Posen, 29. Juli 1831.

Ja wohl, meine theure Marie, stehen die politischen Sachen im Westen schlimm. Warum verlassen die Oesterreicher Bologna? Vermuthlich haben die Franzosen mit dem Aeußersten gedroht, aber wenn die Oesterreicher sich doch so ernsthaft rüsten, so müßten sie es auch auf das Aeußerste ankommen lassen. In den Niederlanden sind die Sachen auch schlimmer als je, insofern England jetzt vermuthlich ganz auf die belgische Seite tritt. Es geht also aus jeder Verwickelung immer wieder eine neue hervor. Ueberall sind es die Franzosen, welche sich zu Vertretern des Aufruhrs und Abfalls machen und die Insurrection wie das heiligste aller Rechte proclamiren. Und ich fürchte, dem wird kein Mensch steuern können. In einer solchen Zeit den Tod zu fürchten, ist wahrhaftig nicht der Mühe werth.

Was mich sehr beunruhigt, ist der Zustand von Petersburg. Offenbar hat man dem Pöbel nachgeben müssen, denn alle Sperren sind aufgehoben und dafür erkranken nun täglich zwischen 5 und 600 Personen. Das ist ja ärger wie die Pest. Wenn sich nur nichts Politisches an diesen Leidenszustand anknüpft! Wie oft ist mir Manzoni's Roman eingefallen! In 200 Jahren, die seit der von ihm geschilderten Zeit verflossen sind, scheint sich das Volk gar nicht verändert zu haben. Derselbe Zweifel, dasselbe Mißtrauen, dieselben Vergiftungsgeschichten, dieselbe Mischung von Angst und Unvernunft wie in Mailand tragen sich hier täglich zu; in Petersburg scheint es noch ärger gewesen zu sein,

Neuigkeiten vom Kriegstheater kann ich Dir nicht melden. Die russische Armee backt noch immer Brod, oder vielmehr sie wartet, wie ich glaube, Corps ab, die zur Deckung ihrer Brücke heranrücken, und das kann ich nur im höchsten Grade billigen. Einstweilen nach den Streifereien der Kosaken großer Schrecken im Lande dießseit der Weichsel.

Die Cholera, die gestern sich hier wieder ganz gnädig gezeigt hat, da wir nur acht neue Kranke hatten, verbreitet sich im Lande immer mehr und ist jetzt die Warthe abwärts schon bis Lissen vorgedrungen, was nur einige zwanzig Meilen von Berlin ist. Es ist jetzt ziemlich erwiesen, daß sie vorzugsweise dem Laufe der Flüsse und ihrer Niederungen folgt; sie wird also in Küstrin und Frankfurt ankommen und von da vermuthlich durch die Niederung des Friedrich-Wilhelms-Canals an die Spree gelangen. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Ihr bis zum Herbst hin diesen Gast bei Euch eintreffen seht, und so ist es wohl der Mühe werth, in Ueberlegung zu nehmen, ob Du und Deine Mutter nicht wohlthun würdet, Euch alsdann von Berlin wegzumachen. Ich glaube nicht, daß sie in Berlin sehr heftig um sich greifen werde, und in einer großen Stadt ist alsdann die Gefahr sehr gering; nichtsdestoweniger, mein' ich, wird Jemand, der wie Ihr durch nichts gefesselt ist und die Mittel des Fortkommens ziemlich in Händen hat, sich viele Unruhe und viele unangenehme Eindrücke ersparen, wenn er Berlin verläßt. Ich meine, Ihr solltet nach einer kleinen schlesischen Stadt am Fuße des Gebirges gehen und dort das Weitere abwarten, versteht sich nicht eher, als bis sich der erste Fall gezeigt hat, und wenn dies geschehen sollte, ehe über meine Rückkunft etwas bestimmt ist.

Man sagt heute, die russische Armee habe sich gegen Warschau in Bewegung gesetzt. Dann wird es bald die letzte große Entscheidung geben, der ich mit bangem Herzen entgegensehe. Wenn ich sterbe, theure Marie, so ist es in meinem Beruf. Gräme Dich nicht zu sehr um ein Leben, womit nicht viel mehr anzufangen war. Die Thorheit nimmt überhand, kein Mensch kann ihr wehren, so wenig wie der Cholera. Es ist wenigstens ein kürzeres Leiden, an dieser zu sterben als an jener. Ich kann nicht sagen, mit welcher Geringschätzung des menschlichen Urtheils ich aus der Welt gehe. Es muß

diese Krankheit ausrasen und ich hätte es doch nicht erlebt; also ist wenig verloren.

Was mir tiefen Kummer macht, ist, nicht mehr für Dich gesorgt zu haben — es war nicht meine Schuld. Ich danke Dir, theurer Engel, für den Beistand, den Du mir im Leben geleistet hast!

O ich fühlte, da ich Dich gesehen,
Wie vor eines Engels Majestät,
Frommer Ahnung Schauer mich umwehen
Und mein Herz sprach kindlich ein Gebet:
Weile, lieber Fremdling, weil' hinieden,
Führ' durch Deiner Augen schönen Blick
Segnend zu des Lebens stillem Frieden
Aus des Lebens Stürmen mich zurück!
Freundlich hast die Hand Du mir gegeben;
Unter eines Engels Schutzgeleit
Windet lieblich sich der Pfad durch's Leben
Und im Himmel wohnt die Seligkeit.*)

Kennst Du diese Strophen wieder? Sie standen am Eingange unseres Bündnisses, sie sollen auch am Ausgange stehen. Ich umarme Dich, geliebter Engel, bis auf besseres Wiedersehen!

Posen, den 2. August 1831.

Ich habe ganz vergessen, Dir zu schreiben, daß in der Posen'schen Zeitung ein Artikel von meiner Hand steht, der gegen einen fingirten Brief gerichtet ist, den Skrzynecki an den König geschrieben und dieser nicht angenommen haben soll. Dieser Artikel ist von beiden Berliner und von der Hamburger Zeitung aufgenommen worden, aber nicht von der Staatszeitung, die einen anderen dafür gegeben hat. Zu den Berliner Zeitungen weiß ich das Datum nicht, die Hamburger hat ihn unter dem 26. v. M. Er ist übrigens sehr unbedeutend und ich mache Dich nur darauf aufmerksam, weil ich weiß, daß Du Dich für meine Werke interessirst, wenn sie auch noch so klein sind. Ferner will ich Dir auch ein Lob nicht vorenthalten, was wir vom Kronprinzen bekommen haben bei Gelegenheit der den Generalen des 5. und 6. Corps gegebenen Instruction:

*) S. Bd. I., S. 204.

„Ihre Erlasse an die commandirenden Generale des 5. und 6. Armeecorps, welche in dem anderen Schreiben enthalten waren, beleuchten den gegenwärtigen, früheren und künftigen Zustand der Angelegenheiten in Polen auf eine so ungemein tiefe und einfache Weise, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, dieselben im Vertrauen meinen beiden Divisionen mitzutheilen."

Das ist nun freilich mein Freund Gröben, indessen ich sage wie jener Kaufmann: Wenn ich von meinen Freunden keinen Profit nehmen sollte, von meinen Feinden kann ich's nicht.

Eine anderthalbstündige Audienz, die Herr von Werther beim Könige von Frankreich gehabt hat, scheint die Nachricht zu bestätigen, daß Frankreich eine Erklärung über seine Intervention in der polnischen Sache gefordert habe. Zu solchen Abgeschmacktheiten muß sich eine Regierung verstehen, die von factiösen Kammern und turbulenten Volkshaufen abhängt! Auf die gränzenlos abgeschmackten und albernen Nachrichten französischer Agenten, daß wir die Russen mit Artilleristen, Montirungen und Munition unterstützten, geht die französische Regierung ein und den freien Ankauf von Lebensmitteln in unserem Lande sieht sie wie eine Ungehörigkeit an — sie, die in Belgien die ärgsten Schweinereien und Durchstechereien getrieben und dem Könige der Niederlande durch die infamsten Mittel diese Provinzen gestohlen hat. Mir kocht Blut und Galle und ich könnte die Cholera von bloßer Wuth bekommen, wenn ich an diese französische Volksherrschaft denke.

Ancillon's Ernennung zum Staatssecretär ist der erste Schritt und der zweite wird nicht lange ausbleiben. Wenn der gute Mann dann nur nicht vor Eitelkeit platzt! Morgen gibt der Feldmarschall zu Ehren des 3. August ein Diner von einigen dreißig Personen; es wird sehr schlecht ausfallen; denn abgesehen von der wenig anständigen Einrichtung des Tisches hat der Feldmarschall sich heute erst dazu entschlossen und nun fehlt es an Allem.

Posen, 6. August 1831.

Dein und der Gräfin D. (Dohna) Gedanke, mich an Ancillon's Stelle zu sehen, wenn ich damals in die Diplomatie hineingekommen wäre, ist nicht sehr praktisch; man würde mich schwerlich gewählt

haben. Uebrigens bin ich sehr froh, damals verschmäht worden zu sein, denn, glaub' mir, je weniger man in dieser Zeit ist, um so besser ist man daran; auch würde mich für den Fall des Krieges eine nicht soldatische Anstellung sehr unglücklich machen. Ich mag nicht wie Schöler 1813 der einzige Militär in den Salons sein und den Damen Vorlesungen über die vermuthlichen Operationen halten.

Mein kleiner Aufsatz hat ein besonderes Glück gemacht: der König hat durch Albrecht an den Oberpräsidenten Flottwell schreiben lassen, daß ihm der Aufsatz ungemein gefallen hätte, weil darin eine sehr siegreiche Widerlegung der Polen enthalten sei; er wolle den Verfasser wissen. Nicht wahr, das ist meiner Frau sehr schmeichelhaft? Aber was wird das Radziwill'sche Haus sagen? Ich bitte Dich, meinen Namen nicht ohne Noth zu nennen. — Ich muß lächeln über die Reihe kleiner Succeſſe, die ich hier gehabt habe und womit ich meine liebe Frau füttere wie einen Kanarienvogel mit einem kleinen Stückchen Zucker. Sie kommen mir in dieser Zeit, wo alles Große in Trümmer zusammenfällt, vor wie die kleinen Zimmer, die Graf Ingelheim sich in die alte römische Thurm-Ruine hineingebaut hatte.

Vom Kriegstheater ist noch immer nichts Entscheidendes eingegangen; wir sind aber mit unseren Nachrichten auch um sechs Tage zurück; denn die Russen machen nicht die kleinste Anstrengung, sich die nächste Verbindung mit uns zu eröffnen. Ihre Briefe sind bis jetzt noch über Thorn gegangen. Nach den neuesten Nachrichten sind am 5. August 20,000 Russen aus Litthauen kommend bei Lomza*) erwartet worden und Rüdiger soll die Weichsel in der Woywodschaft Krakau überschritten haben, was ich sehr bezweifle. Wäre dies der Fall, so würden die Polen sich wahrscheinlich mit ihrer Hauptmacht entweder vor der Schlacht oder nachher, wenn sie verloren wird, in Warschau hineinziehen, was mir sehr erwünscht wäre, damit wir nicht weiter betheiligt werden. Briefe der Potozki geb. Dzielinski fangen an kleinlaut zu werden. Wenn den Russen kein Unglück begegnet, was bei den immer mehr heranrückenden Reserven der Russen immer unwahrscheinlicher wird, so scheint mir, muß die Sache in vier Wochen abgemacht sein. Es ist aber auch die höchste Zeit, wenn nicht von Paris aus neue Verwickelungen hervorgehen sollen.

* Stadt im russischen Polen, links am Narew.

Posen, 12. August 1831.

Wir leben hier in der größten Controverse über die Nützlichkeit der Sperren. Sie haben allerdings sehr große Nachtheile; doch ist meine Meinung, daß sie das Uebel oder vielmehr seine Ausbreitung vermindern, so daß, wenn ihm gegen den Westen hin immer in neuen Sperrungslinien Widerstand gethan wird, es sich in immer dünneren Spitzen ausbreiten und zuletzt verlieren wird. Dies wird nun von Anderen und namentlich dem Feldmarschall ganz geleugnet, und hätten diese Recht, so wären freilich die großen Uebel, welche die Sperren aller Art herbeiführen, sehr zu bedauern.

Auch über den König der Niederlande streiten wir uns. Der Feldmarschall findet, daß er ganz Recht gethan hat. Ich kann dazu nur sagen: Wohl bekomme es ihm und uns. In der Politik ist die Klugheit eine Hauptsache; an dieser aber hat es dem guten König Wilhelm von je her gefehlt und sein jetziger Krieg scheint mir eben kein kluger Streich. Ich möchte doch fragen, was er mit seiner Armee in Belgien will. Selbst wenn er eine starke Partei dort hätte und durch diese und einige glückliche Waffenthaten eine totale Reaction hervorbringen könnte, wäre es viel zu spät. Die Cessionen, welche Europa den Belgiern gemacht hat, hat es in eben dem Maße Frankreich gemacht — ob Belgien in der Trennung von Holland glücklicher als in der Verbindung mit ihm sein wird, darüber läßt sich mindestens streiten; aber daß Frankreich nur die Trennung wünschen kann, ist an sich klar, und die Franzosen in ihrem jetzigen Zustande sind nicht Leute, die sich eine Diebsbeute wieder aus den Händen reißen lassen. Aber ich zweifle auch, daß die oranische Partei in Belgien stark genug ist, um der anderen auf irgend einen Punkt gegenüberzutreten, wo nicht holländische Bayonnette en présence sind, und 30,000 Mann werden in diesem volkreichen Lande, wo die großen Städte nesterweise zusammenliegen, bald unzureichend sein, wenn es auch gar keine belgische Armee gäbe. Hätte er wenigstens abgewartet, wie der Punkt mit dem Schleifen der Festungen ausgemacht worden wäre — darüber konnte England in eine feindselige Stellung zu Frankreich gerathen. Uebrigens betrachtet man diesen Gegenstand aus einem falschen Gesichtspunkte. Haben die belgischen Provinzen

eine politische Stellung, in der sie nicht ganz entschieden der antifranzösischen Partei angehören, so ist es tausendmal besser, wenn sie gar keine Festung haben. Das begreift ein Kind und die Franzosen sind sehr einfältig, auf dem Schleifen der Festungen zu bestehen, die ihnen unter allen Umständen angehört haben würden, wenn man sie nicht als Barriere-Plätze durch Truppen einer dritten Macht hatte besetzen lassen, ein Gedanke, den die Londoner Viermänner niemals den Muth gehabt haben auszusprechen.

Auf dem polnischen Kriegstheater geschieht immer noch nichts. Dieses Zögern rührt bei den Russen von den Verstärkungen her, die sie noch durch den Uebergang Rüdiger's und das Heranrücken der litthauischen Truppen zu bekommen hoffen; die Polen aber scheinen ihre Verstärkungen in den Pariser Kammern zu finden. In dieser Rechnung werden sie aber den Kürzeren ziehen; die Russen verfolgen einen ganz nahen und sehr reellen Zweck, und sie einen weit entlegenen, sehr illusorischen. Leider habe ich die Ueberzeugung, daß die Russen mehr aus Zaghaftigkeit als aus objectiven Gründen zögern; nichtsdestoweniger ist wenigstens die Annäherung der neuen Streitkräfte sehr beruhigend.

Posen, 13. August 1831.

Meine Meinung über den niederländischen Krieg glaube ich Dir schon in einem meiner früheren Briefe gesagt zu haben. Dieser Angriff ist in meinen Augen der vollkommenste Unsinn und würde es gewesen sein, wenn die Franzosen auch nicht gleich zugesprungen wären. Sehr gering ist die Hoffnung, daß die Franzosen durch ihr übereiltes Zufahren England und die anderen Mächte mißstimmen könnten. Die Franzosen haben Courage und alle Anderen haben keine, dies ist das ganze Geheimniß der politischen Verwickelungen.

Nachgerade ist es mit den politischen Räsonnements nicht mehr auszuhalten. Ich habe das dringendste Bedürfniß, einmal ganz unumwunden mit meiner Ansicht hervorzutreten; ich glaube, es ist in Europa hohe Zeit, dies zu thun. Ich bitte Dich, sende mir sogleich meinen früheren von H. Cotta verschmähten Aufsatz, dessen Ideen ich benutzen will. Ich denke, unter dem Titel „Deutschlands Lage und Gefahr“ eine eigene kleine Schrift drucken zu lassen, und

sollte es auch ganz auf meine Kosten sein. Ich will den verdammten Kannegießern in den deutschen Kaffeehäusern das Verständniß etwas eröffnen, den Hochmuth der Franzosen, die brutale Dummheit der englischen Novellisten in's Licht setzen. Vielleicht entwickelt sich aus diesem Funken eine bessere öffentliche Meinung. Die Sachen verwirren sich nun so, daß die Leute bald zum Handeln gezwungen sein werden, die bisher in beständiger Unklarheit und Unentschlossenheit von einem Augenblicke zum anderen, von Hand in Mund gelebt haben. Vielleicht entwickelt sich dann in dem Drange der Umstände mehr Kraft und etwas Besseres als wir es a priori erwarten können. In der vollkommenen Resignation, worin ich bin, von diesem Leben nichts mehr als einen ehrenvollen Untergang zu erwarten, fehlt es mir nicht an Muth und an Fassung, so sehr ich auch über alle Dummheiten der Menschen außer mir bin. —

Hier erwartet man täglich unsere Abberufung. Ob der Feldmarschall das Commando gegen Frankreich annehmen wird, weiß ich nicht. Er ist jetzt in einer schönen, muthigen Stimmung; selbst seine Billigung des Königs der Niederlande, so wenig sie mir von Seiten der Logik gefällt, hat mir von Seiten des Gefühls Vergnügen gemacht; es liegt darin eine schöne Jugendlichkeit, und für einen guten Logiker habe ich den Feldmarschall doch niemals gehalten. Nichtsdestoweniger werde ich, wenn er das Commando ablehnt, ihn nicht sehr bestürmen, seinen Entschluß zu ändern. Ich fürchte, er hat im Handeln nicht mehr seinen alten Muth und Unternehmungsgeist; denn ich sehe, daß er die Behutsamkeit und Zaghaftigkeit der beiden russischen Feldherren immer in Schutz nimmt. Dazu kommt, daß gerade in dem Punkte, worin ich auf ein besonderes Zutrauen Anspruch mache, in der Feststellung der großen Lineamente eines Krieges sowie in dem ganzen strategischen Haushalte, der Feldmarschall mir im Grunde kein besonderes Vertrauen schenkt. Ich sehe das aus der Art, wie er meine Urtheile über die Kriegsbegebenheiten in Polen aufnimmt. Du begreifst, daß unter solchen Auspicien der Gedanke an die mir früher bestimmte Stelle doppelte Besorgniß einflößen muß. Etwas Anderes wäre es, wenn der Feldmarschall mit Zuversicht selbst an's Werk geht; dann kann man sich schon eher schwierige Verhältnisse gefallen lassen. Mir wäre in allen Fällen

eine Division das Liebste, wo ich ganz für eigene Rechnung handeln kann. Denn ich bin nicht der Mann, meine Meinungen durchzukämpfen, und darum werde ich damit auch nie viel ausrichten.

Vom Kriegstheater vernehmen wir seit drei Tagen gar nichts. Natürlich wächst unsere Spannung mit jeder Stunde. Der unglückliche Cholera-Cordon beraubt uns aller Mittel, Nachrichten zu haben. Die Entscheidung wird uns wie eine Bombe in's Haus fallen.

Posen, 16. August 1831.

Lege es mir nicht als eine besondere Eitelkeit aus, theure Marie, wenn ich Dir die Cabinetsordre wieder abschriftlich mittheile, die der Feldmarschall auf seinen letzten Bericht erhalten hat. Ich schreibe Dir oft so verstimmt und traurig, daß ich nur zu froh bin, auch einmal etwas einfließen lassen zu können, was Dir Vergnügen macht.

> „Indem ich Ihnen den Eingang Ihres 9. Geschäftsberichts bekannt mache, bezeige ich Ihnen meine besondere Zufriedenheit über die angemessene Abfassung desselben und billige vollkommen alle danach von Ihnen getroffenen Verfügungen."
> Teplitz, 10. August.

Das ist freilich nur eine sehr schwache Würze in dieser in so vieler Rücksicht niederschlagenden Zeit; indessen wenn man an schwache Kost gewöhnt ist, so thun ein paar welke Lorbeerblätter auch schon Wirkung. Der Feldmarschall sagte, diese Cabinetsordre wäre bloß für mich geschrieben, und ich kann ohne Affectation nichts depreciren, da, was gelobt wird, allerdings mir allein angehört. Es ist schlimm, daß diese Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit nicht im Januar oder März fallen, wo sie doch vielleicht eine Frucht hervorgebracht hätten; bis diese Erntezeit der Belohnungen eintritt, hat man es vermuthlich schon wieder vergessen.

Sehr erfreulich und wahrhaft erquickend ist mir ein Bericht gewesen, den der Feldmarschall gestern von Scharnhorst erhalten hat über die den 8. bei Hasselt stattgehabte Niederlage des belgischen Generals Daine. Ob ich gleich die Kriegserklärung des Königs der Niederlande so wenig für einen zweckmäßigen Schritt halte, daß ich sie kaum verstehe, so habe ich doch ein wahres Gaudium an dieser

höchst lächerlichen Déroute der insolenten Belgier. Ihr werdet den Bericht wohl schon in der Zeitung haben; daher schreibe ich weiter nichts darüber. Das Einrücken der Franzosen in Belgien wird es aber nun wohl zur unzweifelhaften Folge haben.

Auf dem polnischen Kriegstheater geschieht immer noch nichts. General Kreutz soll morgen den 17. bei der Brücke eintreffen und dann auch der Armee folgen; dadurch wird diese zwischen 80 und 90,000 Mann stark werden. Der Uebergang Rüdiger's oberhalb Warschau wird auch erwartet, aber das russische Hauptquartier weiß nichts von ihm, was in der sehr schlechten Anlage ihrer Operationen liegt und große Nachtheile haben könnte, wenn die Polen nicht ihren Unternehmungsgeist schon sehr verloren hätten. Unter den jetzigen Umständen bin ich übrigens ganz damit zufrieden, daß die Russen nichts Entscheidendes thun; denn mit jeder neu anrückenden Streitkraft wird der Erfolg sicherer und zuletzt wird er selbst ohne eigentliche Waffenentscheidung bewirkt werden können ......

Sollten sie mich, wenn der hiesige Auftrag beendigt ist, wirklich wieder in der Breslauer Artillerie in eine Contumaz verweisen? Ich glaube, doch nicht eher, bis man über Krieg und Frieden ganz im Klaren ist, denn so lange sie den Feldmarschall nicht ganz bei Seite setzen, und das werden sie wohl jetzt weniger als je thun, können sie mich nicht entbehren; auch glaube ich, daß der König jetzt allenfalls selbst etwas darauf gibt, mich so lange in Berlin zu wissen, wie die unruhigen Verhältnisse dauern ......

Die französischen Zeitungsartikel sind nichts weniger als gut in Beziehung auf die belgische Sache; denn überall sieht der Pferdefuß hervor. Sie machen eine Einleitung als wären sie indignirt über den Gedanken einer Intervention, aber nur in der Idee, um zu zeigen, wie fehlerhaft es gewesen, Belgien nicht längst mit Frankreich vereinigt zu haben. Es ist die nämliche Art von Taktik, welche die Gazette beobachtet, wenn sie liberalen Einrichtungen das Wort redet. — Grüße an die Mutter.

Posen, 19. August 1831.

Ich habe mich über den englischen Courier nicht geärgert, wenigstens nicht in Beziehung auf meinen Zeitungsartikel, im Fall

er es gewesen, der den Zorn des englischen Zeitungsschreibers erregt hatte. Ich weiß ja nichts von dem, was er sagt, und glaube auch nicht, daß er etwas sagen könnte, was mich beschämen würde, und nur so etwas könnte mich ärgern. Aber schwer ärgere ich mich darüber, daß jetzt die Zeitungsschreiber sprechen, als wären sie Minister und Cabinet, und daß dies auch halb und halb gegründet ist. Wenn man nun die Folgen davon sieht, wie z. B. in England, dem alten und natürlichen Verbündeten von Preußen, sich ein Gemisch von Feindseligkeit und Geringschätzung gegen Preußen ausbildet, wozu wir nicht die allerentfernteste Veranlassung geben, und daß dieses feindselige Gefühl bis nahe an das Cabinet streift, so muß man einen Zustand der Dinge beklagen, wo man solchen Elementen preisgegeben ist. Weil die Leute sich in einen falschen Enthusiasmus für die Polen versetzt haben, weil die Polen trotz aller Rodomontaden in ihrem leichtsinnigen Unternehmen scheitern, darum trampelt nun Alles mit den Füßen und möchte, wie die Kinder, seinen Zorn an dem Nächststehenden auslassen.

Bei uns geht soeben die Nachricht ein, daß ein Waffenstillstand zwischen den Russen und Polen geschlossen sei. Die Quelle ist aber zu schlecht, um daran zu glauben. Nach einer anderen besseren Quelle haben sich die Polen mehr gegen Warschau zurückgezogen und die Russen sind ihnen gefolgt. General Kreutz wird heute die Weichsel passiren; ich wollte, ich wüßte ihn erst bei der Armee, denn unmöglich ist es immer nicht, daß die Polen noch einen Angriff auf die russische Armee versuchen, und da sind diese 20,000 Mann mehr oder weniger keine gleichgültige Sache. Skrzynecki soll das Commando niedergelegt und Dembinski es übernommen haben. Rüdiger rückt gegen die Pilica*) vor; der Kreis schließt sich also jetzt ziemlich eng um sie und ich sehe nicht ein, wovon sie leben wollen. Die letzte Proclamation des Kaisers ist sehr schön und milde; ich glaube, sie wird eine gewisse Wirkung nicht verfehlen.

Was wird der König der Niederlande nun thun, nachdem 50,000 Franzosen in Belgien eingerückt sind und das Hexen-Pentagramm (auch Druidenfuß genannt) der fünf Mächte überschritten haben. Er muß machen, daß er davon kommt, wenn er nicht den kleinen

* Nebenfluß der Weichsel.

moralischen Vortheil der échauffourées von Hasselt wieder verlieren will. Ob die Franzosen Belgien so schnell wieder räumen werden, steht dahin, und wenn sie es nicht thun, so ist die allgemeine Lage um ein gutes Stück verschlimmert, und dieser Verschlimmerung stand keine Möglichkeit einer Verbesserung gegenüber. Das würde ich, wenn der König Wilhelm ein junger Herr wäre, einen coup de tête nennen; so aber ist es ein coup sans tête.

Posen, 20. August 1831.

Ob es gleich nicht erlaubt sein sollte, daß ich dieselbe Belobungssache zweimal auftische, so weiß ich zu gut, daß Du auf diese Dinge einen großen Werth legst, und bin zu arm an anderen interessanten und erfreulichen Mittheilungen, um mich nicht über diesen Skrupel hinwegzusetzen. Heute ist die Cabinetsordre wegen der bewußten Zeitungsartikel an den Feldmarschall eingegangen.

„Ich habe den Aufsatz gelesen, wodurch in der Posener Zeitung vom 21. v. M. die in der Warschauer Zeitung aufgestellte Behauptung, daß den russischen Truppen von diesseitigen Behörden mehrere Begünstigungen zugestanden worden, widerlegt wird, und da ich erfahren, daß dieser Aufsatz auf Ihren Befehl durch den Generalmajor von Clausewitz entworfen ist, so nehme ich Veranlassung, Ihnen nicht nur über dessen ganzen Inhalt, sondern auch über die Fassung desselben Meine Zufriedenheit zu bezeugen.“

Berlin, den 15. August 1831.

Ich habe nicht geglaubt, daß der König deshalb eine besondere Cabinetsordre erlassen würde, und darin muß eigentlich ein Hauptwerth des Lobes gelegt werden.

Von unserem Kriegstheater ist noch nichts Wichtiges eingegangen. Noch acht Tage und ich bin beruhigt über die etwa noch möglichen Unternehmungen der Polen; denn in diesen Tagen muß der General Kreutz bei der Hauptarmee ankommen und Rüdiger sich genähert haben. Dann sind es über 100,000 Mann und ich halte eine wirksame Unternehmung gegen sie nicht mehr für möglich. Ebenso unmöglich scheint es mir, daß sie sich in Warschau mehr als einige Wochen halten.

In Frankreich haben sich die friedlichen Aussichten für den Augenblick hergestellt. Das letzte Journal des Débats enthält eine merkwürdige Rede des Herrn Thiers zur Vertheidigung der Minister, worin er der Kammer drei- bis viermal wiederholt, daß es unbesonnen gewesen sein würde, im jetzigen Augenblicke die Frage wegen der Vereinigung Belgiens und einer anderweitigen Gebietserweiterung aufzubringen; diese müsse bis zu einer gelegeneren Zeit verschoben werden. Ich denke, das Ministerium sagt dies den Kammern, so wie man den Kindern, wenn sie unartig sind, alles Mögliche für einen anderen Tag verspricht; aber schämen muß sich eine Regierung, die den Kammern dergleichen Versprechungen macht, die nothwendig von entgegengesetzten Erklärungen gegen die Cabinete begleitet sein müssen. Wichtiger ist mir ein anderer in dieser Rede vorkommender Umstand gewesen, daß nämlich der Herr Thiers rühmend sagt, die Armee sei auf 400,000 Mann gebracht. Früher hatte der Bericht des Marschalls Soult sie auf 5- bis 600,000 Mann angegeben. Ich habe fest daran geglaubt, weil ich dachte, vor den Kammern dürfte ein Minister in solcher Beziehung nicht ein unrichtiges Wort sagen; nun sehe ich, daß dem nicht so ist und daß die Franzosen auch Schwierigkeiten haben, eine solche Macht aufzustellen. Das beruhigt mich wesentlich.

Merkwürdig ist, daß das französische Ministerium uns einer Einmischung in den holländischen Krieg ganz nahe glaubt. Sie müssen sehr schlecht unterrichtet sein, uns so viel Ehre zu erweisen. Neulich sagte Jemand, die preußischen Waffen hätten nie mehr Ruhm geerntet wie jetzt; sie hätten die Polen bei Ostrolenka und die Belgier bei Hasselt geschlagen; denn in beiden Fällen hat man die schlimmen Erfolge der heimlichen Einmischung preußischen Militärs zugeschrieben.

Posen, 23. August 1831,
10 Uhr morgens.

Der Feldmarschall ist lebensgefährlich krank — ich bedarf aller Fassung, um Dir diese Zeilen zu schreiben. Er hat in dieser Nacht eine heftige Diarrhöe, mit einer Ohnmacht verbunden, bekommen. Um zwei Uhr rief er seine Leute, es wurden schnell die Aerzte, namentlich Gumpel, herbeigeholt; sie erkannten die Gefahr, daß die

Krankheit in die Cholera übergehen könnte, und wandten alle Mittel an; durch diese haben sie die Diarrhöe auf der Stelle gehoben und die Gefahr der Cholera entfernt; aber es ist seitdem eine Schwäche eingetreten, die jeden Augenblick einen Nervenschlag erwarten läßt. Die Aerzte geben die Hoffnung noch nicht auf, aber die Gefahr ist sehr groß.

Ich schreibe jetzt nach Berlin, weil eine Staffette dahin geht, die die Nachricht doch verbreitet haben würde. Du erhältst aber im Laufe des Tages noch eine Nachricht von mir.

Posen, 23. August 1831,
1/2 7 Uhr abends.

Es ist keine Hoffnung mehr, theure Marie, und ich werde diesen Brief wahrscheinlich mit der Nachricht seines Todes schließen. Seit 2 Uhr liegt er in einem lethargischen Zustande und keine Medicin wirkt mehr. Daß er leidet, ist nicht anzunehmen, auch hat er noch einiges Bewußtsein, aber ohne alle Geistesthätigkeit; er achtet auf keinen Menschen mehr. In der Nacht um 3 Uhr hat er zum letzten Mal die Rede an mich gerichtet; seitdem liegt er immer in einem lethargischen Schlafe, der aber seit mittags 2 Uhr so zugenommen hat, daß auch die Aerzte ihm keine Aufmerksamkeit abgewinnen können.

Ich bin wohl und suche Halt zu finden in dem Gedanken und Gefühle an mein theures, geliebtes Weib. Cl.

Noch lebt der Feldmarschall, aber ich habe nicht die mindeste Hoffnung und die Aerzte haben auch keine andere als weil er noch athmet. —

Wir schalten hier folgende Stelle aus Clausewitz's Tagebuche über Gneisenau's Krankheit, Tod und Bestattung ein:

„Am 22. August befand sich der Feldmarschall schon unwohl, ohne etwas zu sagen. Er hatte eine Stuhlabweichung, was ihm indessen oft begegnete, da er in der Regel am Gegentheil litt und dann durch Pillen sich helfen mußte. In der Nacht um 11 Uhr erkrankte er förmlich und mußte vier- bis fünfmal aufstehen. Das letzte Mal wurde er am Bette ohnmächtig, und nun erst rief er nach

dem Erwachen seine Leute und sandte sie zum Regimentsarzt Krajewski, der dem hiesigen Cholera-Militär-Hospital vorstand und sich in Behandlung dieser Krankheit einigen Ruf erworben hatte. Es war zwei Uhr nachts. Der Doctor erschien etwa halb drei Uhr; ich wurde gleichfalls gerufen und fand den Doctor händeringend, mit der Erklärung, daß die höchste Gefahr sei. Er verlangte sechs Mann von der Wache zum Reiben des Kranken; ich lief nach der Wache und von da zum Doctor Gumpert, dem Medicinalrathe der hiesigen Regierung, der ein sehr gescheidter, klarer und entschlossener Mann ist. Der Feldmarschall mochte ihn nicht, weil ein kleiner russischer Doctor, der vom Kaiser nach Warschau geschickt war, um dort die Cholera-Kranken zu behandeln, von der Regierung zurückgewiesen und sehr geringschätzig behandelt worden war. Dagegen hatte er eine Vorliebe für diesen Krajewski, der ein unbedeutender Mensch war, weil er seinen Reitknecht Scholz an der Cholera mit Erfolg behandelt hatte. Da ich in keinem Falle zugeben konnte, daß er der Behandlung eines so unbedeutenden Mannes überlassen würde, so hatte ich früher schon mit dem Feldmarschall davon gesprochen, daß in einem solchen Falle Gumpert gerufen würde, und halb und halb seine Einwilligung erhalten. Der Doctor Gumpert erschien halb vier Uhr. Es hatte sich unterdessen gezeigt, daß der augenblickliche Zustand nicht so gefährlich war, wie der Doctor Krajewski geglaubt hatte. Die auf der Stelle angewandten Mittel hatten den Durchfall gestopft, und der Wadenkrampf, welcher sich als der erste Vorbote der Cholera eingefunden hatte, wurde durch spirituöse Einreibungen beseitigt. Gumpert billigte die angewandten Mittel und übernahm nun die Leitung der Kur, während Dr. Krajewski die Mittel administrirte und den Kranken fortdauernd beobachtete. Nach und nach hatten sich die sämmtlichen Umgebungen des Feldmarschalls bei seinem Bette eingefunden. Er befand sich bis vier Uhr in einem ziemlichen Zustande, war heiter und scherzte über die Cholera als Krankheit der Feldmarschälle. Zwischen vier und fünf Uhr wurde er sehr müde. Der Dr. Gumpert meinte, der Schlaf würde ihn erquicken, mehr als alle Medicin. Wir entfernten uns, er schlief ein. Dieser Schlaf aber wurde durch eine Reihe von vier bis fünf Ohnmachten unterbrochen, die nach Verlauf von einer halben

oder ganzen Stunde wiederkehrten und jedesmal von einem Zucken der Gesichtsmuskeln begleitet waren. Der Dr. Gumpert fing an sehr besorgt zu werden. Er glaubte die Cholera förmlich entfernt zu haben, fürchtete aber, daß der Kranke bei seinen 71 Jahren nicht mehr die Kräfte haben würde, um diese Krisis zu überstehen. Er verordnete die Anwendung von Moschus. Ich erinnere mich auch nicht, daß der Arzt schon damals einen Nervenschlag vorausgesehen hätte; doch hat sich später gezeigt, daß diese Ohnmachten eben so viele Nervenschläge gewesen waren; denn der Schlaf wurde immer soporöser und der Kranke ist eigentlich nicht wieder zum völligen klaren Bewußtsein aus ihm erwacht. So dauerte der Zustand bis abends 11 Uhr, wo ein heftiges Röcheln eintrat, welches die Lähmung der Lunge ankündigte. Am 23. August nachts um ein Viertel auf zwölf Uhr endigte er. Bei dieser Todesart, welche ohne Leiden, aber auch ohne Bewußtsein war, hat er von keinem seiner Umgebungen, unter welchen sich sein ältester Sohn befand, Abschied nehmen können.

Die Theilnahme in der Stadt über diesen unerwarteten Tod eines der ausgezeichnetsten Männer der preußischen Monarchie war allgemein. Die große Humanität seines Wesens, besonders gegen die geringeren Stände, hatte ihm die allgemeine Liebe erworben. Am 25. wurde er in der Stille beigesetzt. Da er den Wunsch, nach seinem Tode nach Erdmannsdorf gebracht zu werden, öfters ausgesprochen hatte, so fand hier nur eine vorläufige Beisetzung statt. Die Gruft dazu wurde sehr glücklich in einer Redoute, dicht bei'm katholischen Kirchhofe angelegt, zwischen zwei Appareillen, und durch eine Vergitterung geschlossen. Zwei Geschütze, die zur Vertheidigung des ausspringenden Winkels dienten, bildeten zwischen Steinmassen die Schildhalter. Eine schönere Begräbnißstelle konnte einem Manne, wie er war, nicht zu Theil werden. Zwischen Gräbern und Zeichen der Andacht, zwischen Kanonen und Brustwehren ruht der Mann, der durch und durch eine soldatische Natur und dabei ein frommes Gemüth besaß.

Dem Könige zeigte ich den Tod des Feldmarschalls und sein Begräbniß in zwei kurzen Berichten an, in welchen ich ein paar Worte über seine Tugenden und sein Verhältniß zu ihm aufnahm.

In der Staatszeitung war nicht anders von ihm die Rede, als mit dem Artikel, der aus der Posener Zeitung aufgenommen und aus meinem Bureau gekommen war. Die Armee mußte auf acht Tage Trauer anlegen."

Kobylepole bei Posen, 5. September 1831.

Da sitze ich nun als Gefangener in einem verfallenen polnischen Landhause, wo sich zu der ursprünglichen Liederlichkeit die verwesende Kraft der Zeit und der Verwirrung gesellt hat; auch bin ich ganz ungewiß, wer mehr Recht auf meine Wohnung hat, das Heer der Mäuse, was darin groß geworden, oder ich. Bei allem dem ist Kobylepole gewiß noch eine der besten Contumazen; ich habe wenigstens ein Zimmer für mich und ein schattiger Park umgibt das Haus; wenn das Wetter schön bleibt, so wird uns dieser von einem großen Nutzen sein. Uebrigens werden wir hier in jedem Falle nur zehn Tage bleiben und dann entweder nach Glogau gehen oder vielleicht noch in eine zweite näher gelegene Contumaz wandern; denn der Merkel bewacht sein Schlesien wie ein Cerberus und bildet sich ein, daß, wenn die Cholera bis jetzt dort noch nicht weiter um sich gegriffen hat, dies sein Verdienst sei; es liegt aber offenbar darin, daß kein Fluß und mithin keine Schiffahrt von Polen nach Schlesien führt. Er hat mir geschrieben, daß er nicht glaube, wie eine hier so weit von der schlesischen Gränze abgehaltene Quarantaine die hinreichende Sicherheit gäbe; ich habe darauf an Thile geschrieben, daß er, bei der großen Schwierigkeit, die es hätte, von der Quarantaine aus das Armee-Commando fortzuführen, mit seiner Machtvollkommenheit dazwischen treten möchte. Darauf habe ich noch keine Antwort; ich fürchte aber, sie wird abschläglich sein. . . .

Was übrigens der Welt, wenn auch nicht mir, noch auffallender sein muß, das ist das gänzliche Schweigen der Staatszeitung. Ist der Tod eines solchen Mannes kein Staatsereigniß? War es nicht natürlich, die Zeitung vom 27. mit dieser Trauerbotschaft anzufangen? Muß die Staatszeitung eine Nachricht von solcher Wichtigkeit einer elenden Provinzial-Zeitung entlehnen? General Röder glaubt, daß wir mit unseren Ausdrücken des Bedauerns den Widerspruchsgeist

rege gemacht haben, und das ist ein Urtheil großer Menschenkenntniß. Damit Du nun aber nicht glauben mögest, ich hätte mich zu einer übel angebrachten Empfindsamkeit verleiten lassen, so will ich Dir diejenigen Ausdrücke meines Berichts wörtlich wiederholen, die vom Gefühle ausgegangen sind und an das Gefühl gerichtet waren. Im Eingange heißt es: „Ew. Königl. Maj. muß ich leider die mir so unaussprechlich schmerzliche Meldung allerunterthänigst machen“ — und nun eine ganz einfache Erzählung des Geschehenen. Am Schluß: „Ob ich gleich weiß, daß es mir nicht ziemt, vor E. K. M. den Verlust auszusprechen, den Allerhöchstdieselben und das Vaterland an diesem heldenmüthigen und edlen Manne erleiden, so wird E. K. M. edles Herz es doch dem vieljährigen Freunde des Verewigten huldreichst nachsehen, wenn ich es mir nicht versagen kann, seiner auch in dieser Weise zu gedenken. Niemand von E. K. M. Unterthanen kann besser als ich die Gesinnungen der Treue, Liebe und Verehrung gekannt haben, womit er E. K. M. recht in der Tiefe seines edlen Herzens ergeben war.“ Ich frage Dich, ob in dieser Stelle etwas enthalten ist, was einen solchen dédain verdient hätte, wie in dem gänzlichen Schweigen des Königs liegt. Ich gestehe, daß ich diese Behandlung noch nicht verschmerzen kann. Ich bin zwar lange an des Königs Ungunst gewöhnt und weiß recht gut, daß bei uns ein Chef des Generalstabes niemals auf Dank und Anerkenntniß zu rechnen hat; aber ich habe doch, nach so vielen Aeußerungen der Zufriedenheit, geglaubt, daß ich etwas besser abschließen, daß sich meine Stellung gegen den König wenigstens nicht verschlimmern würde. Diese Berichte, die der König so sehr lobt, sind mein Werk; der Feldmarschall hat nie die kleinste Idee dazu angegeben; ich habe jedesmal die Sachen so dargestellt, wie ich sie angesehen, und den Feldmarschall dann gebeten, Alles zu streichen, was er anders ansehe; er hat nie die kleinste Aenderung gemacht, wie alle bei den Acten vorhandenen Concepte beweisen. Wenn nun der König dies auch nicht wissen kann und wenn es mir auch recht lieb ist, daß er das Hauptverdienst davon dem Feldmarschall zuschreibt, so durfte ich doch wohl erwarten, daß der König auch mir einigen Antheil daran zuschreiben werde, und ich will es nicht verläugnen, daß es mir schmerzlich ist, dabei so gänzlich zu verschwinden. Hätte unser

theurer Freund seine hiesige Stellung gesund wieder verlassen, so würde er der erste gewesen sein, dem Könige zu sagen, daß ich die Sachen allein gemacht habe, die so gelobt worden sind; denn jedesmal, wenn eine belobende Cabinetsordre kam, gab er sie mir mit den Worten: „Das ist ganz allein für Sie." Ich gestehe, daß sich ein solches Mißtrauen meiner Seele bemächtigt hat, daß ich aller Freudigkeit und alles Muthes zur Fortführung des Geschäftes entbehre. Ich erwarte, daß man jetzt den nehmlichen Bericht mit Unzufriedenheit aufnehmen und ganz anders finden wird. Doch genug und zu viel von mir! Du wirst mir diese Herzensergießung nicht als eine übertriebene Eitelkeit auslegen, geliebtes Weib; denn Du begreifst wohl, daß es einem gekränkten Herzen Bedürfniß ist, sich gegen einen Freund auszusprechen, und Du bist der einzige Freund, gegen den ich es kann und thue. Wir werden nun, was den Feldmarschall betrifft, sehen, ob etwas geschieht, was einer wirklichen Liebe und Theilnahme ähnlich sieht. Ich fürchte, der Brief an die Gräfin wird eine gewöhnliche Cabinetsordre sein, August wird nicht avancirt werden, die Pension der Gräfin wird nur nach vielen Bemühungen zu erhalten sein und von einer Erhaltung der Dotation in der Familie nicht weiter die Rede sein. Leider raubt mir eure Cholera die letzte Hoffnung, Dich in Glogau zu sehen, theure Marie; denn Du müßtest ja drei Wochen Contumaz halten und das wäre doch zu arg. Vielleicht ist die Sperre zwischen Berlin und Schlesien von keiner langen Dauer. Lebe wohl, geliebtes Weib. Nehmt Euch vor Diätfehlern und Erkältungen in Acht, das ist die beste Schutzwehr. Grüße an die Mutter, Bernstorff's 2c.

Der König hat sich bei Röder erkundigen lassen, warum der Feldmarschall auf dem katholischen Kirchhofe bestattet worden sei, nicht auf dem Garnisonskirchhofe. Einen solchen gibt es aber zur Zeit in Posen noch nicht.

Kobylepole bei Posen, 9. September 1831.

Wir befinden uns hier Alle körperlich wohl, und die frische Luft, die wir genießen, thut uns Allen gut. Ueber unsere weitere Verpflanzung schwebt immer noch Ungewißheit. Ich habe heute an General Witzleben geschrieben, daß, nachdem die Krankheit in Posen

so weit abgenommen, daß gestern, wie ich höre, gar keine neuen Erkrankungen vorgekommen sind, sie sich dagegen Glogau schon auf wenige Meilen genähert, es mir zweckmäßiger schiene, das Armee-Commando wieder nach Posen zu verlegen. Ich werde seine Antwort in jedem Falle hier abwarten. Bleibt man eigensinnig bei der Bestimmung, uns nach Glogau zu schicken, so werden wir den Vorzug in der Monarchie haben, die Krankheit zweimal in ihrem ganzen Verlaufe zu erleben; anstatt uns zu schützen, wie es doch wohl im ersten Augenblick die Idee war, wird man uns einer neuen Gefahr aussetzen. Ich für meinen Theil bin so voll Resignation, daß ich mich in Alles füge. Auch für die Führung des Geschäfts ist Glogau, wo keines der Generalcommandos ist und dessen Postverbindungen sehr wenig zahlreich sind, höchst unzweckmäßig und Breslau selbst wäre viel besser.

Vom Prinzen Wilhelm Bruder habe ich einen zwar nicht eigenhändigen, aber doch gewiß selbstverfaßten Brief, der so schön ist, daß ich ihn Dir abschreibe:

„Mit der tiefsten Betrübniß vernahm ich den Tod unseres hochverehrten Feldmarschalls, dessen Ruhm unvergänglich bleibt, so lange als man gedenken wird der großen Zeiten, darin wir lebten, und der verhängnißvollen Tage, deren Ausgang uns noch verborgen ist. Das Vaterland verlor, wie Sie ganz richtig bemerken, in diesem Sterne erster Größe ein nicht zu ersetzendes Kleinod, die Armee einen Führer, dem keiner an Erfahrenheit, Talent und Ruf in unserem Heere an die Seite zu stellen ist; der König selbst den aufrichtigsten, treuesten, uneigennützigsten Unterthan, wie Alle, die ihn kannten, ein Vorbild des Heldenmuthes und jeglicher Tugend. Wie sehr er Ihr Freund war, weiß ich und ehre Ihren Schmerz auch in dieser Hinsicht. Ich konnte mich ebenfalls des Wohlwollens dieses edlen Mannes rühmen, meines lieben Nachbars in den Sudeten. Es bleibt uns kein anderer Weg übrig, sein Andenken würdig zu ehren als demüthig und kräftig die Bahn betreten und darauf bleiben, die er festen Schrittes bis an sein Lebensende unwandelbar verfolgte. Mit vieler Achtung

Ihr sehr geneigter Freund.“

Indem ich den Brief abschreibe, fällt es mir doch als wahrscheinlicher ein, daß nicht der Prinz, sondern Stolberg ihn abgefaßt hat. Nun, er läßt darum nicht weniger alle übrigen hinter sich. Prinz Karl äußert bloß ein ganz einfaches, steifes Bedauern. Wer gar nicht geantwortet hat, ist Müffling und — der Kronprinz. Dieser bleibt sich doch in solchen Dingen immer gleich. Gröben schreibt mir, der Kronprinz hätte mir durchaus selbst antworten wollen — und warum hat er es denn nicht gethan? Zwei Briefe hätten doch wohl eine Zeile Erwiederung verdient.

Gröben hat mit Thile wegen der Pension der Gräfin sprechen müssen; der Kronprinz will auch an den König selbst schreiben, um auf die eine oder die andere Weise die Möglichkeit zu erwirken, daß August Gneisenau wenigstens Erdmannsdorf erhalten kann. Er will dem Könige eine Berechnung vorlegen, was der Feldmarschall durch seine Entsagung dem Staate erspart hat — da wird er schön ankommen. Ich fürchte, bei allem dem kommt nichts Gescheidtes heraus. Da der Feldmarschall kein Testament hinterlassen hat, so geht das Vermögen in sieben Theile und folglich auch Alles, was der König noch etwa thun möchte — das führt also nie zum Zwecke. Die einzige Art wäre, wenn der König dem ältesten Sohne 50,000 Thlr. schenkte, damit er mit diesen und seinem Antheile an der Erbschaft im Stande wäre, eines der Güter zu erstehen und also eigenthümlich an sich zu bringen. Sprich hierüber mit Gröben und August, wenn dieser nach Berlin kommt. Ich würde selbst vorschlagen, die Pension der Mutter daran zu geben, um eine solche namhafte Summe zu erhalten; denn da die Mutter vermuthlich die Hälfte der ganzen Hinterlassenschaft erbt, so kann sie die Pension entbehren, wenn sonst etwas für den fortdauernden Wohlstand der Familie geschieht.

Prinzeß Louise hat mir einen für ihre Art sehr langen, unbeschreiblich herzlichen und rührenden Brief geschrieben.

Euer Aufenthalt im Hause der Prinzeß beruhigt und erfreut mich sehr. Grüße die Mutter herzlich, die Bernstorff's und alle Freunde!

Ich schreibe jetzt einen Condolationsbrief an die Gräfin. Ich gestehe, und Du wirst das begreifen, er wird mir sehr schwer; denn unsere Empfindungen treffen sich eigentlich in keinem Punkte, und da ist es denn sehr schwer, das Passende herauszufinden.

Posen, 11. September 1831.

Ich hoffe, Ihr habt Euch gehörig gefreut über die endliche und höchst glänzende Entscheidung der polnischen Sache. Es ist sehr viel werth für die Angelegenheiten Europa's, daß die Entscheidung so ausgefallen ist, weil es das politische Gewicht des russischen Reiches und seiner Waffen wieder hebt und den Franzosen einen Dämpfer aufsetzen wird. Obgleich die Armee sich noch nicht ganz gefügt zu haben scheint, so ist doch jeder fernere Widerstand unmöglich und es ist jetzt nur noch das Ausfegen zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit könnte uns aber leicht etwas über die Gränze gefegt werden, und das wäre eine sehr unangenehme Begebenheit, weil es zu tausend Verwickelungen führen würde. Ich bin damit sehr beschäftigt und fühle dabei das Unangenehme meiner Stellung ganz. Halte mir nur den Daumen, daß die nächsten acht Tage gut vorübergehen, damit es heißt: Ende gut, Alles gut.

Die erste Frucht dieses herrlichen Sieges ernte ich selbst, denn so Gott will, wird man nun keinen neuen Oberbefehlshaber mehr ernennen, zu dem man ja den Prinzen August schon ganz allgemein bezeichnete. In dieser Voraussetzung habe ich es auch nicht mehr für nöthig gehalten, nach Glogau zu gehen. Da nun dadurch meine Contumaz unnöthig wurde, in diesem Augenblicke aber die Führung des Oberbefehls aus der Contumaz sehr bedenklich war, weil dabei viel versäumt werden konnte, ich auch in meiner Stellung die Sachen mit dem General Röder immer möglichst mündlich abzumachen oder wenigstens vorzubereiten suchen muß, so hat mich das Alles bewegen müssen, die Contumaz aufzugeben und hierher zurückzukehren. Ich war dazu um so mehr berechtigt, als der König mir damals durch Thile schreiben ließ, daß, wenn ich zu viel Schwierigkeiten dabei fände, die Geschäfte von der Contumaz aus fortzuführen, ich vor der Hand in Posen bleiben könnte. Alle diese Gründe habe ich in meinem gestrigen Berichte an den König vorgetragen. —

Keinen neuen Oberbefehlshaber zu erwarten zu haben und namentlich nicht den lieben Prinzen August ist mir eine wahre Herzenserleichterung; denn so schwierig meine Stellung ist, so hoffe

ich sie doch durchzuführen, da es nur noch einige Wochen dauern kann, und sich mit dem Prinzen August erst neu einzurichten, wäre la mer à boire gewesen und zwar ein recht bitteres Meer.

Ach warum hat unser lieber Feldmarschall diese glückliche Wendung nicht erlebt — wie viel Freude würde sie ihm gemacht haben! Unter uns gesagt, bedaure ich seinen Tod mehr, wenn wir im Westen Frieden behalten, wie es jetzt das Ansehen hat, als ich es im entgegengesetzten Falle gethan haben würde. Brach ein europäischer Krieg aus, so war sein Ruhm sehr gefährdet; schon zweifle ich sehr, daß er den Befehl über eine Armee angenommen hätte, und schon das mußte den Glanz seines Rufes schwer beeinträchtigen, wenn es auch die schöne, edle Gesinnung stärker hervortreten ließ. Nahm er aber den Befehl an, so hätte ich für den Erfolg zittern müssen. Im Frieden aber würde er seiner Familie gerade jetzt sehr nützlich und dem Ganzen immer noch eine schöne Zierde gewesen sein. Man würde ihm z. B. sein Gehalt nicht wieder haben nehmen können und seine Rückkehr nach Berlin wäre doch mit neuen Beifallsbezeugungen und erhöhter Gunst begleitet gewesen. Auch für mich würde sich Alles anders gestellt haben. Er würde dem Könige gewiß zu meinem Lobe gesprochen haben und schon aus Rücksicht für ihn hätte man mich nicht ohne ein Zeichen der Anerkenntniß lassen können. Jetzt ist die Schuld in den Schornstein geschrieben und sowie man mir nach seinem Tode nichts gesagt hat als ein: „Scher' Dich nach Glogau“, so wird man mir am Schlusse dieses ganzen Auftrages nichts sagen als: „Scher' Dich nach Breslau“. Ich habe in meinem Leben in allen Hauptsachen viel Glück gehabt, aber in solchen Dingen wieder Unglück. Nun man muß sich darein finden und kann es leicht, wenn man mit Salomo sagt: „Es ist Alles eitel“.

Ich denke, daß mein hiesiger Auftrag noch etwa vierzehn Tage dauern kann; dann werde ich wohl noch eine dreiwöchentliche Contumaz zu überstehen haben, um nach Breslau zu kommen. Leider wird damit aber noch nicht der Zeitpunkt unserer Wiedervereinigung bezeichnet sein; denn bevor Ihr nicht mit der Cholera über den Berg seid, und Du wegen Deiner Mutter ganz beruhigt sein kannst, was doch wenigstens noch auf zwei Monate hinauszuschieben ist, kann ich

nicht wünschen, daß Du Berlin verlassest. Ob Du alsdann auch noch eine dreiwöchentliche Contumaz zu überstehen haben wirst, um nach Breslau zu kommen, läßt sich nicht übersehen. Würde ich nach Berlin befohlen, so wäre das für unsere frühere Vereinigung ein großer Gewinn; allein ich muß selbst sagen, daß ich nicht weiß, was man in Berlin mit mir anfangen sollte, und die Weisung nach Breslau viel natürlicher und darum höchst wahrscheinlich finde. Auch verlangt mich in Bezug auf meine öffentliche Stellung gar nicht nach Berlin; es ekelt mich vielmehr Alles an.

Ich befinde mich ganz wohl, und da, wie Du aus den Zeitungen sehen wirst, die Cholera hier im Verschwinden ist, so hast Du wenigstens von der Seite für mich gar nichts mehr zu befürchten.

Posen, 12. September 1831.

General Borstell der erste hat mir aus Coblenz geschrieben, daß er beabsichtige, als ältester der commandirenden Generale, seine Collegen aufzufordern, im Namen der Armee den König um Erlaubniß zu bitten, dem Feldmarschall ein Denkmal auf seinem Grabe zu setzen. Er wünscht über diese Angelegenheit meine Meinung zu wissen. Da er voraussetzt, daß die Ueberreste des Verewigten definitiv hier bleiben, so ist er über den Platz nicht zweifelhaft; da sie aber nach Lomnitz gebracht werden müssen, so entsteht allerdings die Frage, wohin das Denkmal kommen soll. Conitz oder Erdmannsdorf geht bei dem ungewissen Besitze offenbar nicht. Ich finde Posen noch am geeignetsten, weil er hier in seinem Berufe und als Opfer desselben geblieben ist. Daß die Stadt halb polnisch ist, ist zwar schlimm, allein von der anderen Seite hat er sich durch seine edle Individualität bei den hiesigen Einwohnern ein so liebevolles Andenken erworben, daß sein Denkmal wahrscheinlich höchst geehrt sein würde. Ich habe also für Posen gestimmt. Er denkt übrigens die Beiträge nicht durch eine Collecte zusammenzubringen, sondern durch Procentabzüge des Gehalts der Generale und Stabsoffiziere. Das kann ich nur billigen; denn wenn sich bei einer solchen Collecte auch hin und wieder ein erfreuliches Zeichen von Enthusiasmus und Verehrung kund gibt, so muß man sich doch auch hie und da über das Zeichen des Gegentheils betrüben; es entsteht ein Treiben der Eitelkeit,

wodurch mancher zu unfreiwilligen Opfern gezwungen wird; der ohnehin so in Dürftigkeit lebende niedere Offizier wird mit belastet und man weiß am Ende doch nicht, worauf man zu rechnen hat.

So eben erhalte ich Müffling's Privatantwort auf meine ihm gegebene Privatnachricht von den näheren Umständen der Krankheit und des Todes; ich werde sie Dir mit nächster Post schicken; denn sie ist die bedeutendste von allen Aeußerungen über den Verlust, den wir erlitten haben. Grüße an die Mutter, Bernstorff's u. s. w.

Die Versicherungen des Generals Thile beruhigen mich in Beziehung auf den Feldmarschall, aber in Beziehung auf mich nicht im mindesten. Indessen danke ich Dir sehr für diese Mittheilungen; es ist mir lieb, daß sie wenigstens wissen, wie hart und geringschätzig man mit mir umgegangen ist; denn an Thile und Witzleben habe ich kein Wort darüber fallen lassen; bloß gegen Gröben habe ich mein Herz ausgeschüttet.

Posen, 16. September 1831.

Die Ernennung des Generals Knesebeck war mir ein Donnerschlag aus heiterer Höhe; denn Du wirst aus meinen Briefen gesehen haben, daß ich hoffte, über diesen Berg hinweg zu sein. Dabei haben sie im Cabinet wieder die gewöhnliche Rücksichtslosigkeit gehabt. Die Cabinetsordre war vom 8. und ich erhielt sie den 15., mit ihr zugleich aber trat der General Knesebeck in's Haus. Du kannst denken, daß das nicht angenehm ist; denn man hat doch manches vorzubereiten, um eine Uebersicht des Geschäfts zu geben. Zum Glück bin ich sehr expeditiv und habe einige in diesem Punkte sehr gute Hülfe. General Knesebeck war sehr cordial und herzlich, wie denn das überhaupt sein Wesen ist — das Mißtrauen, was zwischen uns bestanden hat, fühlte er wohl, mußte in dem Augenblicke beseitigt werden; denn ganz neu in dem Geschäfte, in allen Verhältnissen, selbst bei den Truppen, hatte er sehr das Bedürfniß, sich auf mich zu stützen, wenigstens für die erste Zeit. Er war also als wenn wir uralte Freunde wären und seitdem hat er nichts gethan als meine Arbeiten und den vortrefflichen Gang der Geschäfte gerühmt. Wir stehen also sehr gut mit einander. Nichts desto weniger ist es mir schrecklich, mit einem Anderen dieselbe Sache zu treiben, vor

allen Dingen aber, mich mit ihm an denselben Tisch zu setzen, wo wir mit dem Feldmarschall oft so fröhlich waren. Es verbittert mir dies Gefühl Essen und Trinken. Nun, il faut passer par là und ich denke, es wird nicht über ein paar Wochen dauern.

Die polnische Armee will in die von Krukowiecki abgeschlossenen Bedingungen nicht eingehen; es wird sehr viel parlamentirt; indessen bleibt die Ungewißheit und wir müssen auf die Schweinereien gefaßt sein, die daraus hervorgehen können. Auch machen wir Anstalten, als ob es Hals und Kragen kosten sollte. Aber wenn man eine Gränze von der Memel bis zu den Karpathen zu decken hat, reicht es natürlich nirgends hin und man erscheint überall wie ein Lump.

Posen, 21. September 1831.

Daß ich mich wohl befinde, brauche ich wol nicht ausdrücklich zu sagen; daß es mit dem General Knesebeck gut geht, wird Dir wichtiger sein. Er ist ungeheuer ängstlich und besorglich; das ficht mich nicht an und macht bloß, daß ich in Kleinigkeiten sehr exact sein muß. Uebrigens ist er fortdauernd sehr freundlich, natürlich und zutrauensvoll, lobt meine Arbeiten und wundert sich über die Schnelligkeit, mit der ich sie mache. Sogar seine französischen Briefe an Paskewitsch und Toll habe ich ihm corrigiren oder vielmehr umschmelzen müssen. Das that aber auch sehr Noth — ich hätte geglaubt, daß er darin weiter wäre. Es geht also, wie Du siehst, recht gut — nur eine gewisse Philisterei, die oft durchblickt, widert mich an, weil sie so durchaus unsoldatisch ist — indessen man muß sich in die Eigenthümlichkeit Anderer zu schicken wissen; ich habe es ja am Rhein mit einem ganz anderen Philister zu thun gehabt. Ich wüßte doch keinen, den ich lieber gehabt hätte, und damit muß ich mich trösten.

Die Begebenheiten auf dem Kriegstheater scheinen der Beendigung sich zu nähern, wenn die heute eingegangene Nachricht wahr ist, daß Romarino in Galizien Schutz gesucht hat. Sie ist zwar von Rüdiger's Hauptquartier gemeldet; allein da dieser nicht gegen Romarino commandirt, sondern es nur durch die Meldung eines Offiziers hatte, der von ihm über die Weichsel geschickt worden war, und in den Umständen, welche angegeben werden, einige Unwahr-

scheinlichkeit war, so befürchte ich noch, daß die ganze Nachricht falsch sei oder daß Romarino die Absicht haben könne, durch Galizien, wo er fast gar keine österreichischen Truppen findet, über die Sau und die Weichsel nach dem Sandomir'schen zu gehen und sich mit Rozicki zu vereinigen. Hätte er wirklich in Galizien die Waffen gestreckt, so würde das auf den Entschluß der sogenannten Hauptarmee bei Modlin Einfluß haben. Diese ist noch 14—15,000 M. stark und scheint sich nach unseren Kundschafter-Nachrichten in einem großen Zustande der Auflösung zu befinden. Gleichwohl thut Paskewitsch nichts und steht vor ihr wie der Hund vor dem Volk Hühner. Wer dies begreift, ist gescheidter als ich. Dieser Feldzug soll mit Unbegreiflichkeiten gespickt sein von Anfang bis zu Ende. Dieselbe Armee, welche zwei Tage hindurch die polnischen Linien bestürmt und zuletzt erobert, läßt einem zerrütteten Haufen von 15,000 Mann Zeit, sich von seinem Schrecken zu erholen und die alte insolente Sprache wieder anzunehmen. Unser Kundschafter, der in Sacrezyn gewesen, wo der Sitz der Regierung ist, sagt, man hätte keinen Begriff von der Wirthschaft, die da wäre, von dem Wirren, von der ungeheuren Theuerung aller Bedürfnisse, dabei aber viel Geld und die prahlerischesten Hoffnungen und Phantasieen. So vergeuden sie den letzten Heller des öffentlichen Schatzes und schieben durch ihre kindischen Prahlereien den Karren immer tiefer in den Dreck. Sie haben Modlin angeboten, wenn man ihnen die Woywodschaften Lublin, Sandomir und Krakau einräumen will. Hat man je solche Abgeschmacktheit gesehen? Sind das nicht die echten Polen? Aber wer begreift die Russen, die das Alles so gelassen anhören und ansehen? Der General Miezielski ist hier angekommen, andere der vornehmeren Rebellen bei Thorn, Czartoryiski soll in einem Kahne die Weichsel passirt haben, um sich zu retten; wo? ist nicht gesagt; er mit Skrynecki waren bei der Armee von Romarino. In jedem Falle wird die Sache in kurzem ihr Ende erreichen.

Ueber diese Aussicht würde ich ganz vergnügt sein, wenn mich nicht eines von neuem tief bekümmerte und erbitterte — August Gneisenau ist nicht avancirt. Ich habe also in allen meinen Voraussetzungen Recht gehabt, und der König hat nicht nur den Feldmarschall mit Ungunst angesehen bis an sein Ende, sond- er scheute sich auch

nicht, es vor der Welt zu zeigen — das verwinde ich in meinem ganzen Leben nicht, über diesen Berg komme ich nie hinweg. Es bleibt also nichts übrig, als alle einigermaßen tröstlichen Bilder der Zukunft fahren zu lassen und sich in seine eigene Bitterkeit zu vergraben. Es würde mir ungeheuer schwer werden, meine Gefühle zu verbergen, wenn mir mein Stolz nicht zu Hülfe käme. So oft die Rede davon ist, wende ich mich schweigend weg, denn ich finde Niemand, der die Empfindungen meines empörten Herzens ganz verstände.

Indem ich diesen Brief wieder überlese, finde ich, daß ich Dich, mein geliebtes Weib, nicht ein einziges Mal darin angeredet habe. Es ist doch nicht, daß sich meine ganze Seele nicht zu Dir hingezogen fühlte und sich sehnend meine Blicke zu Dir richteten. Ueber diesen Gegenstand kann ich ja nur mit Dir sprechen; Deine Milde wird mir ein beruhigendes Gefühl geben, mich von der Herzlosigkeit abwenden zu Deinem tiefen Herzen.

Nach eben eingegangenen Briefen aus Warschau scheint Modlin jetzt sich ergeben zu wollen. Wenn das ist, und die Armee in Folge davon nach Plock abzieht, so kann die Sache höchstens noch zehn bis zwölf Tage dauern und in etwa drei Wochen kann ich in Breslau sein. Wie nahe dadurch der Zeitpunkt unserer Vereinigung rückt, wirst Du besser übersehen können als ich.

Wir schließen diesem Abschnitte die folgenden drei politischen Aufsätze an, welche von Clausewitz während seines letzten Aufenthaltes in Berlin vor der Abreise nach Posen verfaßt wurden:

1) die Verhältnisse Europa's seit der Theilung Polens;
2) die Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesammt-Existenz;
3) über einen Krieg mit Frankreich.

Auch diese Aufsätze bekunden die gediegenste Sachkenntniß, das in politischer und strategischer Hinsicht gründlichste Urtheil und die überzeugendste Logik in der Gedankenentwickelung, durch welche sich

alle Schriften des Verfassers auszeichnen, und legen überdies ein schönes Zeugniß von der warmen Vaterlandsliebe ab, von welcher sich sein Herz namentlich in Zeiten drohender Verwickelungen erfüllt zeigte. Mögen diese Aufsätze auch für unsere Zeit ein unmittelbar praktisches Interesse nicht mehr in Anspruch nehmen können, da die Machtstellung Preußens, die erfolgte Einigung Deutschlands, die veränderte Organisation unserer Armee als gewichtvolle Momente für ein verändertes Räsonnement hervortreten, auch wohl die politischen Constellationen sowie die muthmaßlichen Verbindungen der Mächte eine wesentlich verschiedene Beurtheilung erfordern würden; so ist ihnen doch, aus dem Gesichtspunkte der Zeit betrachtet, in welcher sie geschrieben wurden, ein bleibender Werth gesichert und sie werden unseren Lesern hoffentlich schon darum willkommen sein, weil sie unzweifelhaft zu Clausewitz's letzten literarischen Arbeiten gehören.

1.

Die Verhältnisse Europa's seit der Theilung Polens.

Die Verhältnisse Europa's haben sich seit der Theilung Polen's wesentlich verändert; aber nicht, wie man gewöhnlich behauptet und wie einer dem anderen nachspricht, durch diese Theilung, sondern durch die mit ihr gleichzeitige Entwickelung der neueren französischen Ueberlegenheit. Polen war seit Johann Sobiesky's Tode eine solche Null in dem europäischen Gleichgewichte, daß sein Verschwinden aus der Staatenreihe an sich gar keine Wirkungen auf dasselbe hervorbringen konnte; es wurde nur mittelbar wichtig, insofern sich voraussehen läßt, daß das neue Frankreich aus dieser nordischen Macht ein Unterstützungsgewicht für sich gemacht haben würde. Fragen wir nun vor Allem, ob Europa eines solchen Gewichtes bedurfte.

Zur Zeit Ludwig's XIV., als Frankreich zuerst mit seiner natürlichen Ueberlegenheit auftrat und auf die Nachbarstaaten drückte, war Deutschland noch nicht in dem Maße bedroht wie jetzt. Spanien, ganz Italien, die Niederlande und England gehörten dem antifran-

zösischen Systeme an, und Polen war ohnmächtig, auf eine europäische Stellung gar nicht angewiesen. Es konnte also für uns Deutsche damals in dem Bestehen Polens nicht die Gefahr liegen, welche jetzt aus seiner Wiederherstellung hervorgehen würde. Nach Ludwig XIV. war Frankreich etwa achtzig Jahre lang in den Händen schwacher und friedliebender Regierungen und schien den Plan einer Vorherrschaft über den Continent aufgegeben zu haben. Damals war die Verbindung zwischen Polen und Frankreich, wenn auch nicht unbedeutend, doch auf geringfügige Gegenstände gerichtet. Gleichwohl ist es schon damals hundert- und abermals hundertmal zur Sprache gekommen, daß Polen der natürliche Verbündete Frankreichs sei. Dieses ganz natürliche Verhältniß war also damals wirkungslos.

Wenn nun jetzt eine ganze Menge von Menschen selbst in Deutschland die Wiederherstellung Polens bloß aus moralischen Gründen wünschen und sich wegen der politischen bei dem Gedanken beruhigen, daß Polen ja ehemals dagewesen sei, ohne Deutschland zu gefährden oder zu bedrängen, so ist es, weil sie den Zustand von Europa nicht in's Auge fassen. Ein Blick auf diesen sollte ihnen jene Beruhigung wenigstens nehmen.

Und wie steht es nun mit den moralischen Gründen, aus welchen die Wiederherstellung Polens gewünscht wird?

Es wird uns Niemand überreden, wie hoch er auch in Wissen und Urtheil stehe, daß er im Stande sei, die großen, Jahrhunderte und Jahrtausende umfassenden Verwickelungen der Völkergeschichte, wie die Hand der Vorsehung sie nach einem uns unbekannten, höchstens dunkel geahnten Ziele leitet, mit seinem Blicke zu umfassen und das moralische Gesetz anzugeben, nach welchem das höchste Wesen sie ordnet. Was wir von dieser Völkergeschichte und Entwickelung übersehen, ist eine kleine Spanne, und nur das kann uns über das Schicksal des menschlichen Geschlechtes beruhigen, wenn wir so oft Völker und Staaten zur Einheit und Selbstständigkeit sich entwickeln und dann wieder untergehen sehen. — Wollen die philosophischen Politiker unserer Tage eine Revision aller Völkerprozesse vornehmen und Rechenschaft fordern, warum so viele Völker, die einst selbstständig waren, als solche untergegangen sind und sich in andere verschmolzen haben, dann müssen sie die Vorsehung selbst vor

ihren Richterstuhl ziehen. Und wenn das eine Absurdität ist, warum wollen sie mit dem polnischen Reiche gerade anfangen d. h. warum wollen sie die Theilung dieses Landes und seinen Untergang als Staat aus einem moralischen und nicht aus einem historisch-politischen Gesichtspunkte betrachten? Sagen wir es nur gerade heraus: es hat mit diesem moralischen Standpunkte der polnischen Resurrectionsfrage nicht seine Richtigkeit. Es ist diese Tendenz der öffentlichen Meinung nichts als eine Mode-Ansicht, welcher mehr ein ästhetisches als ein moralisches Prinzip zum Grunde liegt. Man gefällt sich in diesem Enthusiasmus, wie man sich in dem vom Trauerspiele erregten Schmerze gefällt, und die Leute geben sich dieser Erholung hin, weil sie glauben, es kostet ihnen nichts, weil sie immer nur zwei Schauspieler sehen, Russen und Polen, die durch das Proscenium von ihnen getrennt sind, weil sie nicht ahnen, daß sie mitspielen, ja daß sie das ganze Schauspiel zu bezahlen haben werden.

Wenn auch die Rolle der deutschen öffentlichen Meinung die Frankreichs nicht in diesem Maße streift, so kann doch kein verständiger Mensch in Abrede stellen, daß es Thorheit ist, in einem solchen Augenblicke wie der gegenwärtige sich einer Mode-Ansicht, statt selbst nachzudenken, hinzugeben, mit Ideen zu spielen, an welche die höchsten Interessen des Vaterlandes geknüpft sind, und sich in einem falschen Enthusiasmus zu verbeißen, um darüber des wahren unfähig zu werden.

Die Wiederherstellung Polens berührt Deutschland zunächst, weil es zwischen den Polen und Franzosen mit seiner beiden Völkern ganz fremdartigen Nationalität inne steht, aber sie ist zugleich eine ganz europäische Frage. Polen kann nur auf Unkosten von Oesterreich und Preußen wiederhergestellt werden, und würde nach seiner Wiederherstellung unaufhörlich auf diese beiden Mächte drücken. Was liegt nun Alles in dieser doppelten Beziehung?

Oesterreich würde von seiner Staatsmasse vier Millionen verlieren; Oesterreich aber ist in Gefahr, in Italien sechs andere Millionen einzubüßen, wenigstens wird es gewiß von denselben Stimmen und aus demselben Grunde dazu verurtheilt werden, und, was noch viel mehr ist, dieselben Umstände, welche diesen Staat zu einer der beiden Actionen zwingen könnten, würden ihn auch zu der anderen zwingen, so daß der Causal-Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen nicht

zu leugnen ist. Wäre aber die Oesterreichische Monarchie um zehn Millionen geschwächt, so würde sich auch nach und nach das Verhältniß Ungarns zu derselben anders stellen, und es ist nichts weniger als eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß dieser Resurrections-Grundsatz die Oesterreichische Monarchie in ihren Grundvesten erschüttern würde.

Mit Preußen steht es noch viel schlimmer aus. Es würde die Million Einwohner seines Großherzogthums Posen kaum abgetreten haben, so würden die westpreußischen Provinzen nebst Danzig gefordert werden und das mit eben dem Rechte, mit welchem man das Großherzogthum zurückfordert. Dann wäre das Herzogthum Preußen von den übrigen Landen getrennt, und da es einmal ein polnisches Lehen war, auch ein großer Theil seiner Einwohner den Polen und Litthauern sprachverwandt ist, so begreift man, welch ein unsicherer Besitz dieses Herzogthum für Preußen ferner sein würde.

Dies wären die unmittelbaren Folgen des Restitutionsactes; an diese knüpfen sich die mittelbaren an. Jeder Krieg, den Oesterreich und Preußen mit Frankreich hätten, würde von einem Kriege mit den Polen begleitet sein, die durch französisches Geld, französische Intriguen (denn die Intrigue ist das einzige, was in Frankreich die Revolution überlebt hat) jedesmal dazu angeregt sein würden. Wenn wir uns nun auch dieses neue Polen als nicht sehr mächtig und dabei immer noch von Rußland bedroht denken, so wird es doch im Stande sein, auf beide Staaten einen Druck auszuüben, welcher einen Theil ihrer Kräfte dem Kriege gegen Frankreich entzieht und die freie Muskelbewegung lähmt. Nach Oesterreich hin würden die Polen auf das immer etwas angeregte Ungarn wirken; Preußen aber würde sich in dem Lande zwischen Weichsel und Oder niemals behaupten können, sondern seine Vertheidigung hinter der Oder, also zwölf Meilen von seiner Hauptstadt, einrichten müssen. Denn das Land zwischen Oder und Weichsel ist von der einen Seite ganz ohne Terrain-Abschnitt und mit Ausnahme des kleinen Colberg wäre es auch ohne Preußische Festungen; von der anderen enthält es mit Ausnahme von Posen und Danzig, die beide befestigt sind, keinen namhaften Ort, so daß auch nicht einmal ein glücklicher Offensivstoß zu einem Resultate führen könnte, was für die Vertheidigung des

Ganzen brauchbar wäre. Eines Viertheils seiner Unterthanen und eines Drittheils seiner Oberfläche beraubt, müßte dieser verstümmelte Kämpfer, während er mit dem Schwerte seines rechten Armes einen hundert Meilen weiten Ausfall gegen Frankreich zu thun hätte, mit der linken den Schild dicht über seinem Haupte halten.

Kann nun irgend ein vernünftiger Mensch glauben, daß das Interesse Europa's es so fordere? Kann namentlich England dies glauben, dessen öffentliche Meinung sich jetzt den Polen so stark zuwendet? Wer ist denn in Europa der natürliche Gegensatz von England? Doch wohl Frankreich; es wäre wenigstens schwer, einen anderen zu nennen. Oder meinen die Philosophen, daß es eines solchen Gegensatzes nicht bedarf? Das wäre sehr unphilosophisch, denn die ganze physische und geistige Natur wird durch Gegensätze im Gleichgewichte erhalten. Oder suchen sie die Gegensätze in den politischen Principien; wollen sie den sogenannten Liberalismus des Westens dem sogenannten Despotismus des Ostens entgegenstellen? Aber das ist eine Glaubenssache und als solche so gut wie die Glaubenssache der Reformationszeit von den die äußere Sicherheit der Staaten bedingenden Verhältnissen getrennt zu denken. Wenn politische und religiöse Grundsätze und Meinungen auch gewöhnlich mit den materiellen Interessen und der äußeren Sicherheit in Verbindung treten, so können sie doch niemals als stellvertretend für diese gebraucht werden. Gesetzt, der sogenannte Despotismus wäre ganz verschwunden, alle Völker so frei und glücklich wie Paris jetzt ist und Dresden noch vor wenigen Monaten war, würde darum überall zwischen den Völkern ein idyllisches Friedensverhältniß walten und der Streit der Interessen und Leidenschaften schweigen, welcher die äußere Sicherheit der Völker stets bedroht? Natürlich nicht. Wir können also die Gegensätze der Völker nicht in Maximen suchen, sondern in der ganzen Summe ihrer geistigen und materiellen Verhältnisse zu einander, und darüber ist es wohl rathsam die Geschichte zu befragen. Diese lehrt, daß England, mit Ausnahme weniger Jahre, die nicht die rühmlichsten seiner Geschichte sind, das feindselige Princip seiner Größe und Machtentwickelung stets in Frankreich gefunden und bekämpft hat. Und diesen Kampf hat es nur auf dem Meere unmittelbar geführt, auf dem europäischen Continent aber

durch den Beistand, welchen es den europäischen Mächten geleistet, so oft diese von dem übermächtigen und übermüthigen Frankreich bedroht waren. Diese Mächte aber sind in der jetzigen Zeit vor allen Dingen Oesterreich und Preußen, nächstdem aber Rußland. Wie käme nun England dazu, in der Schwächung einer dieser Mächte sein Interesse zu finden, geschweige denn in der Schwächung aller drei?

Wir heben England unter den europäischen Staaten besonders heraus, weil es gar zu widersinnig ist, in diesem Lande eine öffentliche Meinung sich bilden zu sehen, welche indirect für die Größe Frankreichs schwärmt.

Wenn wir aber fragen, inwieweit das übrige Europa bei der Herstellung des polnischen Reiches interessirt ist, so müssen wir natürlich dies nur auf die äußere Sicherheit und Unabhängigkeit der Staaten und nicht auf die Interessen und Wünsche derjenigen Parteien beziehen, welche durch Hülfe der französischen Bajonnette eine totale Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes herbeiführen wollen. Handelt es sich um den ersten Punkt, so kann nur gefragt werden, welche von den beiden Parteien, die auf dem Continent einander gegenüber gestanden haben, seit 1789 am meisten geneigt und geeignet ist vorzuherrschen und dadurch die Freiheit der anderen zu beschränken — Frankreich auf der einen oder Oesterreich, Preußen und Rußland auf der anderen Seite? Die Jahrbücher dieses Zeitraumes beantworten diese Frage hinlänglich. Seit den Friedensschlüssen mit Preußen und Spanien 1794 hat Frankreich prädominirt, wie eben diese Friedensschlüsse und Alles, was ihnen gefolgt ist, hinreichend beweisen. Nach und nach ist diese Vorherrschaft unter Bonaparte zur Alleinherrschaft übergegangen und Europa hat vierzehn Jahre lang seinen Nacken unter dem Fuße Frankreichs gebeugt. In den Jahren 14 und 15 ist urplötzlich das entgegengesetzte Verhältniß eingetreten, aber auf welche Weise? Nur als Reaction einer vierzehnjährigen Knechtschaft, welche alle Gemüther empört hatte, als Folge einer Kraftüberspannung Frankreichs, welche die beispiellose Niederlage des Jahres 1812 herbeiführte, und nur durch Hülfe eines allgemeinen Kreuzzuges aller europäischen Völker gegen den gemeinschaftlichen Feind. — Während also Frankreich nichts bedurfte als seine eigene Kraft, seine Centralstellung in Europa, seine vortheilhaften Gränzen, seine Einheit, seinen

kriegerischen Geist und einen ausgezeichneten Feldherrn, um Europa zu unterjochen, hat es für Europa einer vierzehnjährigen Prüfung und der außerordentlichsten Umstände und Verhältnisse bedurft, um dieses Joch abzuschütteln und seiner Seits eine gebieterische Stellung gegen Frankreich anzunehmen. — Und doch, wie verschieden sind die Ergebnisse dieser gegenseitigen Ueberwältigung gewesen! Frankreich hat keine Scheu getragen, in seiner vorschreitenden Bewegung bei jedem neuen Friedensschlusse neue Länderabtretungen zu begehren, die ältesten Bande der Staaten und Völker zu zerreißen, die willkürlichsten und ephemersten Staaten-Schöpfungen hinzustellen, den empörendsten Verrath mit der Gewalt zu verbinden. Dagegen haben die verbündeten Mächte dem niedergeworfenen Frankreich nichts genommen, als den Raub, welchen es seit der Revolution an anderen Ländern begangen; sie haben ihr Eigenthum zurückgenommen; aber sie haben nicht stark genug zu sein geglaubt, um Frankreich selbst zu verkleinern und ihm auch nur die Provinzen zu nehmen, die es im siebzehnten Jahrhundert durch die ersten Schritte in seiner Eroberungsbahn an sich gebracht hatte. Sie hätten es für den Augenblick unstreitig vermocht, aber die Mächte haben sich gescheut, dem nach allen seinen Verhältnissen so starken Frankreich ein zu heftiges Prinzip der Reaction einzuimpfen; sie haben es vielmehr durch eine beispiellose Mäßigkeit mit seinen Königen, mit sich selbst, mit Europa versöhnen wollen. Dies ist der eigentliche Grund der gegen Frankreich angewandten Mäßigkeit, und der in den Friedensacten angegebene: „il faut que la France soit forte“ kann nur als eine Phrase betrachtet werden, welche für die Franzosen eine Captatio, für die verbündeten Cabinette eine Maskirung des wahren Motivs sein sollte. — Was folgt aber aus dem wahren Motiv jener Mäßigung? Daß selbst das entwaffnete, niedergeworfene Frankreich in seiner Eigenschaft als ein sehr homogenes, ungetheiltes, wohlgelegenes, gutbegränztes, reiches, kriegerisches und geistreiches Volk niemals aufhört, die Mittel in sich zu bewahren, welche seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit für die Dauer sichern, daß es diese, wenn es sich zu thörichten Unternehmungen verleiten läßt, auf einen Augenblick verlieren kann, aber immer gewissermaßen von selbst wieder dazu gelangen wird.

Dies Resultat ergibt sich nicht bloß aus der Geschichte der letzten vierzig Jahre, sondern aus der ganzen Geschichte Frankreichs, seit es zur Einheit einer homogenen Monarchie gelangt ist. Weder die früheren Bündnisse und Anstrengungen Spaniens, Deutschlands, Englands und der Niederlande, noch die späteren Oesterreichs, Preußens, Englands und Rußlands haben den Fortschritt Frankreichs aufhalten können. Die Ursache liegt unstreitig darin, daß den eben genannten eigenthümlichen Vortheilen Frankreichs bei seinen Gegnern in vielen Beziehungen die entgegengesetzten Verhältnisse gegenüberstehen. Getrennte Länder mit getrennten Interessen, die erst zu einem verschmelzen, wenn die Gefahr den höchsten Punkt erreicht hat und es schon zu spät ist; das in seiner politischen Einrichtung so äußerst schwache, in seinen Richtungen so sehr getheilte deutsche Reich; dabei ein anderer Feind, Türkei, Polen, Schweden, im Rücken, wodurch die Kräfte getheilt wurden.

2.

Zurückführung der vielen politischen Fragen, welche Deutschland beschäftigen, auf die unserer Gesammt-Existenz.

Es thut wahrlich Noth, daß wir in Deutschland die vielen politischen Fragen, welche uns jetzt beschäftigen, auf eine Hauptfrage, auf die unserer Gesammt-Existenz zurückführen.

In allen Ständen und Kreisen spricht man über den Abfall der Belgier. Den Einen ist er nicht unwillkommen, weil er ihnen naturgemäß scheint; die Anderen schmerzt die Treulosigkeit oder die Unzulänglichkeit constitutioneller Verhältnisse oder die Rohheit dieses Durchbruchs menschlicher Leidenschaft und der zu Grunde gegangene Wohlstand; wieder Anderen ist die Sache, wenn auch nicht gleichgültig, doch wenigstens ohne eine nähere Beziehung zu Deutschland. Die Letzteren denken nur immer an die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Höfe und haben so viel von der Geschichte sagen hören, daß diese nie eine ernstliche Rücksicht verdient hätten.

Ob der Abfall der Belgier von ihrem Standpunkte aus zu entschuldigen, ob er ihnen heilsam ist, wollen wir nicht erörtern; er ist einmal geschehen und dieser Gesichtspunkt ist, wenn auch an sich nie gleichgültig, doch für die Zukunft und für unser Denken, Fühlen und Wollen weniger wichtig, als die Beziehung, welche dieser Abfall und die künftige Stellung der Belgier zu unserem d. h. zu Deutschlands Interesse hat.

Seit das Burgundische Reich als trennende Mittelmacht zwischen Deutschland und Frankreich verschwunden ist, kämpfte das erstere unaufhörlich gegen die Ehrsucht und Eroberungspolitik des letzteren und erwehrt sich mit Mühe seiner Uebermacht.

Die Lothringischen Bisthümer gingen schon unter Karl V. verloren, der dreißigjährige Krieg hat uns den Elsaß und Straßburg gekostet.*)

Die belgischen Provinzen waren der Spanischen Linie des Hauses Oesterreich zugefallen. Gegen diese war der Kampf des eroberungssüchtigen Ludwig XIV. vorzüglich gerichtet. Er verschlang die Grafschaft Burgund und nagte an den Gränzen Flanderns. Aber die noch nicht ganz erstorbene Kraft der Spanischen Monarchie und die neugestaltete der vereinigten Niederlande sind ein halbes Jahrhundert hindurch bis zum Utrechter Frieden die Verfechter Deutschlands geblieben, und Belgien war als das Außenwerk zu betrachten, unter dessen Schutze Deutschland seine Sicherheit fand; die Hauptmassen der Streitkräfte waren in Belgien beschäftigt und mit Ausnahme des spanischen Erbfolgekrieges, wo das Bündniß der Baiern mit Frankreich eine französische Armee nach Deutschland führte, gelang es keiner derselben, tief in Deutschland vorzudringen und sich bleibend dort festzusetzen.

Durch diesen anhaltenden und angestrengten Kampf um den Besitz Belgiens ist dieses Land dem Hause Oesterreich verblieben, dessen deutscher Linie es durch den Utrechter Frieden zufiel.

Bis zum Revolutionskriege hat kein allgemeiner Kampf Deutsch-

*) Durch den westfälischen Frieden kamen nur die österreichischen Erbländer im Elsaß an Frankreich, Straßburg nahmen die Franzosen 1681 weg, die übrigen Theile des Elsasses, welche von Frankreich durch die Reunionen im Besitz genommen worden waren, wurden durch den Frieden von Ryswick (1697) förmlich abgetreten.

lands gegen Frankreich stattgefunden. Aber selbst in dem Oesterreichischen Erbfolgekriege von 1740 bis 1748, wo die getheilten Interessen Deutschlands eine französische Armee in den ersten Jahren bis nach Böhmen führten, ist dennoch in den späteren Jahren Belgien wieder das Hauptkriegstheater geworden, wo sich die französischen Anstrengungen erschöpften.

Ebenso sind im Revolutionskriege bis zum Jahre 1795 die Hauptschläge stets in Belgien geschehen und es ist nicht eher von einer bleibenden Eroberung in Deutschland die Rede gewesen, als bis Oesterreich diese Länder (wahrscheinlich zu früh) aufgegeben hatte. Von dem Augenblicke an, nehmlich seit 1794, ist das linke Rheinufer gefallen und die Saaten Süddeutschlands sind von französischen Heeren zertreten worden. Daß Norddeutschland dann noch zehn Jahre lang verschont blieb, verdankt es einem Palliativmittel, der Demarcationslinie, dessen Wirkungen 1806 schwer bezahlt worden sind.

Wir fragen nun nach diesem Blicke auf die Kriegsgeschichte Europa's seit dem 16. Jahrhundert, ob Belgiens Stellung für Deutschland eine gleichgültige Sache sein kann.

Aber Belgien war nicht bloß ein Außenwerk Deutschlands und Europa's, sondern es war auch das pied à terre der Engländer, wenn sie dem bedrängten Continent beistehen wollten, und daß sie dies oft auf eine glänzende Weise gethan haben, davon gibt die Kriegsgeschichte seit 150 Jahren hinreichende Beweise.

Der General Richemond hat es le camp retranché de l'ennemi genannt, und so ist es in der That, nur mit dem Unterschiede, daß seit Jahrhunderten aus diesem camp retranché nie ein offensiver Anfall aus Frankreich geschehen, sondern dasselbe immer nur gebraucht worden ist, Europa gegen das unruhige und ehrgeizige Frankreich zu schützen.

Alles, was die Franzosen von natürlicher Gränze sagen, und worunter sie jetzt die Schelde und Maas und Rhein verstehen, später vielleicht die Weser und dann die Elbe verstehen werden, bezieht sich nicht im mindesten auf die Sicherheit ihres Staates, sondern auf die Sicherheit ihrer Oberherrschaft. Jene ist noch niemals bedroht gewesen; Frankreich besitzt noch jetzt die Gränzen, welche ihm

Ludwig XIV. erworben hat, und der Umstand, daß keiner seiner natürlichen Gegner allein ihm gewachsen ist, bildet schon eine hinreichende Gewähr seiner Integrität. Dagegen ist freilich nicht zu leugnen, daß, wenn Frankreich durchaus über Europa herrschen soll, wie es in den dreizehn ersten Jahren dieses Jahrhunderts gethan hat, es den Rhein wiederhaben muß; nur um jene Frage handelt es sich noch.

Was wir also auch von dem Abfalle Belgiens denken, und wie wir uns seine künftige Gestaltung vorstellen mögen, diesen Punkt unseres eigenen hochwichtigen Interesses sollten wir nie aus den Augen, nie aus dem Herzen verlieren.

Italien ist ein anderer Gegenstand der Aufmerksamkeit für unsere Politiker. Auch hierbei ist man geneigt, immer mehr den Standpunkt vermeintlicher weltbürgerlicher Interessen als den der eigenen einzunehmen.

Ob dieses Land je ein ganz selbstständiges werden wird, ob es je zu einer Einheit gelangen kann, ist eine weit in die Zukunft hinausgehende Frage, die kein Mensch jetzt schon beantworten kann, der sich nicht mit illusorischen Vorstellungen begnügen will. Ein Punkt aber, der uns ganz nahe liegt, ist der, daß diese Emanzipation Italiens nicht auf Kosten unserer eigenen Unabhängigkeit gesucht werde. Wir fragen die deutschen Weltbürger, ob sie lieber wollen, daß Italien getheilt und zum Theile fremder Macht unterworfen sei und Deutschland unabhängig, oder umgekehrt Deutschland unterjocht, aus der Reihe der selbstständigen Völker verdrängt und Italien unabhängig? So ist aber die Frage nothwendig zu stellen, wenn man sich nicht scheut, der Wahrheit in's Gesicht zu sehen.

Denken wir uns in Italien eine allgemeine Reaction aller Völker gegen die Regierungen — kann sie eine andere politische Tendenz haben als sich mit dem homogenen Frankreich eng zu verbinden, von dem sie hervorgerufen und unterstützt worden ist?

Wir glauben keineswegs, daß eine solche Reaction, ein solches Aufbrausen der italienischen Volksmasse zu einer unabhängigen und ehrenvollen Stellung Italiens führen werde; aber wozu sie unzweifelhaft führen wird, ist, Deutschland den Kampf um seine Unabhängigkeit und ehrenvolle Stellung im höchsten Grade zu erschweren.

Als in den Jahren 1796 und 97 Italien theils durch innere Unruhen, theils durch Fehler in der Kriegführung von Seiten der Oesterreicher verloren ging, wehten bald darauf Bonaparte's Fahnen fast unter den Mauern Wiens und der Frieden von Campo Formio mußte geschlossen werden, der dort die französischen Sieger der deutschen Gränze um vierzig Meilen näher brachte.

Doch war damals (1796) der Kampf um Italien theilweise ein sehr angestrengter. Verloren die Oesterreicher auch schnell das Land bis an den Mincio, so war doch der Kampf um Mantua ein anhaltender und eben durch seine Dauer ein ehrenvoller. Acht Monate mußte der kühne Bonaparte an dieser Vormauer verlieren, ehe er seinen stolzen Zug nach der Hauptstadt Oesterreichs antreten konnte. Ohne Mantua wäre Jourdan nicht bei Würzburg geschlagen worden, und Wien im Sommer 1796, also neun Jahre früher den Franzosen in die Hände gefallen.

Es ist also auch Italien als eine Vormauer Deutschlands zu betrachten und wir können nicht gleichgültig dabei sein, wenn die leichtsinnigen und unzusammenhängenden Italiener durch einen vorläufigen politischen Wirrwar den Franzosen das Mittel geben, diejenige Macht mit größerem Vortheile zu bekämpfen, in welcher der Schwerpunkt des europäischen Widerstandes liegt, nämlich die deutsche.

Endlich richtet sich, und das vorzüglich in diesem Augenblicke, auch der Gedanke nach Polen. Hier will ein sehr fähiges Volk, welches aber Jahrhunderte lang unter cultivirten europäischen Staaten ein halb tartarisches geblieben war, dieses tartarische Wesen wiederherstellen und möchte uns gern glauben machen, daß es eine heilsame Mittelmacht gegen Rußland bilden würde. Aber dazu gehören Bedingungen, die durchaus nicht vorhanden sind. Erstlich müßten die Polen Mittel haben, sich schnell in einen europäischen Staat zu veredeln. Dies ist eine völlige Unmöglichkeit. Gesetzt, es gelänge ihnen in ihrer Unabhängigkeit diese Aufgabe wirklich dereinst, so wird es doch nur dereinst sein, nämlich vielleicht nach hundert Jahren. Zweitens aber würde zu einer heilsamen Mittelmacht ein in den Polen selbst liegendes befreundetes Verhältniß zu den Deutschen gehören. Nun gibt es aber kein Volk, gegen welches die Polen mehr Geringschätzung zeigten als das deutsche, hauptsächlich weil es

keines gibt, was einen stärkeren Gegensatz zu ihrer National-Eigenthümlichkeit bildet. Ferner gibt es kein Volk, mit welchem Polen permanentere feindlichere Interessen hätte als Deutschland, nämlich Preußen. Es hat einmal die Länder bis zur Ostsee besessen; bis dahin wird zum Theil noch seine Sprache geredet; dort findet es den natürlichen Ablauf seiner rohen Producte; selbst das deutsche Ostpreußen war einst sein Lehensträger. Nun sind aber die Polen, wie Jeder weiß, ein eiteles und namentlich gegen uns ein stolzes Volk; sie würden also nichts mehr auf dem Herzen haben als ihre erste unabhängige Stellung zu benutzen, um ihre materiellen und moralischen Interessen auf unsere Unkosten zu befriedigen, und wenn sie dies je mit Erfolg können, so wird nichts natürlicher sein als die Tendenz, nach und nach das ganze Bett des slavischen Völkerstromes wieder einzunehmen, welches bekanntlich bis an die Elbe reichte und in den wendischen Völkerschaften noch Trümmer seines ehemaligen Daseins zeigt. Wir fragen, ob es einen natürlicheren Feind für uns gibt als dieses Polen, und ob es nicht im höchsten Grade absurd wäre, uns lieber Rußland als einen solchen zu denken, was halb nach Asien hingewendet ist und dessen Herrscher auf zwei Generationen hinaus den unsrigen als eng verbunden betrachtet werden können. Ueberhaupt ist von Rußland niemals etwas zu befürchten, so lange von Frankreich Alles befürchtet werden muß. Dagegen haben sich Polen und Franzosen von jeher als natürliche Verbündete betrachtet; dies weiß jeder Zeitungsleser, wenn er auch noch so wenig Geschichte weiß. — Wer ist denn aber der Gegenstand dieses natürlichen Bündnisses? Offenbar was zwischen beiden liegt, die deutschen Mächte.

Können wir nun wohl, unter solchen Umständen und wie die Dinge dermalen im Osten und Westen stehen, uns selbst genug verleugnen, um eine sogenannte Freimachung Polens im Interesse der Menschheit zu wünschen? Liegt der Menschheit mehr an der Herstellung Sarmatiens als an der Erhaltung Germaniens?

Wehe uns, wenn Rußland in den Fall kommen könnte, die Krone Polens aufzugeben und seine polnischen Provinzen: Litthauen, Volhynien, Podolien wieder abzutreten, ein Fall, den sich mancher deutsche Philosoph als ein goldenes Zeitalter des Ostens denkt.

Rußland, einmal zu diesem Opfer gezwungen oder vermocht, würde dann seinen Blick ganz von dem Westen Europa's abwenden, von dem es weder zu hoffen noch zu fürchten hätte, würde Deutschland vor der Hand seinem Schicksale überlassen, und Polen und Franzosen, die uns Deutsche noch mehr geringschätzen als sie uns hassen, würden sich an der Elbe die Hand zu reichen suchen. Auf diese Weise ist es, daß die polnische Frage, wie die belgische und italienische, unseren höchsten und heiligsten Interessen nahe tritt, sich an die Frage um unsere Gesammt-Existenz knüpft.

Wir können nicht einen Augenblick zweifeln, daß die Pariser Volkspartei und in ihrem Gefolge alle eiteln und leichtsinnigen Elemente dieser wesentlich eiteln und leichtsinnigen Nation diese Ansichten von den europäischen Angelegenheiten hat. Ihre ganze neueste Revolution schöpft darin ihre hauptsächlichste Kraft; untröstlich, seit dem Jahre 1813 den europäischen Scepter verloren zu haben, hoffen sie von der neuen Ordnung der Dinge und von dem allgemein verbreiteten Geiste der Empörung die Mittel, ihn wieder zu gewinnen. Nur darum hassen sie hauptsächlich die Bourbons, weil dieselben diesem Plane ein wesentliches Hinderniß sind. Gebt ihnen einen neuen Bonaparte und sie liefern euch die Charte aus und spalten mit ihm das Utopien aller Philosophen und Doctrinärs.

Die Franzosen, nehmlich in so weit sie durch die Pariser Volkspartei und ihre Blätter repräsentirt werden, wollen ihren Fuß wieder auf den Nacken Europa's setzen. Was sie zu überwinden haben, sind die deutschen Mächte, denn alle anderen europäischen Staaten können ihre Hülfe nur an den Widerstand dieser Mächte anschließen; in ihnen liegt der eigentliche Schwerpunkt des Widerstandes, der, einmal aus dem Gleichgewichte gebracht, alles Andere mit sich fortreißt. Daß diese Ansicht nicht auf einem Hirngespinnste oder irgend willkürlichen Voraussetzungen beruht, beweist die Sprache, welche die französischen liberalen Journale und die Redner in den Kammern führen. Wir müßten wahrlich, wenn wir diese Gefahr nicht sehen und anerkennen wollten, uns später vor uns selbst schämen und gestehen, daß wir eines gesunden politischen Urtheils ganz unfähig sind.

Die Cabinette der betheiligten Mächte vom ersten bis zum letzten sind darüber nicht einen Augenblick zweifelhaft; nur die Meinungen in der gebildeten Volksklasse sind es, zum Theil, weil sie die Dinge nicht im Zusammenhange sehen und die vorliegenden Fragen vereinzeln, auch nicht ganz zu würdigen wissen.

So und schlechterdings nur dadurch kann man es sich erklären, daß so viele Menschen bei der Frage über Krieg und Frieden sich die Initiative immer auf Seiten der einen oder anderen europäischen Macht denken. Rußland, Oesterreich, Preußen, England, jede dieser Mächte wird in dieser Beziehung vor den Richterstuhl der öffentlichen Meinung gezogen, um bald belobend über ihre Friedensliebe, bald beunruhigt über ihre Rüstungen uud kriegerischen Absichten zu sprechen.

Schon dadurch, daß man ihnen verschiedene Richtungen zutraut, sollte man gewahr werden, daß man sich in einem ganz falschen Systeme befindet. Wie kann man glauben, daß diese Mächte in einem so gefahrvollen Augenblicke, wo die ganze Ruhe und Sicherheit Europa's und jeder einzelnen von ihnen auf dem Spiele steht, sich einer vereinzelten Politik, einer individuellen Ansicht in dem Maße hingeben würden, um daraus einen Angriff Frankreichs oder eine dem gleichbedeutende Handlung hervorgehen zu lassen. In dieser moralischen Unmöglichkeit liegt die völlige Sicherheit Frankreichs gegen einen Angriff. Sollte ein solcher erfolgen, so müßte er von der Mehrheit der genannten Mächte, um nicht absolut zu sagen, von allen beschlossen, eingeleitet und vorbereitet werden, Dinge, die noch nie so unbemerkt geschehen sind, daß sie nicht lange vor dem Ausbruche immer unzweifelhaft geworden wären, sowohl für die Cabinette als den unterrichteten Theil des Publicums. Es ist aber bisher gar nichts der Art geschehen, sondern es haben vielmehr England, Preußen und Oesterreich vom ersten Augenblicke der Pariser Revolution bis auf diese Stunde den entschiedensten Willen gezeigt, den Frieden aufrecht zu erhalten d. h. auf der Vertheidigung zu bleiben und abzuwarten, ob der Dämon, welcher sich in Frankreich zu gestalten droht und der bis jetzt noch mit seiner eigenen Geburt kämpft, aus diesem Lande hervortreten und sich auf Deutschland werfen wird.

Diese Stellung der Vertheidigung ist den Mächten keineswegs gleichgültig, da sie ihnen nothwendig die Meinung aller gesunden Köpfe und unverdorbenen Herzen bei sich selbst und beim Feinde zuwenden muß und ein solcher Krieg, wie er hier zu erwarten steht, nicht bloß mit Cabinetsmitteln, sondern mit den Herzen der Völker geführt werden muß. Um dieses großen Vortheils willen werden die Mächte diese Stellung der Vertheidigung nie aufgeben.

Ist also von der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit oder Unvermeidlichkeit des Krieges die Rede, so ist immer nur der Blick auf Paris zu richten, immer nur genau zu achten, ob die Leidenschaft und der Uebermuth der Volkspartei die Regierung mit sich fortreißen oder gar über den Haufen werfen wird, um das goldene Zeitalter einer zweiten Bonapartischen Aera herbeizuführen.

Was ist nun das Resultat unserer ganzen Betrachtung? Daß es Zeit ist, an uns selbst zu denken und nicht mit unnützen, uns fern liegenden Fragen auf eine solche Art zu spielen, daß dadurch eine gediegene nationale Gesinnung untergraben werde. Zwingt Frankreich uns, auf den Kampfplatz zu treten, so handelt es sich mehr als je um das Dasein. Nicht daß wir glaubten, unsere Sache stände so schlecht, daß die Franzosen uns leicht zermalmen könnten, wie ihre leichtsinnigen Exaltirten das wohl denken, sondern weil ein Kampf keinen anderen Charakter haben kann, der für Alles umfassende Interessen geführt wird und aus großen Leidenschaften hervorgeht. Rüsten wir Deutsche uns nicht mit einer Gesinnung und einem Gefühle aus wie im Jahre 1813, so wird Deutschland schwierigen Umständen nicht gewachsen sein und es kann dann aus den Fugen gerückt werden, in welche die Pariser Frieden es festgestellt hatten.

Die weiteren möglichen welthistorischen Folgen haben wir angedeutet. Die Mächte rüsten zu diesem Kampfe, weil sie ihn zu erwarten haben. Lassen wir Unterthanen uns nicht in unserer eigenen Brust überfallen; rüsten wir uns mit einem Gefühle und einer Gesinnung, die dem großen Augenblicke entsprechen, und tragen wir so in jene materiellen Rüstungen die Seele hinein, ohne welche sie nimmermehr einem Feinde widerstehen werden, der Alles mit Leidenschaft thut.

Wenn wir mit dieser inneren und äußeren Tüchtigkeit das Schlachtfeld betreten, so dürfen wir auf einen glücklichen Ausgang dieser neuen Krise hoffen.

Die Franzosen sind ein leichtsinniges Volk; sie stürzen sich aus bloßer Eitelkeit in diesen Kampf und bilden sich ein, über die Deutschen eine solche moralische Ueberlegenheit zu haben, daß, wenn sie nicht durch eine unerhörte Uebermacht überwältigt würden, der entschiedenste glückliche Erfolg nicht zweifelhaft sein könnte. — Gegen die Uebermacht glauben sie sich nun durch die Empörungen gesichert, die den Europäischen Mächten überall Fesseln anlegen sollen, und so sehen sie in dem bevorstehenden Kampfe kaum eine Gefahr. — Sie individualisiren sich den ganzen Krieg zu einer Schlacht von Austerlitz und Jena; sie vergessen den lange zweifelhaften Kampf, den sie allein gegen die Oesterreichische Macht zu führen gehabt haben; sie vergessen, daß, wenn im Jahre 1799 der Krieg schnell bis an die Gränzen der Dauphiné versetzt worden ist, nicht mehr als eine Hülfsmacht von 20,000 Russen dazu mitgewirkt hatte; daß sie es jetzt mit einer ganz anders zugeschnittenen, eingerichteten und belebten Streitkraft der deutschen Mächte zu thun haben; endlich daß sie selbst nicht eines Sinnes, nicht eines Gefühles sind. Nichts ist heute gewöhnlicher als den Begriff des ganzen Volkes der bloßen Volkspartei einer Hauptstadt zu substituiren, und doch ist dies immer mehr oder weniger eine illusorische Vorstellung, und die Wirkung dieses mehr oder weniger großen Irrthums wird im praktischen Leben nie ausbleiben.

Mögen sie sich ihren Illusionen, ihrer exaltirten Eitelkeit hingeben; sie werden, wenn wir Deutsche unsere Pflicht thun, sehen, daß ihre hochfahrenden Pläne zu nichts führen, daß sie in dem Elende der Völker versiegen werden, die der Fuß des Krieges zertritt. Wir aber, wir Deutschen alle, müssen gefaßt sein, diesem Dämon zu begegnen, und dazu bedürfen wir die Kraft eines edlen Selbstgefühls, also neben der Treue gegen unsere Fürsten, gegen unser Vaterland, auch die Treue gegen uns selbst.

3.

Ueber einen Krieg mit Frankreich.

Bei dem jetzigen unruhigen und bedrohenden Zustande der Dinge in Frankreich kann über kurz oder lang ein Krieg mit diesem Lande unvermeidlich werden. Es sind dabei die beiden Fälle zu unterscheiden, wo ein großes Bündniß der europäischen Mächte gegen Frankreich zu Stande kommt, sei es um Frankreich anzugreifen oder auch die eigenen Lande gegen dasselbe zu schützen, oder wo Preußen allein von Frankreich angegriffen wird, ein Fall, den man sich wohl denken kann, wenn die Machthaber in Frankreich sich fortreißen lassen von ihrem Hasse gegen Preußen, von einer gewissen Geringschätzung, welche die Bonapartische und die Republikanische Partei für uns affectiren, und endlich von dem Bedürfnisse, dem französischen Volke in einer Thätigkeit nach außen hin einen gewissen Schwung zu geben.

Für beide Fälle lassen sich jetzt schon gewisse Punkte in's Auge fassen, welche bei künftigen Ueberlegungen, Berathungen und Feststellungen wichtig sein werden. Betrachtet man den ersten Fall eines allgemeinen Bündnisses zuerst, so wird sich der schwierigere Zweifel in seiner Eigenthümlichkeit besser auffassen lassen.

Erstens, wenn ein europäisches Bündniß gegen Frankreich geschlossen wird.

1) Denkt man sich ein Bündniß gegen Frankreich, durch welches die europäischen Mächte dieses Land zur Ordnung zurückführen und sich vor ähnlichen Folgen seiner Gewaltsamkeit und seines Uebermuthes schützen wollen, wie der Revolutionskrieg gezeigt hat, so sind die Mächte, auf welche dabei hauptsächlich zu rechnen ist: Preußen, Oesterreich, England, die Niederlande, der deutsche Bund und Rußland. Dagegen würde es nicht zu wünschen sein, daß Spanien, Neapel und Sardinien, wenn diese Länder sich auch wirklich noch in ihrer bisherigen und ruhigen Verfassung befänden, an dem Bündnisse gegen Frankreich theilnehmen; denn da sie noch vor kurzem Revolutionen erlebt haben, welche großentheils aus der bewaffneten Macht selbst hervorgegangen sind, so ist auf eine kräftige Mitwirkung derselben nicht zu rechnen, vielmehr jeder Contact dieser Länder mit den Zeitereignissen möglichst zu vermeiden.

Die Neutralität von Sardinien, wenn sie von Frankreich anerkannt würde, hätte den unschätzbaren Vortheil, daß man in Italien nur eine österreichische Armee brauchte, um den unter der Asche glimmenden Funken, wenn er irgendwo hervorbrechen wollte, schnell zu ersticken, daß es aber keiner eigentlichen Vertheidigung bedürfte. Aber es ist freilich höchst unwahrscheinlich, daß die Franzosen eine solche Neutralität anerkennen würden; vielmehr werden sie ihr Hauptaugenmerk auf Italien richten und ihre Hauptanstrengungen gegen dasselbe wenden, weil sie die großartigsten Folgen von einem einigermaßen glücklich geführten Kampfe erwarten werden.

Auch die Schweiz ist den Verbündeten nützlicher, wenn sie neutral bleibt, als wenn sie Theil an einem Bündnisse nähme, hauptsächlich weil Italien dadurch noch mehr isolirt, und im Fall die Franzosen dasselbe angreifen, den Oesterreichern der Krieg daselbst unendlich erleichtert wird, wenn sie von der Schweiz her nicht bedroht sind.

2) Jeder strategische Angriff muß eine Station erreichen, welche gehalten werden kann, weil mit dem Aufgeben derselben gewöhnlich ein Rückschlag erfolgt, der den Total-Erfolg sehr gefährdet.

3) Dies ist doppelt nöthig in einem Kriege wie der, welcher hier in Betrachtung gezogen wird, wo große Leidenschaften angeregt sind, die dem Ganzen eine große Energie geben.

4) Im Anfange des Krieges, wo die Kräfte des Feindes noch frisch und die Leidenschaften im höchsten Grade der Anregung sind, wird eine solche Station schwerlich anderswo zu finden sein als in Paris, wo der Knoten aller Parteien ist und man Gelegenheit bekommt, sich eine solche in Frankreich selbst einzurichten. Eine Regierung, in Paris mit siegreicher Hand festgestellt, wird, wenn sie nicht die vernünftigen Interessen des Volkes zu sehr verletzt, immer einen Theil Frankreichs für sich haben. Es kann aber Frankreich nur mit Hülfe einer solchen Partei, also, indem es durch einen Zwiespalt geschwächt wird, niedergeworfen d. h. zu dem Frieden gezwungen werden, den man ihm auferlegen will. Ein vollkommen einiges Frankreich könnte auch bei den schönsten Waffen-Erfolgen nie ganz unterworfen, wenigstens nicht in Gehorsam gehalten werden.

5) Soll also der Krieg gleich auf eine Offensive gerichtet sein, so müssen die Kräfte zureichen, um mit Wahrscheinlichkeit nach Paris

zu kommen. Ließe sich voraussehen, daß dies sehr schwierig wäre, so würde es besser sein, zuerst auf der strategischen Vertheidigung zu bleiben und aus dieser nach glücklichen Erfolgen zum Angriffe Frankreichs überzugehen.

6) Dauerte der Krieg länger als ein Jahr, so würden später in einem zweiten oder dritten Feldzuge, wenn die Kräfte sich an einander abgemessen haben und der Enthusiasmus sowie die Leidenschaft des Gegners etwas abgekühlt ist, sich auch andere Stationen für eine Offensive denken lassen, die, wenn sie erreicht sind, gehalten werden können. Zum Beispiel die Eroberung feindlicher fester Plätze und die Einnahme einer Stellung zwischen den Gränzen und Paris, wodurch ein Theil der feindlichen Provinzen in den Besitz der Verbündeten kommt und beim Frieden als Aequivalent gebraucht werden kann.

7) Die Frage also, ob man Frankreich angreifen oder sich auf die Vertheidigung seiner eigenen Länder beschränken solle, wird außer den politischen Gründen, welche wir hier übergehen, auch von dem Machtverhältnisse abhängen d. h. auf der einen Seite von den Massen, welche die Verbündeten stellen wollen, und auf der anderen von dem Zustande Frankreichs und seiner bewaffneten Macht. Kann die unter Nr. 5 aufgestellte Forderung nicht mit Wahrscheinlichkeit erfüllt werden, so räth die Klugheit, auf der Vertheidigung zu bleiben und nicht durch eine unzeitige Offensive den Total-Erfolg des Krieges aufs Spiel zu setzen. Man kann fast versichert sein, daß, wenn die Mächte einig bleiben, in der Vertheidigung bald ein Punkt eintreten wird, wo die feindlichen Kräfte nicht mehr ausreichen; und auf diesem Punkte liegt die Culmination. Die Verbündeten sind dadurch zum Siege erstarkt, und dieser Sieg, kräftig genützt, muß einen Rückschlag bewirken, der über Paris hinausgeht.

Sehen sich die Verbündeten aber stark genug zum erfolgreichen Angriffe und dieser wird beschlossen, so scheinen folgende Punkte als ein Anhalt für die genommenen Entwürfe sowie für die Ausführung dienen zu können.

A. Angriff Frankreichs.

8) Da die belgische Gränze und die deutsche zwischen der Maas und Mosel Paris, als dem Gegenstande der Offensive, am nächsten

liegt und zwar so nahe, daß Mons nicht dreißig, Luxemburg nicht vierzig Meilen davon entfernt ist, so sind diese Punkte unstreitig am meisten geeignet, den Hauptstoß zu thun. Zwar hat Frankreich viele Festungen an dieser Gränze, aber mit Ausnahme der Schweizer Gränze gibt es keine, wo merklich weniger wären. — Nächst dem unschätzbaren Vortheile eines sehr kurzen Stoßes hat diese Richtung des Angriffs auch noch den großen Vorzug, daß er von der einen Seite, nämlich nach dem Meere hin, wenig feindliches Land hat, also in seiner rechten Flanke nicht sehr gefährdet ist. Endlich wird dadurch das zweifelhafte Belgien am besten gedeckt und gefahrlos gemacht.

9) Von Italien aus wäre ein Angriff auf die französischen Gränzen nur in dem Falle etwas werth, wenn in der Provence und Dauphiné Parteien im Interesse der Verbündeten aufständen, welchen man dadurch ein größeres Gewicht geben wollte; denn an sich lehrt die Erfahrung und die Natur der Dinge, daß dabei nicht viel heraus kommt, also nur eine Kraftverschwendung entsteht. Nur wenn die in Italien zur Vertheidigung vorhandenen Streitkräfte durch glückliche Schläge über das Bedürfniß der Vertheidigung hinausgingen, müßten sie, weil sie wegen der Entfernung nach einem anderen Kriegstheater nicht abgeführt werden können, im Sinne einer Diversion zu einem Einfalle in die Provence benutzt werden. Es folgt hieraus, daß in Italien nicht mehr Kräfte auftreten müssen als zur Vertheidigung hinreichen, das heißt, sie müssen sich nach den Kräften richten, welche die Franzosen wahrscheinlicher Weise gegen Italien verwenden werden.

10) Ein Neben-Angriff von der Schweiz aus über den Jura für den Fall, daß die Neutralität der Schweiz von Frankreich nicht anerkannt würde, hat folgende Nachtheile:

1) Soll er die Richtung auf Paris nehmen, um dort mit dem vom Nieder-Rhein kommenden zusammenzutreffen, so läßt er die große Masse der französischen Provinzen in seiner linken Flanke und wird bald zu solchen Detachirungen kommen, daß die nach Paris vordringenden Kräfte unbedeutend werden und dennoch eine beständige Besorgniß für die strategische linke Flanke das Vorschreiten zaghaft machen, vielleicht bald ganz lähmen wird.

2) Es entsteht dabei eine Combination der Unternehmungen zwischen der Schweizer und der Rheinisch-Niederländischen Armee, die sehr schwierig ist, weil sie durch eine lange feindliche Landesstrecke getrennt wird und bei der nur zu sehr zu fürchten ist, daß jede der beiden großen Massen auf die andere rechnen und warten wird, was so viel heißt als dem Unternehmungsgeiste von Hause aus Fesseln anlegen.

3) Die Basis eines solchen Angriffs, welche doch hauptsächlich auf Schaffhausen beruht, ist von Hüningen, Breisach und Straßburg aus stark bedroht und die Folge wird sein, daß man eine eigene Vertheidigungs-Armee in Schwaben stehen lassen wird, was dann die entschiedenste Kraftverschwendung wäre.

Solchen Nachtheilen kann der Umstand, daß man dort weniger Festungen trifft, durchaus nicht das Gleichgewicht halten; dieser Umstand würde nur Werth haben, wenn man einzig und allein von dieser Gränze aus vordringen wollte, was aber eine moralische Unmöglichkeit sein würde; man müßte in diesem Falle die ganze lange Linie bis an's Meer durch Vertheidigung decken, und der Stoß verlöre dadurch sowie durch seine indirecte Richtuug alle Gewalt.

11) Vom Oberrhein aus d. h. über Straßburg in Frankreich vorzudringen, wäre allerdings eine sehr natürliche Richtung des Stoßes, da er der geradeste Weg ist, den die österreichischen und süddeutschen Kräfte auf das Herz Frankreichs nehmen können, und Süddeutschland durch diese Richtung zugleich mit gedeckt wird; allein die Einschließung von Arnsburg, Breisach und Hüningen würde einen bedeutenden Theil der Streitkräfte absorbiren, die man mit zum Angriffe verwenden kann, wenn man mit dieser Masse z. B. von Mannheim und Landau aus vorgeht.

12) Wollte man aus rein strategischen Gründen die beste Richtung des Angriffs feststellen, so wäre es unstreitig die mit der ganzen Offensiv-Macht von der Maas und Sambre auf Paris, wie sie die Armeen von Blücher und Wellington 1815 gehabt haben. Allein ein solcher Vorschlag würde aus vier Gründen unpraktisch sein:

1) Würde dadurch eine so große Truppen-Masse auf einen engen Raum versammelt werden, daß bei der Verpflegung große Schwierigkeiten und bald Hader und Uneinigkeiten zwischen den verschiedenen Feldherrn entstehen würden.

2) Ist es wohl denkbar, daß zwei Feldherrn großer Mächte (der englische und preußische) sich zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen; wenn aber noch ein dritter hinzukommt, so wird die Sache sehr viel schwieriger.

3) Würden die Oesterreicher, welche doch mit einem Theile ihrer Kräfte in Deutschland auftreten werden, sich schwerlich dazu verstehen, sie so weit wegzusenden.

4) Wäre auch für diese Kräfte sowie für die süddeutschen der Stoß kein gerader mehr und mit großem Zeitverluste verbunden.

Hieraus folgt, daß, wenn man sich den Haupt-Angriff auch ganz concentrirt an der Maas von Preußen, Norddeutschen und Niederländern, vielleicht auch Engländern ausgeführt denkt, man doch einen Neben-Angriff für die Oesterreicher und süddeutschen Corps feststellen muß, der dann wohl am passendsten von Mannheim und Landau aus in der Richtung auf Paris vordringt, entweder um sich mit dem Haupt-Angriffe dort zu vereinigen oder um zur Deckung desselben in seiner linken Flanke ein großes Echelon zu bilden.

13) Werden auf diese Weise die Angriffskräfte von dem Mittel- und Niederrhein gegen Frankreich geführt, so bleibt man in Italien, in der Schweiz und am Ober-Rhein auf der Vertheidigung.

Die Vertheidigung in Italien muß äußerst kräftig sein, also die Truppenmasse nach denjenigen Streitkräften abgemessen werden, welche die Franzosen dagegen anwenden zu wollen scheinen. Da der König von Sardinien nicht sicher sein kann, ob Frankreich seine Neutralität anerkennt, so kann diese nur bewaffnet sein, und die in der Lombardei stehende österreichische Armee, welche im Falle der Neutralität bestimmt ist, das Land im Zaume zu halten, müßte in diesem Falle dem Könige von Sardinien zu Hülfe eilen, in der Lombardei aber durch eine andere ersetzt werden. Für die Behauptung Ober-Italiens können die Opfer nicht zu groß sein.

14) Die Vertheidigung der Schweiz, im Falle die Franzosen nichts von ihrer Neutralität wissen wollen, liegt zuerst der Schweizer-Armee selbst ob. Sie darf sich aber nicht selbst überlassen werden, wenn die Franzosen Miene machen, sie mit überlegener Macht anzugreifen; denn so gering der Werth ist, welchen die Behauptung der Schweiz unter diesen Verhältnissen für Deutschland haben würde, so groß ist er für Italien.

15) Es wäre, aus einem rein strategischen Gesichtspunkte angesehen, wünschenswerth, daß hinter der Linie des Ober-Rheins keine namhafte Macht bleibe, weil Alles, was die Franzosen von ihren Rhein-Festungen aus unterwerfen können, nur Streifereien sind. Es ist unmöglich, daß sie vermittelst eines Gegen-Angriffs vom Rhein durch Schwaben dem auf sie vom Nieder-Rhein geführten das Gleichgewicht halten wollten; hätten sie aber einen so thörichten Gedanken, so würden sie an der Maas, Sambre und Mosel nur um so leichter besiegt werden. So klar und einfach dieses Räsonnement ist, so ist dennoch zu erwarten, daß Baiern, Würtemberg und Baden, vielleicht sogar Oesterreich sich aufs äußerste dagegen erklären werden, Süddeutschland ohne namhaften Schutz zu lassen. Diese Staaten werden daher gewiß darauf dringen, ihre Truppen und vielleicht ein österreichisches Corps hinter dem Ober-Rhein aufgestellt zu sehen. Da dies eine wahre Kraftverschwendung wäre, so müssen diejenigen Mitglieder der Coalition, welche besser den Zweck des Ganzen im Auge haben, schon bei den Einleitungen zu dem Bündnisse darauf hinarbeiten, diese Forderungen auf einen Punkt zurückzuführen, der eher mit dem Interesse des Ganzen bestehen kann. Ein Beobachtungs-Corps hinter dem Rhein, welches sich im Falle der Noth mit der Reserve verbände, welche die drei süddeutschen Staaten doch noch im Lande behalten werden, würde hinreichen, Streifereien und selbst einer eigentlichen Diversion bald Gränzen zu setzen.

16) Wenn die Absicht, Sardinien und die Schweiz in der Neutralität zu erhalten, wirklich erreicht und der Angriff der Verbündeten auf das Land von den Vogesen bis an's Meer beschränkt wird, so wird allerdings die feindliche Vertheidigungs-Linie sehr abgekürzt, ein Umstand, der auf den ersten Blick dem Feinde einen großen Vortheil zu gewähren scheint. Allerdings ist die Kürze der Vertheidigungs-Linie

ein Vortheil für den Vertheidiger, denn ein Defilé läßt sich besser vertheidigen als ein ganzes Land; allein daraus folgt nicht, daß der Angreifende um so besser thut, in je breiterer Fronte er vorgeht. Die Natur der Dinge und Bonaparte's Beispiel lehren gerade das Gegentheil; der Nachtheil des Vertheidigers liegt darin, in so großer Breite bedroht zu sein und dadurch zu einer Kraft-Zersplitterung gezwungen zu werden; sowie der Angreifende ihn in der Ausdehnung nicht bloß bedroht, sondern wirklich in so ausgedehnter Linie vorschreitet, hört der Nachtheil des Vertheidigers gerade auf und verwandelt sich in einen Vortheil. Außer diesen ganz allgemeinen Gründen sind hier noch folgende eigenthümliche gegen eine große Ausdehnung vorhanden:

1) Verbündete Heere bedürfen der Einheit des Handelns mehr als das Heer eines einzelnen Herrn. Handeln sie nicht auf ganz getrennten Kriegstheatern, sondern ist ihr Handeln ein gemeinschaftliches, so ist die Einheit um so schwieriger zu erhalten, je weiter die Räume sind, die sie einnehmen. Ein Oberbefehl, wie er im letzten Kriege bestand, ist bei zwanzig und dreißig Meilen Ausdehnung noch denkbar, aber nicht bei hundert.

2) Frankreichs Widerstand nimmt seine hauptsächlichste Stärke aus der lebendigen Theilnahme des Volkes an dem Kampfe; wenigstens ist nur diese Stärke zu fürchten. Je länger nun die Linien sind, in welchen man sich ausdehnt, mit um so mehr feindlichen Provinzen kommt man in Berührung, und durch diese Berührung werden, wie durch ein Zugpflaster, eine Menge Kräfte aufgeregt und herbeigezogen, die sonst geruhet hätten. Der Burgunder, der Provençale, der ruhig zu Hause gesessen oder als Nationalgardist an den Stadtthoren fungirt hätte, eilt nun herbei, um seinen Herd gegen die Barbaren zu vertheidigen.

Daß aber der Nachtheil, Frankreich bei der Neutralität Sardiniens und der Schweiz von dieser Seite her gar nicht bedrohen zu können, durch die großen Vortheile dieser Neutralität aufgewogen wird, ist wohl ganz außer Zweifel.

17) Die russische und der größere Theil der englischen Hülfsmacht dürfte wohl merklich später eintreffen als die anderen Verbündeten mit der ihrigen an Frankreichs Gränze sein können, und in diesem Falle als eine Reserve zu betrachten sein. So wenig strategisch Reserven d. h. fertige und disponible Streitkräfte, die absichtlich zurückgestellt werden, der Sache entsprechen, weil bei einem Kriege mit großen Entscheidungen Alles auf den Ausgang derselben ankommt, und es also thöricht wäre, nicht alle fertigen Kräfte gleichzeitig in derselben zu verwenden; so dürfte es doch nicht rathsam sein, das Abwarten der englischen und russischen Armee, wenn sie merklich später kommen, vorzuziehen. Erstlich würde das Machtverhältniß dadurch schwerlich gewinnen, weil die Franzosen in derselben Zeit sich an neuen Formationen wahrscheinlich eben so viel verstärken würden, da ihre Streitkräfte nicht schon vorbereitet sind, sondern erst geschaffen werden müssen; zweitens könnte das Abwarten an der Gränze leicht das Ansehen der Unentschlossenheit bekommen und das würde den Muth der Franzosen sehr steigern, alle ihre Maßregeln sehr beleben; drittens würden die fortgesetzten Rüstungen der Engländer die ganze französische Küste beunruhigen, also dadurch schon feindliche Streitkräfte neutralisiren; viertens endlich würde der moralische Eindruck nicht gering zu schätzen sein, den es in Frankreich, namentlich in Paris, machen würde, wenn die Verbündeten, schon im glücklichen Vorschreiten begriffen, noch eine russische Armee zur Verstärkung zu erwarten hätten. Sie würden um so weniger darauf rechnen, daß der Angriff der Verbündeten sich an seinen eigenen Erfolgen erschöpfen könnte; ein herannahendes Uebel erscheint den Menschen immer größer als ein gegenwärtiges, und man würde mit den Parisern wahrscheinlich eher fertig werden, wenn sie glaubten, sich durch eine frühere Fügung in die Absichten der Verbündeten die Kosaken vom Leibe halten zu können.

18) Dagegen scheint es ein wesentlicher Punkt, daß die Engländer, wenn auch nur mit einigen tausend Mann, von Hause aus an dem Kriege Theil nehmen, und zwar unter Anführung des Herzogs von Wellington, damit die Niederländische Armee dadurch eine wahre Bedeutung bekomme.

Da nach einem fünfzehnjährigen Frieden unter den jungen Feld-

herren kein großes Talent sich hat kund geben können, so ist es von der höchsten Wichtigkeit, die Führung der Hauptmassen nur Männern von bewährtem Rufe anzuvertrauen, theils um ihres wirklichen Werthes, theils um des Eindruckes willen.

Sollte also England ganz verhindert werden, Theil an der Eröffnung des Krieges zu nehmen, so wäre es sehr zu wünschen, daß ein Russisches Corps unter Diebitsch's Anführung zur See nach den Niederlanden gesandt würde, um in dem obigen Sinne die Stelle der Engländer zu vertreten.

Die Hälfte der österreichischen Macht ist vielleicht für Italien nöthig, die Hälfte der süddeutschen zur Beobachtung des Rheines; so bleibt von den Streitkräften, welche diese Mächte aufstellen, noch die andere Hälfte, um jenseit des Rheines als Offensiv-Armee gebraucht zu werden. Denken wir uns diese zwischen dem Rhein und der Mosel, die Preußen und Norddeutschen an der Maas und die durch ein Corps norddeutscher Truppen verstärkte niederländisch-englische Armee an der Sambre, so gibt das drei große Massen. Ein Oberbefehl ist nothwendig; da es aber schwerlich einen Feldherrn geben wird von einem so überwiegenden Rufe, daß ihm die sämmtlichen Mächte ihre Truppen und die ganze Führung des Krieges unbedingt übergeben möchten, was allerdings immer die beste aller Einrichtungen sein würde, so wird man schwerlich eine bessere angeben können, als wie die des letzten Krieges gewesen ist: wenn nehmlich die ausgezeichnetsten drei Feldherrn an der Spitze der drei Armeen, also der englisch-niederländischen, der preußisch-norddeutschen und der österreichisch-süddeutschen gesetzt werden, das Ganze aber von den Monarchen selbst durch gemeinschaftliche Berathungen in der Nähe der Armeen geleitet wird.

19) Am natürlichsten scheint es freilich, daß, wenn keine bedeutende Englische Armee bei Eröffnung des Krieges mit auftreten kann, die Niederländische Armee ganz zur Preußischen stoße und dem Preußischen Feldherrn untergeben werde. Dies wäre ein ungeheurer Vortheil, da er die Dualität des Commando's aus dieser Masse beseitigt. Allein England ist nicht bloß ein natürlicher Verbündeter der Niederlande wie Preußen, sondern ein wahrer Protector, daher hat eine Vereinigung der Niederländischen Macht mit der Englischen

und eine Unterordnung derselben unter den Englischen Oberbefehl gewiß die wenigsten Schwierigkeiten.

20) Nähere Bestimmungen über die Vertheilung der Kräfte und ihre Richtungslinie, über die Einschließung der Festungen, über die Anlage der Depots und Magazine, kurz das, was man Operationsplan zu nennen pflegt, lassen sich erst feststellen, wenn sich die Umstände entwickelt haben, welche dabei in Betracht kommen. Aber einige allgemeine Grundsätze kann man schon vorher in's Auge fassen.

21) Der nächste Zweck des Angriffs ist, auf allen drei Linien mit der Hauptmacht die Hauptmacht des Feindes in einer Schlacht tüchtig zu treffen, und im Falle des Sieges diesen bis aufs äußerste zu verfolgen. Nur glänzende Siege können die Macht der Verbündeten so nach Paris führen, daß sie dort und dadurch dem ganzen Frankreich Gesetze geben kann. Nur wenn die feindlichen Streitkräfte mehr oder weniger zertrümmert, der Muth gebrochen, der Schrecken verbreitet ist, darf man darauf rechnen, die Kräfte, welche diesem Riesen innewohnen, gelähmt und seinen ferneren Widerstand untergraben zu sehen.

22) Die Richtung der Operationen ist Paris und nur wenn eine feindliche Hauptmacht in excentrischer Richtung ausweicht, wird die ihr gegenüberstehende der Verbündeten dahin folgen dürfen.

23) Wenn die Umstände eine Vereinigung der preußischen und niederländischen Macht auf einem und demselben Kriegstheater, obgleich von zwei Feldherrn geführt, wie im Jahre 1815 gestatten, so ist dies ein höchst wünschenswerther Gegenstand, und es wäre, um dies zu befördern, nicht unangemessen, die letztere durch zwei preußische oder deutsche Corps zu verstärken, vorausgesetzt, daß der Herzog von Wellington an der Spitze dieser Armee steht.

24) In Beziehung auf die Festungen sollte es Grundsatz sein, daß man im ersten Augenblicke nicht zu ängstlich um seine Verbindungslinie besorgt sein muß, um nicht zu viel zu entsenden und zu schwach nach Paris zu kommen. Im ersten Augenblick d. h. in den ersten Wochen ist die feindliche Bedrohung der Unterbrechung unserer Verbindungslinie nicht zu fürchten; es dauert immer einige Zeit, ehe sie wirklich eintritt, und noch länger, ehe sie fühlbar wird. Sind die Sachen in den ersten Wochen in Paris nicht völlig abgemacht,

so können die nachrückenden Reserven gebraucht werden, die feindlichen Plätze, welche der Verbindungslinie am nächsten liegen, einzuschließen und zu belagern.

25) Wir haben absichtlich keine Zahlen in diesen Betrachtungen feststellen wollen, weil sie keinen absoluten Werth haben, sich in's Blaue hinein nicht wohl bestimmen lassen und leicht mißbraucht werden können. Um uns indessen den Krieg unter bestimmten Vorstellungen zu denken, meinen wir, daß, wenn die Mächte sich zu großartigen, der für ganz Europa bestehenden Gefahr angemessenen Anstrengungen kräftig und ernsthaft verbinden, ohne übertriebene Voraussetzungen folgende Streitkräfte von ihnen aufgestellt werden können:

1) Oesterreich:	
in Italien:	100,000
am Mittelrhein:	100,000
2) Süd-Deutschland:	
hinter dem Oberrhein:	20,000
am Mittelrhein:	40,000
3) Preußen:	
an der Mosel und der Maas:	150,000
4) Nord-Deutschland:	
eben da:	40,000
5) Die Niederlande:	50,000
6) England:	30,000
	530,000

Hier sind die deutschen Mächte zu 1 pCt. angeschlagen, während sie zu Folge der Matrikel $1^1/_2$ pCt. Truppen zu stellen haben.

Die drei großen Offensiv-Massen werden also 140,000, 190,000 und 80,000, zusammen 410,000 Mann sein; rechnet man davon Kranke und Fehlende auch 60,000, so bleiben 350,000 für den wirklichen Angriff ohne die nachrückende russische Armee.

Es läßt sich mit sehr viel Wahrscheinlichkeit annehmen und aus dem Revolutionskriege (z. B. von 1799) durch die Erfahrung beweisen, daß, um nur mit 250,000 Mann effectiver Stärke sich diesem Angriffe zu widersetzen, die Franzosen gegen 600,000 Mann unter den Waffen

haben müßten. Sie können die spanische Gränze nicht ohne Truppen lassen; eben so wenig die weitläufige Küste; sie werden gegen Italien mit einer bedeutenden Armee auftreten wollen; sie müssen im Inneren Truppen behalten, weil das Land in keinem Falle ohne Parteiungen sein wird; sie werden Algier schwerlich aufgeben und dann kostet dieser Besitz allein eine kleine Armee; endlich haben sie eine Unzahl von Garnisonen in den festen Plätzen nöthig. Wir berufen uns auf das Beispiel des Feldzuges von 1799, wo die Verhältnisse den jetzigen nicht unähnlich waren. Die Franzosen hatten damals zu Anfange des Feldzuges 400,000 Mann unter den Waffen und organisirten eine neue Aushebung von 200,000, hatten also im Ganzen 600,000 Mann in Sold; doch konnten sie mit Einschluß der in Neapel und in Piemont stehenden Truppen dem neuen Bündnisse nicht mehr als 200,000 Mann entgegenstellen.

B. Die Vertheidigung.

26) Wir haben gesagt, daß, wenn die Kräfte zum Angriffe nicht zureichen, die Verbündeten im ersten Jahre auf der Vertheidigung bleiben müssen. Daß dieser Fall möglich ist, kann vernünftiger Weise nicht geleugnet werden. Denn es läßt sich ja nicht vorher wissen, zu welchen Leistungen die Mächte sich verbindlich machen werden und welche Zwischenfälle noch eine Störung in die Ausführung der Absicht bringen können; und eben so wenig kann man von vornherein übersehen, was man in Frankreich zu bekämpfen haben wird; ob ein großer Enthusiasmus gegen die äußeren Feinde die Oberhand gewinnt, ob die Regierung und Administration in den Händen talentvoller und kräftiger Männer sich befindet. Diese Umstände können die Kriegsmacht Frankreichs auf einen ungewöhnlich hohen Punkt bringen; ist sie dabei geordnet und von denjenigen Elementen der Bonapartischen Armee an Generalen, Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen durchwebt, die sich noch in Frankreich befinden und die dem bloßen Alter nach leicht bis in die schönsten Zeiten der französischen Waffen hinauf rechnen können, so kann leicht ein Machtverhältniß entstehen, was zu gar keiner Offensive berechtiget. In diesem Falle kommt es darauf an, daß der Feind seine Kräfte an

einer gut geordneten Vertheidigung zerschelle und die Verbündeten in ihr das Uebergewicht gewinnen, was ihnen anfänglich abging.

27) Vertheidigung heißt im Kriege nichts als das Handeln des Gegners abwarten und dann in Beziehung auf dieses Handeln (also in der Hinterhand) das seinige einrichten und anfangen. Man vertheidigt also ein Kriegstheater, wenn man abwartet, bis der Feind es angreift; man liefert eine Vertheidigungsschlacht, wenn man abwartet, bis der Feind vor unserer Fronte zum Angriffe erscheint; von dem Augenblicke an kann das Handeln des Vertheidigers so positiv und so offensiv werden, wie es die Umstände nur räthlich machen; die Vortheile der Vertheidigung sind demnach erreicht. Diese sind hauptsächlich drei. Erstens geschieht im Kriege von Seiten dessen, der das positive Handeln hat, also des Angreifenden, selten Alles, was geschehen sollte. Diese Versäumniß kommt dem Vertheidiger zu gute, und man kann sagen, daß Friedrich der Große in diesem Wege mehr als einmal seine Monarchie gerettet hat. Zweitens kommt eine zweckmäßig angeordnete Vertheidigung d. h. eine solche, die ihre Kräfte nur in Bereitschaft hält, in den Vortheil der Hinterhand und kann also ihr Handeln besser nach den Umständen einrichten. Früher wo man den Begriff der Vertheidigung zu enge nahm und den der unmittelbaren Deckung darunter verstand, war es umgekehrt und eben deswegen wurde dem Angriffe ein so großer Vorzug zugeschrieben, der sich aber offenbar der Vertheidigung zuwendet, so bald man für diese nichts Anderes bedingt als daß sie dem Feinde die Initiative lasse und sich übrigens, wie dies der Sinn und Charakter der neuen Vertheidigung geworden ist, ganz nach den Umständen verhalte. Der dritte Vortheil der Vertheidigung ist der Beistand der Localität. Dieser zeigt sich in Stellungen und im Kriegstheater. In dem letzteren durch die Mitwirkung der Festungen, der Terrain-Abschnitte, die der Feind zu durchziehen hat, der Räume, die er durchlaufen, mehr oder weniger besetzen und sichern muß, endlich durch den Beistand der Einwohner, wenn sie auch nicht gerade unter den Waffen sind. Bei den Stellungen sind es nicht bloß die passiven Elemente, starken Zugangs-Hindernisse und Flanken-Anlehnungen, sondern auch die bloße Bekanntschaft mit einer Gegend, wodurch man ihres Beistandes genießt.

Diese drei Vortheile der Vertheidigung, nämlich das Abwarten, die Hinterhand und der Beistand der Gegend werden eine geringe Macht-Verschiedenheit in der Regel bald ausgleichen; sie können aber auch eine in das Ungeheure fallende Ueberlegenheit zuletzt aufwiegen, wie das Beispiel des Feldzuges von 1812 gezeigt hat.

28) Ist die Vertheidigung beschlossen, so dürfte der Grundsatz an die Spitze zu stellen sein, daß sie durch große Entscheidungen geführt werden muß. Bei einem Angriffe wie der der Franzosen sein würde, hervorgehend aus aufgeregten Leidenschaften und geleitet von leidenschaftlichen Menschen, ist mit Gewißheit vorauszusetzen, daß er auf große Entscheidungen und glänzende Resultate von Seiten des Angreifenden abgesehen ist. Wie aber dies die Absicht und das Bestreben des Angreifenden ist, würde es ein vergebliches und verderbliches Bestreben des Vertheidigers sein, mit kleinlichen, wenig durchgreifenden Mitteln widerstehen zu wollen. Wer im Kriege entschlossen das Große will, gibt dem Anderen immer das Gesetz. Es muß also der Vertheidiger auch seinerseits auf große Entscheidungen vorbereitet sein d. h. auf Hauptschlachten, glänzende Siege, und diese bedingen eine vollkommene Sammlung der Kräfte, so daß von einem Posten-Kriege gar nicht die Rede sein kann.

29) Führte der erste Kampf zu einer Art Gleichgewicht der physischen und moralischen Kräfte, so könnte auch hier, wie bei'm Angriffskriege, die Natur der gegenseitigen Bestrebungen sich ändern; es könnte dann ein gleich gewichtiges Spiel der Kräfte eintreten, wo es sich um geringere Gegenstände handelte und wo ein Posten- und Bewegungskrieg die Thätigkeit beider Armeen ausmachte. Allein die Verbündeten würden Unrecht haben, je darauf einzugehen; sie müssen vielmehr, wenn die Franzosen in ihrem Angriffe zurückgewiesen sind, Alles daran setzen, um den halben Sieg zu einem ganzen und großen zu machen; denn von der einen Seite ist bei einer revolutionären Regierung immer zu fürchten, daß einzelne Perioden großer Energie eintreten, wo ihre Unternehmungen dann erfolgreicher sein können; von der anderen geschieht es nur zu oft, daß Bündnisse, für die edelsten und gemeinsamsten Zwecke gestiftet, locker werden und zerfallen, wenn mehrere Jahre hindurch ein großer Erfolg ausbleibt und die Lasten des Krieges nicht durch positive Vortheile ausgeglichen werden.

30) Die Aufgabe für die verschiedenen Feldherrn wird also sein, daß jeder in seinem Kriegstheater solche Einrichtungen trifft, dem vordringenden Feinde innerhalb desselben und nachdem er durch sein Vorgehen mehr oder weniger geschwächt ist, unter günstigen Umständen, mit voller Macht eine Schlacht geben zu können. Ob diese Schlacht offensiv oder defensiv und in welchem Grade sie das eine oder das andere sein soll, muß dem Feldherrn überlassen bleiben.

31) Die Kriegstheater, welche bei der Vertheidigung theils durch natürliche Boden-Abschnitte, theils durch die Lage der Länder gebildet werden, welchen die Truppen angehören, sind:

1) zwischen der Sambre und dem Meere;
2) zwischen Mosel und Maas;
3) zwischen Mosel und Rhein;
4) in Schwaben;
5) Italien.

Das erste deckt Belgien und die Niederlande; es ist also ganz von selbst den Engländern und Niederländern zugewiesen.

Das zweite deckt hauptsächlich die preußischen Rheinlande, das dritte die Bundeslande, das vierte diese und Oesterreich, das fünfte Oesterreich.

32) Betrachten wir diese Kriegstheater in ihrer Bedeutung, so ist auf den ersten Blick klar, daß das schwäbische in dem gegenwärtigen Augenblicke von einer untergeordneten Wichtigkeit ist. In Italien und in Belgien glauben die Franzosen und nicht mit Unrecht, auf eine ihnen ergebene Gesinnung der Einwohner zu stoßen. Belgien und die Rheinprovinzen sind das eigentliche Objekt ihres Angriffs und dessen versichert man sich am liebsten immer zuerst; Preußen ist ohnehin der Gegenstand ihres ganz besonderen Hasses; Alles das läßt nicht zweifeln, daß, wenn die Franzosen nicht selbst angegriffen werden, sie ihren Haupt-Angriff auf Italien, auf Belgien und auf die Gegend zwischen Mosel und Maas richten werden. Hier muß ihnen also auch mehr Macht entgegengestellt werden. Auch ist es klar, daß, so lange die Verbündeten sich an der nördlichen Gränze Frankreichs behaupten und also Paris stets in der Nähe bedrohen, die Franzosen unfähig sind, in Schwaben oder am Mittelrhein etwas Ernsthaftes zu unternehmen.

33) Dürfte man also die Kräfte rein nach strategischen Gründen vertheilen, so würde in Schwaben und zwischen Rhein und Mosel nur so viel bleiben müssen, um eine bloße Besitznahme dieser Striche zu vermeiden und die Besatzungen der Festungen zu verstärken, vielleicht auf jede ein Corps von 20,000 Mann, alle übrigen Kräfte aber müßten in Italien und westlich der Mosel verwendet werden, um hier stets unbesiegt und folglich furchtbar zu bleiben, weil man dann sicher sein kann, daß auf allen übrigen Punkten die Franzosen gegen Deutschland schlechterdings nichts Wesentliches unternehmen können. Daß dadurch eine große Truppen-Masse zwischen Mosel und Maas in einem unfruchtbaren Striche zu stehen kommt, würde keine Rücksicht verdienen. Es handelt sich in dem ersten Theile des Feldzugs um entscheidende Schläge; sich darin den Sieg zu verschaffen, ist die Hauptsache; erst wenn der Krieg länger im Gleichgewichte bleibt, kann auf die Bequemlichkeit des Unterhalts Rücksicht genommen werden.

Leider wird man aber bei Oesterreich und den süddeutschen Staaten von Hause aus einen Widerstand gegen diese Idee finden und beide werden hinter dem Rhein eine namhafte Armee versammeln wollen. Sollte aber unglücklicher Weise auch die Neutralität der Schweiz von den Franzosen nicht anerkannt werden, so wird der Kraft-Zersplitterung kaum mehr zu steuern sein; alsdann werden die Oesterreicher die Schweiz, Graubündten und Tirol besetzen wollen, sowie die Franzosen in Italien nur im mindesten vorschreiten.

Es wäre also wie bei der Offensive auf diesen Gegenstand von Hause aus die politische Unterhandlung zu richten und den Oesterreichern womöglich die Ueberzeugung zu geben, daß Wien unter den jetzigen Verhältnissen durch Schwaben nimmer mehr bedroht ist, sowie den süddeutschen Staaten, daß die Franzosen, so lange man sich ernstlich jenseit des Rheines schlägt, in Schwaben höchstens Streifereien unternehmen können, welche durch ein untergeordnetes Corps und die im Lande befindlichen Reserven hinlänglich zurückgewiesen werden können.

Wir wollen indessen nicht darauf rechnen, eine solche Macht-Vertheilung durchsetzen zu können, und annehmen, daß man sich auf halbem Wege hat vereinigen können, indem die Oesterreicher so weit

nachgegeben haben, daß ihre deutsche Hauptmacht nicht mehr in Schwaben, sondern auf dem linken Rheinufer, also zwischen Rhein und Mosel sich aufstelle.

34) Nächst der Gegend an der Sambre und Maas ist Italien das wichtigste Kriegstheater. Da nun, wenn die Verbündeten auf der Vertheidigung bleiben, die Franzosen mehr Freiheit bekommen, ihren Stoß nach Italien hin zu verstärken, so muß auch die Macht der Verbündeten in diesem Falle dort größer sein. Italien muß immer als ein selbstständiges Kriegstheater betrachtet werden, da es sehr lange dauern würde, vom Mittel-Rhein Verstärkungen dahin abzusenden. Von Italien aus aber ist Oesterreich, wenn der Krieg dort unglücklich geht, ernstlich bedroht; man kann es also nur recht und verständig finden, wenn Oesterreich seine Hauptmacht in Italien aufstellt und nur eine untergeordnete am Rhein. Es ist allerdings ein großer Nachtheil, daß, im Falle glücklicher Ereignisse, diese Macht nicht zu einem kräftigen Anfalle auf Frankreich selbst gebraucht werden kann, wie die an der Sambre und Maas, weil jeder Angriff auf den Süden von Frankreich nur den Charakter einer Diversion bekommen kann. Man muß sich aber diesem Nachtheile unterwerfen, wenn man nicht in andere viel verderblichere gerathen will.

35) Bei diesen allgemeinen Zügen der Kriegs-Einrichtung müssen wir wieder stehen bleiben, da erst die Entwickelung der Umstände nähere Bestimmungen mit sich bringt. In Beziehung auf die Verfahrungsweise der Feldherrn lassen sich aber noch einige Grundsätze angeben. Aus dem, was unter Nr. 27 und 29 gesagt ist, folgt, daß von einer langen Stellungs-Linie weder in Italien noch in Deutschland die Rede sein kann; denn diese führen immer zu einer solchen Vertheilung der Kräfte, daß von Seiten des Vertheidigers ein Hauptschlag, ein großer entscheidender Sieg, auch bei den größten Fehlern des Feindes, nicht mehr erfolgen kann. Die Oesterreicher hätten also sehr Unrecht, wenn sie sich in Italien auf eine ernstliche Vertheidigung der Alpen einlassen wollten. Diese sowie ganz Savoyen müssen nur mit einer Vorposten-Kette besetzt, die Haupt-Macht auf einem oder ein paar Punkten am Stura*) und Po vereinigt werden,

* Nebenfluß des Tanaro, der in den Po fließt.

um über den Feind herzufallen, in dem Augenblicke, wo er mit seinen Colonnen in die Ebene Italiens herabsteigt.

Eben so wenig können in Deutschland und den Niederlanden die Vogesen, die Saar, der Hundsrück, die Eifel, die Sambre und Schelde u. s. w. zu langen Stellungs-Linien benutzt werden, sondern die Armeen müssen sich in großen Massen auf solchen Punkten aufstellen, wo der Feind sie von selbst aufsuchen muß. Dies ist selten schwierig, denn einer großen schlachtfertigen Masse kann der Angreifende in den wenigsten Fällen vorbeigehen.

36) Sind aber die Armeen nicht in langen Stellungen ausgedehnt, so kann auch von keiner directen Hülfsleistung d. h. von einer solchen, die noch während der Krise des Gefechts ankommt, die Rede sein, und ebensowenig kann eine ununterbrochene Verbindung in ihrer strategischen Fronte-Linie gesucht und erhalten werden. Jede große Masse muß sich vielmehr für den Augenblick, da sie zu einer Entscheidung herausgefordert wird, als isolirt betrachten und, wenn die Verhältnisse es gestatten, sich schlagen, als wenn keine andere Armee in der Welt wäre. Tritt aber der Fall ein, daß der Feind die anderen Armeen nur schwach beobachtet und sich mit großer Ueberlegenheit auf eine wirft, so muß diese ausweichen und weiter rückwärts stärkere Verhältnisse aufsuchen. Diese werden sich immer finden, wenn die anderen Armeen nicht, in der falschen Ansicht, daß alle stets auf gleicher Höhe stehen müßten, auch zurückgehen, ohne von ihren Gegnern dazu gezwungen zu sein. Der positive Beistand, welchen eine Armee der anderen leistet, kann nur darin bestehen, daß sie zu der Zeit, wo diese von einem überlegenen Gegner gedrängt oder gar geschlagen wird, den ihrigen angreift und schlägt, oder, wenn die Umstände dazu die Hand bieten, mit der geschlagenen Armee einen erneuerten combinirten Angriff verabredet, wobei sie den Feind von der Seite anfällt.

37) Die Vertheidigung wird gut sein, wenn an der Spitze einer jeden großen Masse ein ausgezeichneter Feldherr steht und dieser die Ehre seiner Waffen zum Hauptgegenstande seines Handelns macht.

38) Ein Oberbefehl ist auch in diesem Falle für die Massen, welche in Deutschland und den Niederlanden auftreten, erforderlich, und er kann nicht anders gedacht werden wie bei der Offensive.

Von diesem Oberbefehle aus kann das Handeln des einzelnen Feldherrn nicht bestimmt, sondern nur geleitet, und verhütet werden, daß einer derselben zu sehr aus der allgemeinen Richtungs-Linie des Handelns ausweiche.

Obgleich mehr in's Einzelne gehende Feststellungen des künftigen Handelns darum nicht zulässig sind, weil sie immer auf näheren Voraussetzungen beruhen und leicht illusorisch werden können, wenn diese nicht zutreffen, so ist es doch nicht unwichtig, einen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, welche das Kriegstheater an der Maas und Mosel darbietet. Es wird sich dadurch der Gesichtspunkt ergeben, unter welchem wir in der Folge die Dinge zu betrachten haben.

Wir haben gesagt, daß Belgien zu behaupten die große Hauptsache ist und daß, so lange die Verbündeten sich dort an der französischen Gränze halten können, auf keinem Punkte für Deutschland etwas zu besorgen ist. Die niederländische Armee ist dazu offenbar nicht stark genug; selbst wenn 30,000 Engländer unter Lord Wellington zu ihnen stoßen, ist die Sache noch zweifelhaft. Diese Umstände müssen schlechterdings das Bestreben hervorbringen, mit einer preußischen und norddeutschen Armee noch in Verbindung und den Niederlanden möglichst nahe zu bleiben. Nun sind folgende Eigenthümlichkeiten des Kriegstheaters einer solchen Absicht sehr günstig:

1) Das Thal der Maas, im weiteren Sinne genommen, ist von Namur abwärts ein höchst fruchtbares Land.

2) Namur, Huy, Lüttich und Mastricht sind feste Punkte am Fluß, die theils zu Vertheidigungs-, theils zu Uebergangspunkten benutzt werden können.

3) Für die Preußisch-Norddeutsche Armee gibt es durch Köln und Wesel eine in ihrer zurückgezogenen Lage sehr gesicherte Basis, wenn sie gleich an der Maas sich aufstellt, wobei Jülich noch als ein Zwischenplatz sehr nützlich wird.

4) Das Jülicher Land ist wieder ein höchst fruchtbares.

5) Dagegen ist das Land, welches beide Mosel-Ufer begleitet, die Eifel und der Hundsrück, großentheils sehr unfruchtbar, schwach

bevölkert, ohne eine einzige bedeutende Stadt und von schlechten Wegen durchzogen.

6) Die Mosel selbst ist ein Fluß, auf welchem wegen ihrer vielen und starken Windungen die Schiffahrt Schwierigkeit hat; auch Uebergänge über die Mosel sind wegen ihres tief eingeschnittenen Thales sehr schwierig.

7) Luxemburg und Saarlouis, an der Spitze des Moseler Kriegstheaters gelegen, nöthigen den Feind, wenn er an der Mosel vordringt, zu einer bedeutenden Detachirung.

8) Coblenz ist ein Platz erster Ordnung sowohl durch seine Capacität als fortificatorische Stärke. Es liegt auf beiden Seiten der Mosel, kann also nur durch eine getheilte Aufstellung eingeschlossen werden.

9) Endlich ist auch, ganz im Allgemeinen genommen, die Linie von der Maas über Jülich und Köln auf die rückwärts gelegenen Preußischen Länder, also Minden und Magdeburg, noch eine geradere Verbindung als die Linie über Coblenz und Cassel.

Betrachtet man alle diese Umstände, so überzeugt man sich, daß die Franzosen, wenn die Vertheidigungsmacht der Verbündeten an der Maas steht, nicht im Stande sind, derselben vorbeizugehen oder sie zu umgehen. Vorbeigehen kann der Angreifende dem Vertheidiger nur, wenn er außer der feindlichen Armee ein Object seiner Unternehmung hat, was also der Vertheidigende genöthigt ist unmittelbar zu decken. Ein solches ist gewöhnlich die Hauptstadt des Landes, ein offener Fluß-Uebergangspunkt, ein großes, offenes Magazin. Alles dergleichen gibt es hier nicht.

Umgehen d. h. ihn von der Seite oder gar vom Rücken her anfallen kann der Angreifende den Vertheidigenden nur, wenn er durch die dabei in der zu erwartenden Schlacht entstehende Fronte-Veränderung weniger gefährdet ist als jener, welches von dem Verhältnisse der Rückzugslinie abhängt; oder wenn er eine solche Ueberlegenheit hat, daß er gar keine Rücksicht zu nehmen braucht. Uns den letzteren Fall zu denken, ist keine Veranlassung. Das Verhältniß der Rückzugslinie aber ist offenbar hier dem Angreifenden, wenn er die an der Maas stehende Armee von der Mosel her um-

gehen will, so ungünstig wie möglich. Die französische Armee würde bei einer Links-Strebung die Mosel mehr oder weniger in den Rücken bekommen, wo sie weder Uebergänge noch Straße findet, und also bei einem Angriffe, welchen die Preußische Armee in dieser Richtung auf sie machte, in große Gefahr kommen, während die Preußische Armee die befestigte Maas hinter sich hat, aber auch selbst schwerlich in den Fall gesetzt werden könnte, den Rückzug von Köln aufzugeben.

Die Macht der Verbündeten an der Maas kann also sehr sicher sein, daß die Franzosen sie in dieser Stellung mit ihrer ganzen Macht aufsuchen werden, und das ist immer das sicherste Zeichen, daß die Stellung gut gewählt ist. Ließen sie sich durch den Gedanken, ohne Schwertstreich an den Rhein kommen zu können, verleiten, dahin zu entsenden, so wäre dies ein gesteigerter Vortheil jener Stellung; denn in diesem Falle würde ein Angriff auf die geschwächte feindliche Hauptmacht um so mehr Erfolg versprechen.

Wenn also die Verhältnisse des Kriegstheaters eben so sehr eine Aufstellung mit gesammelter Macht an der Maas begünstigen, wie die politischen Verhältnisse Belgiens sie räthlich machen, so wird dies wohl einen Haupt-Gesichtspunkt abgeben müssen, nach welchem die näheren Pläne eines Vertheidigungs-Feldzuges festzustellen sind, und eine davon sehr verschiedene Richtung der Ansicht dürfte einen großen, durchgreifenden Fehler in sich schließen.

XVII.

Clausewitz's Rückkehr nach Breslau. — Seine Krankheit und sein Tod. — Die Cabinetsordre über sein Hinscheiden an General v. Zieten. — Der Nachruf des Offiziercorps der 2. Artillerie-Inspection. — Der Nekrolog der Staatszeitung. — Trostbrief des Kronprinzen an Frau v. Clausewitz. — Vier von dem Grafen Bernstorff verfaßte Epitaphien auf Clausewitz. — Urtheile des Generals Grafen v. d. Gröben und des Generals v. Brandt über Clausewitz. — Würdigung der Schlußbemerkung Brandt's über denselben. — Allgemeine Charakteristik Clausewitz's. — Das Urtheil des Obersten Lecomte. — Clausewitz's Aeußeres. — Die ihm verliehenen Auszeichnungen. — Frau v. Clausewitz unternimmt die Herausgabe der Werke ihres Gatten. — Ihre Berufung nach Berlin als Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm. — Erscheinen des ersten Bandes der Werke. — Ihre Mittheilungen in der Vorrede über ihr Verhältniß zu diesen Werken. — Erscheinen der folgenden sieben Bände. — Ihre Rechtfertigung des Gatten gegen einen in der österreichischen militärischen Zeitschrift ausgesprochenen Tadel. — Ihre Krankheit und ihr Tod. — Bestattung in Breslau zur Seite des Gatten. — Worte ihres Neffen zu ihrer Charakteristik. — Ihre äußere Erscheinung. — Tod ihrer Mutter und ihres Bruders.

Clausewitz kehrte am 7. November 1831 von Posen nach Breslau zurück, in seinem Innern noch tief ergriffen von den Gefühlen der Trauer, mit welchen ihn Gneisenau's so unerwartetes Hinscheiden erfüllt hatte.*) Wohl mochte er hoffen, an der Seite der geliebten Gattin, mit welcher er jetzt nach langer Trennung wiedervereinigt war, und im freudigen, unverdrossenen Wirken für Beruf und Wissenschaft noch eine Reihe glücklicher Tage zu sehen; allein nach dem Willen der Vorsehung sollte er dem Freunde bald in die Gruft

*) Wir bemerken, daß Clausewitz die von uns oben (S. 386 ff.) mitgetheilte Stelle aus seinem Tagebuche am 11. November, also wenige Tage vor seinem Tode, niedergeschrieben hat.

nachfolgen. Am 16. November hatte er bis zur Mittagsstunde mit gewohntem Eifer seinen Berufsgeschäften obgelegen, als ihn dieselbe Krankheit ergriff, deren Opfer Gneisenau geworden war, und schon nach neun Stunden seinem Leben ein Ende machte. Nach dem Zeugnisse der Aerzte war sein Tod mehr die Folge des durch tiefen Seelenschmerz erschütterten Zustandes seiner Nerven als der Krankheit, von welcher er nur einen verhältnißmäßig leichten Anfall gehabt hatte. Der schwergeprüften Gattin stand ihr einziger Bruder in jenen schmerzvollen Stunden und auch in der Folgezeit mit treuer Liebe zur Seite.

Die Bestattung erfolgte auf dem Militärkirchhofe, und zwar, da die Cholera die Veranlassung des Todes gewesen war, in der Stille; auch eine Leichenrede wurde nicht gehalten, wie man daraus mit Sicherheit schließen kann, daß die Militär-Kirchenbücher nur den Ort der Bestattung erwähnen und auch die beiden damals in Breslau erscheinenden Zeitungen, die „Schlesische" und die „Breslauer Zeitung" nur über den Tod, nicht aber über die Beerdigung Nachrichten enthalten.

Der König erließ an den commandirenden General von Schlesien v. Zieten am 20. November nachstehende Cabinetsordre:

> „Ihre Meldung von dem plötzlichen Ableben des Generalmajor v. Clausewitz, Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection, ist Mir eben so unerwartet als schmerzlich gewesen. Die Armee erleidet dadurch einen schwer zu ersetzenden Verlust, der Mich sehr betrübt. Ich veranlasse Sie, der Witwe Mein Beileid und Meine aufrichtige Theilnahme an ihrem Kummer auszudrücken."
>
> „Potsdam, den 20. November 1831."
>
> „gez. Friedrich Wilhelm."

Die „Schlesische Zeitung" vom 21. November (Nr. 273) brachte folgenden dem verehrten und geliebten Vorgesetzten von dem Offiziercorps der 2. Artillerie-Inspection gewidmeten Nachruf:

„Den 16. November c. Abends 9 Uhr machte ein Nervenschlag dem Leben des Königl. Preußischen General-Majors und Inspecteurs der 2. Artillerie-Inspection, Ritters mehrerer hohen Orden, Herrn Carl von Clausewitz nach vollendetem 51. Lebensjahre ein Ende.

Im Genusse des vollkommensten Wohlseins vor 11 Tagen von Posen zurückgekehrt, woselbst er durch einen Befehl Sr. Majestät des Königs als Chef des Generalstabes bei dem Ober-Commando der 4 östlichen Armee-Corps, im Monat December vorigen Jahres angestellt worden war, erkrankte derselbe plötzlich an obigem Tage und erlag schon nach 10 Stunden den Folgen der Cholera.

Im Jahre 1780 in Burg bei Magdeburg geboren, trat der Verstorbene 1792 in die Dienste seines Vaterlandes, blieb darin bis zum Jahre 1812, verließ sie, diente bis 1815 im russischen Heere und trat noch in demselben Jahre in das vaterländische zurück.

Er nahm während seiner Dienstzeit an den Feldzügen von 1793, 94, 1806, 1812, 13, 14 und 15 thätigen Antheil.

Zwar war es dem unterzeichneten Offizier-Corps leider nur sehr kurze Zeit vergönnt, den Verstorbenen als seinen Führer verehren zu dürfen; wenn jedoch dieselbe schon hinreichende Gelegenheit darbot, um die geistigen Vorzüge sowie den hohen Grad von Humanität, Gerechtigkeit und ernster Milde wahrzunehmen, die dem Verstorbenen beiwohnten, so dürfte hierdurch die Tiefe des Schmerzes gerechtfertigt erscheinen, mit welchem die Unterzeichneten den Verlust eines solchen Vorgesetzten beklagen.

Ermessen läßt sich die Größe des Verlustes, den König und Vaterland durch das Hinscheiden eines Generals im kräftigen Mannesalter erleiden müssen, wenn man das Vertrauen kennt, welches Seine Majestät in die umfassenden Kenntnisse, in die unermüdliche Thätigkeit, in die redlichsten Bestrebungen des Verewigten auf eine höchst ehrende Weise dadurch Allergnädigst zu setzen geruhten, daß Allerhöchstdieselben ihn wiederholt zu Stellungen beriefen, die jene Tugenden voraussetzten.

So wie dem Dahingeschiedenen im Leben die Herzen seiner Untergebenen in Liebe und Vertrauen entgegenschlugen, eben so kann und wird sein Andenken unter ihnen nie erlöschen."

„Breslau, den 20. November 1831."

„Das Offizier-Corps der 2. Artillerie-Inspection."

Der am 22. November in der Staatszeitung erschienene, mit Wärme und Begeisterung geschriebene Nekrolog, welcher ohne

Zweifel den Grafen Karl v. d. Gröben zum Verfasser hat,*) enthält neben genauen biographischen Angaben eine würdige und umfassende Darstellung der Vorzüge und Verdienste des ausgezeichneten Mannes. Er lautet:

„Am 16. November abends 9 Uhr entschlief zu einem besseren Leben der Generalmajor Carl v. Clausewitz, Inspecteur der 2. Artillerie-Inspection zu Breslau, nach einem neunstündigen Leiden an der Cholera. Bis gegen zwölf Uhr mittags hatte er noch im Dienste, wie gewöhnlich, mit angestrengtem Fleiße gearbeitet. Ueber seine Laufbahn nur wenige Worte. Im Jahre 1780 geboren, focht er schon 93 in der Rhein-Campagne als dreizehnjähriger Knabe in den Reihen alter Krieger. Die unglückliche Capitulation von Prenzlau 1806 verschmähend, gerieth er an der Seite seines edlen Prinzen, dessen Adjutant er war, erst dann in die Gefangenschaft, als die Natur selbst den beiden Tapferen den Ausweg versperrte. Die Stunde von Preußens Fall war gekommen, aber auch dessen Wiedergeburt. So wie der König in Scharnhorst, so erkannte dieser bald in Clausewitz den Mann, der vor Anderen zum ernsten Vorbereiten künftiger Tage mitzuwirken berufen war. Seinem Unterrichte in jener Zeit verdankt noch heute eine große Anzahl von Offizieren die Grundlage ihrer militärischen Ausbildung. Als eine höhere Fügung die Morgenröthe der Freiheit noch zu verzögern schien, da focht Clausewitz bereits in jener Riesenschlacht vor den Thoren Moskau's gegen den gemeinschaftlichen Feind aller von Gottes Gnaden gegründeten Throne und ihrer treugesinnten Völker. Nun kam der lang ersehnte Tag; die Sache der Freiheit erwuchs den Schneeflocken gleich im Sturm fortschreitend zur Lawine. Die Fürsten riefen und ihre Völker kamen. In dem dreijährigen Heldenkampfe von 1813 bis 1815 stand Clausewitz als Oberst im Generalstabe abwechselnd dort und hier, wo es Entscheidung galt, an der Seite der höchsten Führer, von der Schlacht von Großgörschen bis zum zweiten Einzuge in Paris, der großen Siegeslaufbahn folgend. Er war Gneisenau's nächster Freund, wie er der von Scharnhorst gewesen war. Auch der Rhein gedenkt mit hoher Achtung seiner Bestimmung als Chef des Generalstabes bei dem

* Auch Oberst v. Meerheimb hat dies als wahrscheinliche Vermuthung ausgesprochen.

General-Commando jener Provinz in den Jahren 1815 bis 1818. Seitdem General und Director der Allgemeinen Kriegsschule lebte er in dieser Zeit der Friedensmuße fast nur kriegswissenschaftlichen Forschungen und seinen Freunden. Als aber 1830 der Aufruhr in dem Nachbarlande den König bewog, an den östlichen Gränzen vier Armeecorps unter Feldmarschall Gneisenau zusammenzuziehen, da war Clausewitz, kaum der neuen Waffe, der Artillerie, zugetheilt, wieder als Chef des Generalstabes dahin berufen. Wie er dort wirkte, weiß die Armee. Aber ihm war zuletzt noch allzu Schweres beschieden. Gneisenau, Blücher's großer Waffengefährte, starb, mit ihm die Zierde von Preußens Waffenruhm. So mußte er, wie vordem Scharnhorst, nun den zweiten großen Freund begraben, Männer, welche die Geschichte Preußens, ja des ganzen deutschen Vaterlandes, stets mit Bewunderung nennen wird. Der Kummer nagte still an seinem Herzen, das mit der glühendsten Liebe unter einer bisweilen anscheinend kalten Außenseite schlug. Leicht ward er daher die Beute jener Krankheit, die in dunkler, unerkannter Macht nach dem heiligen Rathschlusse Gottes über den Erdboden dahinzieht. Mögen mit Clausewitz viele reiche und große Talente in der Armee wetteifern, einen geordneteren Kopf hat sie in ihren Reihen schwerlich jemals gezählt. Seine Anschauung der Kriegskunst stand im Brennpunkte der tiefsten Forschung und Erfahrungen. Sie war im weitesten Sinne von höherer Politik bedingt, großartig und daher eben so einfach als praktisch. Seine hinterlassenen Schriften werden dies auch denen darthun, die ihn persönlich nicht näher kannten. Seine edle, trauernde Witwe, die Gott trösten wolle, wird sie der Nachwelt nicht vorenthalten.“

Der Kronprinz sprach gegen Frau von Clausewitz seine innige Theilnahme an ihrem schweren Verluste in folgendem gemüthvollen Trostbriefe aus:

„Berlin, den 19. November 1831.“

„Meine theuerste, verehrteste, gnädigste Frau!“

„Ich muß mich unter die Trauernden drängen, die Ihnen in diesen Tagen ihr Herz ausschütten, die mit Ihnen weinen, die Ihnen sagen, wie jedes edle Herz im Heere, wie eine Schaar treuer Freunde

des theuern Seligen mit Ihnen weint — ich folge getrost dem unwiderstehlichen Zuge und lasse mich nicht von dem Gedanken abschrecken, Ihren großen Schmerz durch den Ausdruck des meinigen zu mehren; denn Gott hat Ihnen ein starkes Herz gegeben, das dem Schmerze nicht erliegt, sich nicht feige von ihm wendet — nein, das ihn anzusehen vermag. Erwarten Sie daher nicht, theuerste, gnädigste Frau, ich darf wohl mit altem Recht auch sagen, verehrte Freundin! fürchten Sie nicht, daß ich Sie hier mit einem Condolenz- und Trostbriefe betrüben will; ich muß Ihnen nur sagen, daß ich mit Ihnen tiefes Leid trage, daß durch Ihren Verlust auch mein Herz zerrissen ist, weil ich meinen treuen, lieben Freund betrauern muß — daß ich Sie aber dennoch glücklich und gesegnet preise, weil ich die gewisse Hoffnung habe, Sie sehen durch Ihren Schmerz und Ihre Trauer etwas Anderes als Trauer und Schmerzen, nämlich die liebevolle Hand, welche diese Trübsal ausgebreitet, Sie erkennen in dem, der meinen lieben Freund, Ihren unvergeßlichen Gatten, abgerufen hat, den großen Fürsten des Lebens und des Friedens. — Ja, theure, verehrte Freundin, so . . . . . .*) — Hier endige ich, ein Mehreres würde zum Geschwätz und wäre Mißbrauch Ihrer Güte. — Nun eine dringende Bitte: keine schriftliche Antwort, sonst würden diese Zeilen, für die ich schon so sehr Ihre Nachsicht anrufen muß, mich wirklich gereuen. Sie kommen ja gewiß bald hierher, zu Ihrer verehrten Mutter, dann sehe ich Sie, o dann werden Sie mir die Hand drücken, um mir so zu sagen, daß dieser Schritt verstanden und nicht verkannt worden.

In treuestem Mitgefühl und freundlichster Verehrung

Ihr ergebener Freund

Friedrich Wilhelm."

„P. S. Meine liebe, gute Elise gehört auch zu denen, die mit Ihnen Leid tragen. Sie weiß wohl, daß Sie es nicht anders erwarten können, aber sie wünscht, daß ich es Ihnen sage, das thut ihr wohl!"

* Die etwa zehn Worte enthaltende Stelle ist leider unleserlich.

Zu den Kundgebungen der Verehrung für den Verewigten und der Theilnahme an dem Schmerze seiner Witwe gehören auch die folgenden vier von dem Grafen Bernstorff verfaßten Epitaphien:*)

1.

Carl Philipp Gottfried von Clausewitz,
Königl. Preuß. General,
Gatte, Freund, Lehrer,
In Allem unübertreffbar.

2.

Gebrochen ist des Mannes Hülle,
Der mit des klarsten Geistes Hoheit
Verband des reichsten Herzens Fülle.
Zu klein, zu eng war ihm die Zeit;
Was glühend ihm den Sinn erregte,
Nur gleiche Seelen mitbewegte.

3.

Was zarter Frauen Herz bewegt,
Des Mannes Heldenkraft erregt,
Anmuthig war's in ihm vereint,
Den hier sein treues Weib beweint.

4.

Hier deckt ein Stein die kalte Hülle,
Die einst umschloß des Lebens Fülle.
Was hoch und tief der Mensch erreicht,
Er hat es seiner Zeit gezeigt.

*) Frau von Clausewitz schrieb sie mit der Bemerkung in ihr Album ein: „Obige Grabschriften, aufgesetzt von unserem theueren Freunde dem Minister Grafen Christian Bernstorff, erhielt ich am 20. November 1832.“ Unter dieser Bemerkung finden sich, ebenfalls von ihrer Hand geschrieben, die Verse:

Das Portrait.

Willst du ein theures Bild uns nennen,
In dem sich Anmuth, Scherz und Witz
Von hohem Ernste niemals trennen?
Es nennt sich selbst, es ist Claus'witz.

Und er war mein! O süßes Leben,
Nie hat's ein glücklicher's gegeben!
Geduld mein Herz! Dir weckt der Tod
Der ew'gen Liebe Morgenroth.

Den Urtheilen bedeutender Zeitgenossen über Clausewitz, welche wir in der Darstellung seines Lebens bereits anzuführen Veranlassung hatten, wollen wir noch zwei sehr beachtenswerthe Stimmen von Mitlebenden hinzufügen, welche zu ihm persönliche Beziehungen gehabt haben.

General Graf Carl v. d. Gröben*) sagt von Clausewitz in der Vorrede zu dem von ihm herausgegebenen neunten Bande der Werke desselben: „Der Verstorbene war mir Lehrer und Freund. Selten findet sich in einer Person eine solche Stärke der Meditation mit so großer Tiefe des Gemüthes und Zartheit der Empfindung verbunden als in Clausewitz. Wem die Wahrheit indeß nicht mehr gilt, als der Schmerz, sie zu tragen, dem konnte sein Urtheil, auch im gewöhnlichen Leben, oft da zu scharf dünken, wo er nur gerecht war, oder, der, dessen Blick nur an der Oberfläche streift, konnte sich wohl von ihm abwenden, weil ihm das Herz kalt schien, das gleichwohl so tief, wahr und warm empfand. Wie eine Sinnpflanze, die sich öffnet oder schließt, so erschloß er sich dem Vertrauen oder er verschloß sich dem Mißtrauen. Aber Freund oder Feind fand in allen Wechselfällen des Lebens in ihm den Ehrenmann, der überall nur die Sache kennt, nicht die Person.

* Er war am 17. September 1788 zu Schrengen bei Rastenburg geboren, trat am 3. November 1812 aus dem preußischen Dienste, um nicht auf Frankreichs Seite gegen Rußland kämpfen zu müssen, kehrte am 10. August 1813 in den preußischen Dienst zurück, in welchem er von Stufe zu Stufe emporstieg und 1842 Generallieutenant, 1852 General der Cavalerie und commandirender General des 7. Armeecorps, 1853 des Gardecorps wurde. Auf sein Gesuch wurde er 1856 zur Disposition gestellt, mit Belassung in dem Verhältnisse als Generaladjutant des Königs und als Chef des 2. Ulanen-Regiments, und starb am 13. Juli 1876 auf seinem Majoratsitze Neudörfchen, im Alter von 88 Jahren. Er war Ritter des schwarzen Adlerordens, auch Mitglied des Herrenhauses.

Er war der Mann ruhiger Besonnenheit, seltener Klarheit und unerschütterlicher Festigkeit der Gesinnung. Aber nicht allein im Gebiete des militärischen Wissens und des Krieges war er stark; er war es auch als Staatsmann im höheren Sinne des Wortes. Arbeiten, deren Bekanntmachung späteren Zeiten aufbehalten bleibt, werden dies zur Genüge darthun. Aber eben weil er war, so wie er war, so stand er auch den Männern so nahe, welche die Zeitgeschichte mit so hoher Achtung nennt, als Scharnhorst, Gneisenau, Stein. Ich habe mir diese Bemerkungen nicht versagen können, da ich sie dem Gegenstande meiner innigsten Verehrung und Dankbarkeit schuldig zu sein glaube." —

Das zweite Urtheil rührt von dem General von Brandt*) her, der im Jahre 1831 in das Hauptquartier des Feldmarschalls Gneisenau nach Posen commandirt worden war und hier täglich den Unterredungen beiwohnte, in welchen die Operationen der russischen und der polnischen Armeen besprochen wurden, wobei er reichliche Gelegenheit fand, den Scharfblick Clausewitz's zu bewundern. Er sagt von demselben: „Clausewitz verfolgte aufmerksam den Stand und die Bewegungen der Armeen; die Art und Weise, wie er die Dinge beurtheilte, aus einzelnen Bewegungen und Märschen Folgerungen zog, die Geschwindigkeit und Dauer der Märsche calculirte, die Punkte vorausbestimmte, wo es zur Entscheidung kommen werde, war vom höchsten Interesse. Was später von Historikern mühsam herausgesucht, was von Kritikern hinterher als Quintessenz militärischen Wissens aufgetischt worden, erschloß sich ihm im Augenblicke.

* „Nekrolog des Generals der Infanterie (Dr. Heinrich) von Brandt, mitgetheilt von der historischen Abtheilung des Generalstabes (Berlin, 1868)", S. 8. — Heinrich von Brandt, geb. am 2. August 1789 zu Lakt (in der jetzigen Provinz Westpreußen), diente, da sein Heimatsort dem Großherzogthum Warschau einverleibt worden war, in der légion de la Vistule, zeichnete sich in Spanien unter Suchet sehr aus und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion, nahm 1812 an dem russischen Feldzuge Theil, gerieth bei Leipzig verwundet in russische Gefangenschaft, trat 1817 als Hauptmann in preußische Dienste, wurde 1829 Lehrer am Cadettencorps, kam im folgenden Jahre als Major in den Generalstab und starb nach einer an Verdiensten und Ehren reichen Laufbahn, als General der Infanterie, am 23. Januar 1868 in Berlin. Durch zahlreiche Schriften und Aufsätze über die Kriegskunst hat er sich in der Militär-Literatur einen ausgezeichneten Namen erworben.

hätte er in höherer Wirksamkeit seine Talente zeigen können, so würde er Außerordentliches als Stratege geleistet haben. Weniger aber auf dem Schlachtfelde. Es ging ihm die Kunst ab, d'enlever les troupes; es war das nicht allein Blödigkeit und Befangenheit — es war das un manque d'habitude de commandement — wenn man ihn bei den Truppen sah, merkte man ihm eine gewisse Unbehaglichkeit an, die sich erst verlor, wenn er sich von ihnen entfernte." Diese Aeußerung Brandt's über Clausewitz ist von mehreren Schriftstellern benutzt worden, um an einem Manne, an welchem Alles glänzte, doch auch eine Schattenseite hervorzuheben, wie dies namentlich von Oberst Chesney in einem in der militärischen Gesellschaft zu London über Clausewitz gehaltenen Vortrage geschehen ist.*) Doch dürfte jener Aeußerung wohl ein allzu großes Gewicht beigelegt oder vielmehr zu viel aus ihr abgeleitet worden sein. Da Clausewitz ein so ausgezeichneter Stratege war, so würde man doch wohl, bei dem Muthe, der Geistesgegenwart und Besonnenheit, welche er besaß, zu der Annahme berechtigt sein, daß er auch als Heerführer auf dem Schlachtfelde Vorzügliches geleistet haben würde. Eine entgegengesetzte Behauptung würde durch bestimmte, aus der Erfahrung hergenommenen Thatsachen begründet werden müssen; eine solche Begründung aber wird durch den Umstand unmöglich gemacht, daß Clausewitz in allen Kämpfen, an welchen er in höherer Stellung theilnahm, immer nur als Generalstabsoffizier verwendet worden ist, niemals aber ein Commando geführt hat. Die Aeußerung Brandt's kann, wenn sie auch von einem sehr bedeutenden Manne herrührt, doch nicht das Gewicht eines begründeten Urtheils haben, vielmehr nur als eine ganz vereinzelte individuelle Ansicht betrachtet werden, für welche ein Beweis nicht beigebracht worden ist und auch nicht beigebracht werden konnte.

Clausewitz ist nach seinem vollen Werthe und seiner ganzen Bedeutung nur von wenigen seiner Zeitgenossen erkannt worden, am vollständigsten von Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Boyen, Grolmann und den anderen ausgezeichneten Männern, die gemeinsam mit ihm an

* v. Meerheimb über Carl von Clausewitz. S. 10.

der Befreiung und Wiedererhebung des Vaterlandes arbeiteten. Sein Wirken drang jedoch weniger in die Oeffentlichkeit, weil er nach äußerer Anerkennung nicht strebte und ein zurückgezogenes Leben am meisten seiner Neigung entsprach. Daß sich sein Verkehr nur auf Wenige beschränkte und er, weil die hochgebildete und reichbegabte Gefährtin seines Lebens ihm in den stillen häuslichen Räumen für Geist und Herz das höchste Glück bereitete, sich immer mehr zurückzog, ist auch der Grund für die eigenthümliche Erscheinung, daß man in den zahlreichen Biographieen und Memoiren aus jener Zeit verhältnißmäßig nur sehr selten dem Namen Clausewitz begegnet. Ein berühmter Mann wurde er erst, als nach seinem Tode seine Werke, die unsterblichen Denkmäler seines reichen Geistes, an's Licht traten und nach und nach zu allgemeiner Anerkennung gelangten. Sein Ruhm gründet sich auf seine Leistungen als Militärschriftsteller; aber seine Bedeutung kann nur dann vollständig gewürdigt werden, wenn man ihn nach allen Seiten seiner ausgezeichneten Persönlichkeit und seines edlen Charakters, namentlich nach seiner patriotischen Gesinnung und Wirksamkeit, erfaßt und erkannt hat. Das „Vitam impendere vero" schien er sich nicht nur für seine wissenschaftlichen Bestrebungen, sondern auch für sein ganzes Leben und Wirken zum Wahlspruche genommen zu haben; er haßte nichts mehr als eitlen Schein und Unwahrheit; er war rein und lauter in all seinem Denken, Wollen und Handeln; einen schöneren Charakter als den seinigen konnte man nicht finden und wenn man die ideale Richtung, welche er in seinem ganzen Leben verfolgte, in's Auge faßt, so möchte man auf ihn das Wort anwenden, was Goethe über seinen großen Freund ausgesprochen hat, daß das Gemeine weit hinter ihm im wesenlosen Scheine gelegen habe.

Im Umgange war Clausewitz ungemein liebenswürdig, und besonders im Verkehre mit Frauen zeigten sich die angenehmen Formen seines Benehmens von ihrer vortheilhaftesten Seite. Wer ihn nicht genauer kannte, fühlte sich bei seinem schweigsamen und ernsten Wesen nicht von ihm angezogen; wer ihm aber näher trat, der erkannte bald sein edles Gemüth und sein tiefes Gefühl, welches sich hinter einer scheinbar kalten Außenseite verbarg; der ihm eigenthümliche feine Witz, der niemals verletzte, machte seine Unterhaltung, bei der

ihm der Schatz seines reichen und vielseitigen Wissens immer augenblicklich zu Gebote stand, besonders anziehend, doch ließ er demselben nur in befreundeten Kreisen freien Spielraum. Die Krone seiner vielen schönen Eigenschaften war aber seine liebenswürdige Bescheidenheit, eine Tugend, die in solchem Grade, wie er sie besaß, gewiß selten mit so ungewöhnlichen Gaben verbunden gewesen ist. Treffend hat man auf ihn den Ausspruch Friedrich's des Großen über Loudon angewandt: „Il paraît avoir honte de ses lauriers“ und dieselbe Tugend wird an ihm auch in den von uns oben mitgetheilten Versen Meusebach's hervorgehoben:

„Und auch diese Thaten, wären
Sie ihm nicht vorausgegangen,
Hätt' er ja so gern verschwiegen,
Wie er jetzt noch ihre Zeichen
Auf der Heldenbrust versteckt.“

Niemand hat über Clausewitz weniger zutreffend geurtheilt als der Schweizer Oberst Lecomte, der ihm in seiner Biographie Jomini's eine bloß negative Richtung seiner Schriften vorwirft, die eine Folge „d'un vice de son esprit et de son caractère“ sei, und auf die Frage: „Qu'a-t-il fondé?“ antwortet: „Nous ne savons.“ Nie ist in einer Aeußerung über Clausewitz eine so vollständige Verkennung seiner schriftstellerischen Bedeutung sowohl als seines Geistes und Charakters zu Tage getreten, und mit vollem Rechte bemerkt v. Meerheimb,*) daß jenes Urtheil Lecomte's weder Beantwortung noch Widerlegung verdiene.

Clausewitz war — um auch über sein Aeußeres einige Worte beizufügen — mittlerer Größe, wohlgewachsen und von schlanker Figur, welche ihm wie die militärische gerade Haltung auch in seinen späteren Lebensjahren erhalten blieb; sein Haar, welches jedoch früh zu ergrauen begann, war von brauner Farbe; das geistvolle, sehr lebhafte Auge verrieth seine Genialität, die hohe Stirn den tiefen Denker; sein Profil war scharf geschnitten, die Züge seines sehr intelligenten Gesichtes waren angenehm und machten bei allem vorherrschenden Ernste doch den Eindruck des Wohlwollens und der Gutmüthigkeit. Seine Gesundheit war nicht sehr fest und er war

*) a. a. O. S. 16.

namentlich oft von Kopfschmerzen und Gichtbeschwerden heimgesucht; doch ertrug er mit großer Geduld und Willensstärke seine körperlichen Leiden und suchte den Einfluß derselben auf seine Gemüthsstimmung möglichst zu vermindern.

Die äußeren Ehrenzeichen, welche Clausewitz auf seiner militärischen Laufbahn erhalten hatte, sind von uns zum Theil bereits angeführt worden. Er besaß das eiserne Kreuz 2. Classe, welches ihm für den Feldzug von 1815 ertheilt worden war, den rothen Adlerorden 2. Classe, den schwedischen Schwertorden, welchen er für das Treffen an der Göhrde erhalten hatte, den russischen St. Annen-Orden 2. Classe und den russischen Wladimir-Orden 4. Classe mit der Schleife. Auch war ihm vom Kaiser Alexander für seine ausgezeichneten Leistungen in der Schlacht bei Borodino ein goldener Ehrensäbel mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" verliehen worden.

Sobald Frau von Clausewitz den ersten Schmerz über den erlittenen Verlust so weit überwunden hatte, daß sie sich einer anhaltenden Beschäftigung widmen konnte, war ihre ganze Sorge der Erfüllung des von ihrem Gatten einst geäußerten Wunsches zugewendet, daß sie seine Werke herausgeben möge. Bei dieser Arbeit wurde sie anfangs durch ihren Bruder unterstützt, seine Mitwirkung aber durch eine schwere Krankheit und bald nachher durch ihre eigene Uebersiedelung nach Berlin unterbrochen, wohin sie zu Anfang des Jahres 1832 als Oberhofmeisterin der Prinzessin Wilhelm, unserer jetzigen Kaiserin, berufen wurde. Hier standen ihr bei ihrer Arbeit zwei Freunde ihres Gatten treu zur Seite, der General Graf Karl v. d. Gröben und der Major O'Etzel, welcher die Correctur des Druckes und die Anfertigung der für die Schriften historischen Inhalts bestimmten Karten besorgte. Schon nach einem halben Jahre konnte der erste Theil erscheinen, welchen sie mit einer am 30. Juni 1832 im Marmorpalais bei Potsdam geschriebenen Vorrede an's Licht treten ließ, aus der wir die auf ihr eigenes Verhältniß zu diesen Werken sich beziehende Stelle hier mittheilen:

„Es wird mit Recht befremden, daß eine weibliche Hand es wagt, ein Werk von solchem Inhalte wie das vorliegende mit einer Vorrede zu begleiten. Für meine Freunde bedarf es hierüber keiner Erklärung, aber auch in den Augen derer, die mich nicht kennen,

hoffe ich durch die einfache Erzählung dessen, was mich dazu veranlaßt, jeden Schein einer Anmaßung von mir zu entfernen.

Das Werk,*) dem diese Zeilen vorangehen sollen, hat meinen unaussprechlich geliebten, mir und dem Vaterlande leider zu früh entrissenen Mann während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ausschließend beschäftigt. Es zu vollenden, war sein sehnlichster Wunsch, aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Welt mitzutheilen; und wenn ich mich bemühte, ihn von diesem Vorsatze abzubringen, gab er mir oft, halb im Scherz, halb aber auch wohl im Vorgefühle eines frühen Todes, zur Antwort: „Du sollst es herausgeben.“ Diese Worte (die mir in jenen glücklichen Tagen oft Thränen entlockten, so wenig ich damals geneigt war, ihnen eine ernsthafte Bedeutung unterzulegen) sind es nun, die es mir, nach der Ansicht meiner Freunde, zur Pflicht machen, den hinterlassenen Werken meines geliebten Mannes einige Zeilen vorauszuschicken; und wenn man auch hierüber verschiedener Meinung sein kann, so wird man doch das Gefühl gewiß nicht mißdeuten, das mich veranlaßt hat, die Schüchternheit zu überwinden, welche einer Frau jedes auch noch so untergeordnete Auftreten der Art so sehr erschwert.

Es versteht sich von selbst, daß ich dabei auch nicht die entfernteste Absicht haben kann, mich als die eigentliche Herausgeberin eines Werkes zu betrachten, das weit über meinen Horizont liegt. Nur als eine theilnehmende Begleiterin will ich demselben bei seinem Eintritte in die Welt zur Seite stehen. Diese Stelle darf ich wohl in Anspruch nehmen, da mir auch bei dessen Entstehung und Ausbildung eine ähnliche vergönnt wurde. Wer unsere glückselige Ehe gekannt hat und weiß, wie wir Alles mit einander theilten, nicht allein Freude und Leid, sondern auch jede Beschäftigung, jedes Interesse des täglichen Lebens: der wird begreifen, daß eine Arbeit dieser Art meinen geliebten Mann nicht beschäftigen konnte, ohne auch mir genau bekannt zu sein. Es kann also auch Niemand, so wie ich, Zeugniß geben von dem Eifer, von der Liebe, mit der er sich ihr widmete, von den Hoffnungen, die er damit verband, sowie von der Art und dem Zeitpunkte ihres Entstehens. Sein so reich begabter Geist hatte von früher Jugend an das Bedürfniß des

* Das Werk: „Vom Kriege.“

Lichtes und der Wahrheit empfunden, und so vielseitig er auch gebildet war, hatte sich sein Nachdenken doch hauptsächlich auf die Kriegswissenschaften gerichtet, welchen sein Beruf ihn widmete und welche von so großer Wichtigkeit für das Wohl der Staaten sind."

Auch den Schluß der Vorrede nehmen wir auf, der durch die prophetischen Worte von besonderem Interesse ist, welche sich auf den am 18. October 1831 geborenen Prinzen Friedrich Wilhelm, unseren gegenwärtigen Kronprinzen, zu dessen Gouvernante sie bestimmt war, beziehen:

„War ich einundzwanzig Jahre lang hochbeglückt an der Hand eines solchen Mannes, so bin ich es auch noch, ungeachtet meines unersetzlichen Verlustes, durch den Schatz meiner Erinnerungen und meiner Hoffnungen, durch das reiche Vermächtniß von Theilnahme und Freundschaft, das ich dem geliebten Verstorbenen verdanke, durch das erhebende Gefühl, seinen seltenen Werth so allgemein und so ehrenvoll anerkannt zu sehen.

Das Vertrauen, mit welchem ein edles Fürstenpaar mich zu sich rief, ist eine neue Wohlthat, für die ich Gott zu danken habe, da es mir einen ehrenvollen Beruf eröffnet, dem ich mich freudig widme. Möchte dieser Beruf gesegnet sein, und möchte der theure kleine Prinz, der in diesem Augenblicke meiner Obhut anvertraut ist, einst dieses Buch lesen und durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, ähnlich denen seiner glorreichen Ahnen!"

Frau v. Clausewitz war so glücklich, acht Bände der Werke ihres Gatten der Oeffentlichkeit übergeben zu können, und zwar erschienen der zweite, vierte und fünfte Band 1833, der dritte und sechste 1834, der siebente und achte 1835. Mit großer Freude erfüllte sie die Anerkennung, welche diesen Werken bald nach ihrem Erscheinen von berufenster Seite zu Theil wurde, aber schmerzlich wurde sie durch den Tadel berührt, welcher von der österreichischen militärischen Zeitschrift, die sich über das Werk „Vom Kriege" mit vielem Lobe geäußert hatte, über die Geschichte der Feldzüge von 1796 und 99 ausgesprochen worden war, und zwar besonders wegen einzelner ungünstiger Urtheile,*) welche Clausewitz in dem letztgenannten Werke über die Kriegführung des Erzherzogs Karl gefällt hatte. Man

*) Er sagt (Bd. V., S. 153): „Erstens fehlt es ihm an Unternehmungsgeist und Siegesdurst; zweitens hat er bei einem sonst treffenden Urtheile doch in der

warf ihm vor, daß er manche in späteren Werken und Zeitschriften gegebene Aufklärungen nicht benutzt hatte, ein Vorwurf, den er nicht verdiente, weil er ja selbst die Werke nicht veröffentlicht hatte. Frau von Clausewitz sagt zur Rechtfertigung ihres Gatten in der Vorrede, mit welcher sie am 17. December 1834 den siebenten Band der Werke begleitete: „Sich auf wesentliche Veränderungen einzulassen, war nicht möglich, ohne der ganzen Eigenthümlichkeit des Werkes zu schaden. Sind hierdurch einige vielleicht zu scharfe Kritiken bekannt geworden, so kann man wenigstens versichern, daß der Verfasser geeilt haben würde, sie zu ermäßigen, wenn er geahnt hätte, daß sein Werk in dieser unvollendeten Form der Oeffentlichkeit übergeben werden würde. Wer sein edles Gemüth, seine Milde, sein Zartgefühl gekannt hat, wird wissen, wie ungern er überhaupt irgend Jemand verletzte, wie es immer sein Bestreben war, leidenschaftliche Reibungen zu vermeiden und zu mildern, und wie er namentlich nichts sehnlicher wünschte, als ein freundliches und vertrauliches Verhältniß zwischen Preußen und Oesterreich begründet zu sehen. Es hat also seinem Tadel niemals irgend ein feindseliges Gefühl zum Grunde gelegen, und wenn einst alle seine Schriften in den Händen der Leser sein werden, wird seine Unparteilichkeit gewiß volle Anerkennung finden."

Die geistige Anstrengung, welche die Herausgabe so umfangreicher Werke, besonders für eine mit solchen literarischen Beschäftigungen nicht vertraute Frau, veranlassen mußte, hatte, verbunden mit der unvermeidlichen Gemüthsaufregung, die sonst gute Gesundheit der Frau von Clausewitz in hohem Grade erschüttert und im Jahre 1835,

Hauptsache eine grundfalsche Ansicht der Strategie; er nimmt das Mittel für den Zweck und den Zweck für das Mittel. Die Vernichtung des Feindes, für die im Kriege Alles geschehen soll, existirt in seiner Vorstellungsweise als ein eigenthümlicher Begriff nicht; sie besteht für ihn nur soweit, als sie auch ein Mittel ist, den Feind von diesem oder jenem Punkte zu vertreiben; dagegen sieht er allen Erfolg einzig und allein in der Gewinnung gewisser Gegenden, die doch nie etwas anderes sein kann als das Mittel zum Siege d. i. zur Vernichtung der physischen und moralischen Kraft des Feindes." Hardegg (Bd. III., S. 20) bemerkt, indem er den Erzherzog gegen diesen Tadel in Schutz nimmt: „In nicht wenigen Fällen aber dürfte die Unentschlossenheit und das Zögern auf Rechnung der erschöpfenden Anstrengungen, seiner schweren körperlichen Leiden zu nehmen sein, und fast zu hart dünkt uns das Urtheil des geistreichen Clausewitz."

in welchem sie den von ihr zum Drucke vorbereiteten letzten (achten) Band der Werke erscheinen ließ, befand sie sich in einem sehr angegriffenen Zustande. Da im Januar 1836 sich dieser so verschlimmerte, daß man ein Nervenfieber befürchtete, so brachte sie ihr Vetter, Graf Karl von Brühl, der damalige General-Intendant der königlichen Museen, nach Dresden, um sie einem dortigen ausgezeichneten Arzte, der sich besonders in der Behandlung von Nervenkrankheiten großen Ruf erworben hatte, anzuvertrauen. Allein sie sollte das Haus, in welchem sie mit ihrem Begleiter abgestiegen war, nicht lebend mehr verlassen; sogleich nach ihrer Ankunft in Dresden brach das Nervenfieber mit größter Heftigkeit aus und am 28. Januar 1836 wurde sie ein Opfer der Krankheit.*) Ihre sterblichen Reste wurden, der schon früher von ihr getroffenen Bestimmung gemäß, nach Breslau übergeführt und hier an der Seite ihres Gemahls bestattet.

Die Ruhestätte befindet sich auf dem alten Militär-Kirchhofe, der in der Ecke der Kloster- und Großen Feldstraße liegt und seit 1866 als Begräbnißplatz nicht mehr gebraucht wird. Am nordöstlichen Ende dieses Friedhofes, der nur einen Eingang und zwar von der genannten Straße her hat, ist die gemeinschaftliche Ruhestätte Clausewitz's und seiner Gattin, rechts neben dem Grabe des Regierungs-Chef-Präsidenten Christoph v. Colomb. Das Grabdenkmal ist ein großes einfaches Kreuz von grauem ungeschliffenen Marmor, welches auf einem Sockel von demselben Steine steht. Die Vorderseite des Kreuzes hat die Inschrift:

Hier ruhet in Gott
Carl Philipp Gottfried von Clausewitz,
Königl. General-Major und Inspecteur der Artillerie,
geb. den 1. Juni 1780,
gest. den 16. November 1831.

Vor dem Kreuze liegt eine Marmorplatte,**) welche das Grab der Frau von Clausewitz deckt und die Inschrift trägt:

* Frau von Clausewitz starb in dem ehemaligen Gasthofe zum Stern, jetzt Hôtel de Londres genannt, in der Straße gelegen, welche von der Elbbrücke zum Japanischen Palais führt. Sie wurde von dem ausgezeichneten homöopathischen Arzte Dr. Wolff behandelt.

** Rechts neben derselben befindet sich eine kleine viereckige Platte mit der Inschrift: Den 9. December 1833. Buch Hiob cap. I, v. 21.

Hier ruhet
an der Seite des vorangegangenen geliebten Gemahls
Maria Sophie von Clausewitz,
geborene Graefin von Brühl,
geboren zu Warschau den 3. Juni 1779,
gestorben in Dresden den 28. Januar 1836.

Der Sockel des Kreuzes hat die Inschrift:

Amara Mors Amorem Non Separat.

Die Grabstätte ist durch ein Eisengeländer eingefriedigt und durch eine verschließbare Thüre zugänglich.

Das Hinscheiden der ausgezeichneten Frau, welche wegen ihrer hohen geistigen Begabung sowohl als wegen der vortrefflichen Eigenschaften ihres Herzens von den edelsten Männern und Frauen ihrer Zeit verehrt und geliebt wurde, fand überall, wo man ihre seltenen Tugenden schätzen gelernt hatte, die aufrichtigste Theilnahme. Am schmerzlichsten empfanden ihren Verlust ihre beiden ältesten fürstlichen Freundinnen, die Prinzessin Wilhelm geb. Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, und die Fürstin Louise von Radziwill, welche ihr noch in demselben Jahre im Tode nachfolgte. Die Prinzessin Wilhelm gab ihrem Schmerze in einem Briefe Ausdruck, welchen sie an ihre Schwester Amalie, Witwe des Erbprinzen Friedrich von Anhalt-Dessau, schrieb und diese erwiederte (15. April 1836): „Je puis m'imaginer que la mort de Madame de Clausewitz a dû Vous être sensible; on ne retrouve pas si aisément une amie, moins encore dans l'âge mûr que dans la jeunesse.“

Nach dem, was wir über diese vortreffliche Frau mitgetheilt haben, halten wir es für überflüssig, zu ihrer Charakteristik noch etwas hinzuzufügen. Nur eine kurze Stelle aus einem Briefe ihres Neffen, des Obersten Wilhelm von Clausewitz, der viele Jahre hindurch in ihrer Nähe gelebt hat, möge uns anzuführen gestattet sein: „Clausewitz's Briefe an seine Frau geben Zeugniß, daß er das köstlichste Erdenglück in dem Besitze seiner geliebten Lebensgefährtin fand. Und da er bei dem häufigen Ausdrucke seiner großen Liebe zu ihr auch die seltenen Vorzüge ihres Geistes und Herzens pries, so geben seine Briefe an seine Frau auch denen, die sie nicht persön-

lich gekannt haben, unschwer die Vorstellung von ihr, daß sie mit den schönsten weiblichen Tugenden und großer Begabung Sinn für alles Edle und eine gründliche wissenschaftliche Bildung besaß. Und wie eine solche Vorstellung jeder als eine wohlbegründete erkennen wird, der gesehen hat, wie in dem ganzen Thun dieser geistreichen und klugen Frau sich ihre große, alle Herzen gewinnende Herzensgüte, ihre bescheidene, edle Weiblichkeit ausdrückte, so muß auch jeder, der, wie ich, gesehen hat, daß sie mit einer seltenen Hingebung und Freundlichkeit den Gatten in jeder Hinsicht zu unterstützen wußte, es erklärlich finden, daß dessen Seele sich an dies Herz von Himmelsmilde, wie Clausewitz das ihrige gern bezeichnete, in jedem Augenblicke inniger anschloß."

Frau von Clausewitz war zwar nur von mittlerer Größe, aber von stattlicher Gestalt; sie war nicht schön, aber ihr seelenvolles blaues Auge, der Ausdruck von Milde und Sanftmuth in ihren Gesichtszügen, die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung waren so gewinnend, daß Schönheit Niemand an ihr vermissen konnte.

Die Mutter der Frau von Clausewitz überlebte die geliebte Tochter nicht volle zwei Jahre; sie starb am 26. September 1837 in Berlin, in einem Alter von sechs und siebzig Jahren.

Der einzige Bruder der Frau von Clausewitz, Graf Friedrich von Brühl, Gneisenau's Schwiegersohn, starb am 17. Juni 1859 als Generallieutenant a. D., in Potsdam. Er war Generaladjutant des Königs Friedrich Wilhelm IV., der ihn im Jahre 1840, mit Rücksicht darauf, daß er der katholischen Confession angehörte, dreimal mit Sendungen nach Rom beauftragte, um in der bekannten Kölner Angelegenheit eine Ausgleichung herbeizuführen. Seine Witwe, Hedwig geb. Gräfin von Gneisenau, lebt in Potsdam; von seinen fünf Töchtern ist Hedwig Hofdame bei Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin, Francisca starb 1870 als Gemahlin des Herrn von Lücken auf Venedien (bei Mohrungen in Ostpreußen), Sophie ist vermählt mit dem Grafen Finkenstein in Herzogswaldau (bei Deutsch-Eilau in Westpreußen), Marie und Therese leben bei der Mutter in Potsdam.

XVIII.

Clausewitz als Schriftsteller. — Seine „Historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse im October 1806." — Die Schrift: „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst." — Entstehung der Schrift. — Mittheilung einiger Stellen derselben. — Die gesammelten Werke nach der Eintheilung in drei Gruppen. — Das Werk: „Vom Kriege", ungeachtet der unvollendeten Form epochemachend in der Kriegswissenschaft. — Clausewitz's eigene Aeußerungen über dieses Werk. — Die beiden Sätze: „Der Krieg ist eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" und „Die Vertheidigung ist stärker als der Angriff", die leitenden Gesichtspunkte des Werkes. — Seine eigenthümlichen Vorzüge. — Das Capitel von der „Friction im Kriege". — Vortrag Karl von Decker's über das Werk „Vom Kriege". — Aus einem Briefe der Frau Amalie von Romberg an die Gräfin Sophie von Schwerin über das Werk „Vom Kriege". — Die „Militärischen Briefe eines Verstorbenen" von Pönitz. — Die Urtheile Rüstow's und Julius von Hardegg's über dieses Werk. — Der „Vortrag über Carl von Clausewitz" des Obersten von Meerheimb. — Die kriegsgeschichtlichen Schriften Clausewitz's. — Die Geschichte des Feldzuges von 1796. — Die in derselben benutzten Quellen. — Spätere Schriften über diesen Feldzug. — Urtheile von Erdmannsdorf's und von Hardegg's über die Schrift Clausewitz's. — Die Geschichte der Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz. — Die benutzten Quellen. — Das Werk des Obersten Miliutin. — Die übersichtliche Darstellung dieser Feldzüge in dem Werke des Obersten Schulz. — Miliutin's Urtheil über die Schrift Clausewitz's. — Die Schrift über den russischen Feldzug von 1812. — Urtheil des Herzogs Eugen von Würtemberg über dieselbe in seinen „Memoiren". — Würdigung der Schrift. — Die Schrift über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande. — Müffling's Angriffe auf Clausewitz's Kritik des Feldzugs von 1814. — Bernhardi's Zurückweisung dieser Angriffe. — Urtheil Bernhardi's über das Müffling'sche Buch „Aus meinem Leben". — Angriffe des Herzogs von Wellington auf Clausewitz's Kritik des Feldzugs von 1815. — Abwehr dieser Angriffe durch Bernhardi. — Urtheil von Hardegg's über die Schrift Clausewitz's. — Uebersicht des Inhalts der beiden letzten Bände der Werke, heraus-

gegeben von Carl Graf v. d. Gröben. — Ob Clausewitz mit Recht „der Tacitus der Militär-Literatur“ genannt werde? — Die noch ungedruckten Schriften Clausewitz's. — Das Manuscript über den Feldzug von 1806 und 1807. — Müffling's Bemerkung über dieses Manuscript. — Die Benutzung desselben durch Höpfner. — Mittheilungen von Meerheimb's über dasselbe. — Schilderung des Prinzen Louis Ferdinand, als Probe der in demselben gegebenen Charakteristiken.

Zu den literarischen Arbeiten, welche Clausewitz ohne Nennung seines Namens in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, gehören vorzugsweise die oben (Bd. I, S. 247 und 274) erwähnten drei „Historischen Briefe über die großen Kriegsereignisse im October 1806“, von welchen er die beiden ersten kurz vor seiner Abreise nach Frankreich, den dritten erst auf der Reise dahin an den Hauptmann von Archenholz, den Herausgeber der „Minerva“, sandte, der dieselben im Jahrgange 1807 dieser Zeitschrift (Bd. I, S. 1 ff., S. 193 ff. und Bd. II, S. 1 ff.) abdrucken ließ. Indem wir diese Briefe, welche ohne Zweifel zu den ersten literarischen Erzeugnissen Clausewitz's gehören, in diese Biographie aufnehmen, hoffen wir, daß es insbesondere den Kennern der Clausewitz'schen Werke Freude machen werde, in diesen Briefen, welche wenige Monate nach den geschilderten Ereignissen geschrieben sind, schon die Spuren des Geistes zu erkennen, der in der Folge so herrliche Blüthen getrieben hat. Ex ungue leonem!

Archenholz schickt den Briefen folgende Einleitungsworte voraus:

„Man hat schon Manches über die großen, so entscheidenden Kriegsbegebenheiten geschrieben, und wird noch viel mehr darüber schreiben; welches auch in der That nöthig ist, damit Zeitgenossen und Nachwelt das Wundervolle derselben richtig beurtheilen können. Daß der Verfasser nachstehender Briefe, ein dem Blutbade am 14. October entgangener, mit Ruhm gedienter Preuße, zu den trefflichsten Köpfen der Armee gehörte, deren Bemerkungen über solche Ereignisse allein einen bleibenden Werth haben, wird der Inhalt seiner Briefe beweisen, die keinen anderen Fehler haben, als daß sie mit zu vielem Rückhalte, sowie mit zu großer Bescheidenheit und Schonung geschrieben sind.“ „v. A.“

Erster Brief.

Den 19. December 1806.

Sie verlangen von mir, verehrtester Freund, einige Bemerkungen über die militärischen Erscheinungen, welche wir seit dem Monat October d. J. erlebt, die das ganze Europa interessiren, und alle cultivirten Menschen mehr oder weniger überrascht haben.

Obgleich ich kein bedeutendes Glied der Armee, und keineswegs auf einen Standpunkt gestellt war, um das Ganze übersehen zu können; so stehe ich doch nicht an, das, was ich selbst bei der Sache gedacht habe, und wie mir die Ereignisse erschienen sind, Ihnen und dem Publicum mitzutheilen. Denn theils glaube ich doch wenigstens den Hauptfaden des Gewebes einigermaßen erkannt zu haben, theils mache ich gar keine Ansprüche auf eine geordnete und absolut wahre Darstellung des Ganzen. Es ist nichts als meine Ansicht; und insofern diese auf der Voraussetzung bestimmter Data beruht, die ich nicht verbürgen kann, habe ich weder den Eigensinn, sie für absolut richtig zu halten, noch der Wahrheit die Thüre zu versperren, wenn besser Unterrichtete meine Annahmen berichtigen.

Wenn es auch nicht vollkommenes Gleichgewicht des Gemüthes ist, was für meine Unparteilichkeit bürgt, so ist es doch die Lage der Sachen. Auf Unkosten unserer Feinde parteilich sein zu wollen, würde wenig Klugheit verrathen, und der guten Sache gewiß schaden, weil die folgenreichsten Ereignisse dagegen als Zeugen auftreten; es ist also nur das Gegentheil zu fürchten, und dieser Fall tritt in der That mehr oder weniger immer da ein, wo der Sieger oder seine Anhänger die eben verrichteten Thaten erzählt. Gegen diese Art von Parteilichkeit, ich bekenne es, sichern mich selbst die Affecte meines Gemüthes.

Ueberraschend und unglaublich erscheint dem Publicum das Geschehene, und doch gehört, meiner Ueberzeugung nach, noch nicht der kleinste Theil desjenigen tiefen Scharfsinnes dazu, womit wir die wunderbare Natur in ihren Mitteln und Wegen deutlich erkannt haben, um auch diesen Erscheinungen das Wunderbare zu benehmen, und sie mit den einfachsten Gesetzen des schlichten Menschenverstandes

in Uebereinstimmung zu bringen. Die einzige Bedingung dazu ist: daß man gewisse Hauptumstände kennt und das Ganze dem Auge des Forschers näher bringt. — Wenn dies allgemein das Bemühen derer ist, die einige Sachkenntniß haben, so gibt es im Publicum einen guten Theil Anderer, welcher von dem Wunderbaren ausgeht, zu den willkürlichsten Erklärungen seine Zuflucht nimmt und dadurch der Wahrheit, dem Rechte Gewalt anthut.

Wie wenig ich nun auch zu geben habe, so wird es immer, um dies zu verhüten, und auch darum der Mittheilung werth sein, weil sich doch gewiß so Mancher dem Publicum als Referent und Kritiker der Begebenheiten aufdringen wird, der noch viel unberufener dazu sein möchte als ich; und weil die besser Unterrichteten beider Parteien jetzt schwerlich Zeit und Gelegenheit haben, das Publicum und die Wahrheit gegen diese Anfälle beschränkter Einsicht und bösen Willens zu schützen. Wenn, was ich gebe, nur ein schwacher Damm dagegen ist, so ist meine Absicht erreicht und die unangenehme Mühe belohnt, den Geist noch einmal in so nahe Berührung mit dem Geschehenen zu setzen.

Aber so viel Einleitung zu so wenig Text? Sie werden diese Unförmlichkeit damit entschuldigen, daß ich warnend in dem eben Gesagten die Ansicht habe aufstellen wollen, mit welcher das Publicum Alles aufnehmen sollte, was jetzt über die neuesten politischen Ereignisse erscheint; wodurch Behutsamkeit im Urtheile und Zurückhaltung im Glauben befördert und das Gebiet der Wahrheit mittelbar gesichert wird.

Die preußisch-sächsische Armee hatte sich, wie bekannt, anfangs October in Sachsen, dem Thüringer Waldgebirge gegenüber, versammelt. Der Krieg gegen Frankreich war entschieden. Die vereinigte Armee mag etwa eine Stärke von 135,000 Mann gehabt haben, worunter sich 25,000 Sachsen befanden. Daß der Feind dieser Macht eine überlegene Masse von Streitkräften entgegenstellen würde, hat wohl kein Hoher oder Niedriger der Armee bezweifelt. Wie groß diese Ueberlegenheit sein würde, konnten nur genauere Nachrichten bestimmen. In jedem Falle also mußte man durch die Kunst

oder andere vortheilhafte Umstände diese Differenz auszugleichen suchen. Nichts schien mehr im Stande zu sein, unsere Kräfte zu multipliciren, als wenn wir uns den Vortheil der Offensive verschafften und dabei vielleicht so glücklich wären, den Feind zu überraschen, ehe er noch mit seinen Anstalten fertig wäre. Diese Ansicht, glaube ich, hat der König von Preußen und seine vornehmste Generalität gehabt, und, wie man sagt, war in derselben schon ein Operationsplan entworfen worden, welcher von einer früheren Zeit und von anderen Punkten des Kriegstheaters ausging, als die sind, von welchen ich im Eingange geredet habe. Umstände, welche man nicht kennt, haben die Ausführung dieses Plans verhindert und der Armee im October die Stellung hinter dem Thüringer Walde gegeben.

Der König führte den Oberbefehl über die drei Corps, worin die ganze Armee damals getheilt war. So viel ich weiß, befanden sich 50,000 Mann, wobei die Sachsen waren, unter dem Fürsten Hohenlohe auf dem Marsche von Dresden gegen die Ebene der Saale; einige 60,000 Mann war das Corps des Herzogs von Braunschweig stark, das bei Naumburg cantonirte; und etwa 30,000 Mann, unter dem General Rüchel, waren von Westfalen her im Anmarsche. Daß auch hier schwerlich die Rede von einer Defensivstellung war, wie man, den Zeitungen zufolge, z. B. in England, geglaubt hat, am wenigsten von einer Position, worin es auf örtliche Vertheidigung ankäme, sieht man schon daraus, daß man sonst nicht gesäumt haben würde, den Thüringerwald mit allen Truppen zu besetzen, welche schon herangezogen waren. Die Richtung, welche das Centrum der preußischen Armee auf seinem Marsche Anfangs October genommen hatte, von Naumburg über Erfurt und Gotha gegen Eisenach, und in welcher die übrigen Corps folgten, zeigt offenbar, daß man die große Masse des Thüringerwaldes rechts umgehen wollte, und dies konnte wohl auf nichts Anderes als auf eine Offensivoperation hindeuten. Höchstwahrscheinlich wollte man dabei zugleich die Verbindung mit Hessen und Fulda wiedergewinnen, diese Staaten freimachen und sie in den Stand setzen, ihre Truppen zur vereinigten Armee stoßen zu lassen. — Auf diesem Marsche, und ehe noch der General Rüchel mit den westfälischen Truppen die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig ganz erreicht hatte, brach der

französische Kaiser mit seiner ganzen Armee über Hof durch, umging also die Hauptmasse des Gebirges gleichfalls rechts und rückte bis in die Gegend von Saalfeld und Rudolstadt. Die Armee des Herzogs änderte nun ihre Direction, marschirte aus der Höhe von Gotha links ab, drehte sich links, rückte gegen die Saale vor und hatte nun (strategisch) diesen Fluß vor der Fronte und das Gebirge in der rechten Flanke. Der General Rüchel folgte.

Von allem diesem kann ein nicht Unterrichteter sich wohl keinen natürlichen Aufschluß geben, als daß man preußischerseits in seinen Nachrichten über die feindlichen Maßregeln hintergangen worden sei, und den Zeitpunkt, da die französische Armee aus ihren Quartieren längs dem Main versammelt sein werde, zu spät hinausgesetzt habe. — Der Feind war uns also zuvorgekommen und nöthigte uns, für den Augenblick zur strategischen Defensive überzugehen, was aber keineswegs die taktische Offensive ausschloß. Man hat die Vortheile des Angriffs zu klar eingesehen, und hundert andere Gründe mögen hier noch mehr dazu bestimmt haben; genug die preußische Armee unter dem Herzoge näherte sich der Saale und dem Fürsten Hohenlohe, und dies ließ vermuthen, daß man den Feind bei der ersten schicklichen Gelegenheit angreifen würde. Um diese Zeit war es, als das Hauptquartier des Königs und des Herzogs über Weimar und Blankenhain auf der Straße von Weimar nach Jena verlegt wurde, um daselbst die Armee in einem Lager zu vereinigen. Den 10. fiel das Treffen vor, worin der Prinz Louis von Preußen geschlagen wurde und sein Leben einbüßte. Ueber die Ursachen dieses Gefechts und seinen Gang kann ich mich nicht einlassen; die Umstände davon waren noch zu wenig in der Armee bekannt geworden. Nur so viel will ich zur deutlicheren Vorstellung sagen, daß er eigentlich die etwa 7,000 Preußen und Sachsen starke Avantgarde der Hohenlohe'schen Armee commandirte, und dem Fürsten jetzt rechts, an der oberen Saale stand, um hier dem Feinde die wesentlichsten Uebergänge so lange streitig zu machen, bis die ganze Armee des Herzogs das Lager von Blankenhain erreicht, und der General Rüchel sich demselben genähert haben würde. — Daß ein solches Corps von einer dreifach überlegenen Macht angegriffen und geschlagen werden kann, ist übrigens weder eine so wichtige noch so seltene Erscheinung,

daß durch sie über das Ganze wohl kein Dunkel verbreitet werden kann. — So unangenehm es war, die Campagne mit einem unglücklichen Gefechte eröffnet zu sehen, so war doch bei weitem der größte Verlust, den wir dabei erlitten, das Leben eines Prinzen, der schon lange die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte und Eigenschaften besaß, die auf die Erscheinung eines zweiten Condé in der Geschichte die größte Hoffnung machten.

Es gibt wenige Menschen, deren ganzem Wesen die Natur den Heldencharakter so deutlich aufgeprägt hätte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor. Eine unglaubliche Kühnheit, eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens, aus; alle diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahete sich ihm der Veteran mit Vertrauen und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenige Offiziere der preußischen Armee durften sich so einer Herrschaft über unsere Gemüther bewußt sein, wie er sie genoß.

Sein Tod war übrigens gewiß sein eignes Werk; denn er würde sich haben retten können, weil er erst blessirt wurde, nachdem Alles aufgegeben werden mußte. Er wollte nicht ohne Sieg zurückkehren. — Wie viel habe ich diese Aufopferung seiner selbst schon tadeln — ja habe ich nicht selbst darüber schon witzeln hören! — Wie wenig kennen diese Leute die menschliche Natur! Den Tadel will ich ertragen, aber den Spott — wo die Natur in geheiligten Zügen zu unserem Herzen spricht, muß jeder edle Mensch seinen Blick von der Frivolität des Spottes wenden. — Das Gefühl, was diesen Helden auf den Todesplatz fesselte, mußte es ihn nicht, unter glücklicheren Umständen, zur Größe führen? — Und sind denn alle großen Männer auf eine und dieselbe Art groß geworden? — Es gibt nur eine Form des Denkens; darum richte ich mit meinem Verstande den Verstand Anderer; — aber hat das Gemüth eben die Rechte? und ist es erlaubt, unser Gefühl für den Maßstab alles Guten und Edlen zu halten?

Ich hoffe, Sie verzeihen mir, mein verehrter Freund, diese Abschweifung, weil sie in meinem Briefe wohl verzeihlich ist. Ich kehre

zu meinem Gegenstande zurück. Auf die Nachricht von diesem unglücklichen Treffen glaubte der König die Armee in der Stellung von Blankenhain nicht mehr ohne Gefahr versammeln zu können, weil man einen Angriff befürchten mußte, ehe noch alle Truppen angekommen sein würden. Es wurde daher beschlossen, die Armee des Herzogs nach Weimar zurückgehen zu lassen, wo sie den 11. ein Lager bezog. Der Fürst Hohenlohe, welcher den General Tauentzien mit den aus dem Baireuth'schen kommenden Truppen an sich gezogen hatte, stand an diesem Tage bei Capellendorf, zwischen Weimar und Jena; der General Rüchel zwischen Weimar und Erfurt. Es war also die ganze vereinigte Armee etwa auf einen Tagemarsch ausgedehnt, und die einzelnen Corps derselben: der Fürst Hohenlohe einige 40,000 Mann, der Herzog 50,000 Mann und der General Rüchel vielleicht 30,000 Mann stark, standen en échelon hinter einander. Der Herzog von Weimar hatte mit 12—16,000 Mann die Avantgarde des Herzogs von Braunschweig ausgemacht, und war, als sich die Armee gegen Eisenach bewegte, nach Ilmenau in's Gebirge gerückt, vermuthlich um die Aufmerksamkeit des Feindes von dem wahren Marsche der Armee abzulenken. Er war den 12. noch nicht wieder zur Armee gestoßen. Am 12. blieb Alles stehen, und es ging die Nachricht von der Besitznahme der Franzosen von Naumburg ein.

Hier ist nun in der Geschichte dieses Feldzuges unstreitig einer von jenen strategischen Knoten, zu welchen sich die Fäden der Ereignisse zu verschlingen pflegen, und von welchen aus oft ein neuer Operationsplan nöthig wird.

Nach meiner Einsicht war es jetzt nur möglich, zwei Wege einzuschlagen: entweder dem Feinde ohne Verzug durch Angriff eine Hauptschlacht zu liefern oder sogleich links abzumarschiren, um in der ebenen Gegend zwischen Naumburg und Halle oder Leipzig sich ihm wieder parallel entgegenzustellen, die Reserve der westpreußischen Truppen, welche unter dem Herzoge Eugen von Würtemberg um diese Zeit bei Halle, 20,000 Mann stark, stand, an sich zu ziehen, und so, unter ganz anderen Umständen, eine Hauptschlacht zu liefern. Jedes Stehenbleiben, jede Bewegung in der Direction auf das Eichsfeld zu, war gefährlich; denn theils verlor man dadurch

die directe Verbindung mit Magdeburg und 'verlor ganz Sachsen, theils konnte man sich nicht ohne Gefahr mit der rechten Flanke an den Thüringerwald lehnen, da es bei der verhältnißmäßigen Schwäche der Armee gewiß nicht thunlich war, hinlängliche Truppen zu dessen Vertheidigung zu verwenden.

Das Charakteristische dieser Lage war: durch Umgehen und Frontverändern hatten beide Armeen ihr Kriegstheater in ihre linke Flanke bekommen und die rechte der feindlichen exponirt. Der Vortheil des Feindes bestand in einer beträchtlichen Ueberlegenheit (von wenigstens 50,000 Mann), der früheren Erreichung der Saale (mit der Hauptarmee) und den zwei gegen Naumburg mit der Spitze seiner Armee gewonnenen Märschen. Hierdurch wurde seine linke Flanke vollkommen gesichert; denn die Mitwirkung der Reserve unter dem Herzoge von Würtemberg erforderte einige Tage Zeit, welche man in dieser Lage gar nicht zu verlieren hatte, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, daß der Feind das Umgehen auf beide Flanken vollenden und die vereinigte Armee zu einer Schlacht unter sehr ungünstigen Umständen zwingen würde. Endlich scheint zu den wesentlichen Vortheilen des Feindes die Rücksicht zu gehören, welche die vereinigte Armee auf Berlin und Dresden nehmen mußte; er hatte in Franken kein Berlin und kein Dresden zu schützen.

Zu den Vortheilen der vereinigten Armee kann man es zählen, daß sie concentrirt war, während der Feind ein Terrain von zehn Meilen, von Saalfeld bis Naumburg, einnahm; daß sie außer dem genirten Rückzuge nach ihrer linken Flanke, noch, im Falle der Noth, sich nach dem Eichsfelde und Hannover zurückziehen konnte, während der Feind, im Falle er geschlagen wurde, entweder vor der siegenden Armee vorbei defiliren oder das neutrale österreichische Gebiet verletzen mußte.

Wenn ich diese entgegengesetzten Größen vergleiche, so scheint mir das Resultat unter den eben angegebenen zwei Wegen, für einen unverzögerten Angriff des Feindes zu stimmen. Man befand sich in einer sehr gefährlichen Lage; nur durch eine außerordentliche Kühnheit konnte man Ansprüche machen, sich daraus zu retten. Zu dieser Kühnheit mußte man sich entschließen, und zwar aus blindem Vertrauen auf die Richtigkeit des Princips.

Wenn man dabei Alles aufbot, was List, Geheimniß, Schnelligkeit, Anstrengung vermögen, so durfte man hoffen, nicht ohne den Schutz Minervens zu fechten. Ausdehnung und ein befährdeter Rückzug waren die Blößen der feindlichen Lage; bei diesen mußte man das Schicksal ergreifen. Also ein concentrirter, möglichst schneller, unverhoffter Angriff des feindlichen linken Flügels, unter mancherlei Demonstration gegen die niedere Saale.

So habe ich damals geurtheilt, und da ich die Data, nach welchen hier eigentlich geurtheilt werden mußte, bis jetzt noch nicht näher kennen gelernt habe, so habe ich auch nicht Gelegenheit gehabt, mein Urtheil abzuändern. — Indessen bestimmten diese Data den König, jenen anderen Weg zur entscheidenden Schlacht zu wählen. Die Armee des Herzogs von Braunschweig marschirte nämlich den 13. von Weimar ab, und hinter dem Fürsten Hohenlohe weg, um entweder bei Kösen über die Saale oder bei Freiburg über die Unstrut zu gehen; der Fürst Hohenlohe und der General Rüchel sollten den 15. folgen.

Ein Theil der Gründe, welche zu dieser Wahl beigetragen haben mögen, läßt sich leicht auffinden. Erstens, glaube ich, war die feindliche Armee stärker gefunden, als ich sie oben angegeben habe. Das Minimum ihrer Ueberlegenheit mußte 50,000 Mann sein, so viel sah jeder leicht ein; sie soll aber 240,000 Mann stark, also um 110,000 Mann überlegen gewesen sein. Da man indessen einmal in dem Falle war, gegen eine solche Ueberlegenheit schlechterdings kämpfen zu müssen, so schien dies nicht besonders stark für den Marsch nach der Gegend von Naumburg zu stimmen. Zweitens ist die Saale bis Naumburg hin ein überaus schwieriger Fluß, wegen ihres tiefen und steilen Thals und der gebirgichten Thalränder. Drittens gerieth man an der oberen Saale in ein noch viel durchschnitteneres Terrain, dem allerdings die ebenen Gegenden der niederen Saale für unsere Truppen weit vorzuziehen waren. Viertens wurde man, im Falle einer an der oberen Saale verlorenen Schlacht, von dem Herzoge von Würtemberg, von Berlin und von der ganzen Oder abgeschnitten. — Ich muß gestehen, daß mich diese Gründe nicht ganz von meiner Idee haben zurückbringen können, weil ich

glaube, daß da, wo die Kunst den Charakter der Kühnheit als erste Bedingung fordert, Schwierigkeiten der Art durch sie überwunden werden müssen. — Ich bekenne aber Ihnen und dem Publikum auch freimüthig, daß ich die Gründe meines Urtheils nicht für zureichend halte zum wirklichen Entwurfe der Operationen. Bei diesen kommen nicht blos die wichtigen und großen Bestimmungen in Betrachtung, sondern auch ein Heer von kleinen Nebenumständen; freilich sollen die ersteren herrschen, aber das können sie nur, wenn man noch Zeit hat, die anderen zu überwinden.*) Möchten dies diejenigen von mir auf Treu und Glauben annehmen, die nicht selbst Gelegenheit gehabt haben, die Natur der Kriegskunst zu untersuchen, und möchte die Menge vorgreifender Urtheile dadurch vermindert werden. —

Erlauben Sie, theuerster Freund, daß ich heute hier bei dem Abmarsche unserer Armee stehen bleibe. Ich hoffe, daß diese Ansicht den vorurtheilslosen Leser zwanglos auf einen solchen Standpunkt geführt hat, daß er das Ganze unserer Lage einigermaßen übersieht und sich überzeugt, wie sehr schwierig die Aufgabe der Natur der Sache nach war, welche die preußische Armee zu lösen hatte. Ist es also zu bewundern, wenn der Erfolg ein unglücklicher war? — hätte nicht vielmehr das Gegentheil in Erstaunen setzen müssen? Daß aber der unglückliche Erfolg einen solchen Grad von Verderblichkeit erreichte, darüber hoffe ich in meinen folgenden Betrachtungen vielleicht nicht weniger befriedigende, wenigstens ebenso ungezwungene Aufschlüsse geben zu können.

Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung

Ihr

u. s. w.

* „Ein Operationsplan, welcher eine gewisse Zeit vor seiner Ausführung entworfen wird, kann und soll allemal nach den großen (gewöhnlich allgemein bekannten) Eigenthümlichkeiten der Lage beurtheilt werden, von der er als Basis ausgeht. Er ist also leicht zu begreifen und zu beurtheilen; ein Operationsplan aber, der im Laufe des Krieges durch veränderte Umstände erzeugt wird, kann durch so kleine und zufällige Umstände gebildet werden, daß nur das ausführlichste Detail Materialien zu seiner Kritik liefert.“ (Anmerkung von Clausewitz).

Zweiter Brief.*)

In meinem ersten Briefe habe ich Ihnen eine Uebersicht der Ereignisse gegeben bis zum Abmarsche der preußischen Armee aus der Gegend von Weimar und Jena in die Gegend von Naumburg. Die Armee des Herzogs von Braunschweig, bei welcher sich der König befand, marschirte den 13. links ab. Die Division vom linken Flügel unter dem Generallieutenant Grafen von Schmettau hatte die Tête und war bestimmt, die Brücke bei Kösen entweder zu forciren, oder, im Falle dies zu viele Schwierigkeiten haben sollte, sie zu maskiren, um hinter derselben die Armee nach Freiberg defiliren lassen zu können. Den 13. in der Nacht war die Armee des Herzogs auf ihrem Bivouac angekommen, das hinter dem Defilé, woran das Dorf Auerstädt liegt, so genommen wurde, daß die Divisionen etwa in der Entfernung einer halben Stunde von einander stehen mochten. Diese Armee war in fünf Divisionen, jede etwa 10,000 Mann stark, eingetheilt. Drei davon, nämlich Prinz von Oranien, Wartensleben und Schmettau, machten das Corps d'Armée, und zwei, Kunheim und Arnheim, unter dem General Kalckreuth, machten die Reserve aus.

Ich muß mich enthalten, die mancherlei Details mitzutheilen, welche ich bei dieser Armee theils selbst zu bemerken Gelegenheit hatte, theils von Anderen erfahren habe, weil sie doch bei weitem kein allgemein vollständiges Bild geben würden, einseitige Vollständigkeit aber zur Einseitigkeit im Urtheilen verleitet. Ich begnüge mich also mit einer bloßen Skizze der Schlacht, die jetzt erfolgte.

Der Graf von Schmettau stieß am frühen Morgen, nachdem er aufgebrochen war, auf den Feind, und zwar ziemlich weit (etwa eine bis anderthalb Meilen) von dem Städtchen Kösen. Dies war nichts Unvermuthetes; man erwartete den Feind hier, nur war man

* „Der würdige Verfasser dieser Briefe gehört zu den unglücklichen preußischen Offizieren, denen das böse Loos der Gefangenschaft zu Theil wurde, und die daher neuerlich, auf den Wink des Siegers, nach Frankreich wandern mußten. So viel zur Entschuldigung, daß diese Briefe weder in der Form noch in der Gehaltart so sind, wie sie absichtlich werden sollten." (Anmerkung von Archenholz).

nicht von seiner Stärke unterrichtet. Es erfolgte nun, nachdem man die Vortruppen zurückgedrängt hatte, der Angriff des Feindes durch die Division von Schmettau, um aus dem Widerstande, welchen man finden würde, auf die Stärke des Feindes und die Möglichkeit, das Defilé zu forciren, schließen zu können. Der Feind aber schien theils schon überlegen zu sein, theils war er früher in dieser Gegend angekommen, und hatte sich gut gestellt, so daß die Nachtheile des Terrains hier ganz entschieden auf Seite der Preußen waren. Der Graf von Schmettau mußte sich begnügen, seine Stellung so lange zu behaupten, bis die anderen Divisionen herangezogen sein würden. Die Armee war keineswegs abmarschirt, um jede Schlacht in dieser Gegend zu vermeiden, sondern weil der König sich hier auf keine günstige Gelegenheit zur Schlacht Hoffnung machen durfte. Die Saale war, höchst wahrscheinlich, das Haupthinderniß gewesen, warum man den Feind nicht angreifen konnte; war nun der Feind mit einem Theile seiner Macht bei Kösen über die Saale gegangen, so schien sich für die Armee des Herzogs dadurch eine sehr günstige Gelegenheit darzubieten, um einen herrlichen Sieg zu erringen. Man war sicher, nur mit einem Theile der feindlichen Armee zu schlagen, und zwar mit einen inferieuren Theile, wie die Wahrscheinlichkeit erwarten ließ, weil die französische Armee mit ihrer Hauptmasse noch bei Jena war; ferner befanden sich diejenigen feindlichen Truppen, welche übergegangen waren, zwischen 50,000 Preußen und der Saale, die hier ein fürchterliches steiles Thal bildet und nur die eine Brücke (bei Kösen) in der Nähe hat, so eingeklemmt, daß sie keine rückgängige Bewegung machen konnten, ohne in die Saale gesprengt zu werden. Es scheint daher sehr natürlich, daß man, sobald das Gefecht der Division von Schmettau zeigte, es sei ein großer Theil der französischen Armee bei Kösen über die Saale gegangen, diesen Theil mit der ganzen Armee angriff. Es wurden deswegen die Divisionen, so wie sie herankamen, in's Gefecht gezogen, um dem Feinde so wenig Zeit als möglich zu lassen, sich gleichfalls zu verstärken, und noch mehr Herr der wichtigsten Terrainpunkte zu werden. Der Feind zog indessen gleichfalls Verstärkungen heran; das Gefecht wurde nun immer ernsthafter, ausgebreiteter und mörderischer. — Ein Umstand, glaube ich, hat die Ueberlegenheit des

Feindes an Menschen entschieden, und zu seinem Siege auf diesem Punkte beigetragen.

Das eigentliche Schlachtfeld nämlich lag zwischen dem Dorfe Tauchwitz und dem nächsten Dorfe,*) welches auf der Straße, nach Kösen zu, liegt, dessen Name mir entfallen ist. Es war also dem Bivouac der feindlichen Armee viel näher, als dem der preußischen, deswegen behielt er während des Gefechtes immer einige Ueberlegenheit, und wenn man ihn auch einmal um einige tausend Schritt zurückgedrängt hatte, so brachte man ihn dadurch seinem Soutien nur um so viel näher und entfernte sich von dem eigenen. So blieb das Gefecht vier bis fünf Stunden lang unentschieden. Von beiden Seiten hatten die herbeieilenden Hülfsschaaren Defiléen zu passiren, die den Marsch der Divisionen sehr lange aufhielten; sonst möchte die Sache schon früher entschieden worden sein.

Endlich gegen Mittag, nachdem preußischerseits alle drei Divisionen, welche das Corps d'Armée ausmachten, bereits im Gefechte standen, neigte sich der Sieg entschieden für den Feind. Die preußischen Truppen wurden zum Theil gänzlich in die Flucht geschlagen, zum Theil hielten sie noch in partiellen Gefechten aus, und zogen sich auf ihre Unterstützung zurück. Um diese Zeit war die Reserve unter dem General Kalckreuth, 20,000 Mann, bei Auerstädt (also etwa eine halbe Stunde vom Schlachtfelde) angekommen.

Was den eben erzählten Sieg der Franzosen herbeigeführt hat, ob eine Ueberlegenheit in der Stärke, Kriegserfahrenheit oder Tapferkeit der Truppen, möchte für die meisten Individuen schwer zu entscheiden sein. Daß man sich preußischerseits mit Ausdauer und Muth (um jede Prahlerei zu entfernen) geschlagen hat, ist Thatsache, weil das Gefecht der 30,000 Mann, welche nach und nach daran Theil genommen, fünf bis sechs Stunden ohne Unterbrechung und mit ein'er großen Heftigkeit fortdauerte, und weil die meisten Regimenter von der Division von Schmettau, durch bloße Todte und Verwundete, auf die Hälfte, ja auf ein Viertheil ihrer Stärke zusammengeschmolzen waren. Es ist gewiß über allen Zweifel, nach meiner Erfahrung, und was auch die neuesten Nachrichten behauptet haben, daß General Davoust 50,000 Mann stark gewesen ist, und

* Hassenhausen.

daß diese alle Theil an dem Gefechte genommen haben. Die Armee des Herzogs war eben so stark; es ist aber notorisch, daß 20,000 M. (die beiden Reserve-Divisionen) unter dem General Kalckreuth keinen anderen Antheil an der Schlacht gehabt, als daß sie die geschlagenen Truppen aufgenommen haben. Das Verhältniß der Preußen zu dem Feinde wäre also etwa wie drei zu fünf anzunehmen. Fügt man hinzu, daß die Franzosen im Besitze der Terrain-Vortheile waren (nämlich in specieller Hinsicht auf den Punkt, wo gefochten wurde), so, denke ich, liegt in diesem Siege nichts so Außerordentliches.

Eine sehr wichtige Frage ist es nun: Warum hat man den General Kalckreuth mit seinen 20,000 Mann nicht förmlich mit in die Schlacht gezogen? Wenn dies zur rechten Zeit geschehen konnte, so war der Sieg nach meiner innigsten Ueberzeugung sicher und entscheidend. Wenn man nämlich dem Feinde damit in die rechte Flanke gefallen wäre, zur Zeit, da die drei im Gefechte engagirten Divisionen ihm noch Stand hielten, oder selbst in dem Augenblicke, da sie schon wichen, so mußte das Gefecht für ihn eine höchst nachtheilige Stellung gewinnen; denn weil er seinen rechten Flügel mächtig vorgehen ließ, in der Absicht, die Fechtenden in der linken Flanke zu umgehen, ein Zweck, den er auch vollkommen erreichte, so gab er diesen Flügel selbst einem Flanken-Angriffe preis. Wenn man nun auch annimmt, daß er alle Vorsicht angewandt hatte, welche man in gewöhnlichen Fällen erwarten kann: daß sich hinter diesem Flügel starke Reserven befanden u. s. w., so war doch hundert gegen eins zu wetten, daß der preußische Angriff gelungen wäre, und zwar wegen der unverhältnißmäßigen Stärke. Der Vortheil nämlich, welchen wir uns durch die zufällige Schwäche des Corps d'Armée unwillkürlich erkauft hatten, lag in der Stärke unserer Reserve. Diese konnte der Feind nicht vermuthen, und in ihr hätte er seine Niederlage finden müssen; daß diese vollkommen gewesen sein würde, darauf haben wir schon oben aufmerksam gemacht, wegen der Nähe der Saale. Allein die Reserve kam vielleicht zu spät an. Ich sage vielleicht; denn in dem Gewühle der Schlacht reicht das bloße Zeugniß der Sinne nicht hin, um Alles zu übersehen, und der, der keine Rapports erhält, kann also nicht immer beurtheilen, was geschehen konnte und mußte.

Noch kommt ein anderer Umstand in sehr große Betrachtung. Zu eben der Zeit, da man sich bei Auerstädt (bestimmter bei Tauchwitz) schlug, wurde der Fürst Hohenlohe bei Jena angegriffen und geschlagen. Der Ausgang dieser Schlacht ist vermuthlich dem Könige zur Zeit schon bekannt gewesen, als die Reserve das Defilé von Auerstädt erreicht hatte; und da war es denn allerdings nicht rathsam, noch die letzten 20,000 Mann daranzusetzen, um Alles wiederzugewinnen. Nein! das wäre unmöglich gewesen; denn die Folgen der Schlacht bei Jena konnte man bei Auerstädt nicht wieder gut machen, und wenn man auch den glänzendsten Sieg über den General Davoust erfochten hätte. Zurück hätte man gemußt; und man würde also nach dem vollkommensten Siege nur um so geschlagener (d. i. um so aufgelöster) zurückgegangen sein. Zwar hätte man sich dadurch die Freiheit verschafft, auf einen anderen Weg zurückzugehen; allein von dieser Freiheit hätte man keinen Gebrauch machen können. Nämlich: nach der bei Auerstädt verlorenen Schlacht war nicht mehr daran zu denken, seinen Weg nach Naumburg fortzusetzen; auch selbst über Nebra, Querfurt u. s. w. konnte man nicht mehr gehen, weil der Feind während der Schlacht durch stetes Umgehen des preußischen linken Flügels bis in die Gegend von Eckartsberga gekommen war (wie stark, hatte man freilich wohl nicht untersucht). Wäre der General Davoust geschlagen worden, so konnte er uns nicht mehr verhindern, so ziemlich auf dem geraden Wege nach Magdeburg zurückzugehen. Allein die geschlagene Armee des Fürsten Hohenlohe war über Weimar zurückgeworfen worden, und die Ueberlegenheit und Stellung des Feindes erlaubte ihr keinen anderen Rückzug als gegen den Harz, um so Magdeburg zu erreichen. Mußte man nicht suchen, sich mit dieser Armee zu vereinigen? Diesen Vereinigungspunkt bis Magdeburg hinauszuschieben, würde wohl Niemand gethan haben, gesetzt auch, es wäre, reiflich erwogen, das Beste gewesen, was sich thun ließ. Ueberdies kannte man höchst wahrscheinlich die Umstände der Jenaer Schlacht bei weitem so genau nicht, und hoffte nach Vereinigung beider Armeen wieder eine beträchtliche Truppenmasse beisammen zu haben, um damit den Rückzug mit Ruhe und Ordnung machen zu können. Man konnte also von der Freiheit, über Querfurt den näheren Weg zu gehen, keinen Gebrauch machen.

Die Armee des Herzogs zog sich also unter Anführung des Königs in der Nacht vom 14. auf den 15. October über Buttelstädt zurück.

Der Verlust in der Schlacht war preußischerseits gewiß sehr beträchtlich und bestand größtentheils in Todten und Verwundeten. Nicht viel anders mag es wohl bei der französischen Armee ausgesehen haben, denn die Cavalerie beider Theile hat wenig gethan. Wenn man gesehen hat, wie sich die Ueberreste der Preußen vom Schlachtfelde selbst abzogen, so kommt man auf die Vermuthung, es müsse dem General Davoust sehr an Cavalerie gemangelt haben, und er wäre also um so stärker an Infanterie gewesen; denn natürlich mußte die Cavalerie des Siegers mehr Gelegenheit haben, sich zu zeigen, als die der Besiegten.

Von der Schlacht bei Jena, liebster Freund, muß ich ganz schweigen; denn ich weiß nicht viel mehr davon, als daß der Fürst Hohenlohe in derselben eine solche Stellung hatte, daß die Straße von Weimar nach Jena vor seiner Fronte blieb (ich vermuthe, in einer ziemlich großen Entfernung), daß sein linker Flügel sich bei Dornburg in einem detachirten Corps an die Saale dehnte; daß er der angegriffene Theil war; und daß der General Rüchel ihm während der Schlacht von Weimar her zu Hülfe eilte. Diese Armee wurde gänzlich geschlagen, und nahm ihren Rückzug auf Nordhausen, sowie die Armee des Herzogs. In Rücksicht der Stärke muß ich bemerken, daß die Franzosen hier in jedem Falle eine entschiedene Ueberlegenheit hatten. Denn wenn Davoust nur 50,000 Mann stark war, so muß der übrige Theil der feindlichen Armee hier gefochten haben; nimmt man diese, exclusive der Truppen, welche noch in Franken waren, zu 190,000 Mann an (und man muß sie so stark annehmen, weil man sonst die Möglichkeit der Operation im Monat December nicht begreifen würde, oder wenigstens finden müßte, daß hier nicht der Geist des Kaisers bemerkbar gewesen wäre), so standen dem Fürsten Hohenlohe 150,000 Mann entgegen, während er selbst nur einige 70,000 Mann stark war.

Woher die unerhörten Folgen dieser beiden Schlachten entstanden, nebst einigen anderen Betrachtungen, werden Sie mir in einem dritten Briefe mitzutheilen gütigst erlauben.

Dritter und letzter Brief.*)

Den 19. Februar 1807.

Der Rückzug beider geschlagenen Armeen ging über Nordhausen und den Harz nach Magdeburg, wo man sich mit der Reserve des Prinzen Eugen von Würtemberg vereinigen und die gesprengten Truppen wieder an sich ziehen wollte. Was weiter geschehen könne und müsse, sollte sich erst aus den besonderen Umständen ergeben. Diese Umstände haben denn allerdings auch nicht ermangelt, die Gestalt der Sachen auf eine Weise zu modificiren, die man kaum erwartete. Die Reserve des Prinzen Eugen war bei Halle angegriffen und geschlagen worden. Daß eine Reserve sich allein schlägt, liegt gewiß nicht in ihrer Bestimmung. Die Saale bei Halle zu vertheidigen, konnte im Grunde auch von keinem wesentlichen Nutzen sein, da der Feind eben so gut bei Bernburg und bei Calbe übergehen konnte. Wahrscheinlich ist also der Prinz von Würtemberg wider seinen Willen zum Gefechte genöthigt worden, und Mangel an Nachrichten von der Hauptarmee mögen ihn verhindert haben, früher abzumarschiren. Sei dem, wie ihm wolle, er wurde von der ersten Colonne der französischen Armee bei Halle angegriffen und mit dem Verluste von 5 bis 6000 Mann auf Magdeburg geworfen.

Der Rückzug der Hauptarmee mußte in den angestrengtesten Märschen geschehen, um Magdeburg, und, im Falle man dort nicht bleiben konnte, die niedere Oder früher zu erreichen, als der Feind. Da der Feind die gerade Straße auf Magdeburg, und dann auch

* „Der Verfasser dieser belehrenden Briefe, der bei seiner Einsicht, bei seinen Talenten und Erfahrungen, noch Vieles, sehr Vieles über diese so reichhaltige, so leicht nicht zu erschöpfende Materie zu sagen hätte und zu sagen wünschte, hält es jedoch, in Hinsicht der außerordentlichen Zeitumstände, worin wir leben, der Klugheit gemäß — da man auf diesem schmalen Fußstege nicht gehen kann, ohne irgendwo anzustoßen, dies aber, nach der Regel, nirgends geschehen soll — für jetzt mit der Fortsetzung seiner Briefe inne zu halten und seine weiteren Bemerkungen bis auf minder trübe und minder bedenkliche Zeiten zu ersparen, wo man die Künste mehr als die Waffen ehren, und wo das eiserne Zeitalter mit allen seinen Nachwehen vorüber sein wird. Diese Zeiten werden hoffentlich einmal kommen. Wohl der Generation, die sich ihrer wird erfreuen können!“ (Einleitungsworte von Archenholz).

über Wittenberg oder Dessau die gerade Straße nach Berlin, Küstrin und Stettin ging, während die geschlagene Armee einen Umweg über Nordhausen nehmen mußte, um nach Magdeburg zu kommen, und da, während sie dort einen oder zwei Tage verlor, um sich auch nur einigermaßen wieder zu sammeln, der überlegene und siegreiche Feind aber vom Fleck aus nach der Oder hin detachiren konnte, so war die Aufgabe unendlich schwierig oder wohl gar unmöglich zu lösen. — Die Franzosen haben ein Marschsystem eingeführt, was in der Kriegsgeschichte unerhört ist. Sie marschiren, wenn es Noth thut, sieben bis acht Meilen in einem Tage, da man sonst immer vier Meilen schon für einen sogenannten forcirten Marsch gerechnet hat; und dreißig Meilen in acht Tagen zurückgelegt, galt für eine merkwürdige Geschwindigkeit. Man rechnete nämlich nicht bis an das Ende der menschlichen Kräfte, sondern bis an die Gränzen der Ordnung und Streitfähigkeit. Eine Armee, die täglich fünf bis sechs Meilen mehrere Tage hinter einander marschirt, ist zur Hälfte in Traineurs aufgelöst, und man wird in einem ernstlichen Gefechte gegen Truppen, die nicht so weit marschirt sind, schwerlich etwas ausrichten. So lange aber der Gegner noch einigermaßen Herr seines Willens ist, und seine Hand das Instrument, nicht aber das Instrument seine Hand leitet, so lange muß man auch schlagfertig bleiben, oder man bietet dem Feinde die schönste Gelegenheit dar, aufgerieben zu werden. So raisonirten die Feldherrn früherer Zeit, und ich denke, in diesem Raisonnement liegt nichts Unvernünftiges. Ich mache diese Bemerkung, um einen oder den anderen Ihrer Leser darauf aufmerksam zu machen, unter welchen Gesichtspunkten das Marschsystem der Franzosen betrachtet werden muß; denn seitdem es existirt, habe ich schon gar viel darüber gelesen und gehört, was nicht eben viel Sachkenntniß verrieth. Die Erfahrung hat mir dies Raisonnement so wenig widerlegt, daß ich, nachdem ich sowohl die preußische als die französische Armee in ihrem Zustande bei einem solchen Marschsysteme gesehen habe, mehr als je von seiner Richtigkeit überzeugt bin. Die Ursache, daß dies Marschsystem den Franzosen im vorliegenden Falle nicht den geringsten Nachtheil brachte, liegt in der fehlenden Bedingung, worauf sich das Raisonnement stützt.

Da die preußische Armee von einer weit überlegenen Macht gänzlich geschlagen war, so folgt von selbst, daß an einen Widerstand, an eine freie Thätigkeit der Kräfte nicht eher zu denken war, bis man sich wieder gesammelt und verstärkt hatte; dies ist gar nichts Wunderbares. Ferner kam es hier nicht blos auf das Verfolgen, sondern auf das Zuvorkommen auf wesentlichen Punkten an. Wo diese zwei Umstände sich vereinigen, gibt es nichts Weiseres als ein Marschsystem wie das französische. Denn wie geschwächt und ermattet sie auch die verschiedenen Punkte erreichten, immer mußten die Preußen noch geschwächter und ermatteter sein als sie. Beide Armeen marschirten also, was die menschlichen Kräfte nur aushalten konnten. Die Folge davon war, daß beide Armeen sich großentheils in Traineurs auflösten. Die preußischen Trümmer gingen alle verloren, während die der Franzosen einige Tage später wieder zur Armee stießen. Das ist eigentlich der Factor, auf den man wohl Acht geben muß, wenn man über das Resultat nicht mehr erstaunen will, als darüber, daß zweimal 3 sechs ist.

Ich kann über den Rückzug der Armee des Fürsten Hohenlohe von Jena bis Magdeburg im Grunde weiter nichts sagen, als daß sie den 19. bei Magdeburg ankam, und also in fünf Tagen, große und kleine Umwege eingerechnet, etwa fünfundzwanzig Meilen marschirt hatte. Die Armee des Königs marschirte in der Nacht vom 14. auf den 15. vom Schlachtfelde nach Buttelstädt in zwei Colonnen. Die eine dieser Colonnen aber ging, ich weiß nicht aus welchem Versehen, nach Erfurt und mußte dort den 15., 8000 Mann stark, capituliren. Die übrigen Truppen gingen in beständigen Umwegen über Sömmerda, Greußen, Sondershausen, Nordhausen, Blankenburg, Halberstadt, Aschersleben, Neu-Haldensleben nach Magdeburg.

Der König hatte die Armee verlassen, theils um in der Mark die nöthigen Anstalten zu treffen, theils um einer Gefahr zu entgehen, die den Staat in die größte Verlegenheit gestürzt haben würde, in die ein Staat gerathen kann, die, seinen König gefangen zu sehen. Der General Kalckreuth hatte von Sömmerda aus das Commando der Armee übernommen. Die erste Reserve-Division, welche die Arrieregarde machte, kam den 20. bei Magdeburg unter dem General Hirschfeld an.

Der Herzog von Weimar, der, wie wir oben bemerkt haben, mit der Avantgarde im Gebirge gestanden hatte, folgte der Armee auf einem Marsche, vermuthlich weiter links, wodurch er einigermaßen gedeckt war. In Magdeburg befand sich die Armee in einem traurigen Zustande; denn ein Rückzug von fünfundzwanzig Meilen, ohne die Truppen zu sammeln, löst jede Armee in der Welt auf. Daß man einen so weiten Rückzug machen mußte, ehe man sich auch nur einen Augenblick sammelte, lag in den allgemeinen Umständen, nämlich darin: daß man sich in der Verlängerung seines linken Flügels zurückziehen und dem Feinde den Vorsprung über die Elbe abgewinnen mußte. Dies war, wie schon gesagt, eine der schwierigsten Aufgaben, oder sie war auch vielleicht gar nicht zu lösen; denn die Art, wie sie von der preußischen Armee gelöst worden ist, kann freilich für keine ordentliche Auflösung gelten.

Auf einem gewöhnlichen Wege ließ sich diese Auflösung nicht finden, so viel konnte man vorhersehen. Man wollte es vermeiden, sich mit den geschlagenen Truppen von neuem in ein Gefecht einzulassen; daher die starken Märsche, daher die Umwege. Dies mußte in's Verderben führen. Möglich war die Rettung bloß durch die entgegengesetzten Mittel: wenn man nach einem, höchstens zwei Märschen die Armee wieder sammelte, und mit dem Wenigen, was man gesammelt hatte, sich den geraden Weg da bahnte, wo man Widerstand fand. Dazu gehörte nichts als der Muth der Verzweiflung. Dieser Muth der Verzweiflung ist so gut ein Gegenstand des militärischen Calculs wie jede andere gegebene Größe; er war es allein, der dem Feldherrn hier übrig blieb, und für außerordentliche Fälle gehören außerordentliche Entschlüsse. Die geringe Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs ist ein unverständiger Einwurf; denn im Kriege kommt es nicht auf den absoluten, sondern auf den relativen Grad der Wahrscheinlichkeit an, und die kleinste Wahrscheinlichkeit ist immer größer als gar keine. Von den Einwirkungen, welche ein so ganz anderes Verfahren, in Rücksicht seines Geistes, auf die Nation gehabt haben würde, sage ich kein Wort; aber in meinen Augen sind diese Einwirkungen mehr werth, wie eine muthlose Armee, im Falle diese wirklich hätte gerettet werden können. Mir kommt nichts kleinlicher vor, als wenn man immer

nur auf Fleisch und Blut, auf Pulver und Blei calculirt, und auf die moralischen Größen gar keine Rücksicht nimmt.

Wenn man diesen Weg der Verzweiflung, die sich in dem blutenden Stiere dem Feinde entgegenstürzt, nicht gehen wollte, so blieb ein anderer Weg übrig, der aber in der That nicht weniger außerordentlich war, nämlich der, die Oder frei zu lassen und sich mit der geschlagenen Armee auf das Hannöver'sche Kriegstheater zurückzuziehen. Das Außerordentliche dieses Entschlusses wurde dadurch vermehrt, daß er höchstwahrscheinlich gegen die früheren Befehle des Königs war; denn nichts prüft die Stärke des Charakters sicherer als die Last der Verantwortlichkeit, die er trägt, ohne die freie Thätigkeit der Seele zu stören. Was den ersten der beiden Wege betrifft, so glaube ich zwar, daß dieser Entschluß nicht bloß den Gefühlen eines großen und edlen Gemüthes angehört, sondern daß er auch ein Resultat des Nachdenkens sein kann, und daß die tiefste Meditation gerade auf ihn führen mußte; aber darum bleibt es nicht weniger wahr, daß er dennoch etwas ganz Außerordentliches in Hinsicht auf die Kraft des Gemüthes ist; denn die That, der Wille, ist von der Erkenntniß gerade so verschieden, wie der Verstand von dem Gemüthe; den Entschluß, davon ein Kind die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit einsieht, wirklich zu fassen, erfordert oft die Gemüthskraft eines großen Mannes. Ich bitte die Leser, ihr ernstes Nachdenken auf diesen Gegenstand einige Augenblicke zu richten, gewiß wird ihnen dann der Marsch der preußischen Armee und ihre Desorganisation sehr natürlich vorkommen, ohne dabei etwas Anderes als die Natur gewöhnlicher Menschen in Anschlag zu bringen.*)

* „Den Erkenntnissen des Verstandes in seinen Entschlüssen zu folgen, ist dem Gemüthe nur dann natürlich, wenn es von keinen Affecten bewegt wird, und groß ist es, wenn der Verstand auch über ein bewegtes Gemüth die Herrschaft behauptet. Gewöhnlich befindet sich in Rücksicht auf den Zustand des Gemüths der Leser in dem ersten, der Feldherr in dem anderen Falle. Was daher jenem unter der Gränze des Natürlichen d. i. des Gewöhnlichen zu liegen scheint, ist oft bloß nicht über dasselbe erhaben. Um die Richtigkeit dieser Bemerkung einzusehen, muß man aber wissen, von wie unendlich vielen Dingen das Gemüth desjenigen bewegt wird, der im Kriege auf einem bedeutenden Posten handelt." (Anmerkung von Clausewitz).

In Magdeburg, habe ich immer geglaubt, hätte man eine Armee von 60- bis 70,000 Mann sammeln können, wenn man nicht jetzt in Rücksicht auf die Oder eben das Princip befolgte, was man bisher in Rücksicht auf die Elbe befolgt hatte. Ich weiß nicht, ob diese Annahme gegründet ist, aber so viel ist gewiß, daß, als man den 21. von Magdeburg wegmarschirte, das Corps d'Armée unter dem Fürsten Hohenlohe, der nun das Commando über alle Truppen übernommen hatte, kaum 20,000 M. stark war. Etwa 10,000 M. unter dem General von Blücher folgten auf einem Marsche, und der Herzog von Weimar mit ungefähr 14,000 M. auf zwei Märschen. Es zogen also ungefähr 44,000 M. von Magdeburg ab.

Wäre man bei Magdeburg stehen geblieben, so würde man allerdings, auch wenn die Armee bis auf 70,000 Mann anwuchs, einen schlimmen Stand gehabt haben; so viel aber bleibt immer gewiß, daß mit einem Aufwande von Geschicklichkeit, diese Armee, in Verbindung mit Magdeburg, eine weit überlegene feindliche Macht so lange hätte beschäftigen können, als man in der Gegend und in Magdeburg selbst zu leben fand; dies war aber immer länger, als der Feind es auf diesem Punkte aushalten konnte, weil er gar keine Magazine hatte. Auf eine kunstvollere und genialischere Art hätten die Provinzen jenseit der Oder wohl nicht vertheidigt werden können, und ein besserer Gebrauch wäre wohl nie von einer so wichtigen Festung gemacht worden. Diesen schönen Erfolg konnte man indessen nur großen Talenten, einem zweiten Ferdinand, verdanken, und ohne diese Bedingung mußte man allerdings an sehr nachtheilige Resultate glauben. Allein nachtheiliger hätten diese Resultate wohl schwerlich ausfallen können, als der Entschluß, unverzüglich nach der Oder zu gehen, sie herbeiführen mußte. Denn zugegeben, der Fürst Hohenlohe, der jetzt mit der Armee bei Prenzlau capituliren mußte, fand, daß es möglich sei, durch forcirte Märsche Stettin früher zu erreichen als der Feind, und zugegeben, daß es ein bloßer unglücklicher Zufall war, wenn dies nicht geschah, so war immer die Frage: was brachte er an die Oder? In Prenzlau hat er mit 9000 Mann capitulirt; davon würden auf dem mehr als 7 Meilen langen Marsche, von Prenzlau nach Stettin, noch einige tausend Traineurs liegen geblieben sein, und es erreichten also etwa 7000 M.

die Oder, in einem Zustande, der nicht zu beschreiben ist. Daß der General Blücher und der Herzog von Weimar, die ihm auf ein und zwei Märschen folgten, auch durchkommen würden, war doch wohl zu viel gehofft.

Diese beiden Corps haben unter dem General Blücher, wenn ich nicht irre, 10,000 Mann stark, bei Lübeck capitulirt; stärker würden sie also auch nicht nach Stettin gekommen sein, wenn sie es je erreicht hätten. Um dieser traurigen Ueberreste willen, lohnte es sich doch wohl nicht der Mühe, die Hoffnungen aufzugeben, welche man bei Magdeburg für einen glücklichen Erfolg immer noch fassen konnte. —

Der Entschluß, bei Magdeburg stehen zu bleiben, würde zwar hier ganz ungezweifelt gegen den Befehl des Königs gewesen sein; allein dieser Befehl war früher gegeben und ehe man noch die Umstände so recht kannte. Mir scheint es, bei diesem Entschlusse war die Verantwortlichkeit in jedem Falle viel geringer, als sie es bei dem früheren Entschlusse gewesen sein würde, Oder und Elbe zu verlassen, um sich auf's Hannöverische Kriegstheater zu werfen; es gehörte also noch weniger Größe des Charakters dazu, ihn zu fassen. Indessen ist es factisch gewiß, daß der Fürst Hohenlohe gegen seine eigene bessere Ueberzeugung den Befehl des Königs befolgt hat; Gehorsam ist die erste Pflicht hat er denen geantwortet, die ihm über diesen Gegenstand ihre Meinung gesagt haben.

Ich kann Ihnen betheuern, verehrtester Freund, daß mir nichts widriger ist, als der Eigendünkel, womit sich oft Menschen schriftlich und mündlich zu Kritikern von einem Verfahren aufwerfen, dessen Fehler für jedermann klar am Tage liegen. Dies ist entweder eine Verletzung der Achtung, welche man anderen Leuten schuldig ist, weil man sie dadurch für blödsinnig erklärt, oder es ist ein unwillkürliches Geständniß, daß man es selbst sei. Ich habe mich daher noch nicht entschließen können, eine Kritik des Feldzuges der Oesterreicher vom Jahre 1805 zu lesen, und wenn jemand eine Kritik des preußischen Feldzuges vom Jahre 1806 verkündigte, so würde ich, wenn ich mich streng an den Titel hielte, weit lieber das Einmaleins noch einmal durchlesen als ein solches Buch. Sie werden hieraus schließen, welche Tendenz meine kritischen Bemerkungen haben. Nicht

die, Ihnen oder Ihren Freunden zu lehren, wie man es hätte besser machen können, sondern: von der einen Seite in's Licht zu setzen, wie die preußische Armee einem unausbleiblichen Verderben ausgesetzt wurde, ohne ihre eigene Schuld, dadurch, daß in einer sehr nachtheiligen Lage nichts Genialisches geschah, und von der anderen Seite zu zeigen, daß Mangel an Genialität und außerordentlichem Talente allein hinreicht, über die Armee und den Feldherrn das Unglück herbeizuführen, worüber man im ersten Augenblicke erstaunt; und daß es also ganz unnöthig ist, seine Zuflucht zu Suppositionen zu nehmen, die auch noch das Herz und die Rechtlichkeit angreifen, und die nicht nur eine Ungerechtigkeit enthalten, so lange sie sich nicht erweisen lassen, sondern auch, meiner Ueberzeugung nach, ein Irrthum sind. — Ich habe mich dieser Bemerkung selbst im Laufe meiner Betrachtung nicht überheben können, weil ich auch nicht einen Augenblick von Ihnen mißverstanden sein möchte.

Von Magdeburg sollte der Marsch auf dem geraden Wege über Burg, Genthin, Rathenau, Friesack, Ruppin, Gransee, Templin, Prenzlau, Löcknitz und Damm gehen, wo man den 30., nach Märschen von drei und vier Meilen täglich, anzukommen hoffte. Auf diesem Wege hatte man bis Prenzlau achtundzwanzig Meilen zu machen. Weil der Fürst Hohenlohe aber, um einem Gefechte zu entgehen, das Mittel der Umwege wählte, so ging der Marsch über Burg, Genthin, Rathenau, Neustadt, Ruppin, Fürstenberg, Schönermark und Prenzlau, und nun machte man bis zu diesem Orte 33 Meilen. Man marschirte anfangs nur drei und vier Meilen täglich, weil die Truppen seit dem 14. die größten Fatiguen ausgestanden und dabei an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel gelitten hatten. Den 26. brach man von Ruppin auf, und den 28. früh hatte man Prenzlau erreicht, also zu guterletzt in etwas über 48 Stunden fünfzehn Meilen marschirt. Auf diesem Marsche hatte die Armee 6000 Traineurs, und alle Pferde und Menschen waren von Hunger und Anstrengung entkräftet. Der Fürst Hohenlohe glaubte unter diesen Umständen um so eher capituliren zu müssen, als es den Truppen großentheils an Munition fehlte. Der Prinz Murat befand sich nämlich mit fünfzehn Cavalerie-Regimentern schon bei Prenzlau.

Er hatte aber dem Fürsten Hohenlohe den Weg nach Stettin noch nicht versperrt, sondern er befand sich mit ihm auf gleicher Höhe. Das Defilé von Löcknitz, was auf dem Wege nach Stettin liegt, war nicht von den Franzosen besetzt, obgleich der Prinz Murat es dem Fürsten gesagt haben soll. Es waren also keine äußeren Umstände da, die die Fortsetzung des Marsches verhinderten, aber der Zustand der Truppen machte sie unmöglich; daher war ein Gefecht unvermeidlich. Hätte der Fürst Hohenlohe dies angenommen, so würde sich im schlimmsten Falle ein Theil der Truppen noch nach Stettin gerettet haben; die, welche gefangen genommen wurden, wären nicht schlimmer daran gewesen, als sie es nach der Capitulation waren; der Name der preußischen Armee und der des Fürsten Hohenlohe wäre gerettet worden. Mit jeder neuen Anstrengung, die der Fürst machte, um ein Gefecht zu vermeiden, vermehrte sich in ihm die Furcht davor, eine Erscheinung, die in der menschlichen Natur sehr gewöhnlich ist; eine Gefahr, der man nicht in's Auge sieht, gewinnt nur um destomehr Gewalt über uns, so wie man überhaupt einem Gefühle, dem man nachgegeben hat, mit jeder Stunde weniger gewachsen ist. Diese Capitulation zieht dem Fürsten in den Augen der Welt eine Menge Beschuldigungen zu, die er nicht verdient, weil jedermann durch die letzten Eindrücke mehr oder weniger bestochen wird; hätte er hier sich noch einmal geschlagen, so würde das im Gegentheil manchen Vorwurf verwischt haben, der ihm mit Recht gemacht werden kann.

Die Brüder des Königs hatten den Monarchen begleitet, und der Prinz August, Sohn des Prinzen Ferdinand, war also der einzige Prinz von königlichem Geblüte, der sich noch bei dieser Armee befand. Sein Grenadier-Bataillon hatte die Arriere-Garde gehabt, war kurz vor Prenzlau abgeschnitten und von 4 Cavalerie-Regimentern unter dem General Beaumont angegriffen worden. Es zog sich in einem Quarré, 240 Mann stark, bis etwa 2 Meilen hinter Prenzlau auf dem Wege nach Pasewalk zurück. Nachdem das Quarré sieben Angriffe durch ein sehr lange verhaltenes Feuer abgeschlagen hatte, suchte es seine Zuflucht in der Ucker-Niederung, wo die Leute aber alle stecken blieben, das Quarré sich also auflöste und der Prinz mit seinen braven Grenadieren einzeln gefangen

genommen wurde. — Dieser Zug steht hier zur Ehre Friedrich's II., von dessen Neffen hier die Rede ist.

An das Schicksal des Generals Blücher und seines Corps brauche ich bloß zu erinnern; denn ich wüßte Ihnen nichts darüber zu sagen, da die Operationen dieses kleinen Corps einfach und ruhmvoll sind, so daß man dabei nichts auseinanderzusetzen hat. Nur eine Bemerkung will ich mir erlauben. Menschen von Gefühl lassen sich wohl verleiten, den General Blücher zu tadeln, daß er in der Schlacht bei Lübeck so viel Menschen und das Glück einer blühenden Handelsstadt in Gefahr setzte, ohne etwas gewinnen zu können, weil er der Gefangenschaft nicht mehr entrinnen zu können schien. Dieses Urtheil ist verzeihlich, seit der Philanthropismus, der es erzeugte, so allgemein geworden ist, daß man ihn keinem Einzelnen mehr zum Vorwurfe machen kann. Aber es ist darum nicht weniger engherzig. Wenn ich auch gar keine Rücksicht darauf nehme, daß der General Blücher 60,000 Mann während vierzehn Tagen noch beschäftigte und dadurch dem Könige eine kostbare Zeit gewann, so denke ich doch, diese Schlacht war in ihrer Wirkung auf den Geist der Nation und der Armee gar nicht zu berechnen.

Die Capitulationen von Erfurt, von Prenzlau und von vielen Festungen mußten einen sehr nachtheiligen Eindruck auf beide hervorgebracht haben. Eine blutige Schlacht, gefochten allein um der Ehre des Namens willen, war das einzige Gegengift. Ich werde daher den Namen Blücher stets als einen solchen betrachten, an welchem sich der Muth der Nation in dem gefährlichsten Augenblicke wieder aufgerichtet hat. — Wer solche Dinge nicht in Betrachtung zu ziehen weiß, ist unfähig, über die großen Angelegenheiten der Nationen zu richten.

Das Nachspiel aller dieser traurigen Begebenheiten war die Capitulation so vieler Festungen auf eine Art, die ihre Commandanten, die, welchen in dem Augenblicke der höchsten Gefahr diese ehrenvollen Stellen anvertraut wurden, die, auf welche die ganze Nation ängstlich ihren Blick gerichtet, die, welche den Geist dieser Nation vor den Augen von ganz Europa repräsentiren sollten, preisgibt dem Spotte und der Verachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt, ihrer eigenen Verwandten und ihrer eigenen Kinder

Die fast gänzliche Vernichtung der preußischen Armee hatte den Muthigsten selbst erschüttert, und die Sophismen eines mittelmäßigen Verstandes vollendeten den Triumph der Schande über die Ehre. — Die elende Politik, in dem Augenblicke, da man einen tödtlichen Streich empfangen hat, den Ueberwinder um Gnade zu flehen, hatte sich seit einiger Zeit in ganz Europa als Axiom eingeschlichen; daher glaubten die Commandanten der Festungen mit den meisten übrigen Menschen, der Friede Preußens und Frankreichs sei vor der Thür; mancher unter jenen dachte ihn durch die Uebergabe eines wichtigen Platzes zu beschleunigen; mancher wollte Menschenblut schonen; alle aber glaubten, der Friede werde sie der Verantwortung entziehen; keiner dachte daran, daß es ein Axiom der Kriegskunst ist, einen festen Platz auf's Aeußerste zu halten, unbekümmert um die äußeren Verhältnisse, zumal wenn man Capitulationen schließt, wodurch nicht ein Strohhalm gerettet wird, und vor Allem, daß es ein Axiom der Ehre ist, einen festen Platz bis auf's Aeußerste zu halten, unbekümmert, ob man für das Gegentheil die Armesünderbinde zu fürchten habe oder nicht.

Jene Gründe erklären also die Sache, aber sie machen sie nicht besser, und ich glaube, daß hier das Publikum in seinem Urtheile kaum zu streng sein kann. Die Nation hat ihr Urtheil ausgesprochen, und die Regierung hat das ihre angekündigt; das ist, was wir von beiden zu fordern haben, wenn sie nicht unsere Achtung verlieren sollen.

Hier befinde ich mich nun am Schlusse dieses unglücklichen Feldzuges. Wenn man mich immer richtig verstanden hat, so wird man in meiner Erzählung und den Betrachtungen, welche darin verflochten sind, keinen anderen Zweck als den angekündigten entdeckt haben, die Begebenheiten so darzustellen, daß man eine einigermaßen deutliche Uebersicht von dem Ganzen erhält, und darin das erstaunliche Resultat auf eine natürliche Art sich entwickeln sieht. Dies ist wohl um so mehr Bedürfniß, als im Laufe dieser stürmischen Epoche, deren Ende unser Auge noch nicht erreicht, auf eine vollständige und unparteiische Geschichte dieses Krieges nicht zu rechnen ist.

Hier scheide ich von Ihnen, verehrter Freund, und zugleich von dem deutschen Publicum. Mit Wehmuth hat mich die Erinnerung

aller dieser Ereignisse erfüllt, mit einem Gefühle, welches ich mit allen Deutschen theile. Preußen schien die letzte Hoffnung Deutschlands zu sein. Voll Liebe hatte die ganze Nation ihren Blick auf dieses edle Haus gerichtet, und von seinen immer ruhmvollen Waffen schien man im gutmüthigen Vertrauen auch das Unwahrscheinlichste zu erwarten. Die Armee fühlte sich geehrt durch dies Vertrauen, weil sie fühlte, daß sie dessen nicht unwürdig sei. — Weit entfernt, mit jener charakterlosen Erbärmlichkeit, deren sich so viele Menschen nicht schämen, ein ehemaliges Urtheil in Uebereinstimmung mit dem Erfolge zu setzen, gestehe ich freimüthig; ich und wir Alle haben den Krieg gewünscht und einen glücklichen Erfolg nicht für unmöglich gehalten. Wir haben die schönsten Hoffnungen in uns genährt; denn nie hat wohl eine Armee einen edleren Ruhm mit ihrem Blute erkauft, als der gewesen wäre, die Ehre, die Freiheit, das Bürgerglück der deutschen Nation gerettet zu haben. Aber von der anderen Seite sind wir weit entfernt gewesen, in eitlem Selbstvertrauen nicht die Klippen zu sehen, an welchen unsere Hoffnungen scheitern könnten, und manchen unter uns hat dies mit tiefem Kummer erfüllt. Jetzt sind die herrlichen Hoffnungen, das ganze schöne Verhältniß zwischen uns und Deutschland vernichtet; wir sind unseres bürgerlichen Glückes beraubt, unsere Laufbahn ist uns verschlossen, unsere Kräfte liegen müßig, und lastend ruht das ungerechte Urtheil von ganz Europa auf uns. So bedürfen wir wohl doppelten Muthes, um mit der Nation das Unglück und die Schande der Zeit zu tragen! und doch möchte ich allen Deutschen zurufen: Ehret euch selbst, das ist: Verzweifelt nicht an eurem Schicksale!

Die gesammelten Werke Clausewitz's sind nach seinem Tode in zehn Bänden erschienen, von welchen die acht ersten von Frau von Clausewitz, die beiden letzten von dem Grafen Karl v. d. Gröben herausgegeben wurden. Die von uns oben erwähnte Schrift: „Uebersicht des Feldzuges vom Jahre 1813", welche Clausewitz während des Waffenstillstandes verfaßte und ohne seinen Namen herausgab, ist in die gesammelten Werke und zwar in den siebenten Band derselben aufgenommen worden. Außer dieser Schrift hat Clausewitz

bei verschiedenen Veranlassungen Aufsätze in Zeitschriften erscheinen lassen, doch dürfte wol, da er seinen Namen nicht beifügte, für keinen derselben seine Autorschaft mit Sicherheit nachzuweisen sein, mit Ausnahme der obigen in Archenholz „Minerva" (Jahrgang 1807) abgedruckten Briefe über den Krieg von 1806.

Die Schrift: „Ueber das Leben und den Charakter von Scharnhorst",*) aus welcher von uns bereits einige Stellen mitgetheilt worden sind,**) ist in die gesammelten Werke nicht aufgenommen worden, weshalb wir auf sie mit einigen Worten zurückkommen wollen.

Die Schrift wurde nicht lange nach Clausewitz's Tode, gleichsam als Vorläuferin seiner Werke, veröffentlicht; den Herausgeber konnten wir nicht ermitteln; vielleicht war er einer der Offiziere oder anderen Freunde, von welchen Frau von Clausewitz bei der Herausgabe der Werke ihres Gatten unterstützt worden ist. Sie besteht aus zwei Abtheilungen, von welchen die erste eine „Notiz über die Lebensumstände von Scharnhorst", die zweite eine „Charakteristik von Scharnhorst" enthält. Beigelegt sind drei Briefe von Scharnhorst an Clausewitz und eine kurze Lebensskizze des Letzteren nebst fünf Briefen von ihm an seine Frau aus dem Jahre 1813.

Die erste (biographische) Abtheilung der Schrift wurde von Clausewitz einige Jahre nach Scharnhorst's Tode auf den Wunsch einer gemeinschaftlichen Freundin verfaßt, welche bei einem Aufenthalte in England, wo damals Scharnhorst's Verdienste und Wirksamkeit noch nicht in verdientem Maße anerkannt waren, von dem Herausgeber eines vielgelesenen Journals das Anerbieten erhalten hatte, einen Aufsatz über diesen Gegenstand, wenn er aus einer guten Quelle stamme, übersetzen zu lassen und in sein Journal aufzunehmen, und sich nun in dieser Angelegenheit an Clausewitz wandte, den sie zu einer solchen Arbeit durch sein früheres Verhältniß zu Scharnhorst vorzugsweise berufen glaubte. So entstand dieser Aufsatz, welcher in der in Rede stehenden Schrift mit der „Charakteristik" zu einem Ganzen vereinigt wurde. Letztere wurde von Clausewitz bald nach dem Tode Scharnhorst's niedergeschrieben, da er das Bedürfniß

* Sie erschien, in der von Leopold Ranke herausgegebenen „Historisch-politischen Zeitschrift", zugleich als Sonder-Abdruck, Hamburg 1832, bei Friedrich Perthes.

** Bd. I., S. 120 f., 127 ff., 143.

fühlte, sich mit dem Andenken des Verstorbenen zu beschäftigen und für sich und Andere ein treues Bild des herrlichen Mannes zu entwerfen. Der Gedanke einer Veröffentlichung des Aufsatzes lag ihm fern; nur den Kindern des Verewigten und einigen vertrauten Freunden wurde derselbe mitgetheilt.

Aus dem biographischen Theile der Schrift wollen wir den von uns bereits mitgetheilten Stellen noch den Schluß hinzufügen, in welchem Clausewitz die Bedeutung und Wirksamkeit Scharnhorst's in wenigen treffenden Worten zusammenfaßt: „Wenn es überhaupt schwer ist, die Wirksamkeit eines Staatsmannes mit genauem Maße zu messen, so ist dieses noch weit mehr der Fall, wenn, wie beim General Scharnhorst, diese Wirksamkeit mit einem bescheidenen Zurückhalten der Persönlichkeit verbunden ist. Man muß darauf Verzicht leisten, den Antheil desselben an der großen Begebenheit actenmäßig auszuscheiden und der Welt vorzulegen.

Aber der vorurtheilslose Beobachter Preußens in seiner sechsjährigen Krisis wird in das Urtheil einstimmen, daß dieser merkwürdige Mann für das damalige Preußen als der Kern- und Schwerpunkt des politischen Widerstandes, als der Keim und das lebendigste Bildungsprincip zu staatsbürgerlicher Gesinnung angesehen werden kann.

Die Wiedergeburt des preußischen Heeres, die Vereinigung der Stände im Volke, die Schöpfung der Landwehr, der hartnäckige Widerstand gegen den Kleinmuth der Zeit und das Mißtrauen der Parteien sind eben so viele Anker, die die Hand dieses geschickten Piloten in den Zeiten der gewitterschweren Atmosphäre ausgeworfen, und an welchen das königliche Schiff den losbrechenden Stürmen getrotzt hat.*)

Die zweite Abtheilung der Schrift, in welcher der Charakter Scharnhorst's geschildert wird, ist nicht nur die umfangreichere, sondern auch werthvollere und zeigt uns das große Talent des Verfassers für Charakterzeichnung, welches auch in seinen späteren Schriften hervortritt, in seinem vollen Glanze. Wir lassen zwei Stellen, welche sich auf den Verstand und das Herz des großen Mannes beziehen, hier folgen, ohne sie als die vorzüglichsten dieser Charakteristik, welche nach ihrem ganzen Inhalte meisterhaft ist, bezeichnen zu wollen:

* S. 16 f.

ihm schwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.

Hier berufe ich mich auf das Urtheil der Frauen, deren zartere Empfindungsweise am meisten berechtigt ist, das Herz des Menschen zu erkennen.“*)

Die gesammelten Werke wollen wir zunächst nach den drei Gruppen, in welche sie bei der Herausgabe eingetheilt worden sind, hier aufführen:

Erste Gruppe: Band I—III. Vom Kriege.**)

Zweite Gruppe: Band IV—VI. Der Feldzug von 1796 in Italien. — Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.***)

Dritte Gruppe: Band VII—X. Der Feldzug von 1812 in Rußland. — Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande und der Feldzug von 1814 in Frankreich (VII). — Der Feldzug von 1815 in Frankreich (VIII). — Historische Materialien zur Strategie (IX und X).†) Den Inhalt bilden: Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Gustav Adolph, Turenne und Luxemburg. Bemerkungen zum spanischen Erbfolgekriege (IX). — Strategische Beleuchtung mehrerer Feldzüge von Sobiesky, Münich, Friedrich dem Großen und dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig. Der Krieg in der Vendée 1793 (X).

Dem dritten Bande ist ein aus drei Aufsätzen bestehender Anhang beigefügt: 1. Uebersicht des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen in den Jahren 1810, 1811 und 1812 vom Verfasser ertheilten militärischen Unterrichts. 2. Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte. 3. Skizze eines Planes zur Taktik oder Gefechtslehre.

Die drei ersten Bände bilden den kriegswissenschaftlichen Theil der Werke, den man auch den didaktischen nennen könnte,

* S. 27.

** Dritte Auflage. 1869.

*** Zweite Auflage. 1858.

† Zweite Auflage. 1863.

und zwar das Werk „Vom Kriege“, die sieben übrigen Bände bilden den kriegsgeschichtlichen Theil.

Das Werk „Vom Kriege“, welches aus acht Büchern besteht, nimmt unter allen Schriften Clausewitz's den ersten Rang ein und ihm verdankt er vorzugsweise die ruhmvolle Stellung, welche er als Militärschriftsteller einnimmt.

Clausewitz hat diesem Werke außer einer (datumlosen) „Vorrede“ noch eine am 10. Juli 1827 verfaßte „Nachricht“ und einen wahrscheinlich nicht lange vor seinem Tode geschriebenen unvollendeten „Aufsatz“ vorausgeschickt, drei Schriftstücke,*) welche zur Beurtheilung des Werkes von der größten Wichtigkeit sind. Aus denselben ersieht man, daß Clausewitz die ersten sechs Bücher „nur als eine noch ziemlich unförmliche Masse“ betrachtete, welche „durchaus noch einmal umgearbeitet werden solle“, daß er das siebente und achte Buch über den Angriff und den Kriegsplan nur für Vorarbeiten und flüchtige Skizzen hielt und nur das erste Capitel des ersten Buches als vollendet betrachtete, welches wenigstens dem Ganzen den Dienst erweisen werde, die Richtung anzugeben, welche er überall habe einhalten wollen. Sollte ein früher Tod ihn in seiner Arbeit unterbrechen, so werde man nur eine unförmliche Gedankenmasse finden, welche, „unaufhörlichen Mißverständnissen ausgesetzt, zu einer Menge unreifer Kritiken Veranlassung geben werde“, aber „trotz dieser unvollendeten Gestalt“ glaubt er, „daß ein vorurtheilsfreier, nach Wahrheit und Ueberzeugung dürstender Leser in den sechs ersten Büchern die Früchte eines mehrjährigen Nachdenkens und eifrigen Studiums des Krieges nicht verkennen und vielleicht darin die Hauptgedanken finden werde, von denen eine Revolution in dieser Theorie ausgehen könnte.“

Ungeachtet der unvollendeten Form ist das Werk „Vom Kriege“ durch Tiefe der Gedanken, logische Schärfe in der Entwickelung derselben, Genauigkeit der Begriffsbestimmungen, Präcision und Klarheit des Ausdrucks wie kein anderes epochemachend in der neueren Militärliteratur geworden. Clausewitz legt seine Anschauungen über die Kriegskunst nicht abstract, sondern concret dar, in ihrer Bedingtheit durch die mit ihr auf's engste verbundene Staatskunst, und in dem

* Sie sind dem ersten Bande der Werke vorgedruckt worden.

ersten Capitel des ersten Buches, welches er, wie oben bemerkt, allein als vollendet betrachtete, gelangt er bei der Beantwortung der aufgeworfenen Frage: „Was ist der Krieg?“ zu dem Satze: „Der Krieg ist eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“

Die Entwickelung, welche ihn zu dieser als leitender Gesichtspunkt sich durch das ganze Werk hindurchziehenden Definition geführt hat, schließt er mit den Worten:

„So sehen wir also, daß der Krieg nicht bloß ein politischer Act, sondern ein wahres politisches Instrument ist, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit anderen Mitteln. Was dem Kriege nun noch eigenthümlich bleibt, bezieht sich bloß auf die eigenthümliche Natur seiner Mittel. Daß die Richtungen und Absichten der Politik mit diesen Mitteln nicht in Widerspruch treten, das kann die Kriegskunst im Allgemeinen, und der Feldherr in jedem einzelnen Falle fordern, und dieser Anspruch ist wahrlich nicht gering; aber wie stark er auch in einzelnen Fällen auf die politischen Absichten zurückwirkt, so muß dies doch immer nur als eine Modification derselben gedacht werden; denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden.“

Der zweite hervorragende, ebenfalls durch das ganze Werk sich hindurchziehende und Clausewitz durchaus eigenthümliche Gesichtspunkt ist in dem Satze ausgesprochen: Die Vertheidigung ist stärker als der Angriff, da sie die Vortheile der Auswahl des Terrains, der Ueberraschung, des plötzlichen Angriffs von mehreren Seiten, des eingerichteten Kriegstheaters, des Beistandes der Bevölkerung und der Benutzung der großen moralischen Kräfte für sich hat. Schon hieraus ergibt sich, daß Clausewitz unter Vertheidigung nicht ein passives Abwarten, welches das Gesetz vom Gegner empfängt, sondern ein actives Handeln versteht, welches ihm dasselbe ertheilt.

Die eigenthümlichen Vorzüge des Werkes „Vom Kriege“ sind von dem Verfasser des Artikels über Clausewitz in Wagener's „Staats- und Gesellschaftslexicon“ ebenso kurz als treffend mit folgenden Worten bezeichnet worden:

„Im Gegensatze zu den zahlreichen Militär-Schriftstellern, welche bei ihren Versuchen, eine Theorie der Kriegführung aufzustellen, nothwendig mit der Praxis in Widerspruch gerathen müssen, da sie nur materielle Größen in Betracht ziehen, während die jeden kriegerischen Act durchziehenden geistigen Kräfte und fortwährenden Wechselwirkungen sich absolut nicht in bestimmte algebraische Formeln als Quasi-Universalmittel zusammenfassen lassen, stellt er eine Theorie des Krieges hin, die nicht positive Lehre, keine Anweisung zum Handeln, sondern nur eine analytische Betrachtung desselben sein und, auf die Erfahrungen, also die Kriegsgeschichte angewendet, eine Vertrautheit mit ihm herbeiführen soll; er entwickelt Grundsätze, die den Geist des künftigen Führers leiten, keineswegs aber Formeln, die denselben gleichsam als Recepte auf das Schlachtfeld begleiten sollen. Wenn die übrigen Schriftsteller sich derartig in die von ihnen aufgestellten Theorieen verrennen, daß dieselben ihnen, wie den Gelehrten ihre Systeme, Zweck werden, in welche, als die einmal für richtig adoptirte Form — wie Bülow den umfassenden Angriff, Jomini die innere Linie, Mathieu Dumas den überhöhenden Standpunkt, Willisen die geometrischen Anschauungen von den Winkeln an der Basis und am Object — sie alles a priori und a posteriori hineinpassen wollen und dadurch nicht weniger die freie Selbstthätigkeit des Denkens beschränken, wie den Facten Gewalt anthun, ist ihm die Theorie nur Mittel, die Ansichten über den Gegenstand schnell zu ordnen und die Sonde der Kritik einmal in Bezug auf die historischen Facta, zweitens auf die Beurtheilung der Kriegshandlungen richtig anzulegen. Auf die Errichtung eines streng systematischen Gebäudes verzichtend, gibt er nur die Mittel an die Hand, das für die kriegerische Thätigkeit nöthige Wissen durch Studium und Nachdenken dem Geiste derartig anzueignen, daß es vollständig aufhört, für denselben etwas Objectives zu sein, sondern sich durch diesen Assimilationsproceß zu einem subjectiven Können umsetzt, das jeden Moment den, dem concreten Falle entsprechendsten selbstständigen Entschluß zu fassen befähigt ist. Indem er aber die Scylla der Theoretiker vermeidet, welche die freie Thätigkeit des Geistes in die Fesseln eines Systems schlagen wollen, und er dem napoleonischen Ausspruche: „Il n'y a rien d'absolu dans

la guerre“ Rechnung trägt, hütet er sich doch, in die Charybdis derer zu fallen, welche in der alle Regel verachtenden sogenannten Genialität die Erfordernisse des wahren Feldherrn zu sehen meinen, durch seinen Ausspruch: „Was das Genie thut, muß gerade die schönste Regel sein und die Theorie kann nichts Besseres thun, als zeigen, wie und warum es so ist.“

Wenn es auch nicht möglich ist, aus einem einzelnen Abschnitte dieses classischen Werkes sich auch nur annähernd eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Charakter desselben zu verschaffen, so können wir es uns doch nicht versagen, denjenigen unserer Leser, welche mit den Schriften Clausewitz's nicht näher bekannt sind, die Eigenthümlichkeit seiner Darstellungsweise durch eine Probe zu veranschaulichen und wählen dazu aus dem ersten Buche das siebente Capitel, welches mit ganz besonderem Beifalle aufgenommen worden ist; wie man schon daraus erkennt, daß der in demselben aufgestellte Satz: „Im Kriege ist Alles sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig“ unzähligemal nachgesprochen, zuweilen auch als Motto benutzt wurde, der Ausdruck aber, mit welchem Clausewitz den behandelten Gegenstand bezeichnet, „die Friction im Kriege“ sogar zu einem „geflügelten Worte“ geworden ist.

„Friction im Kriege“.*)

„So lange man selbst den Krieg nicht kennt, begreift man nicht, wo die Schwierigkeiten der Sache liegen, von denen immer die Rede ist, und was eigentlich das Genie und die außerordentlichen Geisteskräfte zu thun haben, die vom Feldherrn gefordert werden. Alles erscheint so einfach, alle erforderlichen Kenntnisse erscheinen so flach, alle Combinationen so unbedeutend, daß, in Vergleichung damit, uns die einfachste Aufgabe der höheren Mathematik mit einer gewissen wissenschaftlichen Würde imponirt. Wenn man aber den Krieg gesehen hat, wird Alles begreiflich und doch ist es äußerst schwer, dasjenige zu beschreiben, was diese Veränderung hervorbringt, diesen unsichtbaren und überall wirksamen Factor zu nennen.

Es ist Alles im Kriege sehr einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen

*) Hinterlassene Werke, Bd. I, S. 91 ff.

eine Friction hervor, die sich Niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat. Man denke sich einen Reisenden, der zwei Stationen am Ende seiner Tagereise, noch gegen Abend zurückzulegen denkt, vier bis fünf Stunden, mit Postpferden, auf der Chaussée; es ist Nichts. Nun kommt er auf der vorletzten Station an, findet keine, oder schlechte Pferde, dann eine bergige Gegend, verdorbene Wege, es wird finstere Nacht, und er ist froh, die nächste Station, nach vielen Mühseligkeiten, erreicht zu haben und eine dürftige Unterkunft dort zu finden. So stimmt sich im Kriege, durch den Einfluß unzähliger kleiner Umstände, die auf dem Papiere nie gehörig in Betracht kommen können, Alles herab, und man bleibt weit hinter dem Ziele. Ein mächtiger eiserner Wille überwindet diese Friction, er zermalmt die Hindernisse, aber freilich die Maschine mit. Wir werden noch oft auf das Resultat kommen. Wie ein Obelisk, auf den die Hauptstraßen eines Ortes zugeführt sind, steht, in der Mitte der Kriegskunst gebieterisch hervorragend, der feste Wille eines stolzen Geistes.

Friction ist der einzige Begriff, welcher dem ziemlich allgemein entspricht, was den wirklichen Krieg von dem auf dem Papiere unterscheidet. Die militärische Maschine, die Armee, und Alles, was dazu gehört, ist im Grunde sehr einfach, und scheint deswegen leicht zu handhaben. Aber man bedenke, daß kein Theil davon aus einem Stücke ist, daß Alles aus Individuen zusammengesetzt ist, deren jedes seine eigene Friction nach allen Seiten hin behält. Theoretisch klingt es ganz gut: der Chef des Bataillons ist verantwortlich für die Ausführung des gegebenen Befehls, und da das Bataillon durch die Disciplin zu einem Stücke zusammengeleimt ist, der Chef aber ein Mann von anerkanntem Eifer sein muß, so drehet sich der Balken um einen eisernen Zapfen mit wenig Friction. So aber ist es in der Wirklichkeit nicht, und Alles was die Vorstellung Uebertriebenes und Unwahres hat, zeigt sich im Kriege auf der Stelle. Das Bataillon bleibt immer aus einer Anzahl Menschen zusammengesetzt, von denen, wenn der Zufall es will, der unbedeutendste im Stande ist, einen Aufenthalt oder sonst eine Unregelmäßigkeit zu bewirken. Die Gefahren, welche der Krieg mit sich bringt, die körperlichen Anstrengungen, die er fordert, steigern das Uebel so sehr, daß sie als die beträchtlichsten Ursachen desselben angesehen werden müssen.

Diese entsetzliche Friction, die sich nicht, wie in der Mechanik, auf wenig Punkte concentriren läßt, ist deswegen überall im Contact mit dem Zufalle, und bringt dann Erscheinungen hervor, die sich gar nicht berechnen lassen, eben weil sie zum großen Theile dem Zufalle angehören. Ein solcher Zufall ist z. B. das Wetter. Hier verhindert der Nebel, daß der Feind zu gehöriger Zeit entdeckt wird, daß ein Geschütz zur rechten Zeit schießt, daß eine Meldung den commandirenden Offizier findet; dort der Regen, daß ein Bataillon ankommt, daß ein anderes zur rechten Zeit kommt, weil es, statt drei, vielleicht acht Stunden marschiren mußte, daß die Cavalerie wirksam einhauen kann, weil sie im tiefen Boden stecken bleibt u. s. w.

Diese Paar Detailzüge nur zur Deutlichkeit und damit Verfasser und Leser zusammen bei der Sache bleiben, denn sonst ließen sich von solchen Schwierigkeiten ganze Bände voll schreiben. Um dies zu vermeiden und doch einen deutlichen Begriff von dem Heere kleiner Schwierigkeiten hervorzubringen, womit man im Kriege kämpft, möchten wir uns in Bildern erschöpfen, wenn wir nicht zu ermüden befürchteten. Aber ein Paar werden uns auch diejenigen noch zu gut halten, die uns längst verstanden haben.

Das Handeln im Kriege ist eine Bewegung im erschwerenden Mittel. So wenig man im Stande ist, im Wasser die natürlichste und einfachste Bewegung, das bloße Gehen, mit Leichtigkeit und Präcision zu thun, so wenig kann man im Kriege mit gewöhnlichen Kräften auch nur die Linie des Mittelmäßigen halten. Daher kommt es, daß der richtige Theoretiker wie ein Schwimmeister erscheint, der Bewegungen, die für's Wasser nöthig sind, auf dem Trocknen üben läßt, die denen grotesk und übertrieben vorkommen, die nicht an das Wasser denken; daher kommt es aber auch, daß Theoretiker, die selbst nie untergetaucht haben oder von ihren Erfahrungen nichts Allgemeines zu abstrahiren wissen, unpraktisch und selbst abgeschmackt sind, weil sie nur das lehren, was ein Jeder kann — Gehen.

Ferner: jeder Krieg ist reich an individuellen Erscheinungen, mithin ist jeder ein unbefahrenes Meer voll Klippen, die der Geist des Feldherrn ahnen kann, die aber sein Auge nie gesehen hat und die er nun in dunkler Nacht umschiffen soll. Erhebt sich noch ein widriger Wind d. h. erklärt sich noch irgend ein großer Zufall gegen

ihn, so ist die höchste Kunst, Geistesgegenwart und Anstrengung da nöthig, wo dem Entfernten Alles von selbst zu gehen scheint. Die Kenntniß dieser Friction ist ein Haupttheil der oft gerühmten Kriegserfahrung, welche von einem guten General gefordert wird. Freilich ist der nicht der Beste, der die größte Vorstellung davon hat, dem sie am meisten imponirt (dies gibt jene Classe von ängstlichen Generalen, die unter den Erfahrenen so häufig zu finden sind), sondern der General muß sie kennen, um sie zu überwinden, wo dies möglich ist, und um nicht eine Präcision in den Wirkungen zu erwarten, die, eben wegen dieser Friction, nicht möglich ist. — Man wird sie übrigens theoretisch nie ganz kennen lernen, und könnte man es, so würde jene Uebung des Urtheils immer noch fehlen, die man Takt nennt, und die allemal, in einem Felde voll unendlich kleiner und mannichfaltiger Gegenstände, nöthiger ist, als in großen entscheidenden Fällen, wo man mit sich und Anderen Concilium hält. So wie den Weltmann nur der fast zur Gewohnheit gewordene Takt seines Urtheils immer passend sprechen, handeln und sich bewegen läßt: so wird nur der kriegserfahrene Offizier, bei großen und kleinen Vorfällen, man möchte sagen, bei jedem Pulsschlage des Krieges, immer passend entscheiden und bestimmen. Durch diese Erfahrung und Uebung kommt ihm der Gedanke von selbst: das Eine geht, das Andere nicht. Er wird also nicht leicht in den Fall kommen, sich eine Blöße zu geben, was im Kriege, wenn es häufig geschieht, die Grundfeste des Vertrauens erschüttert und äußerst gefährlich ist.

Die Friction, oder was hier so genannt ist, ist es also, welche das scheinbar Leichte schwer macht. Wir werden in der Folge noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen, und es wird dann auch klar werden, daß, außer Erfahrung und einem starken Willen, noch manche andere, seltene Eigenschaften des Geistes zum ausgezeichneten Feldherrn erforderlich sind."

Das Werk „Vom Kriege" fand eine mit seiner Verbreitung sich immer steigernde Anerkennung. Zu seinen und seines Verfassers begeistertsten Bewunderern gehörte der nachmalige Generalmajor Karl v. Decker,*)

* Einer der fruchtbarsten Militärschriftsteller (geb. 1784, gest. 1844), der mit Blesson und Malinowsky das „militärische Wochenblatt", die „Militärliteraturzeitung"

welcher, als die vier ersten Bücher des Werkes erschienen waren, bei einer am 16. November 1832, dem Jahrestage von Clausewitz's Tode, veranstalteten Gedächtnißfeier vor den Offizieren der 1. Artillerie-Brigade einen Vortrag hielt, in welcher er der Begeisterung, mit welcher ihn das Werk erfüllt hatte, den beredtesten Ausdruck gab. Es war Decker's Absicht, daß in der von ihm befehligten Brigade der Todestag Clausewitz's alljährlich gefeiert werden, daß an diesem Tage aller Dienst ruhen und das Andenken des hochverdienten Mannes durch eine Vorlesung aus seinen Werken erneuert werden sollte.

Den Vortrag Decker's*) glauben wir um so mehr aufnehmen zu müssen, weil er nicht nur das Urtheil eines bewährten Fachgenossen über Clausewitz's bedeutendstes Werk enthält, sondern auch von dessen Charakter und seiner Persönlichkeit eine treue und lebendige Schilderung entwirft.

„Gedanken über des Generals Carl von Clausewitz hinterlassenes Werk „Vom Kriege."

Niedergeschrieben und vorgelesen in der wissenschaftlichen Unterhaltung der Offiziere der 1. Artillerie-Brigade, gehalten zur Gedächtnißfeier des verewigten Verfassers am Jahrestage seines Todes, den 16. November 1832.

Von Carl von Decker, Major und Brigadier."

„Noch nie hat wohl Jemand mit größerer Schüchternheit die Feder zur schriftlichen Betrachtung eines kriegswissenschaftlichen Werkes in die Hand genommen, niemals seine Schwäche tiefer gefühlt, aber auch niemals ein größeres Bedürfniß empfunden, seinen Gedanken Worte zu leihen, seine Ansichten niederzuschreiben, als ich in dem gegenwärtigen Augenblicke. Das Lesen des vorgedachten Werkes hat einen völlig eigenthümlichen Eindruck auf mich gemacht, den ich noch beim Lesen keines ähnlichen empfunden habe und einen erschütternden, einen gewaltigen nennen darf, weil seine Wirkung dem elektrischen Schlage am nächsten verwandt ist.

und die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges" redigirte. Seine zahlreichen Schriften sind aufgeführt bei v. Hardegg (Thl. III., S. 388).

* Abgedruckt nach einer bei den Papieren der Frau v. Clausewitz befindlichen, ihr von Major v. Decker selbst zugesandten Abschrift.

Wie mir, möchte es wohl vielen anderen Lesern ergangen sein, und sollte nicht schon hieraus folgen müssen, daß das hinterlassene Werk des Generals Carl von Clausewitz keinem anderen derartigen ähnlich sei? Denn was erklärte sonst jenen eigenthümlichen Eindruck?

Aber wie jeder solche Eindruck zwar seine eigene Harmonie in sich tragen und doch in Beziehung zur individuellen Empfänglichkeit in offenen oder geheimen Widerspruch mit anderen treten kann, so dürfte auch hierin schon der Grund liegen, warum vielleicht kein anderes Werk verschiedenartigere Beurtheilungen erfahren und größere Controversen veranlassen wird als gerade dieses.

Soll der Beurtheiler eines geistigen Productes, wie es sich gebührt, auf höherem geistigen Standpunkte stehen als das Beurtheilte, so möchten in dem vor uns liegenden Falle nur wenige Auserwählte dieser Bedingung entsprechen, und welche ungeheure Anmaßung müßte dazu gehören, zu diesen Wenigen sich zählen zu wollen; aber auch keine trockene Anzeige davon mag ich geben, sondern freimüthig will ich meine Gedanken mittheilen, wie ich empfunden, zwar unbekümmert, ob die große Menge sie mit mir theilt, aber in der freudig festen Ueberzeugung, daß viele meiner Waffenbrüder Gleiches mit mir empfinden, folglich diese Zeilen auch nicht ohne Anklang bleiben werden.

Der Referent soll die Sache von der Person des Schriftstellers zu trennen wissen. Diese Forderung ist leicht ausgesprochen, viel schwerer zu erfüllen und, streng genommen, unausführbar. So wenig der Mensch zu vergessen im Stande ist, oder auf Augenblicke sich vornehmen kann, daß er einen Bekannten vergessen will, den er wirklich kennt, so wenig ist es möglich, beim Lesen einer Schrift von der Persönlichkeit ihres Verfassers ganz abzusehen, wenn der Verfasser dem Leser von Person wirklich bekannt ist. Jener strenge Grad der Unparteilichkeit des Urtheils, der auch die allerkleinste Vorliebe unerbittlich ausschließt, kann menschlicher, also billiger Weise nur da gefordert werden, wo Referent und Schriftsteller einander völlig fremd sind, und am allerwenigsten da, wo das Band der reinsten Hochachtung und der innigsten Verehrung den Ersteren an den Letzteren geknüpft hatte. Wer kälter fühlt oder sein Gefühl unterzuordnen versteht, der werfe den ersten Stein! — Ich für mein Theil beuge

mich zwar vor diesem Gesetze, dessen Nothwendigkeit ich anerkenne, aber ich würde augenblicklich die Feder wegwerfen, wenn ich nur um den Preis des Vergessens der Persönlichkeit des mir ewig theuern Verfassers über seinen geistigen Nachlaß schreiben dürfte.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß gerade in der Persönlichkeit des Schriftstellers, worunter immer die geistige zu verstehen ist, eine gewisse Bürgschaft für den objectiven Werth seiner Werke liegt, daß sie wenigstens einen Theil dieses Werthes bedingt.

Verweilen wir also einige Augenblicke bei der Persönlichkeit des Verewigten. Ihr Hauptcharakter hieß Liebenswürdigkeit im edelsten Sinne des Wortes, das ist: geliebt von Allen, die näher ihm angehörten, und würdig der Liebe auch derer, die fern ihm standen! Bedürfte dies noch eines Beweises, so würden die letzten Berufsjahre des zu früh Verblichenen ihn liefern. Einer Waffe überwiesen, der er vielleicht fremder war als sie ihm, obgleich er nicht für sie erzogen war, die in Europa seit fünf Jahrhunderten eifersüchtig über jede Störung eines gewissen Innungszustandes durch Einverleibung fremdartiger Glieder gewacht hat; dem blödsichtigen Urtheile einer auf ihre Grammatik stolzen Technik bloßgestellt, und dennoch in unglaublich kurzer Zeit der Gegenstand allgemeinster, innigster Verehrung und treuester Liebe vom Höchsten bis zum Niedrigsten herab: Wahrlich! wessen Persönlichkeit da nicht in Liebenswürdigkeit zusammenflösse, wo möchte man sie dann wohl suchen sollen!

Einen liebenswürdigeren Vorgesetzten kann keine Truppe sich wünschen. Großartig in allen seinen Ansichten, erhaben über kleinliche Tadelsucht und Splitterwerk jeder Art, scharf und treffend in seinen Urtheilen, aber stets mild und human, gerecht und unparteiisch, das Gute anerkennend, wo und unter welcher Gestalt es sich auch finden mochte, völlig unzugänglich jeder Einflüsterung, wußte er durch feinen Takt und liebenswürdige Persönlichkeit die Gemüther zu fesseln und zu beherrschen, die unvermeidliche Bürde des Dienstes leicht zu machen, ja selbst den Beschwernissen desselben einen heiteren, freundlichen Anstrich zu geben. Alle seine Berichte athmen tiefen Gehalt und Gediegenheit; das unbedeutendste seiner Dekrete ist ein Muster edlen

einfachen Styls, in jeder seiner dienstlichen Anordnungen spiegelt sich der Abdruck seines reichen Geistes, seines scharfsinnigen Urtheils und seines richtigen praktischen Gefühls. Darum sahen seine Untergebenen mit Freude ihn kommen, mit Trauer ihn wieder von sich scheiden; seine Gegenwart belebte, sein Geist erleuchtete, seine Persönlichkeit erfreute Alle, und so wurde jede Waffenübung vor ihm und durch ihn zur dienstlichen Feier.

Darum lebte auch sein Andenken fort, überall wo sein Befehl gewaltet hat; darum kann ein Blitz aus wolkenloser Höhe nicht zerschmetternder wirken, als die entsetzliche Nachricht seines plötzlichen Todes, der für die Armee und den Königlichen Dienst leider viel zu früh erfolgt ist.

Was er dem Dienste und seinen Untergebenen war, das haben sie erst dann ganz empfunden, als sie das theuere Haupt verloren hatten und zur schmerzlichen Erkenntniß ihres unersetzlichen Verlustes gelangt waren.

Viele, die den verewigten General nicht näher gekannt hatten, mochten ihn vielleicht für kalt oder theilnahmlos halten. Sie haben seinem edlen Gemüthe bitteres Unrecht gethan. Ein Herz, das so glühend heiß für seinen König und sein Vaterland schlug, so warm für seine Pflichten fühlte, so treu an seinen Vorgesetzten hing, so wohlwollend für seine Untergebenen gesinnt war: ein solches Herz kann weder kalt noch theilnahmslos gewesen sein. Doch ich breche hier ab, um nicht allzuweit von meinem Ziele mich zu entfernen. Meinem aufrichtigen Schmerze wird Jeder gern Nachsicht schenken, der zu ahnen im Stande ist, was ich persönlich an diesem seltenen Manne verloren habe, und wie sein unerwarteter Tod mich um die ganze glückliche Hoffnung eines von vielfachen Dornen überstreuten Dienstlebens gebracht hat und das gerade in dem Augenblicke, wo diese Hoffnnng mir endlich zu dämmern begann.

Darum müßte auch gerade ich der Letzte sein, der sich kritische Betrachtungen über den geistigen Nachlaß des Verewigten erlaubt, weil mir neben der Fähigkeit dazu auch die Unbefangenheit mangelt und weil die innigste Verehrung mein freies Urtheil in diamantene Ketten schmiedet. Und dennoch wage ich es auf die Gefahr, von Vielen verkannt zu werden. Ein Fehler, in Liebe begangen, findet

ja fast überall Nachsicht, und den hochverehrten Verfasser noch in seinen Schriften lieben zu dürfen, wer möchte grausam genug sein, diesen Trost mir zu mißgönnen!"

„Nur die vier ersten Bücher seines großen Werkes „Vom Kriege", welche den ersten Band des ersten Theils bilden, liegen vor uns; das fünfte und sechste Buch, welche den ersten Theil beschließen sollen, haben die Presse noch nicht verlassen. Noch einmal muß des eigenthümlichen Eindruckes gedacht werden, den das Lesen dieses Theils hervorruft, wenigstens in mir hervorgerufen hat. War es doch, als thäte eine neue geistige Welt sich vor mir auf! Fühlte ich mich in ihr auch nicht ganz als ein Fremdling, so kam ich mir doch vor, wie ein erster Anfänger in der großen Schule des Kriegs. Mit Demuth beugte ich mich vor dem hohen Geiste des Verfassers, und mit Erröthen mußte ich mir gestehen, trotz eines eifrigen langjährigen Studiums und mancher ernsten Erfahrung,*) mit diesem Maße gemessen, doch eigentlich noch wenig vom Kriege zu wissen, wenigstens von dieser Seite ihn bisher nicht angesehen zu haben, ja um ganz aufrichtig zu sein, darf ich eine Art von Beschämung nicht verschweigen, selbst über den Krieg geschrieben und doch seine Natur so wenig tief durchdrungen zu haben. Die Hand auf das Herz! sollte es manchem Leser und Schriftsteller nicht ebenso gegangen sein?

Nur nach und nach, als ich hier und da auf Ansichten stieß, durch welche die meinigen die Weihe der Richtigkeit erhielten, fing mein gesunkener Muth an, neu aufzuleben und — warum soll ich auch darin nicht aufrichtig sein! — so manche Stelle gab mir die genugthuende Bestätigung, nicht allzuweit von dem richtigen Wege entfernt geblieben zu sein: eine Genugthuung, die mir jetzt um keinen Preis feil sein würde, wie es wohl mit jedem Schriftsteller der Fall sein wird, der, im Bewußtsein einer gewissen inneren Selbstständigkeit,

*) Decker war 1800 bei der Artillerie eingetreten, hatte den Krieg von 1806 und 1807 mitgemacht, war 1809 mit dem Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels nach England gegangen, trat 1813 in den preußischen Generalstab zurück wurde Lehrer der Artillerie- und Ingenieurschule und erhielt später das Commando der achten Artilleriebrigade.

seine Ideen als Wiederschein eigener Geistesthätigkeit plötzlich wie im Spiegelbilde erblickt, mit dem ein erleuchteter Kopf von anerkannt eminenten Eigenschaften ihm entgegentritt.

So kann und wird es nicht fehlen, daß die Werke des Generals Carl von Clausewitz eine Quelle reichhaltiger Belehrung sein werden, während sie zugleich die von ihrem Verfasser selbst angedeutete Revolution in der Theorie des Krieges nothwendig und unwiderruflich hervorbringen müssen. Aber diese Quelle, deren krystallene Fluten Goldkörner strömen, fließt in keinem flachen, Jedermann zugänglichen Bette, sondern in einem engen, von gigantischen Ideen eingeschlossenen Felsenthale, an dessen Zugängen der hohe Geist Wache hält, wie der Cherub mit dem Schwerte, und Jeden zurückweist, der um den gemeinen Preis flüchtiger Gedankenspiele Einlaß begehrt. Wer möchte auch verlangen wollen, die jahrelang mühsam gereifte Geistesfrucht eines seltenen tieferfahrenen Denkers mit einem einzigen flüchtigen Blicke überschauen, ihren innersten genußreichen Kern durch bloß oberflächliche Berührung öffnen, den verborgenen Schatz am hellen Mittage eines vorübergehenden Augenblickes ohne Beschwörung heben zu können! Nur der beharrliche Forscher darf hoffen, an das hohe Ziel zu gelangen. Ihm wird es ergehen, wie dem Sohne der Ebene, der zum erstenmal das Hochgebirge betritt. Schon der nächste Hügel dünkt ihm wie ein Berg, dessen Ersteigen das Maß seiner Kräfte zu überbieten droht. Doch Muth und Ausdauer sind seine Begleiter beim Erklimmen und er gelangt zu dem zweiten, der schon weniger steil zu sein scheint. So schreitet er beharrlich fort von Stufe zu Stufe edlen Gesteines; so klimmt er empor von Gipfel zu Gipfel, bis endlich, auf der Spitze des kunstvollen Baues angelangt, der unermeßliche Reichthum einer prachtvollen Landschaft im vollen Lichte glänzender Sonnenbeleuchtung vor seinem entzückten Auge sich ausbreitete.

„Kleine Körner gediegenen Metalles“ wie er selbst sagt, wollte er liefern; reines Gold hat er geliefert, aber Gold kann niemals eine gangbare Münze in den Händen der Menge sein; dazu reichen alle mexicanischen Minen und das Riesenbett des blauen Paktolus nicht aus.

Dem Buche wird es ergehen, wie es der heiligen Schrift ergangen ist: es wird viele Uebersetzer und Ausleger finden. Jeder wird in

seinem Ideen-Reichthum schwelgen, Alle werden von ihm zehren, Jeder wird das edle Metall nach seinem eigenen Münzfuße prägen, aber alle Auslegungen der Gelehrten und Ungelehrten werden weder die Reinheit des Grundtextes noch die Schönheit der Sprache erreichen. Die Sprache ist hochgebildet und durchweg edel gehalten; einzelne Witzfunken durchziehen das feine Gewebe wie ein silberner Faden, der es ziert, ohne es zu überladen, und selbst in den Wetterschlägen, welche die Armseligkeit der Systematiker treffen, hält sich die Satire in den Schranken des gemessensten Anstandes."

Das Werk „Vom Kriege" fand nicht nur in militärischen Kreisen, sondern auch außerhalb derselben eifrige Leser, ja auch Frauen fühlten sich durch die geistreiche, lichtvolle und lebendige Darstellungsweise angezogen, wenn auch der behandelte Gegenstand ihrem Berufskreise ferner liegen mußte. Dafür möge eine Stelle aus einem Briefe Zeugniß geben, welche bald nach dem Erscheinen des ersten Bandes von der Frau Amalie von Romberg an die Gräfin Sophie von Schwerin*) geschrieben wurde:

„Heute hoffe ich auch den ersten Theil des Clausewitz zu beendigen, von dem ich mich fast zu gestehen schäme, mit welcher Wonne ich ihn las, denn es kommt mir wie eine Anmaßung vor, ihn genossen und verstanden haben zu wollen. Er macht es ja aber selbst einem schwachen, sonst zu aller schweren Lectüre untauglichen Kopfe wie dem meinigen unmöglich, ihm nicht zu folgen, und führt Einen wie am Gängelbande von Stufe zu Stufe, von Folgerung zu Folgerung, von Begriff zu Begriff, daß man weder rechts noch links abschweifen oder abirren kann. Das ganze Buch ist die personifizirte Logik und dabei so keine Spur von Zweck oder Pedanterie. Welche Freiheit,

* Frau Amalie von Romberg und Gräfin Sophie von Schwerin waren Schwestern, geborne Gräfinnen von Schwerin (aus dem Hause Döhnhoffstädt in Preußen und Tamsel in der Mark), beide durch hohe Bildung ausgezeichnet, auch in der Berliner Künstlerwelt sehr geschätzt und mit Frau von Clausewitz innig befreundet. Gräfin Sophie war die Witwe des Grafen von Schwerin, der 1815 vor Paris blieb (S. oben S. 148). Eine Biographie derselben, verfaßt von ihrer Schwester, der Frau Amalie von Romberg, ist neu als Manuscript gedruckt worden.

welche Klarheit, welche Blüthe der Anmuth in der Behandlung des trockenen Stoffes! welche Blumen weckt der Zauberstab dieses Geistes aus dem dürren Sande! Wenn ich eine Weile darin gelesen habe, so freue ich mich über die Klarheit und Kraft meines eigenen Kopfes, was mir sonst eben nicht leicht geschieht: so sehr weiß dieser klare Geist auch in fremden Köpfen aufzuräumen. Das Kapitel über den kriegerischen Genius*) vor allen las ich mit immer neuer Begeisterung."

In den militärischen Fachblättern fand das Werk „Vom Kriege" günstige Beurtheilung, insbesondere auch in der österreichischen „militärischen Zeitschrift"; kein Militärschriftsteller aber hat für die Anerkennung und das Verständniß desselben mit größerem Eifer gewirkt als der sächsische Hauptmann Karl Eduard Pönitz,**) der es in der „Allgemeinen Militär-Zeitung" überaus günstig beurtheilte und durch sein berühmtes Werk: „Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde", von welchem der erste Band 1841, der vierte und letzte 1845 erschien, zur Popularisirung und Verbreitung der von Clausewitz ausgesprochenen Ideen und Grundsätze beitrug. Wilhelm Rüstow***) nennt dieses Werk von Pönitz eine „oft sehr breite und nichts weniger als geistreiche Paraphrase der Clausewitz'schen Werke, welche das Schicksal hatte, eher eine zweite Auflage zu erleben als die Werke, aus denen sie in Allem, was sie Gutes enthält, abgeschrieben war." Dieses ungünstige Urtheil Rüstow's steht im entschiedensten Widerspruche mit dem allgemeinen Beifalle, welchen die „Briefe eines Verstorbenen" in weiten Leserkreisen gefunden und durch geistvolle, lebendige und anziehende Darstellungsweise auch verdient haben, wenn man sie auch von einer gewissen Breite nicht ganz freisprechen kann. Wir stellen dem Urtheile Rüstow's das des Generallieutenants Julius von Hardegg gegenüber, welcher über

* Das dritte des ersten Buches (Werke, Bd. I., S. 54—83).

** Er war 1795 geboren, trat 1813 bei den sächsischen Husaren ein, wurde später als Lehrer bei dem sächsischen Cadettencorps angestellt, ging 1846, als Hauptmann verabschiedet, zum Postfache über, trat 1854 in den Ruhestand und starb am 27. September 1858. Er hat sich durch zahlreiche militärische Schriften vortheilhaft bekannt gemacht (aufgeführt bei v. Hardegg, Thl. III., S. 444 f.).

*** „Militär-Handwörterbuch" 1858, S. 127. Dasselbe gibt im Nachtrage S. 480 eine kurze Lebensskizze von Clausewitz und bemerkt über das Werk „Vom Kriege", daß es „obwohl ungeordnet und unvollständig, für classisch gelte."

das Pönitz'sche Werk sagt:*) „Dieses originelle Werk, eine Art von Commentar und Fortsetzung von Clausewitz, zeichnet sich, wie alle Schriften von Ptz. durch Klarheit der Gedanken und des Ausdrucks aus. Bei strengster wissenschaftlicher Solidität ist der Reichthum und die Schönheit der Sprache nicht unberücksichtigt geblieben, und die Gleichartigkeit des Gusses legt Zeugniß ab von der geistigen Vollendung, welche die Ideen fanden, ehe noch der erste Buchstabe entstand.“ Hardegg zeigt sich in seinen „Vorlesungen zur Kriegsgeschichte“**) als begeisterter Verehrer Clausewitz's, von welchem er mehrere besonders treffende und inhaltsreiche Aussprüche zu Motto's für einzelne Abschnitte seines Werkes benutzt hat.

In neuester Zeit hat Oberst von Meerheimb in einem verdienstvollen Vortrage über Clausewitz die Grundgedanken seiner Schriften, namentlich des Werkes „Vom Kriege“ eben so kurz als treffend wiedergegeben,***) wobei er sich mit Recht meist der eigenen Worte Clausewitz's bedient, bei dessen präciser Ausdrucksweise der Gedanke fast immer durch das Wort genau gedeckt wird. Seine Absicht ist es, nur wenige, große und fruchtbare Gedanken der Clausewitz'schen Schriften, die sich durch das ganze Gewebe wie rothe Fäden hindurchziehen und großentheils längst unser Gemeingut geworden sind, hervorzuheben. „Denn“, sagt v. Meerheimb, „ihm geht es wie unseren großen Dichtern und Philosophen — selbst diejenigen, die nie eine Zeile aus ihren Werken gelesen, stehen unter dem gewaltigen Einflusse ihres Denkens und Dichtens. So beherrscht heute Clausewitz die kriegswissenschaftliche Anschauung des preußischen Heeres, und manche, die vielleicht kaum einen Band seiner Werke kennen, sind unbewußt seine Schüler, vor allem in dem negativen

* Vorlesungen zur Kriegsgeschichte von J. v. H., Bd. III, S. 445.

** Vergl. besonders Bd. III, S. 385 f. Das Werk ist aus den Vorlesungen zusammengetragen, welche der Verfasser an der Offiziersbildungsanstalt in Ludwigsburg gehalten hat. Julius von Hardegg, geb. 1810 zu Ludwigsburg, stand seit 1825 in Würtemberg'schen Diensten, war Erzieher des Kronprinzen Karl und erster Adjutant des Königs Wilhelm, seit 1859 Generallieutenant, und starb am 16. September 1875 zu Stuttgart.

*** „Carl von Clausewitz“ Vortrag gehalten in der militärischen Gesellschaft zu Berlin am 23. October 1874, von Fr. von Meerheimb, Oberst. Berlin, 1875, S. 16—23.

Theile seiner Wirksamkeit.“ „Er hat uns befreit“, heißt es an einer anderen Stelle, „von der hohlen Gelehrsamkeit früherer Zeiten, er hat uns, vor allem zuerst, gelehrt, wie man den Krieg studiren und seine Geschichte schreiben soll, und uns gezeigt, daß im Kriege wie in der Politik und im gewöhnlichen Leben die intellectuellen und moralischen Potenzen die materiellen unendlich überwiegen. Die Freiheit und ideale Erhebung des Geistes, die Stärke und Zucht des Willens im Dienste der Pflicht athmen in jedem Satze seiner Werke.“ Am Schlusse des inhaltreichen Vortrages faßt der Verfasser die Bedeutung der Clausewitz'schen Lehren und Ideen für das vaterländische Heerwesen in den treffenden Worten zusammen: „Clausewitz erlebte nicht die späte Erfüllung alles dessen, was er und seine Freunde von der Zeit der Fremdherrschaft an vorbereitet hatten; ebenso hatten Heer und Volk in weiteren Kreisen, erst lange nach seinem Tode, in Folge der späten Wirkung seiner Schriften, die Größe seines Wesens erkannt — heute wird die höhere wissenschaftliche Anschauung im Deutschen Heere durch ihn bestimmt; die Feldzüge von 1866 und 1870—71 sind in seinem Sinne gedacht und geführt worden.“

Wir wenden uns nun zu den kriegsgeschichtlichen Schriften, welche in der Ausgabe der Werke die zweite und dritte Gruppe bilden. Auch sie sind wie die kriegswissenschaftlichen im unvollendeten Zustande erschienen; Clausewitz würde, wenn ihm ein längeres Leben und hinreichende Muße beschieden gewesen wäre, alle diese Schriften mit Benutzung der später eröffneten Quellen umgearbeitet und keine derselben in der Gestalt, in welcher sie uns vorliegt, veröffentlicht haben. Diese Schriften enthalten, namentlich wo es auf die Ermittelung zweifelhafter Thatsachen ankommt, viele Lücken und Irrthümer, besonders in der Darstellung der Kriege von 1812–1815, da der Verfasser sich auf wenige dürftige Quellen beschränkt sah und die reiche kriegsgeschichtliche und Memoiren-Literatur der späteren Jahre, durch welche so Vieles aufgehellt und berichtigt worden ist, ihm nicht zu Gebote stand; aber dennoch haben diese Schriften, da sie alle Vorzüge der kriegswissenschaftlichen theilen, einen bleibenden Werth und werden für alle Zeiten als Muster für eine wahrhaft ersprießliche Behandlung der Kriegsgeschichte dienen.

Die zweite Gruppe bilden in der Ausgabe der Werke: der Feldzug von 1796 in Italien und: die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.

Eine Geschichte des auch in politischer und administrativer Hinsicht sehr lehrreichen und interessanten Feldzuges von 1796 in Italien zu schreiben, ist erst möglich geworden durch die in den Jahrgängen 1813 bis 1832 der österreichischen militärischen Zeitschrift erschienenen vortrefflichen Aufsätze, welche aus offiziellen Berichten und Acten geschöpft sind und sich durch Gründlichkeit und Unparteilichkeit auszeichnen. Jomini's Darstellung dieses Feldzuges in seiner Geschichte der Revolutionskriege*) ist nicht ohne Verdienst, aber da ihm nur dürftige Quellen zu Gebote standen, so ist sie an vielen Stellen mangelhaft und dunkel, enthält auch viele Lücken und Widersprüche; die Napoleonischen Memoiren aber, welche überhaupt für die geschichtliche Forschung nur einen äußerst geringen Werth haben, sind wegen ihrer vielen unzuverlässigen Angaben und Unrichtigkeiten auch für die Geschichte dieses Feldzugs völlig unbrauchbar. Da Clausewitz die Darstellung desselben im Anfange des Jahres 1829 beendigt hat, so konnte er nur die bis dahin in der österreichischen militärischen Zeitschrift erschienenen Aufsätze benutzen, doch ist es wahrscheinlich, daß er auch einige frühere diesen Feldzug betreffende Aufsätze der genannten Zeitschrift unbeachtet gelassen hat. Daher konnte seine Schrift, namentlich in Bezug auf Zahlenangaben und andere kriegsgeschichtliche Details nicht ohne Mängel und Unrichtigkeiten sein; aber dennoch gewährt sie eine lehrreiche Beurtheilung des Feldzuges in strategisch-politischer Beziehung und liefert von den wichtigsten Kriegsbegebenheiten, namentlich den Kämpfen bei Lodi, Arcole und Rivoli, welche letztere Schlacht wegen ihrer Eigenthümlichkeiten sowohl als wegen ihres Erfolges zu den merkwürdigsten der Kriegsgeschichte gehört, musterhafte Schilderungen. Die Einleitung und die Schlußbetrachtung der Schrift verdienen als besonders werthvoll hervorgehoben zu werden.

Eine vorzügliche Darstellung fand der Feldzug von 1796 in dem sehr verdienstvollen umfassenden Werke des Obersten Gustav

* „Histoire des guerres de la révolution“, vol. VIII.

Schulz,*) doch konnte er die österreichische militärische Zeitschrift nur bis zum Jahre 1830 benutzen, und blieb daher eine mit Benutzung aller vorhandenen Hülfsmittel bearbeitete Geschichte dieses Feldzuges immer noch ein Bedürfniß, welchem durch die sehr gründliche Schrift G. A. v. Erdmannsdorf's über denselben abgeholfen wurde.**)

Die sehr lehrreichen Betrachtungen, welche der Verfasser den einzelnen Abschnitten seiner Schrift anreiht, sind fast ganz auf Clausewitz gegründet oder aus ihm geflossen, worüber der Verfasser sich in Folgendem ausspricht:***) „Ich war bemüht, den in so vielen Beziehungen interessanten und lehrreichen Feldzug mit Benutzung der bisherigen Bearbeitungen als ein möglichst vollständiges Ganzes darzustellen und die häufige Entstellung der Thatsachen bei französischen Schriftstellern anzuführen. Daß ich dabei, was die Betrachtungen betrifft, meist wörtlich dem General von Clausewitz gefolgt bin, dürfte mir nicht zum Vorwurfe gereichen. Für mein Geistesproduct gebe ich das Gesagte ja nicht aus; etwas Besseres aber ist über diesen Feldzug wohl schwerlich zu sagen; möchte es nur recht oft gelesen werden! Hiezu etwas beizutragen, war ein Hauptzweck meiner Arbeit."

J. von Hardegg gibt in seinen „Vorlesungen"†) eine treffliche Skizze des Feldzuges von 1796/97 und führt unter den von ihm benutzten Hülfsmitteln auch die „wie alle Schriften des geistreichen Verfassers auf tiefes Quellenstudium gegründete und durch die eingestreuten Betrachtungen über Strategie und Taktik äußerst belehrende" Schrift von Clausewitz an.

Die Geschichte der Feldzüge von 1799 in Italien und der

* „Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792 als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter Ludwig XVI.," 13 Bände, 1827—1847. Der Verfasser (geboren 1792, gestorben am 17. Juni 1856) ist auch durch kriegswissenschaftliche Schriften bekannt und gehörte zu den Gründern und Mitarbeitern der Wehrzeitung.

** „Der Feldzug von 1796 in Italien". Nach den besten Quellen bearbeitet von G. A. von Erdmannsdorf, Premier-Lieutenant im Kgl. Preuß. 26. Infanterie-Regiment. (Magdeburg, 1847).

*** Vorrede, S. V.

† Band III, S. 34 ff.

Schweiz, welche den fünften und sechsten Band der Werke bildet, bedarf zwar ebenfalls in Bezug auf die historischen Details vieler Ergänzungen und Berichtigungen, wird aber wegen der geistvollen und gründlichen Kritik der Operationen in der Kriegsliteratur immer den Rang eines classischen Werkes behaupten. Neben vielen anderen trefflichen Abschnitten des Werkes verdienen besonders die Schlachten an der Trebbia, bei Novi, der berühmte nächtliche Kampf bei Stockach, der Rückzug Massena's nach der Schlacht bei Zürich, die zweite Schlacht bei Zürich, der Uebergang Suwaroff's über den St. Gotthardt hervorgehoben zu werden. Zu den von Clausewitz benutzten Quellen und Hülfsmitteln gehören vorzugsweise: der nach den Materialien der Wiener Archive bearbeitete sehr reichhaltige und gründliche Artikel von Stutterheim's im Jahrgange 1812 der österreichischen militärischen Zeitschrift, in welchem die Geschichte des Feldzuges bis zum Abzuge Suwaroff's aus Italien behandelt ist; ferner die Fortsetzung dieses Artikels im Jahrgange 1822 derselben Zeitschrift; dann das von dem Erzherzoge Karl selbst verfaßte höchst wichtige, durch Genauigkeit, Treue und Unparteilichkeit ausgezeichnete Werk,*) in welchem jedoch mitunter die verborgenen Fäden der Ereignisse, ohne Zweifel wegen der dem Verfasser durch seine Stellung gebotenen Rücksichten, nicht enthüllt worden sind; endlich das berühmte Werk Jomini's,**) bei welchem alle französischen und deutschen Quellen, die Memoiren Scherer's und Jourdan's, namentlich aber die des Marquis Chasteler in ausgiebigster Weise benutzt sind, russische Materialien aber dem Verfasser nicht in ausreichendem Maße zu Gebote gestanden haben. Wenn auch Clausewitz für die Geschichte dieses Feldzuges reichere Quellen benutzen konnte wie für die des Feldzuges von 1796, so fehlte ihm doch namentlich das wichtige russische Material, welches erst lange nach seinem Tode der wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht worden ist. Dies geschah

* Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz, Wien, 1819, 2 Bände, mit Atlas. Uebersetzt: Campagne de 1799 en Allemagne et en Suisse. Ouvrage traduit de l'Allemand par un officier Autrichien. Vienne, 1820, 2 vol. (avec atlas).

** Histoire critique et militaire des guerres de la Révolution par le lieut.-gén. Jomini. Paris, 14 vol. (avec atlas). Die Darstellung des Kriegs von 1799 ist im XI. und XII. Bande enthalten.

vorzugsweise durch das auf Befehl des Kaisers Nicolaus von dem Obersten Miliutin verfaßte, ebenso ausführliche als gründliche Werk,*) welches in der Literatur dieses Krieges eine der ersten Stellen einnimmt.

Die vor dem Erscheinen dieses Werkes von dem Obersten Schulz im fünften Bande seines oben erwähnten umfassenden Werkes gegebene Darstellung des Feldzuges von 1799 ist zwar in jeder Beziehung vortrefflich, konnte aber dem Plane des Verfassers gemäß nur sehr kurz ausfallen und gewährt daher nur eine Uebersicht des Feldzuges, neben welcher das ausführliche Werk Miliutin's unentbehrlich ist.

Letzterer hat dem vierten Bande seines Werkes einen Anhang beigefügt, in welchem er die von ihm benutzten Quellen und Hülfsmittel angiebt und über die Schrift von Clausewitz Folgendes bemerkt: „Der durch seine militärisch-didaktischen Werke bekannte General Clausewitz hat den Feldzug vom Jahre 1799 ausschließlich nur vom militärischen Standpunkte aus beschrieben. In seinem Buche darf man nicht nach neuen Fakten suchen, denn es dienten ihm nur die damals vorhandenen gedruckten Werke zur Quelle. Obgleich er in vielen Fällen die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Angaben kritisch untersucht, so hält sich derselbe doch nur bei denjenigen Thatsachen auf, welche in unmittelbarer Beziehung zu strategischen Combinationen stehen. Die eigentliche Darstellung der kriegerischen Ereignisse ist sehr gedrängt gehalten. Die Hauptstelle in seinem Werke nimmt die kritische Untersuchung der Operationen nach den Erfordernissen der Wissenschaft und Kunst ein; weshalb man das Buch nicht als historische Quelle für den Krieg von 1799, sondern mehr als ein wissenschaftliches strategisches Werk betrachten muß."

Unter den die dritte Gruppe bildenden Schriften erwähnen wir zunächst den Feldzug von 1812 in Rußland. Auch diese Schrift bedarf wegen Unzulänglichkeit der Quellen, welche bei ihrer Abfassung benutzt werden konnten, im Einzelnen mancher Berichtigung und Ergänzung, ist aber gleichwohl wegen der großen Vorzüge,

* Geschichte des Krieges Rußlands mit Frankreich unter der Regierung Kaiser Paul's I. im Jahre 1799. 5 Bände. Von Oberst Miliutin. Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von Chr. Schmitt, Lieutenant im kgl. baierischen 2. Infanterie-Regiment. München, 1857.

welche sie mit den übrigen historischen Schriften des Verfassers gemein hat, von bleibendem Werthe. In den inhaltsreichen und sehr schätzbaren „Memoiren des Herzogs Eugen von Würtemberg“*) findet sich über Clausewitz und seine Darstellung des russischen Feldzuges folgende Bemerkung, die wir nicht übergehen zu dürfen glauben:

„So anerkennenswerth mir auch Clausewitz im Allgemeinen als militärischer Schriftsteller erscheint, so sind seine historischen Mittheilungen über 1812 denn doch höchst mangelhaft. Als Ausländer und in einer ganz untergeordneten Stellung blieben ihm im Laufe des Feldzuges die wichtigsten Begebenheiten ganz verborgen, und was er in seinem denselben betreffenden Buche mittheilt, gründet sich — insofern es nicht einige persönliche Erfahrungen im Hauptquartiere betrifft — auf Notizen, die ihm Phull, Wolzogen, Lützow, theilweise sogar ich selbst und einige Andere gaben. Er gestand mir im Lager bei Tarutino im October, wo wir uns täglich sahen, daß er eigentlich wegen seines Aufenthaltes beim ersten Cavalerie-Reserve-Corps von den Hauptbegebenheiten wenig wisse, und bat mich um Mittheilungen über dieselben, welche ich ihm auch in so weit gab, als es meine Bescheidenheit nicht verletzen konnte; doch blieben wir in stetem scherzhaften Widerspruche über den von mir damals schon aufs genaueste verkündeten Ausgang des Feldzugs; denn er sah Alles schwarz und unsere lebhaften Discussionen am Tische meines Onkels Alexander gaben uns die Benennung der Antagonisten. Es wundert mich, daß Clausewitz in seinem Werke nicht auch dieses Umstandes und meiner ihm abgewonnenen Wette erwähnt. Wer seine Berichte über 1812 auch nur in den einzelnen militärischen Facten mit den meinigen vergleicht, wird sehr bald inne werden (wenn er im Mindesten unparteiisch sein will), daß Clausewitz alle Details-Uebersicht in den einzelnen Begebenheiten fehlte. Wie konnte man dann glauben, daß er im Stande sei, Verhältnisse zu durchschauen, welche bisher Staatsgeheimnisse

* Geboren 1788, gestorben am 18. September 1857 zu Karlsruhe in Ober-Schlesien, General der Cavalerie und Mitglied des preußischen Herrenhauses. Sein Enkel ist der Herzog Eugen von Würtemberg (geboren am 20. August 1826), der sich (am 8. Mai 1874) mit der Großfürstin Wjera Constantinowna vermählte und als preußischer Major starb (am 27. Januar 1877 zu Düsseldorf). Die erwähnten „Memoiren“ erschienen 1862 in Frankfurt an der Oder; die im Text ausgezogene Bemerkung findet sich Thl. II., S. 11.

blieben! Daß er das Geschwätz in den Hauptquartieren zur Basis seiner Urtheile wählte, konnte nur in den Augen Derjenigen einen Erfolg bewirken, denen die allgemein jetzt herrschende Aufregung gegen Rußland und der Neid, mit dem sie alle durch dasselbe bewirkten Resultate betrachteten, keine leidenschaftlose Prüfung der Umstände gestattete. Clausewitz ist ihnen demnach in seinem Bestreben, die Nichtigkeit der russischen Berechnungen darzuthun, ein sicherer Gewährsmann und sie bedenken nicht, daß er Accessoirs und nothwendige Folgen der Verwirrung in einzelnen Fällen für die Sache selbst nahm. Ob zwar stets verschiedener Ansicht, schieden Clausewitz und ich kurz vor dem Treffen bei Tarutino doch als die besten Freunde, als er an die Düna versetzt wurde. Ich behielt ein Pferd von ihm, das unter seinem Namen mein Eigenthum blieb, bis ich es in Krasnoy verlor. Später habe ich ihn nie wieder gesehen und auch keine Gelegenheit gefunden, ihn an seine Zweifel und die so entscheidende Bewährung meiner schon im April und dann wieder im October geäußerten Ansichten und Voraussetzungen zu erinnern. Es war dies in meinen Beziehungen zur Sache selbst denn auch nichts Ueberraschendes. Lächerlich muß es mir aber wohl mit Recht erscheinen, wenn heute gerade das deutsche Publikum die Aussagen Clausewitz's als gültige Gegenbeweise zur Bekämpfung meiner Angaben anführt."

Mag auch das Urtheil des Herzogs Eugen über die Schrift seines vormaligen „Antagonisten" nicht ganz frei von Befangenheit sein, so müssen doch die durch die Unzulänglichkeit der Quellen bedingten Mängel zugegeben werden und Clausewitz selbst würde sie, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, seine Schrift zu überarbeiten, gewiß nicht verkannt haben. Die eigenthümlichen Vorzüge der Schrift werden jedoch durch diese Mängel nicht wesentlich beeinträchtigt; sie gewinnt noch dadurch an Werth, daß der Verfasser über sehr Vieles aus eigener Beobachtung berichtet, und gerade diese Mittheilungen z. B. über seine Theilnahme an der Schlacht bei Borodino sind durch lebendige Anschaulichkeit besonders anziehend. Zu den trefflichsten Abschnitten der Schrift dürften die Bemerkungen über Napoleons Operationsplan gehören.*) Dem großen Werthe der Clausewitz'schen

* Werke, Bd. VII., S. 239—246.

Schrift ist in den von Theodor v. Bernhardi herausgegebenen Denkwürdigkeiten des russischen Generals Grafen Toll, in Beitzke's Geschichte des russischen Krieges und anderen gediegenen neueren Werken volle Anerkennung zu Theil geworden.

Die von Clausewitz unter dem unmittelbaren Eindrucke der Begebenheiten verfaßte treffliche Schrift über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande, welche vielfach Gneisenau zugeschrieben wurde, ist von uns oben*) bereits besprochen und das schöne Schlußwort aus derselben mitgetheilt worden. Wir begnügen uns, in dieser, in den gesammelten Werken von neuem abgedruckten Schrift auf die ausgezeichnete Uebersicht der Epoche von 1807 bis 1813 aufmerksam zu machen, welche auch von Bräuner in seine „Geschichte der preußischen Landwehr“ aufgenommen worden ist.**)

Ueber die beiden Schriften Clausewitz's, welche die Feldzüge von 1814 und 1815 betreffen, könnte hier nur wiederholt werden, was über die historischen Schriften im Allgemeinen bemerkt worden ist. Die Schrift über den Feldzug von 1814 hat von Müffling eine tadelnde Beurtheilung erfahren, die aber von Bernhardi siegreich zurückgewiesen worden ist. Wir lassen Müffling's Angriff und Bernhardi's Abwehr hier folgen.

Müffling's Angriffe auf Clausewitz's Kritik des Feldzuges von 1814.***)

Die Wiedervereinigung der schlesischen Armee in Chalons bildet einen natürlichen Ruhepunkt, und hiermit ist die Gelegenheit geboten, um die Kritik des Generals von Clausewitz von der Schlacht bei La Rothière bis zur Mitte Februar, gründlich zu prüfen.

* Abschnitt X, S. 19 f.

** Halbband I., S. 57 ff., in Clausewitz's Werken Bd. VII., S. 253 ff.

*** Friedrich Carl Ferdinand Baron Müffling, geboren am 12. Juni 1775 zu Halle a. d. S., machte als Lieutenant 1792 den Feldzug in die Champagne und in den beiden folgenden Jahren die Rheinfeldzüge mit, war 1806 Capitain im

Diese Kritik findet sich im 7. Bande seiner hinterlassenen Werke, Feldzug von 1814, der im Jahre 1835 bei Dümmler in Berlin erschienen ist.

Bereits vor dem Erscheinen dieser Werke haben sich Schriftsteller bewogen gefunden, kritische Bemerkungen über die Begebenheiten dieses Feldzuges zu veröffentlichen, aber theils auf unrichtige Facta gebaut, theils ohne Sorgfalt und Gründlichkeit zusammengestellt, theils mit so schwachem Urtheilsvermögen, daß es sich nicht der Mühe lohnte, sie zu widerlegen. — Hier aber, in der Person des Generals von Clausewitz, tritt ein Mann auf, dem es an nichts mangelt, als an der richtigen Darstellung der Begebenheiten und den Motiven des Handelns, der in dem festen Glauben steht, er habe alle feinen Fäden der Verwickelungen in seiner Hand, und dessen Tadel man oft beitreten müßte, wenn Alles so gewesen wäre, wie er es sich gedacht hat.

Hier also ist eine Widerlegung an ihrem Platze.

In der Geschichts-Erzählung dieses Abschnittes von Seite 335, § 10 ab, ist fast Alles entstellt. Die Seite 339 besteht fast ganz aus Unrichtigkeiten.

Der erste und vorzügliche Tadel des Generals von Clausewitz betrifft die Trennung des Feldmarschalls Blücher vom Fürsten Schwarzenberg nach der Schlacht bei La Rothière.

Seite 398 heißt es:

Generalstabe, 1813 Oberst und Generalmajor, auch Ober-Quartiermeister der activen Armee, 1815 in Wellington's Hauptquartiere und Gouverneur von Paris, 1818 Generallieutenant, Chef des großen Generalstabes, 1829 commandirender General des 7. Armeecorps, auch Chef des 27. Infanterie-Regiments, 1832 General der Infanterie, seit 1838 Präsident des Staatsrathes, auch Gouverneur von Berlin. Er wurde während seiner militärischen Laufbahn oft zu Vermessungen und Kartenanfertigungen verwendet; auch wurden mehrmals diplomatische Sendungen ihm aufgetragen (1829 vermittelte er in Constantinopel den Frieden zwischen Rußland und der Türkei). Seit November 1847 lebte er, nachdem ihm unter Ertheilung des Charakters als Generalfeldmarschall der Abschied bewilligt worden war, theils in Erfurt, theils auf seinem vier Stunden entfernten Rittergute Ringhofen und starb am 16. Januar 1851. Einen kurzen Lebensabriß nebst Angabe seiner bedeutenderen Schriften gibt J. v. Hardegg „Vorlesungen über Kriegsgeschichte", Thl. III, S. 373; ausführlichere Lebensnachrichten enthält der „Neue Nekrolog der Deutschen", Jahrg. 1851, Thl. I, S. 97—101, wo auch seine Schriften aufgeführt sind.

„Anstatt den Sieg durch Verfolgung und Zertrümmerung des feindlichen Hauptheeres zu benutzen, trennt sich Blücher und Schwarzenberg“.

Seite 335 und 336 ist berechnet, daß die alliirten Truppen bei La Rothière, ohne die Garden, ohne Colloredo und Wittgenstein (welche sich ganz in der Nähe befanden) 74,000 Mann, Napoleon aber nur 40,000 Mann stark waren.

Da nun die Garden, Colloredo und Wittgenstein aus 60,000 M. bestanden, folglich die alliirte Armee 134,000 M. gegen 40,000 M. stark war, so fragt es sich: wie diese mehr als dreifache Stärke es hätte anfangen sollen, sich ohne Verpflegung auf einer Straße hinter Napoleon herzuwälzen?

Und wenn nun 110,000 M. hinter Napoleon blieben, 25,000 M. sich rechts schoben, kann man dies einen Gegensatz der Verfolgung nennen?

Seite 399 wird dieser Marsch Blücher's voreilig und fehlerhaft genannt.

Seite 400, daß man durch dieses Ausweichen Blücher's von der geraden Linie abkam.

Seite 405, daß die Verbündeten nach dem Siege von La Rothière übermüthig wurden.

Seite 406, daß man sich aus Unentschlossenheit und Mangel an Einheit getheilt habe.

Wenn der Kritiker Seite 415 und 416 die Verhältnisse der vorrückenden schlesischen Armee ganz richtig auseinandersetzt, um zu beweisen, daß die Blücher'schen Truppen mit guter Oekonomie gebraucht worden sind, so ist es um so weniger erklärlich, wie er den Marsch tadeln kann, nach welchem Blücher am 4. mit Tagesanbruch in Somme-sous, und am 5. ebenso in Sezanne war.

Durch diese Bewegung war Macdonald entschieden von Napoleon getrennt, während die große Armee mit 7 Corps in ihrer Richtung blieb und das 8., bei der Schlacht von La Rothière von der schlesischen Armee abwesende Corps gar nicht bedurfte, gar nicht vermissen konnte.

Der Kritiker würde unfehlbar anders geurtheilt haben, wenn er alle Facta gekannt hätte, wie sie hier actenmäßig auseinandergesetzt sind.

Aber welche wunderbare falsche Vorstellung er sich von den Motiven zu der Schlacht von La Rothière machte, zeigt Seite 417, wo er behauptet: Schwarzenberg habe keine Schlacht liefern wollen, sondern nur Blücher mit einem Theile seiner Kräfte eine Schlacht versuchen lassen.

Die Sache hängt folgendermaßen zusammen:

Am 29. Januar um Mitternacht, als der Feldmarschall die brennende Stadt Brienne mit Napoleon vor sich hatte, und aus guten Gründen (Napoleon zeigte an diesem Tage wenigstens 30,000 Mann) am folgenden Tage keine Schlacht annehmen wollte, konnte der Feldmarschall in zwei verschiedenen Richtungen zurückgehen:

1) Auf der Chaussée nach Joinville, woher er gekommen war und wo er den General Lanskoy fand. In dieser Richtung war am Morgen der Graf Pahlen mit der Avantgarde von Wittgenstein gekommen, dessen ganzes Corps sich wahrscheinlich bereits daselbst befand. Am 31. konnte daher in der Richtung von Joinville der Feldmarschall sich mit York und Wittgenstein vereinigt haben, wo sich dann eine Streitmasse von 65,000 Mann bildete, welche der Napoleon'schen so überlegen war, daß die Alliirten nicht auszuweichen brauchten. — Das war die natürliche, die einfachste Bewegung, und zugleich die einladendste. Der Feldmarschall konnte sich aber auch

2) auf der Chaussée, welche nach Bar-sur-Aube führt, zurückziehen. Diese Chaussée bildet von Bar-sur-Aube bis Trannes ein langes Defilé, von welchem die Stellung bei Trannes die tête de pont macht.

Beim Marsche auf Joinville stand es Napoleon frei, sich in den Besitz dieses Defilées zu setzen und die große Armee in die Verlegenheit zu bringen, ihre Kräfte in unwegsamen Gegenden nicht entwickeln zu können.

Der Feldmarschall brachte daher ein Opfer, als er die Stellung bei Trannes bezog, aber er brachte es der Pflicht, und der Fürst Schwarzenberg hat dies besser erkannt als der Kritiker.

Nachdem Blücher bei Trannes stand, hing es ganz von der großen Armee ab, ob sie manövriren oder schlagen wollte.

Das erste konnte sie über Troyes, während Blücher die Stellung bei Trannes hielt; dann wurde Napoleon genöthigt, seine Stellung bei Brienne zu verlassen.

Fürst Schwarzenberg zog die Schlacht vor, und hatte Recht. Er übergab das Commando des Centrums dem Feldmarschall Blücher, der das Terrain und alle Localitäten von Brienne kannte, und das ist wiederum lobenswerth.

Die Schlacht, bei welcher wir 65 Kanonen eroberten, war also kein Versuch, sondern mit dem Vorsatze begonnen, daß, wenn die engagirten 4 Corps sie nicht durchsetzen konnten, die Reserven ebenfalls gebraucht werden sollten. Daß die Reserven nicht zum Gefecht kamen, kann Schwarzenberg nicht zum Vorwurfe gemacht werden, sie standen auf dem Schlachtfelde bereit.

Daß Wittgenstein auf dem rechten Flügel uns gegen Macdonald und Sebastiani deckte, und Colloredo auf dem linken Flügel gegen Mortier, und daß diese beiden Corps dem Gefechte entgingen, mag getadelt werden — indeß hätte dann der Kritiker angeben sollen, wo er sie verwendet haben würde?

In der Fronte hatten wir mehr Truppen, als wir entwickeln konnten, und Wrede überflügelte Marmont bereits.

Der Vorwurf, daß die Alliirten nach dem Siege von La Rothière übermüthig geworden wären, trifft am allerwenigsten zu. Er paßt nicht auf die große Armee, welche demüthig genug über Bar-sur-Aube auf Troyes marschirte, und nicht auf den Feldmarschall Blücher, der sich vom 3. Februar bis zum 8. mit nichts anderem beschäftigte, als sich in Chalons den Rücken frei zu machen und sich aus Vitry einen Waffenplatz zu schaffen. Am 8. Februar morgens, als Napoleon sich noch in Nogent befand, stand der Feldmarschall in der Linie von Epernay nach Etoges, also in keiner Art einladend für Napoleon, der den Marsch gegen Sezanne doch am Tage zuvor beschlossen haben muß, da er am 9. nach Sezanne kam. Sacken rückte aber erst am 9. nach Montmirail, wodurch sich für Napoleon eine Aussicht auf Erfolg eröffnete. Wenn aber Sacken zufällig den 9. bei Etoges stehen geblieben wäre, was hätte denn der als meisterhaft gepriesene Marsch Napoleons ihm gebracht? Nichts, als verlorene Zeit. Drum wollen wir aufrichtig sein — das Glück hat ihn bei diesem Zuge begünstigt.

In der Erzählung der Begebenheiten vom 8. Februar ab, kommen wieder eine Menge Unrichtigkeiten vor.

Seite 422, daß Blücher bestimmt habe, Sacken und York sollten sich bei Montmirail vereinigen, woran er nicht gedacht hat.

Seite 423. Blücher sei in der Richtung auf Sezanne marschirt, wo er Napoleon vermuthet, und seinen Feind auf Fère-Champenoise verfolgt habe.

Ein Stillstehen Napoleons in Sezanne war weder vermuthet, noch befand sich zwischen Sezanne und dem Feldmarschall ein Feind.

Seite 423, 424, daß York später als Sacken in Montmirail angekommen sei; York war gar nicht daselbst.

Seite 425, daß Blücher die Niederlage seiner Corps am 13. Februar im Lager von Bergères erfahren habe; er erfuhr sie aber erst am 14. während des Gefechts.

Seite 426. Napoleon kommt mit 40,000 Mann gegen Blücher, der 55,000 Mann hat. — Soll heißen: der ebenfalls 40,000 Mann, aber in 3 Theile getheilt hat; denn die nachfolgenden 15,000 Mann können nach Raum und Zeit weder zum Gefecht von Olsusiew, noch zu denen von Sacken und York herangezogen werden.

Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten? Aber noch nicht genug.

— Außer, daß der Kritiker viele Dinge ganz falsch weiß — weiß er andere gar nicht. Dahin gehört: daß das Corps von Kleist zur großen Armee abgerufen, und dagegen Winzingerode dem Feldmarschall zugewiesen war.

Seite 428 nennt er den Marsch nach Fère-Champenoise eine nicht völlig durchdachte Bewegung.

Seite 429 tadelt er nochmals diese Bewegung und sagt: Blücher wollte ein Zugpflaster anwenden, wo ein Aderlaß nöthig war.

Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frisch weg falsche untergelegt hat, welche er als solche im Voraus erkannt, leicht zu tadeln hat.

Hätte er gewußt:

1) daß Kleist abgerufen war, und
2) daß Blücher im Glück wie im Unglück sich immer gleich der gehorsamste und pünktlichste von allen Unter-Feldherrn war, der nie Schwierigkeiten machte, immer treu ausführte, was ihm aufgetragen war, damit sich das ihm geschenkte

Vertrauen fortsetzte und er um so freier handeln konnte, wenn er allein stand, — hätte er alles das gekannt, er hätte hier, wie Seite 416 sagen müssen: daß die Truppen der schlesischen Armee mit guter Oekonomie gebraucht wurden. Seite 430 findet sich wieder ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv:

am 13. ging Blücher vor, weil er Bonaparte im Abmarsch gegen die große Armee glaubte.

Auf derselben Seite ist nun sein Vorgehen an diesem Tage getadelt, und zwar in Folge zweier völlig unrichtiger Facta,

1) daß er am 10. den beiden Corps den Befehl geschickt habe, sich bei Montmirail zu vereinigen,

2) daß er am 13. vor dem Abmarsche die Niederlage seiner Corps erfahren habe.

Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen.

Bernhardi's Zurückweisung der Angriffe Müffling's auf Clausewitz's Kritik des Feldzugs von 1814.*)

Einer der merkwürdigsten Abschnitte in Müffling's Werk ist derjenige, in welchem er (S. 117—137) die Unglücksperiode der schlesischen Armee vom 9. bis zum 15. Februar erzählt, und dann die Kritik des Generals von Clausewitz (S. 137—143) einer gründlichen Prüfung unterwirft.

Am 9. hatten ein paar Schwadronen polnischer Lanzenreiter Olsuwiew's Quartiere bei Champaubert alarmirt. Müffling erräth sogleich, daß dies nicht eine bloße Recognoscirung sei, sondern auf eine offensive Macht des Feindes zwischen Baye und Sezanne deute. Er verlangt sogleich, Sacken solle von Montmirail nach Champaubert zurückgezogen werden; er solle wenigstens den bestimmten Befehl

* Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals von der Infanterie Carl Friedrich Grafen von Toll. Von Theodor von Bernhardi. Leipzig, 1858, Band IV, Beilage XXVI, S. 865 f.

erhalten, bei Montmirail stehen zu bleiben. Aber Gneisenau ist allen diesen Vorschlägen durchaus entgegen, will gar keine bestimmten Befehle geben, Alles aufs Gerathewohl den Führern der Heertheile, Sacken und York selbst überlassen — er nimmt geradezu keine Vernunft an — und es werden den genannten Generalen auch keine Befehle gesendet.

Die Wahrheit aber ist, daß schon am Abende eben dieses Tages aus Blücher's Hauptquartier der Befehl an York erging, zu Sacken's unmittelbarer Unterstützung auf die sogenannte kleine pariser Straße zu marschiren. Man konnte also diese beiden Generale am 10. vereinigt glauben, und dieser Umstand, den Müffling mit Stillschweigen übergeht, oder vielmehr in Abrede stellt, so sehr die Sache auch außer allem Zweifel steht, ändert die Dinge gar sehr.

Weiter erzählt dann Müffling, die Nachrichten, welche weiter vom Feinde eingingen, hätten bis zum Nachmittag des 10. gar keine weiteren Anordnungen in Beziehung auf York und Sacken hervorgerufen; noch am Nachmittage des 10. habe Gneisenau gemeint, es schade nichts, wenn Sacken nach La Ferté-sous-Jouarre weiter marschirt sei, er werde dem Feinde wohl auszuweichen wissen u. dgl. m. Thatsache aber ist, daß am 10. schon um 7 Uhr früh, wie wir wissen, an York und Sacken der bestimmte Befehl erging, sich bei Montmirail zu vereinigen, und dem Feinde nöthigenfalls auf das rechte Ufer der Marne auszuweichen. — Schon Clausewitz hatte das ganz der Wahrheit gemäß erzählt; aber mit einer Zuversicht, die wirklich geeignet ist, uns in Verwunderung zu setzen, behauptet Müffling geradezu, das sei nicht wahr! — Blücher habe daran nicht gedacht!

Droysen hat in dem Leben York's den betreffenden Befehl an diesen General vollständig abdrucken lassen.

Später, als man im Hauptquartier der schlesischen Armee die Lage der Dinge besser inne geworden war, am 10. um drei Uhr Nachmittag wurde der schriftliche Befehl an York abgefertigt, sogleich, während der folgenden Nacht, zur Vereinigung mit dem linken Flügel der schlesischen Armee nach Etoges zu marschiren. —

Am 11. früh endlich sendete Blücher den Grafen Brandenburg

zu York, mit dem Befehl, unverzüglich über die Marne zurück und nach Rheims, dem allgemeinen Sammelplatz der Armee zu gehen. —

Von allen diesen Dingen weiß Müffling nichts! — Er, der hinter den Coulissen eigentlich Alles geleitet haben will und sich deshalb für vollkommen unterrichtet, für eingeweiht in alle geheimen Motive des Geschehenen gibt! — Sollten wirklich so wichtige Verfügungen getroffen worden sein, ohne daß der General-Quartiermeister darum wußte? Oder ist es nur auf Rechnung seines ungetreuen Gedächtnisses zu setzen, daß er nichts davon wußte, als er seine Erinnerungen aufschrieb? — Schon in seinem früheren Werke „Zur Geschichte" hatte er nur sehr unvollständig Auskunft gegeben.

Auch der sonstigen Thatsachen erinnert er sich nur in mehrfach irrthümlicher Weise. Sacken z. B. trat den Rückweg von Jouarre nach Montmirail nicht erst am 11. früh, und nicht aus eigenem Antriebe an, sondern schon am 10. um 9 Uhr abends, auf Blücher's ausdrücklichen Befehl.

Clausewitz berichtet (in seinen Werken VII, S. 425):

„Den 13. Februar. Blücher hat die Niederlage seiner Corps erfahren mit der Nachricht, daß sie sich hinter die Marne zurückziehen, sich dort aber behaupten werden."

Das ist vollkommen der Wahrheit gemäß. Es ist erwiesen. Blücher hatte diese Nachricht bereits am Abend des 12.; der Brief, den er in Folge dessen sofort an den Fürsten Schwarzenberg abfertigte, ist bei Damitz abgedruckt. Dennoch behauptet Müffling mit derselben entschiedenen Zuversicht, die uns mehrfach überrascht, ausdrücklich, auch dies sei nicht wahr. Man habe die erste Nachricht von dem unglücklichen Treffen bei Montmirail und Chateau-Thierry erst am 14, während des Gefechtes, durch einen gefangenen französischen Offizier erhalten.

Nebenher können wir nicht umhin, zu bemerken, daß Müffling gar keinen Grund anführt, warum denn eigentlich Blücher bewogen wurde, am 13. nach Vauchamps vorzugehen, und am 14. im Vorrücken zu bleiben. — Daß man in Blücher's Hauptquartier Napoleon schon wieder gegen die verbündete Hauptarmee gewendet glaubte, wie Clausewitz berichtet, und von gut unterrichteten Zeugen bestätigt wird,

kann Müffling in seinem Systeme natürlich nicht gelten lassen. Er sagt, es sei auch dies ein dem Feldmarschall Blücher angedichtetes Motiv, setzt aber, wie gesagt, gar kein anderes an die Stelle und behandelt diesen Theil der Geschichte, der gewiß vor allem einer Erklärung und Motivirung bedurfte, einfach, als verstehe er sich ganz von selbst.

So stellt denn Müffling im Ganzen Clausewitz's Kritik hin, als gegründet auf ein sophistisches Gewebe von falsch berichteten Thatsachen und Trugschlüssen. Seine Antikritik ergeht sich dabei theilweise in ziemlich wegwerfenden Redeweisen. „Was ist bei einer so unrichtigen Darstellung von einer auf selbige gebauten Kritik zu erwarten?" — „Dies beweist hinlänglich, daß der Kritiker Blücher's Motive gar nicht kannte, ihm aber frischweg (!) falsche untergelegt hat." — „Wenn in solchen wichtigen Punkten die Materialien falsch sind, so ist es nicht möglich, etwas anderes als verkehrte Urtheile zu fällen."

Leider! ist nun hier — ob mit Absicht oder nicht, wollen wir natürlich nicht entscheiden — zwischen den Zeilen, eine schwere Anklage gegen Gneisenau zu lesen. Clausewitz war Gneisenau's vertrautester Freund, das ist bekannt; was er von der inneren Geschichte des Hauptquartiers wußte, hatte er natürlich im vertrautesten persönlichen Verkehre von Gneisenau: so folgert gewiß ein Jeder. Wer also hatte sich unwahrhaft erwiesen? — dem Feldmarschall Blücher „frischweg falsche Motive untergelegt" — dem Freunde „falsche Materialien" geliefert?

Aber wie eigenthümlich! Bei der genauesten Prüfung ergibt sich, daß Clausewitz's Bericht zwar, in seiner gedrängten Kürze, nicht vollständig ist, dagegen durchaus der strengen Wahrheit gemäß. — Denn selbst daß mit dem Marsche nach La-Fère-Champenoise (am 10.) der allerdings durch die Bestimmungen des österreichischen Hauptquartiers geboten und von dem Kaiser Alexander verlangt war, auch die Nebenabsicht einer Demonstration verbunden wurde, bestätigen die gewichtigsten Zeugnisse.

Müffling dagegen sehen wir gerade hier fast bei jedem Schritt unvollständig unterrichtet — von seinem Gedächtniß verlassen — von seiner Phantasie irre geleitet! —

Im Allgemeinen hat die Veröffentlichung dieser nachgelassenen Mittheilungen der Geschichte wenig genützt — und eben so wenig irgend einem anderen Zwecke entsprochen, der damit verbunden sein konnte.

Die ganze Beilage XXVI. (S. 859—867) des Bernhardi'schen Werkes, aus welcher wir im Vorstehenden nur die auf Clausewitz bezügliche Stelle (S. 865—867) mitgetheilt haben, enthält eine vernichtende Kritik der Müffling'schen Schrift, über welche Bernhardi seinen entschiedenen Tadel u. A. S. 860 und 861 ausspricht: „In dem ganzen Buch ist unverkennbar ein Gefühl von Feindseligkeit gegen Blücher und Gneisenau entschieden vorherrschend. Mithandelnde Zeugen jener großen Zeit, die den Ereignissen nahe standen, glauben freilich diese Verstimmung in gewissem Sinne erklären zu können: denn daß Müffling gegen Blücher's und Gneisenau's Willen, durch den Einfluß einer Partei, die beiden, besonders aber dem Letzteren, feindlich gegenüber stand, in das Hauptquartier der schlesischen Armee gekommen war, ist hinreichend bekannt; daß seine Stellung dort eine unangenehme war, daß er sich in ihr gedrückt fühlte, gesteht er selbst.

Sein Verhältniß zu Gneisenau blieb stets ein für ihn sehr unbehagliches, und Blücher, dessen naturwüchsige Offenheit bekannt ist, äußerte sich nicht immer sehr anerkennend gegen ihn selbst. Müffling war nicht ohne Selbstgefühl und sehr verletzbar. Da wird seine Gereiztheit allerdings begreiflich, aber wir müßten es darum nicht minder bedauern, wenn sie rückwirkend auf seine Erinnerungen einen nachträglichen Einfluß geübt, und ihm später manches in einem verschobenen Lichte gezeigt hätte. . . . .

Berechtigt ist unstreitig Alles, was im Interesse der unerbittlichen Wahrheit geschieht; selbst dann, wenn es ehrenwerthe Gefühle der Pietät verletzt — oder wenn es gefeierte Persönlichkeiten, die man gern unbedingt verehren möchte, in einem weniger günstigen Lichte erscheinen läßt; der Irrthum aber — und die Selbsttäuschung — haben auf dem Gebiete der Geschichte keine Ansprüche auf Nachsicht; und auf irrthümliche Angaben, denen Selbsttäuschung zum

Grunde liegt, stoßen wir allerdings bei jedem Schritte, in dem, was uns Müffling aus seinem Leben mittheilt. Er hat sich offenbar, als er diese Denkwürdigkeiten niederschrieb, zu sehr und zu ausschließlich auf sein Gedächtniß verlassen; zu wenig zu Rathe gezogen, was ihm an Aktenstücken und Briefen so leicht zu Gebote stand und seine Erinnerungen auffrischen konnte.

Es kann hier nicht die Absicht sein, das ganze Werk zu zergliedern: wohl aber müssen wir auf einige besonders merkwürdige Punkte verweisen, um darauf aufmerksam zu machen, welche Vorsicht dem geboten ist, der Müffling's Mittheilungen als Quelle für die Geschichte benutzen will."

Die Schrift Clausewitz's über den Feldzug von 1815 fand einen Gegner in dem Herzoge von Wellington, der im Jahre 1842 die in derselben enthaltene Kritik zu widerlegen suchte, ein Versuch, der aber nothwendig mißlingen mußte, weil Wellington den eigentlichen Zweck des Krieges, auf dessen Erreichung es vor Allem ankam: die Vernichtung der Streitmacht Napoleon's, völlig verkannte. Treffend bemerkt hierüber Theodor von Bernhardi:*)

„Im Kriege, wie im Leben überhaupt, ist Alles auf mannichfache Weise bedingt — und so hatte denn auch in dem besonderen Fall Napoleon nicht so ganz Unrecht, wenn er auf den Besitz von Brüssel, selbst abgesehen von Kampf und Sieg, einen Werth legte, der über das Maß hinausging, welches eine rein objective Auffassung der damaligen Verhältnisse als das richtige anerkennen muß. Natürlich müssen wir voraussetzen, daß er dabei vorzugsweise auf den Eindruck rechnete, den der Verlust der belgischen Hauptstadt in England gemacht hätte.

Daß er, wenn seine Rechnung wirklich vorzugsweise auf diesen Factor Rücksicht nahm, nicht so ganz Unrecht hatte, geht besonders entschieden genug aus einer kleinen Schrift Wellington's hervor, die erst in neuester Zeit bekannt geworden, überhaupt in mehrfacher Weise Licht über die Beweggründe verbreitet, durch welche dieser

* Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831. Thl. I, Beil. XII, S. 536 f.

Feldherr in seinen Maßregeln bestimmt wurde. Im Jahre 1842 niedergeschrieben, ist diese kleine Schrift (Supplementary dispatches X, S. 513—531) eine Widerlegung der kritischen Bemerkungen Clausewitz's in Beziehung auf den Feldzug 1815, und der gereizte Ton, in dem sie gehalten ist, beweist, daß der Herzog sich durch die Kritik seines Gegners empfindlich genug berührt fühlte.

Unter Anderem geht daraus hervor, daß unsere frühere Vermuthung, was die ängstliche Sorgfalt Wellington's für seine rechte Flanke für Flandern betrifft, nicht ungegründet war. Es war dem Herzog wirklich vor Allem darum zu thun, Gent und die Bourbons zu decken und diesen Prinzen womöglich selbst den Rückzug nach Antwerpen zu ersparen. In diesem Sinne spricht er von dem Eindruck, den der Verlust von Brüssel und Gent — „die Flucht" des Königs der Niederlande, die dann nicht zu vermeiden war, — und „die Flucht" Ludwig's XVIII. aus Gent auf die öffentliche Meinung gemacht hätten, um zu folgern, daß solche Ereignisse, wenn nicht um jeden Preis — doch, wenn irgend möglich, vermieden werden mußten.

Clausewitz geht in seiner Kritik von dem Satz aus, daß es in diesem Kriege lediglich darauf ankam, das französische Heer zu zertrümmern, auf welchem Napoleon's Macht als auf ihrer einzigen Stütze beruhte; daß mithin geographische Verhältnisse, der Besitz gewisser strategischer Punkte weniger als sonst in Betracht kommen durften, da eben das französische Heer selbst als das strategische Object aufgefaßt werden mußte. Er folgert daraus, daß man ausschließlich darauf bedacht sein mußte, einen entscheidenden Sieg in offener Feldschlacht herbeizuführen und sicher zu stellen, und daß man nicht nur berechtigt, sondern durch die Umstände ausdrücklich aufgefordert war, selbst an sich wichtige Verbindungen und geographische Punkte nöthigenfalls für den Augenblick aufzugeben, um die beiden verbündeten Armeen in den Niederlanden auf einem Schlachtfelde zu vereinigen und vermöge der Uebermacht, die man auf solche Weise gewann, des Sieges unbedingt gewiß zu sein.

Wellington kann sich in diesen Ideengang nicht finden und meint, er sei allerdings bereit gewesen, eine Schlacht zu wagen, eben um Brüssel, Gent und seine Verbindungen mit Holland und

England zu schützen und zu vertheidigen — dagegen würde er, wenn diese Punkte aufgegeben oder verloren waren, wenn mithin Alles eingebüßt wär, um dessentwillen ein Feldherr veranlaßt sein kann, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, gar keinen Grund mehr gehabt haben, sich auf das Wagniß eines entscheidenden Kampfes einzulassen. — Wenn er erst Brüssel und Gent aufgegeben hätte, um sich zu einer Hauptschlacht mit den Preußen zu vereinigen, dann hätte, meint er, der Sieg auch weiter gar keine Folgen haben können, als ihn wieder in Besitz der eben preisgegebenen Punkte zu setzen, und weiter konnte sich nichts daraus ergeben.

Zu einem klaren Verständnisse dessen, was ein Sieg an sich und durch sich selbst allein, ohne Nebenbeziehungen bedeutet, vermochte sich also auch Wellington nicht zu erheben. Napoleons Feldzüge hatten ihn darüber nicht belehrt, und deshalb blieb ihm auch Clausewitzens Kritik unverständlich."

Die Schrift Clausewitz's über den Feldzug von 1815, in der wir unter so vielem Trefflichen besonders die schöne Stelle über die Aufgabe der Kritik, die Bemerkungen über Blücher, den Tadel über Napoleons Verhalten in der Schlacht bei Belle-Alliance, die Schilderung der großartigen Erfolge des errungenen Sieges hervorheben,*) wird durch ihre scharfe und gründliche Kritik immer eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen Schriften über diesen eben so kurzen als entscheidenden Feldzug behaupten. J. v. Hardegg, der in seinen Vorlesungen ebenfalls die Schlacht bei Belle-Alliance mit Berücksichtigung aller später erschienenen Hülfsmittel eingehend behandelt, sagt von der Schrift Clausewitz's:**) „eine Darstellung von seltener Schärfe und Kritik und leicht verständlicher Fassung. Der Verfasser selbst bedauert, daß ihm zuweilen die nöthigen Daten gefehlt, ein Mangel, der sich jedoch kaum fühlbar macht."

Der Inhalt des neunten und zehnten Bandes, welche vom Grafen Karl v. d. Gröben herausgegeben wurden, ist oben bereits angegeben worden. Beide Bände behandeln Kriegsbegebenheiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts mit demselben kritischen Geiste, welchen wir in den Schriften über die späteren Kriege be-

* Bd. VII., S. 94, 113, 166, 187.
** Bd. III., S. 122.

wundern, und enthalten sehr lehrreiche strategische Beleuchtungen der Feldzüge Gustav Adolf's, Turenne's, dessen geistige Ueberlegenheit über Montecuculi nachgewiesen wird, Johann Sobiesky's; dessen Feldherrngröße Clausewitz mit den glänzendsten Farben schildert, Münich's, der in seinen Türkenkriegen (1736 bis 1739) mit viel größeren Mitteln und bei ungleich geringeren Schwierigkeiten viel Geringeres leistete als Sobiesky, endlich Friedrichs des Großen, dessen Feldzüge mit besonderer Vorliebe und mit der durch die genaue Terrainkenntniß des Verfassers bedingten Anschaulichkeit dargestellt werden. Gröben, auf dessen dem neunten Bande vorausgehende Vorrede hinsichtlich des genaueren Inhalts der beiden Bände wir verweisen, macht bei der Darstellung der Feldzüge Gustav Adolf's, welche zu den Jugendarbeiten Clausewitz's gehört, auf die Bewunderung aufmerksam, mit welcher dieser von der Charakterstärke der damaligen Kriegführer und von jenem dreißigjährigen Ausharren bei dem mannichfachen Wechsel des Waffenglückes erfüllt ist. „Dieser muthvolle Geist des Zeitalters“, sagt Clausewitz, „ist gewiß mehr werth als die Afterkunst späterer Kriege. Weit entfernt, mit einigen neueren Schriftstellern zu glauben, der dreißigjährige Krieg habe nur so lange gedauert, weil die Generale nicht verstanden, ihn zu beendigen, sind wir vielmehr überzeugt, daß die neueren Kriege nur so schnell beendigt sind, weil es an Muth gefehlthat, sich bis auf's Aeußerste zu wehren.“ Dieser Ueberzeugung, welche Clausewitz lange vor den Jahren 1812—15 niederschrieb, daß es im Kriege vor Allem auf den Entschluß ankomme, sich bis auf's Aeußerste zu wehren, ist er selbst, wie Gröben bemerkt, in der Prüfungszeit unter schweren Opfern unerschütterlich treu geblieben.

Bei der Darstellung des Feldzugs einer preußischen Armee unter Anführung des Herzogs von Braunschweig gegen Holland im Jahre 1787 zeigt Clausewitz sein ausgezeichnetes Talent, an das Unscheinbare die wichtigsten Lehrsätze der Kriegskunst anzuknüpfen, und wie seine bekannte Ansicht von der Stärke der Vertheidigung hier eine locale Anwendung findet, so tritt der von ihm entworfene Angriffsplan im Gegensatze zu dem des Herzogs von Braunschweig um so bedeutender hervor, als er auch die großen politischen Verhältnisse in seine Berechnung hineingezogen hat.*) Der Feldzug

* Gröben, Vorrede.

von 1787 hat in neuester Zeit eine sehr gründliche Bearbeitung erfahren durch Th. Freiherr von Troschke,*) welcher über ein weit reicheres Quellenmaterial verfügte als Clausewitz und zahlreiche Einzelheiten, welche dieser, um das strategische Skelett des Feldzuges zu geben, ausscheiden mußte, der Vergessenheit entrissen hat. Indem er die Vorzüge der von Clausewitz gegebenen „bewunderungswürdigen Analyse“ dieses Feldzuges und das Verhältniß seiner eigenen Arbeit zu dem Erzeugnisse „eines so hervorragenden Geistes“ und eines „didaktischen Schriftstellers von so eminenter geistiger Größe“ bespricht, läßt er überall dem Verdienste seines Vorgängers auf diesem Gebiete die unbedingteste Anerkennung zu Theil werden.

Das Bruchstück über den Krieg in der Vendee, bei welchem ohne Zweifel Beauchamp**) benutzt wurde, gibt zwar nur in kurzen Umrissen eine Analyse des Feldzuges auf dem linken Loireufer bis zum 19. October 1793, ist aber gleichwohl reich an den scharfsinnigsten Bemerkungen, welche den Leser bedauern lassen, daß auch diese geistvolle Arbeit unvollendet geblieben ist.

Unter den genannten Aufsätzen, welche den Inhalt der beiden letzten Bände bilden, wird von sachkundigen Beurtheilern den Arbeiten über den siebenjährigen Krieg der erste Rang eingeräumt und in diesen vorzugsweise den Abschnitten über die Schlachten bei Zorndorf, Kunnersdorf und Freiberg ein hoher Werth zugesprochen.

Indem wir die Uebersicht über Clausewitz's literarische Thätigkeit schließen, wollen wir noch mit einigen Worten die für ihn übliche Bezeichnung als „Tacitus der Militärliteratur“ berühren. Wir können diese Bezeichnung nur in sehr geringem Maße für zutreffend halten. Die Schweigsamkeit und Sparsamkeit des Ausdruckes, zu welcher der römische Geschichtschreiber sich oft gezwungen sah, weil er sich nicht frei ausdrücken durfte, ist bei Clausewitz nicht zu finden, und man kann von ihm durchaus nicht sagen, daß er seine Gedanken wie Tacitus in Aphorismen und in abspringenden, wenig rhythmischen Sätzen skizzire; noch weniger ist seine Sprache pathetisch

* Der preußische Feldzug in Holland 1787. Mit besonderer Rücksicht auf die Beschaffenheit und Vertheidigungsfähigkeit des Landes. Von Th. Frhr. v. Troschke, General-Lieutenant z. D. (Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1875, 1. und 2. Heft).

** Histoire de la Vendée et des Chouans. 1806.

und tiefsinnig, künstlich und von Manier gefärbt wie die des römischen Geschichtschreibers; sie ist vielmehr einfach und natürlich und man wird nichts von Manier und Absichtlichkeit an ihr bemerken. Man wird in dem Stile der beiden Geschichtschreiber kaum einen anderen gemeinsamen Zug finden als die gedrängte Kürze und Prägnanz des Ausdruckes, durch welche sich beide auszeichnen. Durch die erwähnte Bezeichnung ist mancher, der mit den Schriften Clausewitz's nicht bekannt war, zu der ganz irrthümlichen Ansicht verleitet worden, daß dieselben dunkel und schwerverständlich seien, wie es von vielen Stellen des Tacitus behauptet werden kann. Mit vollem Rechte sagt v. Meerheimb,*) indem er an Goethe's bekannte Worte über Kant erinnert: „Wenn ich einige Seiten in Kant's Schriften lese, ist es mir, als wenn ich in ein hell erleuchtetes Zimmer träte", daß Jeder, der Clausewitz's Schriften lese, ganz den gleichen Eindruck empfangen müsse und bemerkt weiter: „Nichts ist unrichtiger, als das Vorurtheil, er sei schwer zu verstehen. Weil er mit höchster Klarheit dachte, war Alles, was er schrieb, durchsichtig und correct; er ist weit leichter zu verstehen als etwa Rühle von Lilienstern oder Erzherzog Karl."

Folgende Aufsätze Clausewitz's sind noch ungedruckt und befinden sich im Besitze der Familie:

1. Feldzug von 1806 und 1807 in vier Capiteln.
   - Erstes Capitel: Nachrichten über Preußen und seine große Katastrophe. Einige Blicke auf den Geist im Heere und in der Verwaltung.
   - Zweites Capitel: Charakteristiken von sechzehn Persönlichkeiten.
   - Drittes Capitel: Ursachen und Vorbereitungen zum Kriege.
   - Viertes Capitel: Der Feldzug von 1807.
2. Memoiren zu 1806.
3. Ueber Preußens Kriegstheater am Rhein.

*) A. a. O. S. 17.

4. Deutsche Streitkräfte.
5. Unsere Kriegsverfassung.
6. Historische und politische Betrachtungen.
7. Ueber einen künftigen Krieg mit Rußland.
8. Ueber ein Tauschproject einiger Provinzen.
9. Ueber die militärischen Rücksichten bei Anlegung von Straßen.
10. Westliches Kriegstheater, Niederrhein, spezielle Recognoscirung der Gebirgsgegend zwischen Murlebach und Prüm.
11. Bericht über die Reise zwischen Rhein, Ruhr und Lahn.
12. Metrik.
13. Bemerkungen, Einfälle u. s. w.
14. Ueber den Begriff des körperlich Schönen.
15. Architektonische Rhapsodieen.
16. Reglements.
17. Manöverberichte.
18. Ueber die organische Eintheilung der Streitkräfte.
19. Revision der Kriegsschule (Militär-Akademie).
20. Taktische Rhapsodieen.
21. Meine Vorlesungen über den kleinen Krieg, gehalten auf der Kriegsschule (Militär-Akademie) 1810—1811.

Alle diese Manuscripte sind eigenhändig von Clausewitz geschrieben.

In dem Archive des großen Generalstabes befinden sich von Clausewitz folgende Manuscripte:

1. Nachrichten über Preußen in seiner Katastrophe.
   (Abschrift des oben unter Nr. 1. erwähnten Originalmanuscripts.)
2. Militärische Arbeiten. (Von Clausewitz als junger Offizier gefertigt.)
3. Briefe von Clausewitz über strategische Aufgaben, welche General v. Müffling gestellt hatte.

4. Berichte von Clausewitz aus Posen 1830/31 an General-lieutenant von Krauseneck, Chef des großen Generalstabes der Armee.

5. Arbeiten von Clausewitz (Prüfungsaufgaben 1803).

Was die unter Nr. 3 aufgeführten Briefe betrifft, so hat von Meerheimb,*) wie wir bereits oben bemerkten, aus einem derselben, den Clausewitz im Jahre 1827 an den damaligen Major Karl von Rödder schrieb, Mittheilungen gemacht, welche von großem Interesse sind, da Clausewitz in diesem Briefe die Grundideen seiner Werke in Beziehung auf einen bestimmten strategischen Fall mit größter Klarheit und Präcision entwickelt.

Das werthvollste aller dieser Manuscripte dürfte wohl das über den Feldzug von 1806 und 1807 sein, welches, wie man schon aus der oben von uns mitgetheilten Inhaltsangabe ersieht, leider Fragment geblieben ist.

Müffling**) bemerkt über dieses wichtige Manuscript: „In der Verlassenschaft des Generals v. Clausewitz fand sich eine Darstellung der Campagne des Jahres 1806, völlig der Wahrheit gemäß und geistreich aufgefaßt, indeß nicht ohne eine so scharfe Kritik, daß sie in Bitterkeit überging. Zur Zeit seines Todes lebte noch eine Zahl der von ihm heftig getadelten Männer und es wurde für angemessen gehalten, die Veröffentlichung zu vertagen. Nach dem Ableben des Königs Friedrich Wilhelm's III. kann und wird es hoffentlich im Druck erscheinen.“

General von Höpfner hat in seinem ausgezeichneten Werke über den Krieg von 1806 und 1807***) das Manuscript vielfach benutzt, namentlich bei der von ihm gegebenen Charakteristik der in jenem Kriege auftretenden, hervorragenden Persönlichkeiten.†) — Er sagt

* A. a. O. S. 27. ff.

** „Aus meinem Leben“, S. 20, Anm. 2.

*** „Der Krieg von 1806 und 1807.“ Von Eduard von Höpfner. Berlin, 1850.

† Thl. I., Bd. I., S. 150—155, wo elf dieser Charakteristiken, aber in viel kürzerer Fassung als bei Clausewitz vorkommen.

hierüber:*) „Es muß hier vorzugsweise die Charakteristik jener Persönlichkeiten benutzt werden, welche der verewigte General Clausewitz in seinem über den Feldzug von 1806 hinterlassenen Manuscripte gegeben hat, da der General, als Adjutant des Prinzen August von Preußen, Gelegenheit hatte, mit allen bedeutenden Militärs jener Zeit persönlich in Berührung zu kommen, und zugleich die Gabe der Menschenkenntniß in hohem Grade besaß“, und bei der Angabe der für sein Werk benutzten Quellen bemerkt er:**) „Außerdem hat der Verfasser aber auch das hinterlassene Manuscript des verewigten Generals Clausewitz vielfältig benutzt, und wenn der Leser, der dieses Manuscript eingesehen hat, hier oder da auf ihm bereits bekannte Ideen stößt, so glaubt der Verfasser, daß ihm dadurch kein Nachtheil erwachsen sei, da ein schlagenderes Räsonnement nicht füglich gegeben werden konnte.“

Oberst von Meerheimb hat die große Wichtigkeit des Manuscripts für die Geschichtforschung in verdientem Maße hervorgehoben und einige kurze Auszüge aus demselben mitgetheilt. Er bemerkt über dasselbe:***) „Aus Höpfner's Geschichte des Feldzugs von 1806 ist Clausewitz's Manuscript über denselben Krieg bekannt. Höpfner hat es vielfach benutzt und namentlich einzelne der trefflichen Charakterschilderungen gegeben. Aber keineswegs ist damit dessen Werth erschöpft; es durfte damals vielleicht wegen der einschneidenden Schärfe der Kritik nicht gedruckt werden; heute, nach den längst verbreiteten Schriften von Höpfner, Häusser und Gervinus liegt kein Grund vor, eine so werthvolle Quelle der geschichtlichen Forschung im Staube der Archive verschüttet zu lassen.“

Den werthvollsten und anziehendsten Theil des Manuscripts bildet unstreitig das zweite Capitel, in welchem folgende Persönlichkeiten von Clausewitz mit gewohnter Meisterschaft charakterisirt werden:

1. Herzog Karl von Braunschweig.
2. Feldmarschall v. Möllendorf.
3. General v. Rüchel.

* S. 149, Anm. 1.
** Vorrede zum I. Theil, S. VI.
*** A. a. O. S. 24.

4. General (Friedrich Wilhelm) v. Zastrow.
5. Major v. Kleist (der nachherige Feldmarschall Kleist von Nollendorf).
6. Fürst von Hohenlohe.
7. Prinz Louis von Preußen.
8. Generallieutenant Graf v. Schmettau.
9. Generallieutenant v. Geusau.
10. Die Obersten v. Phull, v. Massenbach und v. Scharnhorst (als Häupter des Generalstabes), von welchen jedoch nur Massenbach ausführlicher charakterisirt wird.
11. General der Infanterie v. Kleist (der Commandant von Magdeburg).
12. Generallieutenant Graf v. Wartensleben.
13. General v. Grawert.
14. Graf Haugwitz.
15. Cabinetsrath Lombard.
16. Geheimer Cabinetsrath Beyme.

Hier hat Clausewitz die Charakteristiken abgebrochen und ist in der Folge nicht zur Fortsetzung derselben gelangt. Auf Beyme sollte der Minister Graf Schulenburg-Kehnert folgen, mit dessen Namen das Capitel abbricht.

Da uns der Raum nur die Mittheilung einer Probe aus diesen Charakteristiken gestattet, so wählen wir dazu die des Prinzen Ludwig Ferdinand, ohne derselben dadurch einen Vorzug vor den übrigen gleich vortrefflichen Schilderungen einräumen zu wollen:

„Prinz Louis von Preußen. Er war der Preußische Alcibiades. Die etwas wüsten Sitten hatten den Kopf nie zur Reife kommen lassen. Gleichsam als wäre er der erstgeborne Sohn des Mars besaß er einen unermeßlichen Reichthum an Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; und wie gewöhnlich Majoratsherrn, stolz auf ihren Reichthum, das Andere vernachlässigen, so hatte auch er für eine ernstliche Bildung und Entwickelung seines Geistes nicht genug gethan. Die Franzosen nannten ihn un crâne;*) wenn sie damit

* Großsprecher.

einen geistlosen Tollkopf bezeichnen wollten, so war das Urtheil sehr verfehlt. Sein Muth war keine brutale Gleichgültigkeit gegen das Leben, sondern ein wahres Bedürfniß nach Größe, ein wirklicher Heroismus. Er liebte das Leben und genoß es nur zu sehr, aber die Gefahr war ihm zugleich ein Lebensbedürfniß. Sie war seine Jugendgespielin; konnte er sie nicht im Kriege aufsuchen, so ging er ihr nach auf der Jagd, bei großen Revueen auf tollen Pferden u. s. w. Er war in hohem Grade geistreich, von feiner Lebensbildung, voll Witz, Belesenheit und Talenten mancher Art, unter anderen für die Musik, denn er konnte auf dem Klaviere für einen Virtuosen gelten.

Er war einige dreißig Jahre alt, groß, schlank und schön gebaut, hatte feine und edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, kleine blaue Augen von einem dreisten Blick, lebhafte Farbe, blondes gelocktes Haar. Er hatte eine vornehme Haltung, einen festen Gang und eine Art, Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, wie dem Prinzen und dem verwegenen Soldaten geziemt.

Ein ungezügelter Lebensgenuß hatte in seine edlen Züge Spuren einer frühzeitigen Zerstörung getragen, doch war darin nichts von gemeiner Sinnlichkeit zu finden, und sein Ausdruck war nicht, wie man glauben könnte, der eines vornehmen Wüstlings, weil sich in ihm zu viel große Ideen regten und das innere Bedürfniß nach Ruhm und Größe wie ein veredelnder Schein in sein Aeußeres trat.

Geboren mit so herrlichen Eigenschaften und in großen Verhältnissen, hätte er nothwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen hätte, oder wenn mehr Ernst des Charakters, weniger unbekümmerte Sorglosigkeit ihm im Frieden ein nachhaltiges Betrachten und Prüfen der großen Lebensverhältnisse gestattet hätte.

Er war nicht, wie die meisten Männer, die wir hier zu schildern haben, unbekannt geblieben mit den Erscheinungen der neueren Zeit in Kriegs- und Verwaltungswesen; er hing nicht mit blindem Köhlerglauben an der Ueberzeugung, daß das Preußenthum sich nothwendig über Alles erheben müsse und daß der Preußischen Taktik nichts widerstehen könne. Die großen Ereignisse der Welt beschäftigten ihn

lebhaft; die neuen Ideen und Erscheinungen, von seinem lebhaften Geiste angezogen, rauschten durch seinen Kopf; er spottete der Kleinlichkeit und Pedanterie, mit der man Großes thun wollte; er suchte den Umgang dee ausgezeichnetsten Köpfe aller Fächer; aber — es war in seinem Leben keine Stunde ernsten, ruhigen, selbstthätigen Nachdenkens, und folglich auch in seinem Inneren kein eigener, kerniger, gesunder Gedanke, keine zum consequenten Handeln führende abgeschlossene Ueberzeugung.

Der Umgang mit den ausgezeichnetsten Köpfen schadete ihm mehr als er ihm half; denn er schöpfte ihre Ideen von der Oberfläche ab und nährte seinen Geist damit, ohne je selbst eine zu erzeugen. Das überwiegende Gefühl des Muthes gab ihm dabei eine falsche Sicherheit. So kam es denn, daß er auch über den Krieg wie über andere Dinge keine klaren Vorstellungen hatte, daß die Art, wie er jetzt geführt werden müsse, ihm demnach fremd geblieben war, und daß er, als es zum Handeln kam, bei Saalfeld am Ende nichts Besseres zu thun wußte, als was ihm die Revue-Plätze von Berlin, Potsdam und Magdeburg gelehrt hatten. Wie zu erwarten war, schlug er dabei die Wirkungen *seines* Muthes zu hoch an; er wollte das Unmögliche. Er erlag der eisernen Nothwendigkeit, weil er nicht mit dem Verstande, sondern bloß mit dem Herzen hatte widerstehen wollen. Er fand den Tod, weil er wie Talbot von der Erde, die zum Schlachtfelde diente, wie von seinem Schilde nicht lassen wollte — und dies ist der letzte und unumstößliche Beweis seiner gerechten Ansprüche auf Ruhm und Größe. Schon im Revolutionskriege, obgleich kaum zwanzig Jahre alt, hatte Prinz Louis als General an der Spitze einer Brigade mit Auszeichnung gefochten, und wenn er damals nicht viel mehr geleistet hat, so lag es nur an dem Daunisch-Lascy'schen Präcautionssysteme, in welchem der Krieg, und in der philisterhaften Art, mit welcher alles Uebrige geführt wurde. Wenn man es verstanden hätte, die natürlichen Kräfte dieses jungen Löwen geschickt zu gebrauchen, so würde schon damals der Staat einen hohen Nutzen daraus gezogen haben, und die drei Jahre würden hinreichend gewesen sein, für das übrige Leben dieses Prinzen einen guten Grund zu legen. Jung, schön, General, Prinz, Neffe Friedrichs des Großen, ausgezeichnet durch verwegenen Muth in

Gefahren und durch Uebermuth in den Lebensgenüssen, mußte er bald der Abgott der Soldaten und der jüngeren Offiziere werden — aber die alten, vorsichtigen Herrn mit langen Westenschößen schüttelten bedenklich den Kopf über so einen jungen Herrn und meinten, ehe diese üppigen Kräfte sich nicht in die Kamaschen-Ordnung des Liniendienstes gehörig fügten, sei mit ihnen nichts aufzustellen. Der Prinz suchte sich in Frankfurt für die Pedanterieen zu entschädigen, in die man ihn bei der Armee hatte gefangen halten wollen; und so öffnete sich die Kraft einen Ausweg am Spieltische und im gesteigerten Genusse gesellschaftlicher Freuden.

Nach dem Kriege stand er als Generallieutenant mit seinem Regimente in Magdeburg, ohne irgend ein anderes Commando oder Geschäft zu haben. Eine Infanterie-Inspection hätte ihm von Rechtswegen gebührt; einer Cavalerie-Inspection hätte er mit ausgezeichnetem Nutzen vorstehen können, denn er war einer der kühnsten Reiter der Monarchie — aber alles das wäre gegen den Geist der Geschäftsführung gewesen. Einem etwas wüsten und leichtsinnigen jungen Prinzen konnte man nichts anvertrauen, auch nicht die entfernte Aufsicht, welche ein General-Inspecteur über seine Regimenter führte. Zwar hatte man ihm im Kriege eine Brigade, also das Leben von Tausenden anvertraut, aber dabei dachten sich die Leute nicht viel mehr, als daß er dem Treffen-Commandanten in der Schlacht das Commandowort gehörig abzunehmen habe. Ihn mit einem Male zum Cavaleristen zu machen, wäre noch ungewöhnlicher gewesen, und es gab also in der Preußischen Monarchie kein Mittel, einen so ausgezeichneten jungen Prinzen auf irgend eine Art zu gebrauchen oder zu beschäftigen. So lebte er denn sein lustiges Leben fort, machte große Schulden, zerstreute seine Kräfte in lauter Genüssen, hatte mitunter nicht die beste Gesellschaft, ging aber dennoch in diesen Dingen nicht unter, sondern erhob sein Haupt wie ein guter Schwimmer und blieb mit seinem Geiste stets in edleren Regionen, nehmlich stets angezogen von den großen Angelegenheiten des Staates und Vaterlandes und immer dürstend nach Ruhm und Ehre.

Als Frankreich mit dem neunzehnten Jahrhundert anfing, den übrigen europäischen Mächten sein Uebergewicht mit Uebermuth fühlen zu lassen, fing man auch in Preußen an, einzusehen, daß die poli-

tische Rolle, welche die Regierung seit dem Baseler Frieden spielte, weder sehr ehrenvoll noch sehr klug und vorsichtig genannt werden könne. Diese Meinung verstärkte sich mit jedem Jahre und erreichte ihren höchsten Grad im Jahre 1805, als die Oesterreicher an Frankreich den Krieg erklärten.

Prinz Louis gehörte zu denen, welche den Widerstand gegen Frankreich für unerläßlich und einen frühen Widerstand für weiser als einen späten hielten. Sein Ehrgefühl als Preußischer Prinz und als Neffe Friedrichs des Großen, sein ungestümer Muth, selbst sein sorgloser Leichtsinn mußten ihn in dieser Richtung fortstoßen. Wenn ruhigere Menschen von ernsterem Charakter und tieferem Denken derselben Meinung, zum Theil aus besseren Gründen, waren, so hinderte das nicht, daß sie sich mit ihm darin enger verbanden und er gewissermaßen an die Spitze derjenigen Partei kam, welche den Krieg gegen Frankreich für die nothwendigste Politik hielt.

Als die Franzosen im Jahre 1805 bei ihren Bewegungen gegen Oesterreich das Preußische Gebiet in Franken mit Geringschätzung verletzten, stieg diese Meinung bis zur Exaltation. Prinz Louis regte und bewegte sich fleißig in diesem Sinne, aber freilich ohne sonderlichen Plan, und das Resultat war nur, daß er sich der Regierung unbequem machte. Der König liebte ihn ohnehin nicht besonders. Die zügellosen Sitten widerstanden dem Ernste des Königs; er traute ihm einen ebenso unbändigen Ehrgeiz zu, welches natürlich einem Könige immer einiges Bedenken einflößen wird, und die brillanten Eigenschaften erschienen dem zweifelnden Verstande des Königs nicht gediegen genug.

Das Hauptresultat dieser engeren Meinungsvereinigung unter den ausgezeichnetsten Männern der Hauptstadt war eine an sich unbedeutende, aber in der Preußischen Geschichte unerhörte Explosion. Die allgemeine Meinung war, daß man das zaghafte System allein dem Minister Haugwitz und den Cabinetsräthen Beyme und Lombard zu verdanken habe. Prinz Louis und seine politischen Glaubensgenossen faßten daher den Entschluß, den König durch ein politisches Memoire zu bewegen, diese drei Männer zu entlassen und sich gegen Frankreich zu erklären. Es war wohl darauf gerechnet, wie in solchen Fällen immer geschieht, daß mehr das Gewicht der Unterschriften als der

Gründe den König bewegen sollte, sein Ministerium und seine Politik, wenn man beides so nennen kann, zu ändern. Das Memoire wurde von dem berühmten Geschichtschreiber Johannes von Müller, der viel mit dem Prinzen Louis verkehrte, verfaßt, und unterzeichnet von den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, dem Schwager des Königs, Prinzen von Oranien, dem Prinzen Louis, seinem Bruder, dem Prinzen August, dem General Rüchel (der übrigens nicht in Berlin, sondern schon bei der Armee war), dem General Grafen Schmettau, dem Minister Baron vom Stein und den Obersten Phull und Scharnhorst. Der König nahm, wie sich erwarten ließ, diesen Schritt sehr übel, schalt einzelne der Unterzeichner tüchtig aus, schickte den Prinzen sofort zur Armee und ließ das Memoire unbeantwortet.

Dieser Vorfall war nicht gemacht, den König mehr für den Prinzen Louis zu gewinnen. Dieser reiste zur Armee und übernahm den Befehl über die Vorhut des unter dem Fürsten Hohenlohe stehenden aus Schlesien anrückenden Heeres."

Berichtigungen und Nachträge.

Im ersten Bande:

S. 22 Z. 2 v. o. st.: den rothen Adler-Orden 4. Classe am schwarzen Bande l.: den rothen Adler-Orden 4. Classe mit Schwertern.

S. 54 Z. 16 v. u. st.: Vereinigung l.: Vertheidigung.

S. 180. Anm. 4. Der Vorname der Frau von Berg, der Biographin der Königin Luise, war Caroline (Gleim nannte sie seine Santa Carolina). Sie war eine begeisterte Verehrerin Jean Paul's, dem sie bei seiner Anwesenheit in Berlin versicherte, daß er keine bessere Freundin habe und keine Seele, die inniger ihm angehöre als die ihrige. Jean Paul nennt Frau von Berg „eine geistige Amazone, deren Seele nicht nur empfinden, sondern auch handeln und das Schicksal nicht nur mit Nerven, sondern auch mit Muskeln empfangen kann."

S. 195 Z. 8 v. u. Die hier erwähnte Friederike war Hofdame bei der Prinzessin Ferdinand. Vgl. S. 213 Z. 8 v. u. und Anm. und S. 308 Z. 9 v. u. und Anm.

S. 308, Brief 5. Der längere Zeitraum zwischen diesem und dem vorhergehenden Briefe erklärt sich dadurch, daß Clausewitz inzwischen seine Braut in Berlin besucht hatte.

S. 410 Z. 15 v. o. st. das Großherzogthum Berg l.: einen Theil des Großherzogthums Berg.

S. 505 Z. 11 v. u. st. mir Dir l.: mit Dir.

S. 512 Z. 1 v. o. „unsere guten Russen." Hier sind die russischen Pferde gemeint. Vgl. den Brief v. 13. April, S. 510.

Im zweiten Bande:

S. 172 in der Inhaltsangabe Z. 4 v. o. st. O'Etzell l.: O'Etzel.

S. 181 Z. 1 v. u. Der Geh. Regierungsrath a. D. Dr. Georg Bärsch starb in Coblenz am 7. Januar 1866.

S. 199 Z. 6 v. u. st. vielleicht l.: ohne Zweifel.

S. 225 Z. 8 v. u. st. bestilirt l.: bastillirt d. h. in die Bastille gesperrt, wie sich aus dem Zusammenhange ergibt. Uebrigens kommt das Wort bastiller

in der französischen Sprache (abgesehen von der als technischer Ausdruck bekannten Participialform bastillé, bastillée d. h. mit Zinnen versehen) nicht vor, obgleich es für jeden Franzosen verständlich ist, und hat Clausewitz das Wort „bastilliren" nach naheliegenden Analogieen wahrscheinlich selbst gebildet.

S. 446 und 456. In den vom Grafen Bernstorff verfaßten Epitaphien und der Grabschrift werden Clausewitz die drei Vornamen: Carl Philipp Gottfried gegeben; dagegen ist er im Taufregister seiner Vaterstadt Burg mit den Vornamen Carl Philipp Gottlieb eingetragen und mit diesen erscheint er auch in dem aus amtlichen Quellen geflossenen Werke v. Schöning's „die Generale" S. 269. Ob Gottfried oder Gottlieb der dritte Vorname gewesen sei, läßt sich aus den amtlichen Documenten, welche wir eingesehen haben, nicht entscheiden, da er in denselben nur mit dem Vornamen Carl oder nur mit der Dienstcharge bezeichnet wird. Das Kirchenbuch dürfte hier maßgebend, mithin Gottlieb der dritte Vorname sein.

S. 506. Anm. Z. 2 v. u. st. neu l.: nur.

Berlin.
W. Moeser Hofbuchdruckerei
Stallschreiber-Str. 34. 35.



